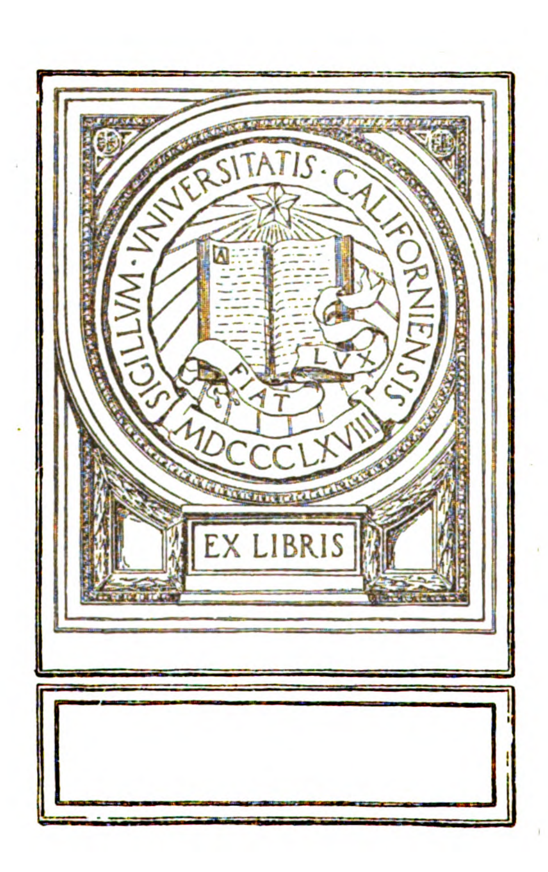
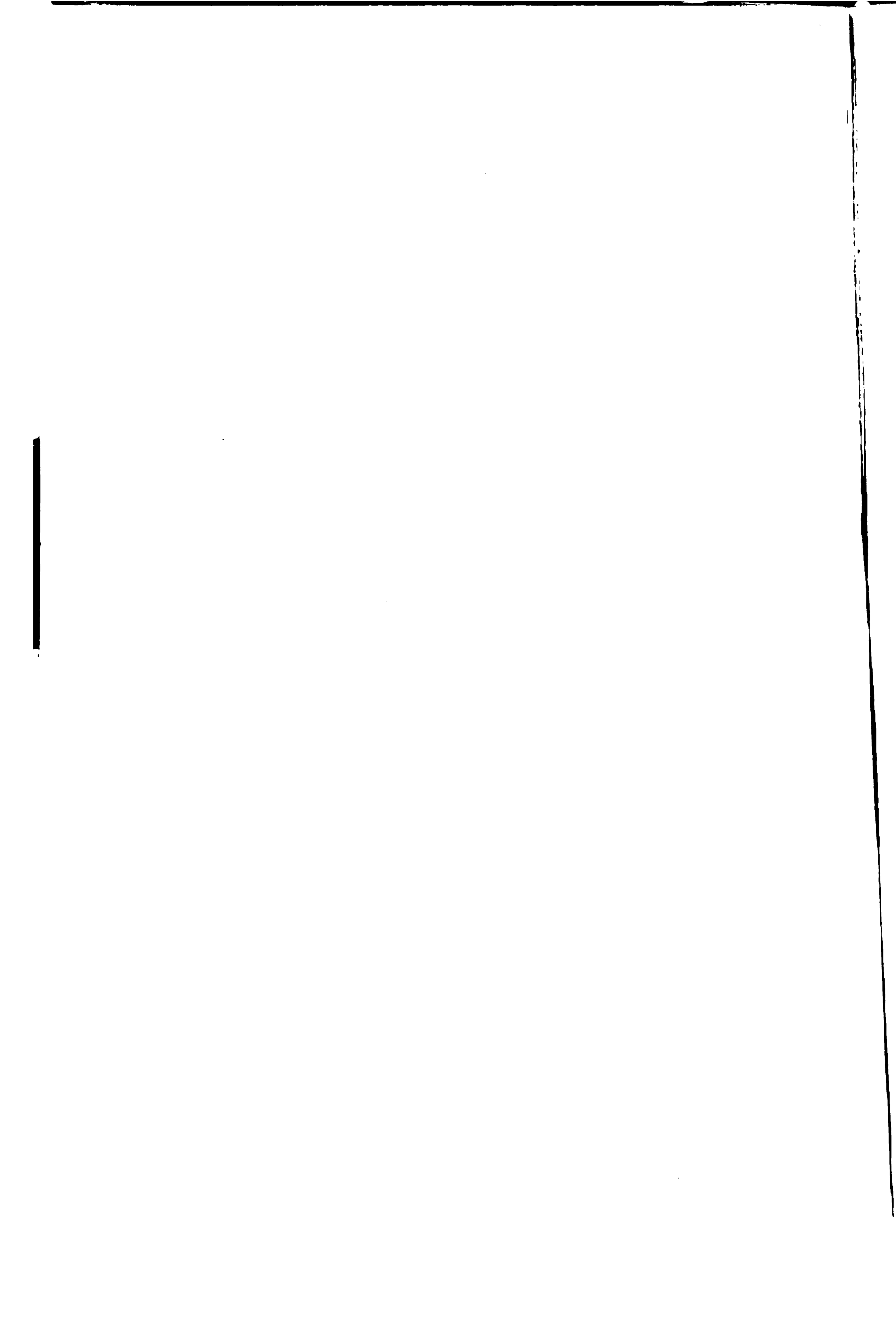





SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER

INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

VON

REDIGIERT VON

Dr. MAX MARCUSE, BERLIN

XI. BAND — APRIL 1924 — 1. HEFT



BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Der Abonnementspreis beträgt vom 1. April ab **vierteljährlich**

3.— Goldmark.

(Friedenspreis 4.— Mk.) und ist unaufgefordert auf das Postscheckkonto Dr. jur. Albert Ahn in Bonn Nr. 8032 Köln einzuzahlen.

Der Auslandspreis beträgt vierteljährlich 0.75 Dollar.

A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn
(Dr. jur. Albert Ahn).

Zeitschrift
für
Sexualwissenschaft

Begründet von

Prof. Dr. A. Eulenburg und **Dr. Iwan Bloch**

herausgegeben im Auftrage der

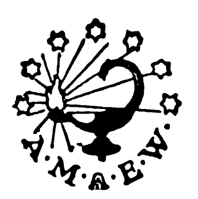
Internationalen Gesellschaft für Sexualforschung.

Redigiert von

Dr. Max Marcuse, Berlin

Band XI

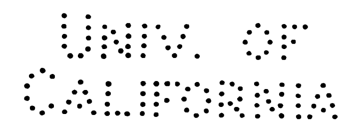
April 1924 bis März 1925



A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Made in Germany.

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.



Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

XI. Band April 1924 1. Heft

Über Generationsrhythmen in der menschlichen Vererbung.

Von Dr. med. Karl Nissen
in Berlin-Steglitz.

Schon seit Menschengedenken beschäftigen sich Forscher mit dem Problem der regelmäßigen Wiederkehr bestimmter Ereignisse und Analoga im Weltengeschehen. Burdach berichtet in seiner Physiologie [1]) (2. Aufl. 1838), III. S. 649, über derartige Aufzeichnungen in den Schicksalsbüchern der Etrusker, aus den Schriften Solons, Hippokratis u. a. So spinnt sich der Faden dieses Gedankens durch alle Zeitalter hindurch, um immer wieder neu aufgenommen zu werden. In den letzten Jahren lassen Fließ, Swoboda, Kammerer u. a. diese Frage von verschiedenen Gesichtspunkten erneut aufleben. Große Arbeit wird mit großer Begeisterung auf diesem Gebiete geleistet. Swoboda trägt in seinem Werke „Das Siebenjahr“ [2]) eine reiche Fülle von Material zusammen, in dem er die Bedeutung der 7-Zahl für Menschen und Tiere an Hand der Familiengeschichte großer Kreise zu beweisen sucht. Man ist erstaunt über den Umfang des Materials, das hier vereint ist. Der Wiener Biologe Kammerer versuchte dann nach langjährigem Studium über die Wiederkehr bestimmter Ereignisse eine eingehende Bearbeitung dieser Frage, wobei er sich nicht auf das Gebiet der Biologie beschränkte, sondern dieses Problem im Lichte aller Disziplinen beleuchtete. Sein Werk [3]) „Das Gesetz der Serie“ ist ein Beweis der Vielseitigkeit des Autors und des von ihm behandelten Problems. Aber so weitgehend auch alle Beweisführungen bisher waren, so konnten sie dennoch nicht den Anforderungen der Wissenschaft gerecht werden [4]).

Der auf dem Gebiete der Konstitutions- und Vererbungslehre bekannte Forscher Hans Günther (Leipzig) hat sich darum in neuester Zeit in seinen Arbeiten auch dem Problem der Wiederholungen bestimmter Vorgänge in der Natur und besonders im menschlichen Leben zugewandt. Im Sommer 1922 berichtete er zum erstenmal in der Medizinischen Gesellschaft zu Leipzig [5]) (Münchn. med. Woch. 1922, S. 1265) über seine Beobachtungen des regelmäßigen Alternierens von gesunden und pathologischen Individuen innerhalb einer Generation mit einem pathologischen Merkmal. Er hatte an einem im Verein mit Ebstein veröffentlichten Albino-Stammbaum feststellen können, daß der Wechsel von kranken und gesunden Individuen immer in einem Intervall von je $2^1/_2$ Jahren auftrat. Dieser

Tatsache schenkte Günther in Zukunft mehr Beachtung und untersuchte das ihm zugängliche Material daraufhin näher. In der Ztschr. f. Konstitutionslehre, Bd. 9, H. 1 [6]) liegt jetzt eine Arbeit von G. vor, die sich eingehender mit diesem Problem befaßt.

Ausgehend von einer Zahlenspekulation Burdachs stellte Günther Berechnungen über die Zahlenbeziehungen der einzelnen Phasen des menschlichen Daseins zueinander an. Ich gebe nur die zum Verständnis des $2^1/_2$ J.-Rhythmus nötigen Zahlen hier wieder.

Bekannt sind allgemein die Zahlenbeziehungen zwischen dem Menstruationsintervall (28 Tage) und der Fötalzeit ($28 . 10^1$ Tage). Nach Burdachs Angaben zieht G. noch die zweite Potenz ($28 . 10^2$) und die dritte Potenz ($28 . 10^3$) in den Kreis seiner Betrachtungen und bezeichnet sie als „Stadium“ und „Lebenszeit“. $28 . 10^3$ ergibt für die Lebenszeit die Dauer von 76,66 Jahren. Die Lebenszeit eingeteilt in drei Generationszeiten (Jugend, Mittelalter, Greisenalter) ergibt für jede Generationszeit die Dauer von 25,5 Jahren. 0,1 Generationszeiten entsprechen somit der Zeit von 2,5 Jahren.

Günther und Swoboda treffen sich in vielen Punkten, aber das große Intervall in Swobodas Zahlenreihen und die mangelnde eindeutige Auffindbarkeit der 7-Zahl werden als unbefriedigend anerkannt. Nun muß auch Günther ein entsprechendes Beweismaterial vorführen können [8]). An dem Fehlen genügend großen Materials krankt zurzeit die ganze Lehre, denn wir benötigen ein umfangreiches Stammbaummaterial, das mit aller Sorgfalt geführt ist und genaue Aufzeichnungen über die einzelnen Personen hinsichtlich Alter (Geb.-Dat.) und abnormer Merkmale enthalten muß. Sehen wir das Material an, das bisher gesammelt worden ist, so sind es zumeist nur Stammbäume, die ursprünglich zu familiengeschichtlichen Zwecken aufgestellt sind. Diese, nur den einen Zweig verfolgend, berichten zwar über Geburts- und evtl. andere wichtige Daten, nichts aber ist über körperliche Eigenschaften gesagt. Auf der anderen Seite haben wir das von den Vererbungsforschern zusammengetragene stattliche Material, in dem wir fast nur die Eintragung der körperlichen Eigenschaften oder Merkmale finden. Zur Erforschung der Frage des Generationsrhythmus kann uns naturgemäß nur eine Vereinigung beider Arten von Aufzeichnungen dienen: also solche Stammbäume, die neben den Daten auch die körperlichen Eigenschaften erwähnen.

Derartiges Material war in deutschen Arbeiten fast gar nicht und in ausländischen spärlich enthalten. Swoboda hat sein Material besonders dem vom Galton-Institut in London herausgegebenen Treasury of human inheritance entnommen, das auch für Günther z. T. die Quelle seines Materials ist.

Meine Arbeit über die Vererbung der Thomsenschen Krankheit [7]) enthält auch Familienmaterial, das den eben erwähnten Ansprüchen nahe kommt. Ich stelle es daher in den Mittelpunkt meiner Arbeit. Noch steckt zwar die ganze Kenntnis von der menschlichen Vererbung in den Kinderschuhen, und namhafte Forscher suchen täglich mehr Licht in das Dunkel zu bringen, wovon uns eine stattliche Literatur Zeugnis gibt. Dennoch wagen wir einen Schritt weiter vorwärts, ausschauend nach einer Gesetzmäßigkeit aller bislang als Zufälligkeiten aufgefaßten Erscheinungen. Das Vorliegen einer Gesetzmäßigkeit ist durch die Betrachtung einer Anzahl von Stammbäumen klar geworden, aber tiefer in die Geheimnisse dieser Gesetzmäßigkeit einzudringen ist noch nicht gelungen. Zwar liegen auch

hierzu manche ansehnliche Versuche vor, wie ich oben zeigte, aber eine Beweisführung erfordert eine Fülle einleuchtender Beispiele und tiefgehender Begründungen des Zustandekommens solcher Gesetzmäßigkeiten. Es wird niemand verlangen, daß mit einem Schlage Licht geschaffen wird, sondern Forschungen langer Jahre werden dazu nötig sein. Heute können wir nur nach Festlegung bestimmter Grundlagen Bausteine zusammentragen, um das Werk errichten zu helfen. Das in meiner oben erwähnten Arbeit enthaltene Material stammt aus meiner eigenen Familie und konnte daher mit möglichster Genauigkeit aufgestellt werden, zumal mir für die Prüfung der ersten Generationen die Vorarbeiten von Dr. Julius Thomsen[10]) (1876) zur Verfügung standen und im übrigen die große Mehrzahl der Mitglieder von mir selbst auf das Vorliegen von Myotonia untersucht werden konnte. Daß aber dennoch einzelne Ungenauigkeiten enthalten sind, die z. B. beim Vorliegen latenter oder leichter Formen unterschlüpfen konnten, ist nicht mit Sicherheit abzuleugnen.

Ich gebe jetzt eine Anzahl der in der Nachkommenschaftstafel[7]) Anl. 2 enthaltenen Familien hier wieder:

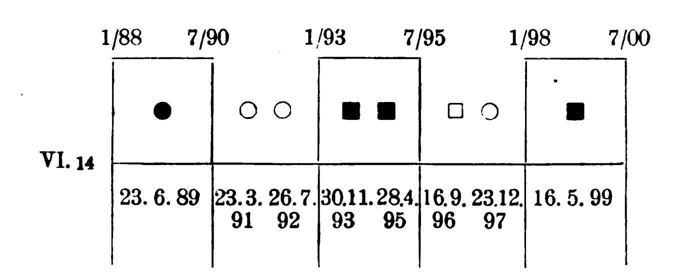


Fig. 1.

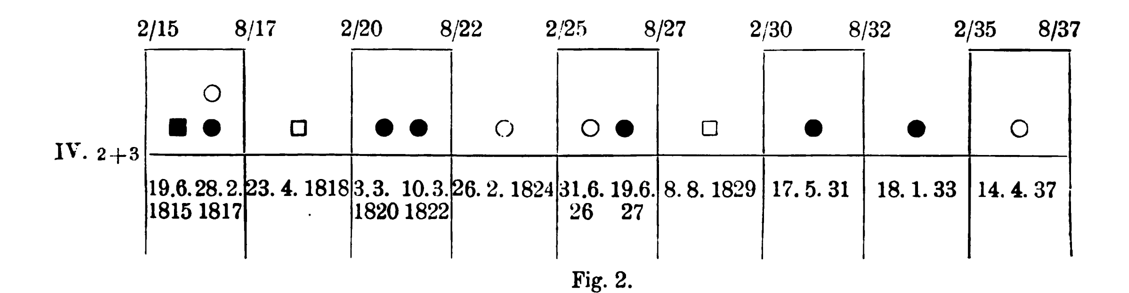


Fig. 2.

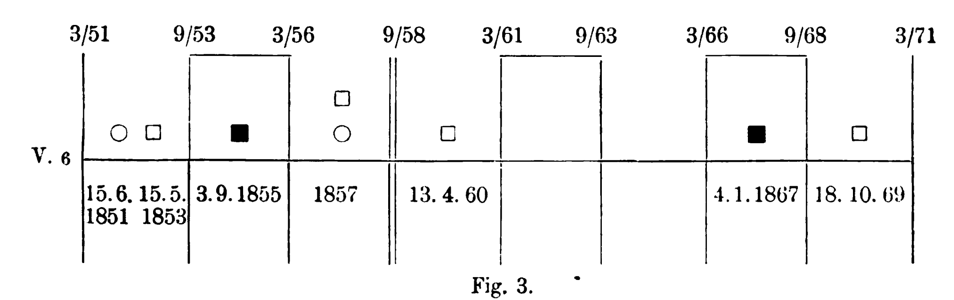


Fig. 3.

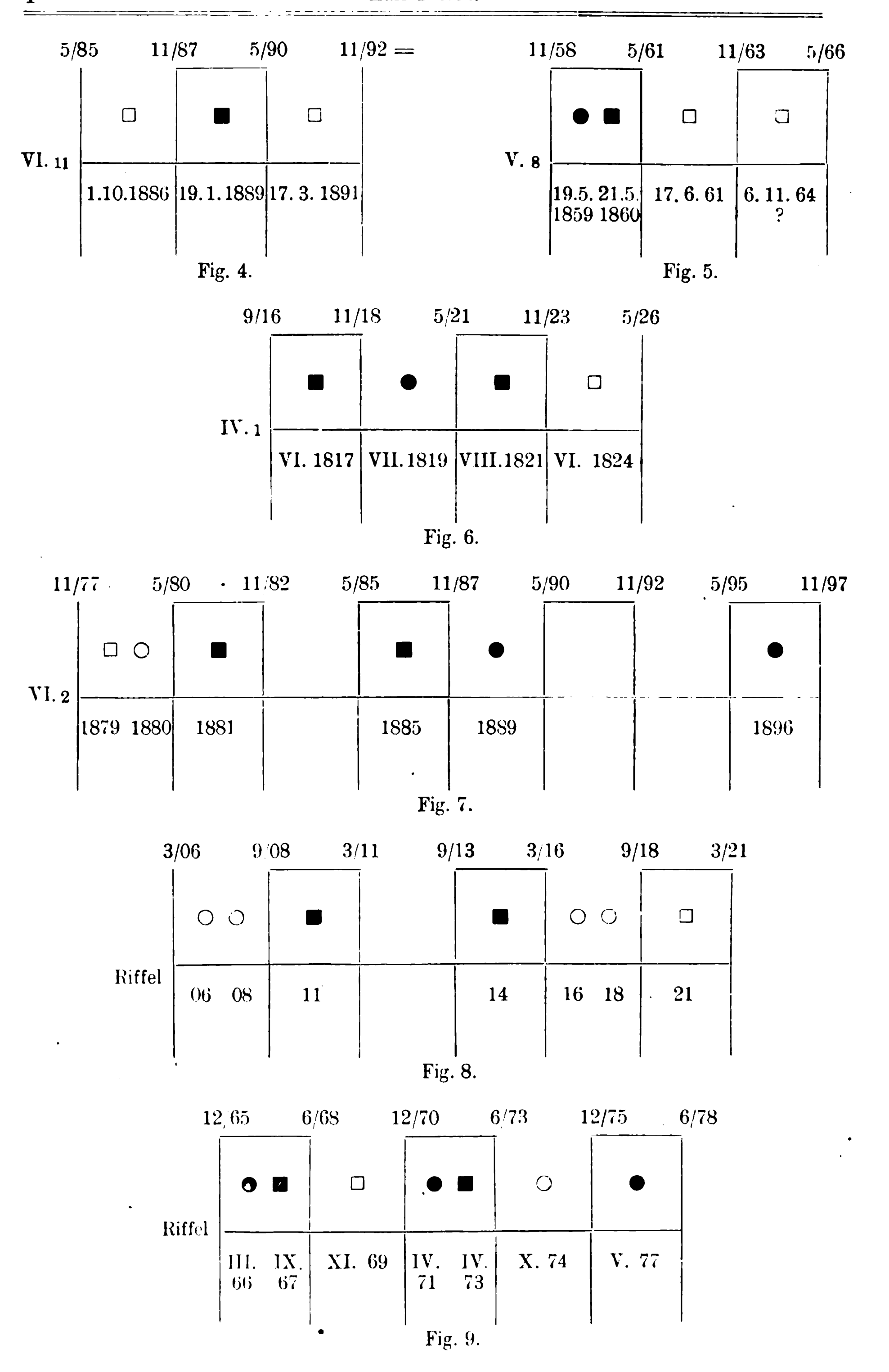


Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Vorstehende graphische Darstellungen über den Vererbungsmodus krankhafter Anlagen zeigen fast überall eine Einordnung in ein bestimmtes System, in einen bestimmten Rhythmus. In Fig. 1, 4, 8, 9 treffen wir den von Günther gefundenen 2½-Jahr-Rhythmus ohne jegliche Störung, und der Gedanke an das Vorliegen einer Gesetzmäßigkeit läßt sich nicht wegleugnen. Die anderen Kurven zeigen uns ebenfalls durch eine Reihe von Perioden oder Intervalle das rhythmische Auftreten gesunder und kranker Individuen. Aber der Rhythmus läßt sich nicht durch die ganze Reihe verfolgen. In Fig. 2 sehen wir eine Rhythmusschwankung und ihr bald folgend eine Rhythmusverschiebung. Im Zeitraum 2/25 bis 8/27 finden wir ○ mit dem Geburtsdatum 31. 6. 26 und daneben ● mit dem Geburtsdatum 19. 6. 27. Nach der Kurve wäre dieser Intervall als „negativ" anzusehen und ein Zusammentreffen von ○ und ● eine Abweichung, eine Schwankung des Rhythmus. Nach einem positiven Intervall folgen dann zwei negative Intervalle 2/30 bis 8/32 bis 2/35 hintereinander. Wenn wir diese Störung zu erklären suchen, werden wir uns vor Augen führen müssen, welche Unregelmäßigkeiten wir bei allgemein bekannten Rhythmen, z. B. den Menstruationsvorgängen finden, wo Schwankungen von Tagen und Wochen nichts Ungewöhnliches sind. Und dennoch halten wir fest an der Tatsache der rhythmischen Wiederkehr der Menstruation. Oder denken wir an die Schwankungen, denen die Zeit des Fötallebens unterworfen ist. Auch hier treffen wir solche Schwankungen von Tagen und Wochen, ja bis Monaten. Günther hat aufbauend auf die Angaben Burdachs über die Zeitrechnung des menschlichen Lebens uns gezeigt, wie diese einzelnen Generationssysteme: Menstruation, Fötalleben und Erdenleben in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen. Um bei Günthers Bezeichnungen zu bleiben, sieht er die Menstruation als Hauptperiode an, die Fötalzeit und das Erdenleben als Oberperioden, da sie ein Vielfaches der Hauptperiode darstellen. Wenn wir nun für die Hauptperiode und sogar für die 1. Oberperiode — das Fötalleben — Rhythmusschwankungen anerkennen, warum sollen wir es dann nicht auch für die 2. Oberperiode: das Erdenleben? Ich habe deshalb gewagt, auch solche Beispiele dieser Arbeit einzufügen, besonders da wir überall in dem regelmäßigen Ablauf der Naturvorgänge Unregelmäßigkeiten anerkennen, wenn sie sich nur immer wieder einregeln lassen. Es kommt noch hinzu, daß am Anfang dieser Reihe Zwillinge mit verschiedenen Anlagen stehen, die als Ursache für solche Unregelmäßigkeiten von Günther besonders erwähnt werden. Dafür bietet uns Fig. 3 ein weiteres Beispiel, wo nach Zwillingen im positiven Intervall ein weiteres positives Intervall folgt. Machen wir, von diesem zweiten positiven Intervall beginnend, eine neue Verteilung der positiven und negativen Intervalle, so sehen wir für die Folgezeit wieder die Einordnung in den Rhythmus. Fig. 4, die die graphische Darstellung der 11. Familien in der VI. Generation meiner Nachkommenschaftstafel ist, zeigt ebenfalls den 2½ Jahr-Rhythmus. (Es ist hier zu bemerken, daß in der Nachkommenschaftstafel [7]) versehentlich eine falsche Stellung der Geschwister erfolgt ist, während die in Fig. 4 wiedergegebene Anordnung der richtigen Reihenfolge entspricht.)

In einzelnen Fällen findet man keine genaue Ursache für die Ungenauigkeit des Rhythmus. Man ist geneigt, manchmal doch latent gebliebene oder ganz leichte Fälle anzunehmen, da sich auch hier der Rhythmus aufdrängt. Ich zeige deshalb Fig. 5, wo im negativen Intervall 11/63 bis 5/66 ein □ mit dem Geburtsdatum 6. XI. 64 auftritt. Ich habe leider keine Gelegenheit gehabt, diesen Fall persönlich zu untersuchen, ob nicht doch Anzeichen der Myotonia vorliegen.

Neben diesen angeführten Beispielen, die sämtlich meiner Arbeit entstammen, habe ich noch einige Beispiele herangezogen aus Riffels Werk: „Schwindsucht und Krebs". (Nach Swoboda „Das Siebenjahr".) Auch diese zeigen den gleichen Rhythmus.

Aber in den Arbeiten der Vererbungsforscher finden wir auch viele Stammbäume, die man mit dem $2^1/_2$ Jahr-Rhythmus nur schwer in Einklang bringen kann. Sicherlich wird man aber auch in weiteren Fällen einen Rhythmus finden, der dem von Günther gefundenen in seiner Einheit oder einem Vielfachen derselben entspricht. Maßgebend für den Rhythmus ist immer der das pathologische Merkmal vererbende Elter, denn es handelt sich nicht um einen Rhythmus, der nur dem weiblichen Geschlecht zukommt, wie sich aus meiner Nachkommenschaftstafel erkennen läßt, wo derselbe Rhythmus auftritt, wenn der Vater der Vererber ist, wie wenn die Mutter Trägerin der krankhaften Anlage ist. Damit wird zugegeben, daß neben dem $2^1/_2$ Jahr-Rhythmus auch Vererbungen in anderem Zahlenrhythmus anerkannt werden. Es soll hier noch betont werden, daß die Feststellung des Generationsrhythmusses durch Günther rein empirisch und nicht spekulativ erfolgte. Die spekulative Richtung moderner Jatromathematiker (Fließ) billigt er dagegen nicht. Wenn er neben den Feststellungen des Rhythmus noch Zahlenbeziehungen zu anderen periodischen Vorgängen erwähnt, so will er damit nur andeuten, daß zwischen einzelnen physiologischen Rhythmen innere Zusammenhänge vermutet werden können.

Was den Wert und Zweck dieses Generationsrhythmus anbelangt, so sei nur noch kurz erwähnt, daß wir mit der Frage nach dem Vorliegen eines Generationsrhythmusses eine Kardinalfrage der ganzen Vererbungsfrage anschneiden, denn wir treten heran an die Arbeiten der Rassebiologen oder Deszendenzhygieniker. Sollte sich ein Rhythmus bewahrheiten, wie wir ihn für manche Ereignisse im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte durch langwährende Forschungen gefunden und anerkannt haben, so ist ihm eine große Bedeutung beizulegen in der Richtung, wie sie schon länger prophezeit wird, daß nämlich an Stelle der Astronomen die Biologen oder besser Bionomen treten werden. Daß bis zu diesem Ziel aber noch sehr weit ist, habe ich bereits in meiner vorher erwähnten Arbeit angedeutet.

Ich schließe meine Betrachtungen mit den Worten Westenhöfers[8]): „Wenn es als Triumph der Menschen gilt, der Natur so viele Geheimnisse abgelauscht, ja sie selbst gebändigt und zur Dienerin des Menschen für seine alltäglichen Bedürfnisse gemacht zu haben, dann wird einst der größte Triumph darin bestehen, durch weise Anwendung der erkannten Naturgesetze das Werden des

Menschen selbst in Bahnen zu lenken, auf denen ein besseres und vollkommeneres Menschtum gedeiht als in unserer Zeit."

Literatur.

1. Burdach: Physiologie, II. Aufl., 1838.
2. Swoboda: „Das Siebenjahr". Wien u. Leipzig 1917.
3. Kammerer: „Das Gesetz der Serie". Stuttgart 1919.
4. Günther: „Referat über 3 in Nat. Wochenschrift 1920".
5. —: „Über Generationsrhythmen". Münchn. med. Wochenschrift 1922, S. 1265.
6. —: „Über Generationsrhythmen". Zeitschr. f. Konstitutionslehre 1923, Bd. 9, H. 1.
7. Nissen: „Thomsensche Krankheit und Mendelsche Vererbungsregeln". Zeitschr. f. klin. Medizin 1923, Bd. 97, H. 1—3.
8. Westenhöfer: „Die Aufgaben der Rassenhygiene im neuen Deutschland". Veröff. d. Med. Verw. Bd. 10, H. 2, 1920. Bln.
9. Ebstein: „Vererbung innerer Krankheiten". Archiv f. Rassen- u. Ges.-Biolog. Bd. 15. H. 1, 1923.
10. Thomsen, J.: Tonische Krämpfe in willkürlich bewegten Muskeln ff. Archiv für Psych. und Nerv. 6, 1876.

Das Geschlechtsleben der russischen Studentinnen.

Von Dr. S. Weißenberg
in Elisabethgrad (Ukraine).

Die höchst interessanten Vorträge während der Pirogowschen ärztlichen Zusammenkünfte von Fawr im Jahre 1904 über das Geschlechtsleben der Charkower Studenten und von Tschlenow im Jahre 1907 über solches der Moskauer Studenten scheinen die Moskauer Studentinnen veranlaßt zu haben, dem längst von diesen Zusammenkünften ausgesprochenen Wunsche entgegenzukommen und eine ähnliche Ermittelung auch unter den Studentinnen durchzuführen. Auf ein entsprechendes Gesuch beauftragte im Jahre 1908 das Präsidium der Pirogowschen Gesellschaft seine Mitglieder Schbankow und Jakowenko, eine Kommission zu bilden behufs allseitiger Untersuchung der mit dem Sexualleben der Studentinnen verbundenen Fragen. Die Kommission, die aus Ärzten, Schriftstellern, Lehrern und Studentinnen bestand, betrachtete ihre Aufgabe als eine sehr ernste und arbeitete dementsprechend einen Fragebogen aus, der in 24 Abteilungen 307 das Gesamtleben berücksichtigende Fragen enthielt. Die damalige Regierung war aber solchen Untersuchungen abhold, und wenn sie schon sexuelle Untersuchungen unter Männern scheel ansah, so erschienen ihr solche unter Frauen als gefährliches, die Gesellschaft zerstörendes Unternehmen, weshalb eines schönen Tages das gesamte Material von der Polizei beschlagnahmt wurde. Es gelang jedoch 324 ausgefüllte Fragebogen zu retten, die erst jetzt bei abgeänderter politischer Situation bearbeitet werden konnten. Die höchst beachtenswerten Resultate jener Enquete teilte Schbankow vor kurzem mit („Wratschebnoje Djelo", 1922, Nr. 10—12, S. 225—234), und ich möchte hier einen Auszug daraus veröffentlichen in der Hoffnung, daß das sexuelle Leben der russischen Studentinnen am Ausgang der „alten Ord-

nung" wohl allgemeines Interesse verdient, um so mehr, als die Enquete einstweilen wohl die einzige ihrer Art ist.

Die zur Bearbeitung gelangten 324 Antworten umfaßten etwa 15 Proz. der damaligen weiblichen Studentenschaft Moskaus. In Beziehung auf das Geschlechtsleben läßt sich diese Zahl in zwei Hauptgruppen einteilen, nämlich in 237 jungfräuliche Mädchen und 87 Frauen, die entweder ehelich oder unehelich geschlechtlich verkehrt haben, was in Folgendem, wo von Mädchen oder Frauen die Rede sein wird, zu berücksichtigen ist. Die Gesamtzahl dagegen wird unter Studentinnen angeführt.

Dem Alter nach standen zwischen

	Mädchen	Frauen
17—20 Jahren	92	11
21—25 "	108	49
26—30 "	21	17
31—35 "	9	10
über 35 "	2	0
nicht angegeben	5	0

Wir haben es somit hauptsächlich zwar mit jungen, in Lebensfragen vielleicht unerfahrenen, aber dennoch geschlechtsreifen Personen zu tun, deren Aussagen Vertrauen verdienen.

Nach der Volkszugehörigkeit waren die meisten Russinnen, und zwar 241 Groß-, 33 Klein- und Weißrussinnen. Das exotische Element (19 Jüdinnen, 11 Polinnen, 7 Deutsche, 5 Kaukasierinnen) war sehr gering vertreten, weshalb es einen die Resultate umstimmenden Einfluß kaum ausüben konnte.

Nach der gesellschaftlichen und Vermögenslage gehörten zwei Drittel der Studentinnen den höheren und mittleren Ständen und nur ein Drittel dem Kleinbürger-, Arbeiter- und Bauernstande an. 110 von ihnen studierten nur 1 Jahr, alle übrigen 2 bis 6 Jahre. Die Hälfte nahm an den Befreiungskämpfen teil, was 48 von ihnen mit Haft büßten.

Dem Gesundheitszustand nach bezeichneten sich 166 als gesund und 144 als krank, wobei meistens über Nervosität geklagt wird. Alkohol wird nur zufällig gebraucht, 140 = 44 Proz. tranken gar nicht und nur 28 gaben an, betrunken gewesen zu sein; 59 wollen eine erregende Wirkung des Alkohols auf den Geschlechtstrieb bemerkt haben, Nur etwa 16 Proz. rauchten und etwa 2 Proz. suchten im Äther- und Morphiumrausch Tröstung.

Was den Einfluß der Familie anbelangt, so brachten 299 ihre Kindheit bei den Eltern und nur 25 bei Verwandten oder Fremden zu. 98 wuchsen ohne jede Erziehung auf, von den übrigen gaben 151 Abgeschlossenheit und Verzärtelung an. In 75 Familien herrschte die Rute, in weiteren 87 andere physische Strafen. Sehr beklagenswert ist, daß nur 130 Studentinnen ihre Beziehungen zur Familie auch fernerhin bewahrt haben. In 33 Familien übten die Eltern den Beischlaf ohne jede Rücksicht auf die Kinder aus, worauf einige Töchter mit Abscheu, andere dagegen mit sexueller Erregung reagierten.

Die Schule hatte keinen Einfluß auf ihre Entwicklung bei 185 und nur 96 wollen ihr eine wohltätige Wirkung zusprechen. Als

Schülerinnen warben um ihre Lehrer 67, dagegen verliebten sich 116 in ihre Lehrerinnen und Freundinnen. Längeres Sitzen, Vorbereitungen zu den Prüfungen, sowie das Verhören hatte bei 32 manchmal geschlechtliche Erregung zur Folge. 129 klagen über demoralisierenden Einfluß der Mitschülerinnen, wobei in 49 Fällen zu mutueller Onanie oder anderen perversen Akten gedrängt wurde. Auf geschlechtliche Aufklärung seitens des Schularztes weisen nur 55 hin.

Der Einfluß von Literatur, Theater, Musik und Tanz bleibt leider aus Raummangel unberücksichtigt; ihre Wirkung deckt sich jedoch im großen und ganzen mit dem Temperament.

Was den eigentlichen Geschlechtsverkehr anbelangt, so hatte ein Drittel schon im Alter von 10—12 Jahren und 39 sogar noch früher einen Begriff davon. Dagegen erfuhren darüber andere verhältnismäßig spät: 56 nach dem 16. und 15 sogar nach dem 18. Lebensjahr.

Das Geschlechtsgefühl trat meistens bedeutend früher als die Geschlechtsreife auf, was auf eine Disharmonie hinweist, deren Ursache noch aufzuklären ist. So empfanden dieses Gefühl 167 vor dem 16. Lebensjahr, darunter 24 vor dem 7., 40 im Alter von 7—9 und 93 zwischen 10—15 Jahren und nur 42 nach dem 18. Lebensjahr. Was die Form des Hervortretens dieses Gefühls anbelangt, so zog es 35 gewaltig zu Knaben und 93 zu erwachsenen Männern hin; 65 hatten das Bedürfnis zu gefallen, 39 wollüstige Träume und 109 bestimmte geschlechtliche Empfindungen.

Das frühe Erwachen des Geschlechtsgefühls schreiben zu: 7 der Verzärtelung, 38 dem Benehmen der Eltern und Geschwister, 22 dem der Wartefrauen und Erzieherinnen, 54 den Freundinnen, 34 dem Werben der Knaben, 24 pornographischen Büchern und Bildern, 7 dem Theater, 25 Straßeneindrücken und 2 körperlicher Züchtigung.

Von einer Geschlechtserziehung ist nur selten die Rede, die diesbezüglichen Erfahrungen sind meistens ganz zufälliger Natur. Nur 40 geben an, von den Eltern planmäßig instruiert worden zu sein, bei 73 ging die Belehrung von den Freundinnen und bei 34 von den Dienstmädchen aus. Die Belehrung bestand 117 mal in der Erklärung des Geschlechtsvorganges als solchen, 10 mal in dem Hinweis auf die Notwendigkeit des Beischlafs, 10 mal wurde Enthaltsamkeit geraten, 13 mal wurden die Schäden der Onanie und 4 mal die der venerischen Krankheiten erklärt. Der Charakter der Aufklärung war ein sehr verschiedener: nur 12 mal streng wissenschaftlich, 26 mal aber sogar geschlechtlich erregend. Die Folgen der Aufklärung waren ebenfalls sehr verschieden: 75 mal Neugierde, 35 mal Beschämtheit, 43 mal Verzweiflung, 5 mal Beruhigung und 15 mal wollüstige Erregung.

Die ersten Zeichen der geschlechtlichen Reife bemerkten 9 vor dem 10. Jahre, 130 im Alter von 10—12, 77 zwischen 13—15 und 8 nach 15 Jahren. Als begleitende Erscheinungen während der Reifung traten auf: bei 34 Gedächtnisschwäche und verminderte Arbeitsfähigkeit, bei 89 ein Streben nach Einsamkeit, bei 63 nach Naturgemeinschaft, 36 wollten ins Kloster, 162 klagen über

Nörgeln auf dem Gebiete des Glaubens, 23 suchten nach starken Reizen, 9 zeigten Grausamkeit gegen Tiere und 31 umgekehrt Zärtlichkeit Tieren und Schwächeren gegenüber.

Über den bevorstehenden Eintritt der monatlichen Reinigung wurden 169 zeitig unterrichtet, bei 145 trat diese dagegen ganz unerwartet ein. 71 standen dieser Erscheinung ruhig gegenüber und 29 empfanden sogar dabei ein gewisses Freudegefühl. Es traten aber auch ganz entgegengesetzte Gefühle auf, so bei 102 Bangigkeit und bei 155 Ekel. Der Eintritt der Regel rief bei 71 ein anderes Verhalten gegen sich selbst hervor, 168 bemerkten aber in dieser Beziehung keine Veränderung. Die erste Regel trat bei 2 vor dem 10. Lebensjahre ein, bei der Mehrzahl aber (219) zwischen 13—15 Jahren. Was ihren Charakter anbelangt, so geben nur 147 einen vierwöchentlichen Turnus an, bei den übrigen erschien aber die Regel entweder früher oder später. Ihre Dauer betrug bei 62 nur 2—3, bei 176 etwa 4—5 und bei 77 6—7 und noch mehr Tage. Nur bei 91 verlief die Regel schmerzlos, dagegen klagten 227 über mehr oder weniger ausgesprochene Schmerzen im Unterleib, Kreuz, in den Leisten und Beinen. Auch der allgemeine Zustand litt, indem nur bei 10 eine erhöhte Tätigkeit notiert ist, alle übrigen klagten dagegen über negative Erscheinungen: 243 über Nervosität und Erregbarkeit, 85 über Schwermut, 56 über Launenhaftigkeit und 118 über Schwäche. Bei 89 erschien das Geschlechtsgefühl vor, bei 8 während und bei 72 nach der ersten Regel. Bei 111 wird die Menstruation von geschlechtlicher Erregung begleitet, bei den übrigen nicht. Bei den geschlechtlich verkehrenden Studentinnen blieb der Charakter der Regel nur bei 29 unverändert, während alle übrigen in Beziehung auf Dauer, Stärke und Schmerzhaftigkeit eine Veränderung nach jener oder dieser Seite zeigten; bei 9 von ihnen war die Libido am stärksten während, bei 22 unmittelbar vor und bei 4 direkt nach der Regel; während des Stillens menstruierten 10 und 6 nicht.

Von allen Studentinnen waren nur 25 nicht verliebt, von den übrigen verliebte sich die eine Hälfte selten, die andere häufig. Der Prozentsatz der sich häufig Verliebenden war zwischen den Frauen stärker als zwischen den Mädchen. Die Zeit der ersten Liebelei tritt sehr früh ein: Bei 7 schon mit 6, bei 56 zwischen 7—10, bei den meisten (142) aber zwischen 11—15 Jahren und nur 3 gaben dafür ein Alter über 20 an.

Kein ernstes Liebesgefühl empfunden zu haben, behaupten 110. Von den 198, die geliebt haben, taten dies 132 einmal, 29 zweimal und 13 dreimal oder noch mehr. Das ist Lebenserfahrung, theoretisch plädieren aber nur 93 für die einmalige und 144 für die mehrfache Liebe. Das Alter der ersten Liebe war bei 4 vor 14, bei 16 zwischen 14—15, bei 123 zwischen 16—20, bei 53 zwischen 21—25 und nur bei 8 nach 25 Jahren. Die Dauer der Liebe betrug bei 28 unter einem, bei 11 über einem Jahr, bei 53 etwa 2 bis 3 Jahre und bei 60 war dieses Gefühl noch dauerhafter. 280 betrachten die Liebe als Grundbedingung der Ehe und des Geschlechtsverkehrs überhaupt, und nur 33 lassen beides auch ohne Liebe zu. 132 schreiben der Liebe eine führende

Rolle in ihrem Leben zu, was 144 aber negieren, wobei die Frauen den Wert der Liebe höher schätzen als die Mädchen. Dem bloßen Geschlechtsverkehr wurde dagegen nur von 43 eine dominierende Rolle zuerkannt. Dieser Widerspruch findet seine Erklärung wahrscheinlich darin, daß viele Studentinnen nur die ideelle Liebe ohne den unvermeidlichen Geschlechtsverkehr als solche zugeben. Nur 31 lassen die Möglichkeit zu, 2 Männer gleichzeitig zu lieben, 240 negieren dies aber. Am Manne schätzen nur 60 seine physischen, dagegen 279 seine geistigen Eigenschaften. 80 geben zu, bedeutend jüngere und 146 bedeutend ältere Männer lieben zu können. 119 finden es für möglich, dem Drängen des Mannes unter momentaner Erregung nachgeben zu können, was aber 164 nicht zulassen wollen.

Prinzipiell geben nur 59 die Eifersucht zu, 228 wollen sie aber nicht anerkennen. Praktisch dagegen waren 183 eifersüchtig und nur 89 nicht. Die wichtige Frage über die Zulässigkeit des Geschlechtsverkehrs vor der Ehe bejahen nur 99, dagegen fordern 176 Abstinenz für beide Teile. Zur Untreue des Mannes ist das Verhalten der Frauen verschieden: 6 reagieren gar nicht darauf, 11 finden dies ekelhaft und 18 leiden sehr darunter; bei 3 steigert sich und bei 16 vermindert sich darunter das Geschlechtsgefühl.

Die meisten (153) stehen für die Einehe und nur 11 für die Mehrehe. Was die Form der Ehe anbelangt, so waren 73 für die kirchliche Trauung, 114 für die Zivilehe, 85 für eine Gemeinschaft ohne jedwede Bedingungen, 21 für getrenntes Leben in verschiedenen Wohnungen mit regelmäßigen ehelichen Zusammenkünften, 25 für freie Liebe und endlich 22 für Gemeinschaft ohne ehelichen Verkehr. Bemerkenswert ist, daß gleichzeitig 154 Studentinnen ihr Lebensglück einzig und allein im ehelichen Leben erblicken, 104 dagegen glauben, in irgendwelcher Tätigkeit ein Äquivalent dafür finden zu können, wobei der Prozentsatz der ersten unter den Frauen, die den Einfluß des Ehelebens schon kennen gelernt haben, größer ist, als unter den Mädchen. Von jenen Mädchen, die ihrem Alter nach für die Ehe schon längst reif sind, aber keine eingehen konnten, fühlen sich 36 unglücklich und nur 10 verhalten sich indifferent.

Wirkliche geschlechtliche Erregung empfanden 270, und zwar 98 im Traum und 172 wachend. Sie trat in den meisten Fällen später als das primitive ideelle Geschlechstgefühl auf, häufig erst nach der Regel. Die Erregungen führten bei 22 zur Steigerung, bei 65 zur Verminderung des Lebenstonus und bei 78 zur Mattigkeit und Kopfschmerzen. Als auslösende Momente dienten: bei 128 die Nähe des Geliebten, bei 101 bloß der Gedanke an ihn, bei 165 entsprechende Schriftstücke und Schaustellungen, bei 36 Männergesellschaft, bei 41 spezifische Unterhaltungen, bei 16 Theaterbesuch, bei 19 Alkohol und bei 21 verschiedene physische Momente, wie Tanz, Reiten, Radfahren, Nähen.

Von den 237 Studentinnen, die geschlechtlich noch nicht verkehrt haben, litten darunter eigentlich nur 60, 131 empfanden ein gewisses Gefühl des Unbefriedigtseins und 107

verhielten sich indifferent. Die Ehelosigkeit erklärten: 71 aus Mangel an Liebe, 19 aus ethischen Rücksichten, 17 aus solchen wirtschaftlichen Charakters, 11 hatten Angst vor dem Geschlechtsverkehr, 8 wollten keine Kinder haben, 2 aus Angst, Krankheiten zu vererben und 3 aus Mangel an Antrag. Für 45 gilt die Ehe als notwendig, für 100 als wünschenswert, für 30 weder das eine noch das andere. 90 wollen heiraten aus ethischen, 6 aus wirtschaftlichen Gründen und 60 bloß zur Befriedigung des Geschlechtstriebes.

Von den 87 Frauen waren 53 verehelicht, 4 Witwen, 4 geschieden und 27 verkehrten außerehelich; 26 waren kirchlich und 33 zivil getraut. Als Grund des letzteren gaben an: 8 Unmöglichkeit der kirchlichen Trauung, 10 deren Negierung, 2 mal war der Mann dagegen und 13mal die Frau, um ihre Freiheit zu bewahren. Das Alter des Eheschlusses ist häufig ein sehr frühes: zwischen 16—18 heirateten 8, zwischen 19—20 Jahren 24 und 30 im Alter von 21—25. In 25 Fällen war der Mann bis zu 10 Jahren älter, in 5 Fällen die Frau um 1—2 Jahre. Die Ehe wurde geschlossen: 51mal aus Liebe, 6mal aus Bedürfnis nach einer Heimstätte, 7mal aus Wunsch nach Kindern, 11mal zur Befriedigung des Geschlechtstriebs, 5mal um der Elterngewalt zu entgehen, 1mal wegen Rangerhöhung, 2mal aus Furcht, alte Jungfer zu bleiben und 2mal um einer Perversität zu entgehen. Die Liebe scheint somit nicht immer der einzige Leitstern gewesen zu sein.

Außer den 4 Geschiedenen lebten 10 getrennt von ihren Männern. Die Trennung erfolgte 3mal nur nach einem halben Jahre, 2mal nach 3 und 5mal nach 5 und mehr Jahren. Die Ursachen der Scheidung und Trennung waren: bei 6 Enttäuschung, bei 2 Untreue des Mannes, 2 hat der Mann verlassen, 1 aus Liebe zu einem anderen, 1mal aus Impotenz des Mannes und 2mal aus unbefriedigtem Geschlechtstrieb. Viele Frauen pflegten überhaupt keinen Geschlechtsverkehr: 2mal wegen Impotenz des Mannes, 1mal aus Furcht, 4 wollten keine Kinder haben, 1 aus ethischen Gründen und 1 wegen Perversität. 23 oder 37 Proz. aller Ehen verliefen somit unglücklich.

Der erste Beischlaf verursachte bei 28 Entzücken und erhöhtes Selbstgefühl, bei 46 dagegen Ekel, Angst und Niedergeschlagenheit. Der Honigmonat verlief in 12 Fällen ohne und in 37 mit Mißbrauch, wobei in 19 Fällen mehrmals täglich koitiert wurde. Sonst wird der Beischlaf bei 9 nur 2—4mal, bei 15 6—8mal und bei 11 mehr als 8mal monatlich ausgeübt; 7 dagegen kopulierten nur einmal während mehrerer Monate. Der Beischlaf geschieht bei 12 regelmäßig und bei 48 zufällig, und zwar in 36 Fällen bei gegenseitigem Einverständnis, in 7 auf Drängen des Mannes und in 1 der Frau. Die Initiative stammt in 45 Fällen von seiten des Mannes und nur in 3 von jener der Frau. Orgasmus hatten 22 von Anfang an, 8 erst nach 2 und 1 sogar nach 5 Jahren. Zur Zeit der Enquete, also geraume Zeit nach der Verehelichung, war das Verhalten dem Beischlaf gegenüber bei 43 ein sehr wohlwollendes, bei 14 ein indifferentes und bei 6 ein ängstliches.

Der Seelenzustand nach der Heirat verbesserte sich bei 27, bei 8 verschlechterte er sich und bei 11 trat keine Veränderung ein.

3 Verheiratete verkehrten geschlechtlich mit anderen Männern, und zwar 2 aus Liebe und 1 zufällig. 25 gebrauchten keine antikonzeptionellen Mittel. Von den 36, die solche verschiedenster Art gebrauchten, gaben als Ursache dafür folgendes an: 12 wollten keine Kinder, 4 Angst vor der unvermeidlichen Geburt, 6 Gesundheitsrücksichten, 4 ärztlichen Rat, 4 ästhetische und 17 ökonomische Rücksichten. Als Folgen dieser Mittel bezeichnen 22 verschiedene Gesundheitsstörungen, und zwar: 10 Mangel an Befriedigung, 2 Schmerzhaftigkeit, 4 allgemeine Nervosität, 2 Hysterieanfälle direkt nach dem Beischlaf, 2 Ekel vor diesem und 2 Zwistigkeit mit dem Mann. 19 haben abortiert, und zwar 11 künstlich. Geboren haben nur 18; alle liebten ihre Kinder, wobei 2 die Knaben bevorzugten.

Zufälligen Geschlechtsverkehr gestanden 34, also 10 Proz. aller Studentinnen, und zwar 4 vor dem 12., 3 im Alter von 13—15, 12 in solchem von 17—20 und 15 zwischen 20—25 Jahren oder noch später. Bei 15 geschah dies vor und bei 16 während des Studiums. Vergewaltigt wurden 3—5 von Bekannten und 2 von Verwandten —, wobei eine in ihrem 10., eine andere im 13. und die übrigen nach ihrem 17. Lebensjahre.

Der erste zufällige Beischlaf geschah bei 15 mit dem Geliebten oder Bräutigam, bei 3 mit Verwandten, bei 10 mit Bekannten und bei 1 mit einem Lehrer, und zwar 23mal aus Liebe oder ähnlichen Gründen; in 5 Fällen wird auf Verführung hingewiesen und in 3 wird die Initiative sich selbst zugeschrieben. Trunkenheit spielte dabei keine Rolle. Als Ort diente 9mal die freie Natur und 23mal häusliche Umgebung. Diese Gemeinschaft trug auch fernerhin einen höchst zufälligen Charakter bei 26 und nur bei 1 einen regelmäßigen. 3 von ihnen verkehrten gleichzeitig mit mehreren Männern. 11 gebrauchten keine Vorbeugungsmittel. Vom Standpunkte der Moral glauben 9 ein solches Benehmen als berechtigt, 9 als nicht berechtigt und 3 verhalten sich indifferent.

Erschreckend groß ist die Zahl der Mädchen, die ein Demi-Vierge-Leben führten. Von ihrer Gesamtzahl 90 nahmen 6 vor 16, 45 zwischen 16—20 und 33 zwischen 21—25 Jahren oder noch später zu dieser abnormen Befriedigung ihre Zuflucht. 22 empfanden dabei volle geschlechtliche Befriedigung, die übrigen dagegen nur gesteigerte Erregung. Der Verkehr geschah sehr häufig, manchmal sogar täglich. Als dessen Ursache wird angegeben: 24mal die Unmöglichkeit der Ehe, 20mal der Wunsch bis zur Hochzeit Jungfrau zu bleiben, 22mal Furcht und Ekel vor dem wirklichen Beischlaf und 22mal Furcht vor Schwangerschaft.

Auch die Onanie war unter den Studentinnen weiter verbreitet, als sonst zugelassen wird. So übten sie 107 Studentinnen kürzere oder längere Zeit aus und 37 bezeichnen sich als dauernde Onanistinnen. Zusammen also etwas mehr als die Hälfte aller. Es fingen an zu onanieren: 15 mit 5—7 Jahren, 27 zwischen 8—10, 34 zwischen 11—13, 16 zwischen 14—18 und 11 erst mit 19 bis 25 Jahren. 5 taten dies täglich, die meisten einmal wöchentlich. 78 onanierten im wachen Zustande, 17 unbewußt im Schlafe. Als hervorrufende Ursachen werden bezeichnet: 41mal das Beispiel

der Freundinnen, 12mal der Einfluß der Bedienung, 29mal der Einfluß der Literatur und Schaustellungen und 12mal Schmerzen und Würmer. Geistige und seelische Spannung verstärkte den Trieb bei 43, bei 1 Trunkenheit; 38 führten einen harten Kampf gegen die schlechte Gewohnheit; von 62, die sie aufgegeben haben, rezidivierten 22. Die Entsagung erfolgte bei 25 aus Furcht vor Gesundheitsschädigung, bei 42 aus ethischen Rücksichten und bei 8 infolge normalen Verkehrs. Letzteres schützt aber nicht immer vor dem Übel, indem 7 Frauen die Onanie fortsetzten entweder aus Gewohnheit, ungenügendem Verkehr oder weil die Onanie ihnen größere Wonne bereitete (2 Fälle). 77 onanierende Studentinnen klagen über Kopfschmerzen, Energielosigkeit und Arbeitsunfähigkeit.

Homosexuell waren 4 Studentinnen.

11 Mädchen und 27 Frauen (prozentualiter etwa 6mal stärker vertreten) machten verschiedene Frauenkrankheiten durch, und zwar 4 noch vor und 11 nach dem Eintritt der Regel, 2 vor und 13 nach dem Beginn des Geschlechtsverkehrs, 2 während der Schwangerschaft und 8 nach der Geburt. Die meisten ließen sich von Ärzten behandeln, weil sie den Ärztinnen weniger vertrauten. Nach der Erkrankung blieb die Libido unverändert bei 14, sie verminderte sich bei 9 und verstärkte sich bei 5, eine wurde pervers. In 7 Fällen verschlechterte die Krankheit die ehelichen Verhältnisse. Bemerkenswert ist die schlechte Pflege der Wöchnerinnen.

Drei litten an Syphilis. Eine steckte sich mit 12 Jahren vom Dienstmädchen extragenital an; von den beiden Frauen steckte eine der Mann an, die andere der Liebhaber. Eine litt an weichem Schanker, außerehelich erworben. Gonorrhöe machten 3 Frauen durch, als Vermittler dienten 2mal der Mann, einmal der Geliebte. Im ganzen also 2 Proz. Geschlechtskranke.

Damit glaube ich das Hauptsächliche wohl erschöpft zu haben. Die scheinbar langen und langweiligen Zahlenreihen sprechen eine deutliche und beredte Sprache über die Misere der Liebe. Der gebildete und interessierte Leser wird ihre Usachen, Folgen, sowie die Mittel zu ihrer Bekämpfung selbst herausfinden, weshalb darüber irgendwelche Auseinandersetzung überflüssig ist. Höchst wünschenswert wäre es jetzt, die Enquete zu wiederholen, um nachzuprüfen, ob das moderne Rußland mit den Qualen der „alten Ordnung" auch jene der „alten Liebe" abgeschüttelt hat, was mir persönlich zweifelhaft erscheint. Wenn einige ganz moderne Auswüchse des Geschlechtslebens nicht trügen und für den Prozeß charakteristisch sind, so ist die Misere eher gestiegen. Jedenfalls wären aber ähnliche Untersuchungen auch für andere Länder als Vergleichsobjekte nicht nur interessant, sondern notwendig, wobei aber das Material nach Volk und Stand zu trennen ist. Auch wäre eine präzisere Fragestellung wünschenswert.

Das Zwangssymptom und seine Behandlung[1].

Von Dr. med. Poul Bjerre.

Noch vor einigen Jahrzehnten stand man dem Zwangsphänomen fremd gegenüber. Man konnte es beschreiben, aber erklären konnte man es nicht. Sieht man die moderne Literatur durch, so findet man, daß es kaum irgendein Problem gibt, das so schwer zu lösen ist. Aber zu einer allgemeinen Auffassung ist man doch durchgedrungen. Man könnte diese ganz allgemein etwa auf folgende Weise formulieren: Das Zwangssymptom entsteht derart, daß ein an sich naturgemäßer Zwang aus seinem ursprünglichen natürlichen Zusammenhang sich löst und über etwas hinschiebt, mit welchem es weder einen genetischen noch einen logischen Zusammenhang hat.

Wenn also die Zwangssymptombildung von denjenigen Lebensfunktionen ausgeht, welche gemäß der Naturordnung Zwangscharakter haben, so müssen wir in erster Linie an das Triebleben denken. Rein sprachlich genommen, liegen ja die Begriffe Zwang und Trieb einander ziemlich nahe. Wir pflegen das Triebleben in drei Sphären abzugrenzen: Sexualtrieb, Nahrungstrieb und Arbeitstrieb, jeder dem Organsystem entsprechend, durch welches der Mensch mit der Außenwelt verbunden ist.

Was den Sexualtrieb angeht, so findet man in den meisten Fällen schon bei äußerlicher Untersuchung einen Zusammenhang zwischen ihm und der Zwangsbildung. Der Zwang, sich den Tag über alle Augenblick zu waschen (um nur eine der gewöhnlichsten Formen anzuführen), hat meist mit der Selbstbefleckung zu tun. Es ist die „Beschmutzung“, sowohl physisch wie moralisch, welche die Reaktionshandlung hervorruft, sich „zu reinigen“. Der Patient hat sich der Sexualität entledigt, und alle ihre Anfechtungen haben sich zu Waschungshandlungen umgewandelt. Es ist klar, daß der Weg vom ursprünglichen Triebe zum endgültigen Symptomausdruck gewöhnlich nicht so kurz und einfach ist. Das, was die Zwangsbildung auf sexueller Grundlage am meisten kompliziert, ist die Tatsache der sogenannten infantilen Sexualität.

Ein finnischer Gutsbesitzer von einigen dreißig Jahren hatte unter glücklichen Verhältnissen gelebt. Seine Eltern wohnten auf einem Gut in der Nähe seines eigenen. Es herrschte das beste Einvernehmen innerhalb der Familie. Vor einigen Jahren hatte er sich aus Neigung mit einer Deutschen verheiratet und hatte mit ihr zwei Kinder. Die Ehe hatte in der ganzen Zeit sich gut gemacht, bis zum Beginn des gegenwärtigen Konfliktes. Nun sah er die Ehe mit andern Augen, hatte viel an seiner Frau auszusetzen und erkannte, daß er im Grunde sie niemals geliebt habe. Der Konflikt bestand darin, daß er das Opfer einer leidenschaftlichen Neigung zu einer andern Frau geworden war. Es gab auch keine Möglichkeit für ihn, davon loszukommen. Um der Frau, der Kinder und der Eltern willen hatte er sein Bestes getan. Aber er konnte nicht länger in diesem Zustand leben, sondern hatte sich nun dazu entschlossen, sich scheiden zu lassen, selbst wenn dies zu einem Bruch mit seinen nächsten Anverwandten führen sollte. Da alle über diesen Entschluß verzweifelt waren, hatte er deren einhelligen Bitten nachgegeben, wenigstens erst zu mir zu reisen und die Sache mir vorzutragen, damit man das Urteil einer außenstehenden Person hören könne. Er selbst betrachtete diesen Schritt als zwecklos. Denn über ein solch alles beherrschendes Gefühl gebe es nichts zu räsonnieren. Vor dem müßte man sich beugen.

Die Frau, in die der Patient verliebt war, war die Tochter einer Waschfrau des Gutes und war in den denkbar einfachsten Verhältnissen aufgewachsen. Sie gehörte zur finnischen Rasse, war grob gebaut, häßlich, ungebildet und hatte im ganzen genommen, nicht irgendeine Eigenschaft, die anziehend auf den Patienten wirkte. Trotzdem war er nicht nur von einem unüberwindlichen Begehren besessen, diese Frau zu besitzen, sondern er konnte ebensowenig sich das Leben ohne ein tägliches Zusammensein mit ihr denken.

Schon bei äußerlicher Betrachtung tritt das spezifisch Zwangsmäßige in dieser Neigung hervor. Bei der Untersuchung des Sexuallebens des Patienten kam es nach und nach zutage, daß er Fetischist war: er war sexuell überempfindlich für Hände. Wenn er in die Nähe einer Frau kam, wurde seine Aufmerksamkeit zwangsmäßig auf ihre Hände gezogen, und nur der Anblick gewisser Hände konnte ihn in einen sexuellen Zustand versetzen. Man hätte nun erwarten können, daß dieser gebildete Mann, der einen guten Teil seiner Jugend in den Hauptstädten des Kontinents zugebracht hatte und der

[1]) Auszug aus einem Vortrag in der Svenska Läkaresällkap; deutsch von Helmuth Duve.

im übrigen einen ausgeprägten Schönheitssinn besaß, gerade in dieser Beziehung besonders raffinierte Ansprüche an Schönheit gestellt haben würde. Aber so war es keineswegs. Die Hände sollten grob, stark und rot sein; den zarten Händen einer Pariserin gegenüber war er gefühllos. Die Frau, die seine Leidenschaft entflammt hatte, besaß gerade die ersehnten Hände in ausgesprochener Form.

Als ich nachzuforschen begann, wann und unter welchen Umständen die Leidenschaft aufgelodert war, kam es bald an den Tag, daß er diese mit einem bestimmten Ereignis in Zusammenhang bringen konnte: Die Tochter der Waschfrau hatte bei ihm als Kindermädchen Anstellung gefunden, und er saß eines abends in der Kinderstube und sah zu, als sie seinen kleinen Jungen auszog. Gerade, als er diese groben roten Hände um den zarten Körper herumgreifen sah, wurde die Leidenschaft entzündet.

Hiermit war der Zusammenhang aufgeklärt. Der Patient hatte selbst ein finnisches Kindermädchen während seiner ersten Jahre gehabt, und es waren Reminiszenzen der Lustgefühle, die er während ihrer Beschäftigung mit seinem nackten Körper empfunden hatte, die nun aufgetaut waren und Macht über ihn gewonnen hatten.

Um dies zu verstehen, muß man sich mit der eigenartigen Lustbetonung der Erlebnisse im frühesten Lebensstadium vertraut gemacht haben und mit der besonderen Empfänglichkeit, die das Bewußtsein da hat; — keine Gefühle der späteren Zeit dürften sich so stark einbrennen und so tiefe Spuren hinterlassen, wie die, welche uns in der Wiege beherrschen. Es war nun bei dem Patienten eine Regression aufgetreten von der Gefühlssphäre, in welcher er lebte, zu jener Gefühlssphäre, in der er einmal gelebt hatte. Das Kindermädchen seiner Kinder hatte dabei den Platz eingenommen, den sein eigenes Kindermädchen einmal gehabt hatte, und es war zu einem Widerstreit gekommen zwischen dem Gegenstand kindlicher Gefühlsprojektion und dem des erwachsenen Mannes. Es ist klar, daß ich zugunsten der Ehefrau mein Wort auf die Wagschale legen mußte. Ich machte dem Patienten klar, wie er dazu gekommen war, einer Illusion nachzujagen, und wie er unfehlbar sein und seiner Familie Glück zerstören müsse, wenn er dieses Jagen nicht aufgäbe. Diese Enthüllung war mehr, als die Leidenschaft erdulden konnte. Sie schwand auch bedeutend, und der Patient wandte sich wieder seiner Ehe zu.

Die Zwangsbildung lag in diesem Fall relativ einfach ausgebreitet, als der ursprüngliche, stark zwangsbetonte infantile Lustkomplex nach dreißig Jahren erwachte und ohne weitere Verwandlungen sich direkt auf eine bestimmte Frau projizierte. Diese trat also direkt an die Stelle, die jene andere Frau ursprünglich eingenommen hatte und beherrschte das Bewußtsein in gleicher Weise, wie sie es getan hatte, alles dabei zur Seite drängend, was dieser Machtexpansion im Wege lag: die Rücksicht auf Frau und Kinder, alle vernünftigen Einwände usw.

Soweit ist die Sache ziemlich einfach. Es existieren in uns Kraftsphären, welche wir Triebe nennen. Und es liegt etwas Zwingendes in allem, was aus diesen Kraftsphären entspringt. Dieses Zwingende, dieser Zwang kommt auf Abwege und bricht ein in das Bewußtsein mit sinnlosen, meistens barocken Kombinationen. Und so ist das Zwangssymptom fertig. Aber wenn man an diesen Punkt gelangt ist, ist man nicht weiter gekommen, als zum Problem selbst. Weit entfernt von dessen Lösung, sieht man sich von theoretischen Schwierigkeiten umgeben, die nahezu unüberwindlich erscheinen. Und diese theoretischen Schwierigkeiten haben den Versuch zum Scheitern gebracht, die einzelnen Krankheitsfälle praktisch zu lösen.

An diesem Punkt müssen wir nämlich die Frage stellen: W o h e r k o m m t d a s Z w i n g e n d e , d e r Z w a n g i n a l l e m , w a s m i t d e m T r i e b l e b e n z u t u n h a t? Das ist das Kernproblem des Zwangssymptoms. Man beantwortete diese Frage bisher hauptsächlich auf zweierlei Weise. Einerseits: „Der Zwang kommt aus dem Unbewußten". Andererseits: „Der Zwang ist physiologisch bedingt". Ich sehe diese beiden Beantwortungen für fehlerhaft an.

Was die erste Antwort betrifft, so ist es unzweifelhaft, daß die Verdrängung eines Gedankens oder Gefühls in das Unbewußte eine Herabsetzung evtl. die Aufhebung jener relativen Macht bedeutet, die man über diesen Gedanken oder dieses Gefühl besaß, solange sie bewußt waren. Über alles, was innerhalb des Bewußtseinsbereiches liegt, läßt sich sprechen. Ist es ein Friedensstörer, so kann man bisweilen durch eine Besprechung mit ihm zurechtkommen. Oder man kann sich auch so einrichten, daß der Einfluß des Friedensstörers neutralisiert wird durch andere Einflüsse, dessen man sich absichtlich aussetzt. Bei der Verdrängung in das Unbewußte fallen diese Möglichkeiten fort. Wenn das Zwangssymptom nun plötzlich aus dem Unbewußten auftaucht und mit sehr forcierter Kraft sich dem Kranken aufdrängt, so sollte man glauben können, daß das Geheimnis dieser Kraft ganz einfach in der Machtlosigkeit des Individuums liegt.

Auch wenn das zwangsbetonte Element in das Bewußte einbricht, bleibt dieses ebenso machtlos: — der Kranke weiß ja selbst nicht, woher diese Gedanken und Bilder kommen, er kann nicht die Symbolisierungsprozesse durchschauen und deren Ursachen ergründen. Er befindet sich in einem ähnlichen Zustand, wie die Londoner, als die Dynamitmassen der Zeppeline während der Herbstnächte plötzlich hier und da in der Stadt zu explodieren begannen, ohne daß man feststellen konnte, woher sie kamen. Aber forscht man tiefer, so findet man, daß andererseits dem unbewußten das bewußte Erlebnis aufruht. Dies wird ohne weiteres klar, wenn ich an den finnischen Gutsbesitzer erinnere. Die fetischistische Zwangspassion, die sich ihm unwiderstehlich aufdrängte, kam scheinbar aus dem undurchdringlichsten Dunkel. Weder er selbst noch irgendein anderer konnte verstehen, woher diese barocke Leidenschaft kam. Es zeigte sich, daß sie das Wiederauftauchen eines Komplexes von Lustgefühlen im Bewußtsein war, die er einmal in sich aufgenommen hatte, einmal mit dem Grad von Bewußtsein erlebt hatte, den er zu jener Zeit besaß. Der Zwang stammte nicht aus dem Unbewußten, sondern ergab sich aus der Intensität, mit der jene Lustgefühle einmal erlebt worden waren. Es handelte sich ganz einfach um ein ungewöhnlich starkes Erlebnis, das unter neuen Erlebnissen seit dreißig Jahren begraben gewesen war, aber das nun, dank einer lebhaften Assoziation und einer Reihe günstiger Umstände, plötzlich diese Anhäufung späterer Erfahrungen durchbrach und das Bewußtsein wieder erfüllte.

Was die andere Antwort auf die Frage nach der Herkunft des Zwanges betrifft, so muß ich ein Problem berühren, das ich schon bei einer früheren Gelegenheit behandelt habe. Wenn man sagt, daß der Zwang, der das Triebleben beherrscht, physiologisch bedingt ist, so begeht man denselben Fehler als wenn man sagt, die Gefühle seien bedingt durch vasomotorische Prozesse oder der Wille sei bedingt durch den Spannungszustand im Muskelsystem. Wenn man auch einen Zusammenhang zwischen psychologischen und physiologischen Prozessen aufweisen kann, so darf man doch nicht das erstere aus dem letzteren oder umgekehrt abzuleiten versuchen. Dieses führt nur zur Verwirrung und zu sterilen Problemstellungen. Man muß die Selbständigkeit beider Forschungsgebiete gegeneinander erkennen, man muß mit anderen Worten darauf achten, daß man stets bestrebt ist, das psychologisch Wahrgenommene aus psychologischen Voraussetzungen abzuleiten, ebenso wie man das physiologisch Wahrgenommene aus physiologischen ableitet. Je mehr man auf diese Weise jeden dieser Forschungszweige soweit wie möglich vortreibt, desto besser klärt sich auch der wechselseitige Zusammenhang auf. Aber man verdunkelt diesen, wenn man die gegenseitigen Abgrenzungen der Wissenschaft nicht erkennt.

Wollen wir mit dem Zwangsproblem fertig werden, müssen wir also den Zwang aus einem psychologischen Grundfaktum abzuleiten suchen. Aber wenn wir dies versuchen, kommen wir unfehlbar zu kurz. Wir rechnen bekanntlich mit drei Grundqualitäten des Bewußtseins: Gefühl, Wille und Vernunft. Aber zu welcher von diesen dreien wir uns auch wenden, wir kommen zu demselben negativen Resultat.

An diesem Punkte stand ich vor zehn Jahren. Die Unmöglichkeit, hier weiter zu kommen, wirkte auf die Praxis zurück, so daß ich keinen sicheren Griff in der Behandlung des Zwangssymptomes bekommen konnte. Da kam ich auf eine Idee, die so einfach ist, daß es schwer wird, sie ernst zu nehmen. Ich dachte, wenn wir nicht den Zwang aus etwas anderem ableiten können, müssen wir ihn als eine Grundqualität des Seelenlebens betrachten.

Der einzige Grund dafür, daß wir von Gefühl, Willen und Vernunft sprechen, liegt ja darin, daß wir nicht das Gefühl aus dem Willen, den Willen aus der Vernunft oder umgekehrt usw. ableiten können. Ich unternahm es also zu sehen, wie die Psychologie des Bewußtseins sich ausnehmen würde, wenn man sie auf die vier Grundqualitäten Gefühl, Wille, Vernunft und Zwang aufbaute, anstatt sie auf die drei zu gründen, mit denen man sich bis dahin begnügt hatte. Ich ging dann weiter und untersuchte, ob man unter diesen Verhältnissen tieferen Einblick in die Psychologie des Unbewußten erhalten kann. Einmal auf diesen Weg gekommen, mußte ich ihn fortsetzen. Alle Wissenschaften, die mit dem Menschen zu tun haben, und die also in gewisser Weise ein Ausbau der Psychologie nach verschiedenen Richtungen sind, haben auch bisher mit diesen drei Grundqualitäten gearbeitet. Ich mußte untersuchen, wie die philosophischen, soziologischen und religiösen Grundprobleme sich im Lichte dieser revidierten Psychologie ausnehmen. Fast ausschließlich war ich während der Jahre, in denen ich mich aus meiner Praxis zurückgezogen hatte, mit dieser umfassenden Arbeit beschäftigt. Ich bemerke das nur nebenbei. Man würde sonst leicht glauben können, daß es sich hier um eine Grille handle. Ich muß auch anführen, daß die Revidierung der Psychologie für mich eine radikale Befreiung von einer Menge alter Probleme brachte; welche

Bedeutung das für andere haben wird, das muß die Zukunft erweisen. Hier muß ich mich auf die Frage beschränken, wie die Bildung und Behandlung der Zwangssymptome sich unter diesen Umständen ausnimmt.

Je einfacher und je selbstverständlicher eine Sache ist, desto schwerer ist es für uns, sie zum Gegenstand der Wahrnehmung und Betrachtung zu machen. Gerade weil dieses Zwingende uns in jedem Augenblick unseres Lebens folgt, sozusagen mit diesem eins ist, haben wir es bisher nicht objektivieren und der wissenschaftlichen Prüfung unterwerfen können. Wenn nicht die Erinnerungen an das Erlebte in Form von Assoziationen spontan sich uns aufdrängten, würde es überhaupt kein Seelenleben geben; — das konstruktive Moment im Seelenleben würde verschwinden, alles, was wir erlebten, würde im selben Augenblick, wo das Erlebnis zu Ende ist, verdunsten — dann würde sich weder irgendein Ichbewußtsein noch irgendein Weltbild bilden können.

Je stärker ein Erlebnis in unser Leben eingreift, je mehr gefühlsbetont es ist, je mehr es das Nachdenken in Bewegung versetzt, und je mehr der Wille beginnt, sich Tatbeständen zu widersetzen, die im Zusammenhang mit dem Erlebnis stehen, desto mehr zwangsbetont ist es auch, desto mehr wird es — mit anderen Worten — ein unentrinnbares Faktum, und desto mehr zwingt es sich uns nicht nur auf als Erinnerung, es zwingt uns auch, unser Leben seinen Forderungen unterzuordnen. Dies ist wohl allgemein gültig. Aber wenn wir verschiedene Menschen daraufhin untersuchen, finden wir große graduelle Unterschiede. Ebenso wie es Gefühls- und Stimmungsmenschen gibt, welche vorzugsweise das Leben im Zeichen des Gefühls oder der Stimmung erleben, so gibt es „Zwangsmenschen", die es vorzugsweise in dem des Zwanges erleben. Ich meine diejenigen, für die alles Tun und Lassen die Tendenz hat, eine zwingende Gewohnheit zu werden, der sie sich dann nur mit Schwierigkeit entziehen können, und für die jede Tat eine zwingende Pflicht wird. **Sogar die Ehe und die Erotik belegen jene Menschen mit dem kategorischen Imperativ der Pflicht.**

Während die wissenschaftliche Psychologie mit drei Grundqualitäten arbeitet, hat das Volksbewußtsein schon seit ältesten Zeiten mit vier gearbeitet. Dessen Gruppierung der Menschen um die vier Temperamente ist ja nichts anderes als ein Versuch, sie in Übereinstimmung mit vier Grundeigenschaften zu klassifizieren. Der Sanguiniker ist der Mensch, bei dem das Gefühlsleben auf Kosten der anderen Anlagen überhand genommen hat; der grübelnde Melancholiker ist der nur geistig reflektierende Vernunftmensch; der Choleriker mit seiner explodierenden Überspannung ist der Willensmensch; und der Phlegmatiker ist der Zwangsmensch. Wenn die Zwangsqualität von Anfang auf Kosten anderer Geisteseigenschaften überstark entwickelt ist und wenn sie während des Lebens ungehemmt sich entwickeln darf, so tritt als Ergebnis gerade dieser Menschentyp auf, der unter einem Gesetz stärkerer Gebundenheit und Trägheit als andere zu leben glaubt. Aber es muß andererseits hervorgehoben werden, daß eine normale Zwangsbegabung für das Schaffen eines normalen Menschen eine besonders wichtige Voraussetzung ist. In derartig positiven Voraussetzungen wurzelt jegliche Charakterbildung — überhaupt alles, was dazu beiträgt, innere Festigkeit, Konsequenz, Zusammenhalt, Pflichttreue usw. dem Individuum zu geben.

Je reicher ein Gebiet des Seelenlebens entwickelt ist, desto empfindlicher ist es auch, und desto leichter ist es Störungen auf diesem Gebiete ausgesetzt. Nicht der intellektuell Minderwertige verfällt den Grübeleien und dem lebensverneinenden Kritizismus, sondern der intellektuell Überbegabte. Ebenso sind es die, welche von Anfang an eine überstarke Zwangsbegabung zeigen, die den Zwangskrankheiten zum Opfer fallen. Das stimmt mit den bisherigen Erfahrungen überein. Ebenso wie die Hysterie die Neurose der Liederlichen und Charakterlosen ist, so ist die Zwangskrankheit die der Starken und Charakterfesten. In Übereinstimmung damit finden wir die Zwangskrankheiten häufiger bei Männern als bei Frauen. Und wir finden sie im allgemeinen bei den interessanteren Typen des männlichen Geschlechtes, bei sowohl sozial wie ethisch wertvollen Existenzen. Ebenso finden wir Zwangsgedanken besonders auch bei den großen Begabungen. Bei diesen geht oft auftretende Inspiration Hand in Hand mit den barocksten Zwangssymptomen.

Es handelt sich nun darum, zu sehen, wie die Behandlung des Zwangssymptomes sich ausnimmt, wenn man sie vor dem Hintergrunde dieser theoretischen Auffassung betrachtet. Ich muß an das allgemeine Prinzip für die psychische Behandlung erinnern, welches ich in meiner Arbeit „Von der Psychoanalyse zur Psychosynthese"[1]) schon dargelegt habe.

[1]) Diese Arbeit erschien im Arkiv für psykologi och pädagogik und wird in deutscher Übersetzung demnächst in der neurologisch-psychiatrischen Wochenschrift veröffentlicht.

Alle psychische Behandlung ist gegründet auf eine uns innewohnende, spontan wirkende psychosynthetische Tendenz. Während des wachen Lebens arbeitet diese mit den verschiedenen Grundqualitäten des Bewußtseins als Instrument, und während des Schlafes wirkt sie in Form der Symbolbildung. Aus Gründen, die ich in der genannten Arbeit näher motiviere, verlege ich den Schwerpunkt in der Wirksamkeit jener psychosynthetischen Tendenz nicht in die bewußte Geistesarbeit während des Wachens, sondern in die unbewußte während des Schlafens.

Die Entdeckung der Analogie zwischen dem Traum und der Neurose ist grundlegend geworden für die moderne Neuroseforschung. In meinem Vortrag „Über die Traumdeutung" entwickelte ich den psychosynthetischen Gesichtspunkt in der Traumbildung: Der Traum ist Ausdruck für die spontane psychosynthetische Tendenz, und deren Aufgabe ist es, das, was während des Wachens das Bewußtsein zersplitterte, zu einem Bilde zusammenzufügen oder mindestens einen Weg zu einer solchen Synthese aufzuweisen.

Man würde hier folgende Einwendung machen können: Wenn das Zwangsgedankensystem eine so vorteilhafte Lebenszusammenfassung enthält, weshalb soll man es dann der psychischen Behandlung unterwerfen und dabei zu zerstören suchen?

Wie raffiniert das System auch zu sein scheint, es hat doch unter allen Umständen so bedenkliche Seiten, daß es dringend wünschenswert ist, es so bald wie möglich durch ein besseres Lebenssystem zu ersetzen. Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß die Zwangsgedanken immer mit einem täglichen und ständigen Leiden verbunden sind.

Während der Zwangskranke seine Arbeit vollbringt und sich unter Menschen bewegt, die keine Ahnung von seinem Leiden haben, wird er ständig durch sich ihm aufdrängende Gedanken geistig beunruhigt. In dem Augenblick, wo er von der Estrade herniedersteigt und enthüllt, was in seinem Innern vor sich geht, macht er sich unmöglich; er verliert seinen Platz, wird Invalide. Dieser tägliche Kampf auf der Grenze der Invalidität ist charakteristisch für den Zwangskranken und macht das notwendig, was ich soeben als Ziel der Behandlung aufstellte: *Die Ersetzung des Zwangssystemes durch ein geeigneteres Lebenssystem.*

Bei diesem Ersetzungsprozeß spielt die Analyse eine große Rolle. Aber man merkt in den komplizierteren Fällen bald, daß man mit ihr allein nicht zurecht kommt. Man kann daran gehen zu analysieren und bis ins Unendliche analysieren, ohne daß das Zwangssymptom durch solches Bemühen berührt wird. Die Ursache dazu liegt teilweise darin, daß der Patient weiß, was er hat, aber nicht, was er bekommt; er will — mit anderen Worten gesagt — ein System nicht aufgeben, das trotz allem das Leben für ihn doch möglich macht, ohne ganz sicher zu sein, daß er statt dessen ein besseres empfängt. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Gewißheit ihm niemals durch eine Analyse des Bösen erbracht werden kann. Man muß ihm verhelfen zu einem Aufbau des Lebens auf gesunderen Prinzipien als den bisher angewandten, und man muß ihn davon überzeugen, daß dies Aufbauen ihn zu einer Neugestaltung des Lebens bringen kann, die einmal die praktischen Vorteile des Zwangssystems hat und gleichzeitig frei ist von dessen Nachteilen an Leiden und unnötigem Kraftverbrauch. Der Schwerpunkt der Behandlung muß mit andern Worten verschoben werden *von der Psychoanalyse zur Psychosynthese.*

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen*).

Statt Reform — Rückschritt auf dem Gebiete der Ehegesetzgebung.

Von Rechtsanwalt Dr. F. E. *Traumann.*

Daß die deutsche Ehescheidungs-Gesetzgebung in hohem Maße reformbedürftig ist, und nach dem Vorantritt der Gesetzgebung in der Schweiz und den drei nordischen Staaten umgestaltet werden muß, ist unter den Lesern dieser Zeitschrift wohl kaum Gegenstand der Meinungsverschiedenheit.

Die auf diesem zwiespältigen Kompromißgesetz aufgebaute Gerichtspraxis konnte nicht die nur auf dem Erdreich eines guten Gesetzes erzielbaren Früchte zeitigen.

---

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung *ein für allemal* keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!

Aber Dank der Rechtsprechung des Reichsgerichts war der Geist der Ehescheidungsrechtsprechung doch ein liberaler und stets bestrebt, innerhalb des Zwangsrahmens des Gesetzes den zu beurteilenden menschlichen und seelischen Verstrickungen die nach neuzeitlicher Empfindung angemessene Beurteilung zuteil werden zu lassen.

Man denke an den berühmten, — um nicht zu sagen berüchtigten — § 1568 BGB., der erst durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts aus einem schwerfälligen, — anscheinend zum bloß papierenen Dasein verurteilten, — Gesetzesmonstrum zum täglich von den Ehescheidungskammern angewandten Hebel zur Lösung zerrütteter Ehen geworden ist.

Wenn auf einem Rechtsgebiet die Jurisdiktion des Reichsgerichts angebracht und nötig gewesen ist, so hier! Denn Rechtfertigung und Zweck der Revision ist die Rechtseinheit, die nur durch Einheitlichkeit der Rechtsprechung gewährleistet werden kann (Gaupp-Stein ZPO., Vorbemerkungen § 545, Anmerkung 2 ZPO).

Jeder Eheprozeß konnte vor das Reichsgericht gebracht werden und wurde auf diese Weise in letzter Instanz nach dem oben gekennzeichneten Geist eines aus der Richterschaft aller Reichsteile mit Sorgfalt ausgesiebten Kollegiums bearbeitet und entschieden. In dieses Gebäude der Rechtseinheit ist jetzt Bresche geschlagen.

Sang- und klanglos ist die Revision in Eheprozeßsachen zu Grabe getragen worden. Nach der Verordnung zur Entlastung des Reichsgerichts vom 15. Januar 1924 (RGBl. 1924, S. 29/30) findet gegen das Urteil eines Oberlandesgerichts in einem Rechtsstreit, der die Scheidung oder Anfechtung einer Ehe oder die Herstellung des ehelichen Lebens zum Gegenstande hat, die Revision nur statt, wenn sie in dem Urteil für zulässig erklärt wurde. Das Oberlandesgericht hat die Revision zuzulassen, wenn es von einer Entscheidung des Reichsgerichts oder, soweit eine solche nicht ergangen ist, von der Entscheidung eines anderen Oberlandesgerichts abweicht oder wenn sonst von der Zulassung der Revision die Klärung einer Rechtsfrage von grundsätzlicher Bedeutung zu erwarten ist.

Es ist vorauszusehen, daß von der Befugnis des Oberlandesgerichts, ausnahmsweise die Revision zuzulassen, nur ein sehr sparsamer Gebrauch gemacht werden wird. Denn abgesehen davon, daß es menschlich verständlich ist, daß ein Gericht nicht gerade geneigt ist, sein Urteil, das Ergebnis langer und mühevoller Denkarbeit, der Aufhebung durch die oberste Instanz auszusetzen, wenn diese Gefahr nur durch den Ausspruch des erkennenden Gerichts selbst auf sein Urteil herabbeschworen werden kann, sind die Voraussetzungen der Ausnahmebestimmung fast nie gegeben. Denn es handelt sich bei der Beurteilung der Ehescheidungstatbestände fast nie um bewußte Abweichung von Rechtsgrundsätzen, die das Reichsgericht oder ein anderes Oberlandesgericht aufgestellt hat, sondern um Fehlsprüche, bei denen das Oberlandesgericht geglaubt hat, im Rahmen der reichsgerichtlichen Rechtsgrundsätze zu bleiben und erst durch das Reichsgerichtsurteil von der Fehlsamkeit seiner Entscheidung unterrichtet wurde. Es wird also in Zukunft kaum je der oberste Gerichtshof des Reichs in die Lage kommen, einen Eheprozeß in letzter Instanz zu entscheiden.

Damit ist aber die Gefahr einer territorialen Ehegerichtspraxis gegeben. Denn die Beurteilung von Ehescheidungstatbeständen ist in der Regel nicht Sache rechtswissenschaftlicher Konstruktion, sondern hängt mehr oder minder von der Weltanschauung des erkennenden Richters ab.

Vielleicht wird nicht überall eine Erschwerung der Ehescheidung die Folge der Notverordnung sein. In den Hauptstädten wird sogar eine Erleichterung Platz greifen. Dagegen wird voraussichtlich in den Reichsteilen, in deren Bevölkerung die katholische Weltanschauung vorherrschend ist und in denen folgeweise nach der gegenwärtigen Stellenbesetzungspolitik der Landesjustizverwaltungen die Richterkollegien das Spiegelbild dieser Weltanschauung darstellen, die Ehescheidung erschwert werden.

Immer aber wird Zersplitterung in der Einheitlichkeit der Rechtsprechung, Unsicherheit und das Gegenteil von Vertiefung, nämlich Oberflächlichkeit und Seichtheit auf diesem wichtigen Rechtsgebiete Platz greifen.

Das Ehescheidungsrecht eines Landes ist ein nicht unwesentliches Teilstück und Spiegelbild seiner Kultur.

Die Ehe ist die wichtigste und tiefste menschliche Sexualverbindung. Und da ein verbessertes und vertieftes Ehescheidungsrecht eine Kulturforderung der Sexualethik ist, muß von allen Freunden einer Sexualreform gegen diese aus ödem Fiskalismus geborene Verschlechterung des Scheidungsrechts Sturm gelaufen werden. Nach dem Ermächtigungsgesetz, das der Reichsregierung die diktaturmäßige Befugnis zu dieser Notverordnung in die Hand gedrückt hat, hat der Reichstag auch das Aufhebungsrecht. Der Reichstag hat hiernach, da diese Verschlechterung dem Empfinden und dem Willen der Mehrheit des Volkes widerspricht, die Aufhebungspflicht. Möge der Reichstag diese

Pflicht erfüllen, damit auf dem Kulturgebiete des Rechts dieser Rückschritt vermieden und statt dessen Raum für die längst erstrebte Reform gewonnen wird.

Über die rassenhygienische Notwendigkeit anthropologischer Forschung[1].

Von Stadtschularzt Med.-Rat. Dr. E. Welde in Leipzig.

Anthropologie ist die Lehre vom Menschen oder besser gesagt, die Lehre von den Unterschieden der Menschen; sie untersucht seine körperliche Erscheinung (somatische Anthropologie) und sein geistiges Leben, seine Kultur (psychische Anthropologie, Ethnologie, Völkerkunde); ihre Hauptarbeitsmethode ist die Vergleichung.

Anthropologische Forschung ist heute notwendiger und nützlicher denn je. Warum? Ich sehe ab von dem Selbstzweck, den jede gründliche wissenschaftliche Forschung zu allen Zeiten in sich selbst trägt und will hier nur den rassenhygienischen Zweck betonen.

Die letztvergangenen Jahre und Jahrzehnte waren teilweise beherrscht von dem Dogma der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, obgleich ein einziger unbefangener Blick in die Natur jedem zeigt, daß nie und nirgends auch nur 2 Pflanzen, Tiere oder Menschen sich völlig gleichen. Dieses falsche Dogma hat auch die Fürsorge zum Teil auf falsche Wege geleitet, denn es hat sie veranlaßt, ihre Wohltaten auf Tüchtige wie Untüchtige zu verteilen. Aber mit der Fürsorge für Untüchtige und Wertlose im biologischen Sinne werden Geld, Zeit und Kraft nutzlos vertan, die bei Verwendung auf die Tüchtigen der Volksgemeinschaft bessere Dienste leisten würden.

Ich weiß sehr wohl, daß noch vielen Zeitgenossen diese Auffassung brutal und gefühlsroh erscheint, insbesondere den Anhängern einer mißverstandenen christlichen Ethik, die ihre vornehmste Aufgabe im Schutze der Schwachen und Hilflosen sieht, und ich glaube, daß noch lange Zeit verstreichen wird, bevor eine einheitliche Regelung dieser Streitfrage möglich sein wird. Die Hauptschwierigkeit in diesem Meinungsstreite sehe ich darin, daß wir heute noch gar nicht imstande sind, zu entscheiden, welches denn die Tüchtigen und Wertvollen sind. Jede Zeitepoche hat andere Wertideale. Es gilt deshalb, Werturteile zu finden, die unabhängig vom Zeitgeschmack, den ewig gültigen Naturgesetzen abgelauscht werden müssen. Das muß das Ziel künftiger anthropologischer Forschungen sein.

Zur Erreichung dieses Zieles bedarf es der innigsten Zusammenarbeit aller Berufe und aller Völker. Die Wege dahin sind verschiedenartig, doch nicht gleichwertig. Man kann entweder große systematische Massenforschungen anstellen, bei denen eine größere oder kleinere Menschengruppe auf einzelne oder mehrere Merkmale hin untersucht und je nachdem für zusammengehörig oder verschieden befunden wird, oder man kann möglichst gründliche Erforschung des Einzelindividuums von allen Seiten her in den Vordergrund stellen, und das scheint mir bei unserer jetzigen Finanzlage und im Hinblick auf unsere diesbezügliche spezielle deutsche Begabung der nächstliegende und beste Weg zu sein. Mehr aber als bisher wird man nicht vorwiegend an der Erforschung der oder jener Erscheinungsform haften bleiben dürfen, sondern den Ursachen nachgehen müssen, sei es in Richtung der Erblichkeit, sei es der Milieuwirkung.

Der geeignetste anthropologische Forscher ist meines Erachtens ein in neuzeitlicher Vererbungs-, Konstitutions- und anthropologischer Forschung gut bewanderter Haus- und Familienarzt, der jetzt leider zum großen Schaden der Bevölkerung in arge Bedrängnis geraten ist.

Machen wir uns klar, worauf zur gründlichen Erkenntnis des Einzelindividuums zu achten ist:

Der Mensch ist bekanntlich das Produkt aus zahllosen Erbanlagen der mütterlichen wie der väterlichen Vorfahrenreihe einerseits und aus zahllosen Umweltseinflüssen (Milieu) andererseits. Er besitzt einen Körperbau, den man mit Bandmaß, Tasterzirkel und ähnlichen Instrumenten, aber auch mit den fünf Sinnen feststellen kann, und eine Körperbeschaffenheit bzw. Konstitution, die man nur durch längere Beobachtung und Erprobung erkennen kann. Der Hausarzt kann allen diesen vier Punkten gründlich nachforschen, gründlicher als das z. B. dem Schul- oder Fürsorgearzt oder einem sonstigen Beobachter möglich ist.

Mit seiner Kenntnis der ganzen Familie übersieht der Hausarzt den Boden, dem das Kind entstammt und den Rahmen, innerhalb dessen es sich überhaupt entwickeln

---

[1]) Nach einem Vortrag in der Leipziger Gesellschaft für Vererbungsforschung.

kann. Aus Familienähnlichkeiten kann er wichtige Schlüsse ziehen, besonders auch auf die ganze voraussichtliche Tüchtigkeit, Leistungs- und Entwicklungsfähigkeit des Kindes (wichtig für die Berufsberatung), wenn er weiß, welche Anlagen sich dominant (= vorherrschend), welche sich rezessiv (= zurücktretend) zu vererben pflegen und welche Erbanlagen miteinander verkoppelt zu sein pflegen. Auch die verschiedensten Milieu-Einflüsse bieten sich der Beobachtung des Hausarztes unmittelbar dar. Er sieht die Wohnung, die Ernährung, die ganze Körperpflege, oft auch einen beträchtlichen Teil der Geistespflege und Erziehung. Infolgedessen kann er besser als der Schularzt beurteilen, ob ein Kind aus Nahrungsmangel mager ist oder aus sonstigen Ursachen, wie z. B. angeborener Anlage, überstandener Krankheit, unzweckmäßiger Lebensweise und Erziehung u. dgl., ob eine Blutarmut erblich bedingt oder durch Ernährungsfehler, Luft- und Lichtmangel usw. hervorgerufen ist, ob eine echte konstitutionelle Neurasthenie oder nicht vielmehr die im Kindesalter viel häufigere Nachahmung „nervöser" Erwachsener vorliegt. Was der Hausarzt besser als jeder andere kennen lernt, ist die Konstitution des Menschen. Die Konstitution läßt sich niemals durch eine einmalige und sei sie noch so genaue Untersuchung feststellen. Sie muß — wie schon gesagt — erprobt und beobachtet werden. Der Hausarzt erlebt es unmittelbar, wie jemand auf normale oder abnorme Anforderungen, z. B. besondere Anstrengungen, Diätfehler, Infektionen, Erkältungen usw. zu reagieren pflegt, ob er widerstandsfähig oder anfällig ist u. dgl. Der Hausarzt kennt damit sozusagen den Längsschnitt der ganzen Entwicklung eines Menschen, während die meisten anderen Beurteiler nur einen Querschnitt, nämlich den gegenwärtigen Körperbau und -zustand zu sehen bekommen.

Mit Vorstehendem ist die Methode skizziert, nach der anthropologische Einzelforschung zu verfahren hat, an der sich auch der Laie mit der nötigen Vorsicht beteiligen kann und soll. Das Erste ist eine möglichst lückenlose Zusammenstellung aller Angehörigen der Familie bzw. Sippe mindestens bis in die Großelterngeneration hinauf, wobei darauf zu achten ist, daß nicht biologisch Dazugehörige, wie z. B. in andere Familien eingeheiratete Frauen (trotz der damit verbundenen Namensänderung) ausgelassen werden. Das Nächste ist eine möglichst genaue Personalbeschreibung aller dieser Personen, wobei nicht nur auf Körper- und Geistesmerkmale, sondern auch auf Körperbewegungen (Mimik, Handschrift, Gangart, Sprechart usw.) zu achten ist. Unbedingt beigefügt müssen werden genaue Lebensläufe mit Angabe des erreichten Alters, der Gebärfähigkeit, der Stillfähigkeit, der Sexualentwicklung, der durchschnittlichen oder besonderer körperlicher oder geistiger Leistungen und Befähigungen, des Berufes, des Klimas, der Ernährung und der sonstigen Umweltverhältnisse, unter denen der Betreffende gelebt hat.

Mit den letzteren Forderungen komme ich wieder auf die Milieuforschung zu sprechen, die intensiver als bisher betrieben werden sollte. Unter der Wirkung der aufsehenerregenden Ergebnisse der neueren Vererbungsforschung war das Studium der Einwirkung des Milieus auf Körperbau und -zustand etwas vernachlässigt worden, beginnt sich aber jetzt neu zu beleben.

Die Tatsache, daß Milieu, z. B. Ernährung, Klima, Boden- und Wasserbeschaffenheit, Lebensgewohnheiten (z. B. auch schädliche wie Alkoholmißbrauch usw.) nicht nur den derzeitigen Körperbau und -zustand eines Menschen (den Phaenotypus) verändern und beeinflussen, sondern durch fortgesetzte gleichbleibende Einwirkung auf viele, viele Generationen derselben Familie, Sippe oder Rasse ganz allmählich auch die Erbmasse idiokinetisch verändern könne, hat man teils unmittelbar beobachten können, teils aus dem Verlaufe der Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen, bzw. der verschiedenen Menschengruppen, -arten, -rassen schließen zu dürfen geglaubt. Ich erinnere nur an den Einfluß der Ernährung (und wohl auch sonstigen Allgemein-Hygiene) auf die Körpergröße. Reichere zweckmäßige Kost in der Jugend bewirkt nicht nur ein schnelleres Erreichen der endgültigen Körpergröße, sondern eine durchschnittliche Zunahme der Körpergröße überhaupt. So erklärt man sich die durchschnittliche Größenzunahme der europäischen Bevölkerung in den letzten 100 Jahren um 6—10 cm. Besonderes Interesse verdienen die Beobachtungen des in Amerika lebenden deutschen Anthropologen Boas, der eine Veränderung der Schädelformen von jüdischen und italienischen Einwandererkindern nach der Einwanderung der Eltern in die Vereinigten Staaten fand. Zu ähnlichen Ergebnissen war Ammon in Baden gelangt, der die Kopfform der Stadtbevölkerung anders fand als die der zugehörigen Landkreise. Seine Erklärung, daß eine „Auslese" der Tüchtigeren, Langköpfe, vorliege, scheint mir nicht die allein mögliche zu sein. Daß hier auch andere Faktoren mitgewirkt haben könnten, scheint aus den neuesten Forschungen des Freiburger Anthropologen Eugen Fischer hervorzugehen. In Nr. 50 der Münchener medizinischen Wochenschrift von 1923 berichtet Fischer in einem Artikel über „Schädelform und Vererbung", daß 5 bis

6 Wochen alte Ratten, 5—8 Wochen mit Vitamin-A-freier Nahrung ernährt, nicht nur die Größe, sondern auch die Form der Schädel veränderten. Ob der Vitaminmangel als direkte Wachstumsstörung am Knochen wirkt, ob innersekretorische oder Einflüsse des Gehirnwachstums oder sonstige Dinge vorliegen, muß einstweilen unentschieden bleiben, jedenfalls zeigen die Experimente, daß man die Schädelform auf chemischem Wege abändern kann. Damit ist zum ersten Male ein einzelner peristatischer (= Umwelt-) Faktor nachgewiesen der auf die Schädelform wirkt. Der Gedanke, daß es sich hierbei um innersekretorische Vorgänge handelt, scheint mir besonders naheliegend, wenn man sich erinnert, daß einerseits Medikamente auf innere Drüsen, z. B. Jod auf die Schilddrüse einwirkt, andererseits die Tätigkeit der inneren Drüsen, besonders auch der Keim- und anderer Drüsen in ursächlichen Beziehungen zur Körperform stehen (z. B. beim Kretinismus).

Sollten sich die Boasschen Erfahrungen in anderen Ländern und bei anderen Rassen bewahrheiten, so wäre das schon oft aufgeworfene Problem der aktiven Menschenzucht, das man bisher fast ausschließlich auf dem Wege der Rassenpflege und Vererbung zu lösen versucht hat, in ein neues Stadium getreten. Ein weltbeherrschender Milieufaktor scheint mir heute z. B. der Dollar zu sein. Uns Deutsche zwingt er heute zur Aufgabe der Fleischkost und zur Rückkehr zu vegetabiler vitaminreicherer Kost. Wenn es dem amerikanischen Milieu gelungen ist, die Kinderköpfe eingewanderter Ostjuden weniger rund zu gestalten als die der Vorfahren und die der Italiener weniger lang, so daß sich beide der Mittelform der indianischen Urbevölkerung näherten, dann gelingt es vielleicht dem Dollar, die Quer- und Dickschädel der deutschen politischen Kindsköpfe soweit aneinander anzugleichen, daß sie einmal unter einen Hut zu bringen sind (?). Denn daß Schädel- bzw. Körperbau und geistige Konstitution nicht nur wechselseitig voneinander abhängig sind, sondern in jeweils paralleler Richtung von der inneren Sekretion der Blutdrüsen, ja des Gesamtchemismus des Organismus beeinflußt werden, ist von dem Tübinger Psychiater K r e t s c h m e r in seinem ausgezeichneten Buche über Körperbau und Charakter in anschaulichster Weise dargestellt worden.

Die Kretschmerschen Gedanken scheinen mir aber noch in einer anderen Richtung befruchtend auf die Anthropologie wirken zu sollen. Das Bedürfnis, biologisch zusammengehörige oder sich nahestehende Einzelindividuen in Gruppen zusammenzufassen, besteht nicht nur für das Pflanzen- und Tierreich, sondern auch für das vielgestaltige, bunte Menschengewimmel. Bisher teilte man deshalb die Menschen nach Rassen, bzw. Rassengemischen ein, ohne damit zu endgültigen und sonderlich befriedigenden Resultaten zu gelangen. K r e t s c h m e r macht den Versuch einer inner- bzw. überrassischen Gruppierung nach Typen, die teils charakteristische somatische, anthropologische Merkmale miteinander gemeinsam haben, teils parallel laufende psychische. Er unterscheidet (an schwäbischer, also ziemlich rassengleicher Bevökerung beobachtet) hauptsächlich einen asthenischen, einen athletischen und einen pyknischen Körperbautyp und, der Einteilung K r a e p e l i n s folgend, einen zyklothymen und einen schizothymen Charaktertyp mit eigenartigen Wechselbeziehungen zueinander, betont allerdings die Möglichkeit konstitutioneller Legierungen und Überkreuzungen. S t e r n - P i e p e r in Frankfurt am Main versucht die Kretschmerschen Typen mit Rassentypen in Einklang zu bringen. Beide Gedankengänge werden noch umstritten, jedenfalls wirken sie äußerst anregend.

Ich selbst hatte schon vor der Lektüre des Kretschmerschen Buches nach Wechselbeziehungen zwischen rassenmäßig bedingtem Körperbau und seelischer Veranlagung bei Leipziger Fortbildungsschülerinnen gefahndet, und zwar in der Richtung, ob und inwieweit besonders ins Auge fallende Rassentypen (z. B. hell- und dunkelpigmentierte) eine seelische Vorliebe oder Abneigung für gleich- oder andersrassige empfänden und dabei gefunden, daß sogenannte typische Rassevertreter ausgesprochene Zu- oder Abneigungen in der oder jener Richtung empfänden, während Mischlinge gleichgültig oder zwiespältig waren. Näheres siehe Münchener medizinische Wochenschrift 1923, Nr. 27. Neuerdings versuche ich, die Kretschmerschen Typen bei Leipziger Schulkindern zu finden. Das ist im unentwickelten Kindes- und Jugendlichenalter und bei einer so ausgesprochenen Mischbevölkerung wie der einer sächsischen Großstadt besonders schwer. Betont doch schon Kretschmer, dessen Material vorwiegend aus Männern bestand, daß seine Typen schon bei Frauen weniger scharf hervorträten. Mit zunehmender Schulung des Auges und der von Kretschmer offenbar meisterlich gehandhabten Intuition gelingt hoffentlich eine gewisse Gruppierung in der einen oder anderen Richtung auch im Kindesalter, wo ich sie für besonders wichtig halten würde aus folgenden praktischen Gründen:

1. haben wir gehört, daß das Milieu sich verändern, auf innere Sekretion und damit auf Körperbau und geistige Konstitution einwirken kann. Gelingt es also z. B., bereits

in möglichst jungen Jahren einen asthenischen Körperbautyp festzustellen, der nach Kretschmer in vielen Fällen parallel geht mit schizothymer Charakteranlage und gelingt es, den oder die Milieufaktoren ausfindig zu machen, die diesen asthenischen Körperbau umwandeln könnten, so wäre damit auch die Möglichkeit einer Umänderung der seelischen Beschaffenheit nicht ganz unwahrscheinlich, und zwar um so eher, je jünger das Kind noch ist;

2. würde eine Zusammengruppierung biologisch zusammengehöriger Kinder, die weniger auf Einzelmerkmale als auf große zusammengehörige Merkmalskomplexe und besonders auf konstitutionelle Übereinstimmungen bzw. Ähnlichkeiten achtete, eine wesentlich zweckmäßigere Grundlage für Fürsorgemaßnahmen bilden als die bisher üblichen. Erst sie würde die Zusammenfassung der Tüchtigen, der Wertvollen, der für das Volkswohl Aussichtsreichsten und ihre systematische besondere fürsorgerische Pflege ermöglichen.

Bis zu diesem Ideale ist noch ein weiter mühevoller Weg wissenschaftlicher Forschung nötig, der außer Kraft auch so viel Geld benötigt, wie wir armen Deutschen es in absehbarer Zeit nicht werden aufbringen können. Wer deshalb und trotzdem von der rassenhygienischen Notwendigkeit weiterer anthropologischer Forschungen überzeugt ist, möge sich zu aktiver Mitarbeit entschließen. Die Leipziger Gesellschaft für Vererbungsforschung nimmt außer freiwilligen Mitarbeitern und Helfern freundliche Spenden zu Händen des Verfassers mit größter Dankbarkeit an.

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Ein Fall von Hermaphroditismus verus beim Menschen.

In der Zeitschr. f. d. ges. Anatomie, Abt. 2: Zeitschr. f. Konstitutionslehre 1923, Bd. 9, H. 3/4, S. 373—384) berichtet Otto Schauerte über einen Hermaphroditismus verus. Der Fall ist die achte Beobachtung des beim Menschen nur äußerst selten beobachteten echten Zwittertums. Das Individuum kam 16jährig in Beobachtung und zeigte an seinen äußeren Geschlechtsorganen eine vollkommene Mischung männlicher und weiblicher Charaktere. Unterhalb des wohlausgebildeten, 4,5 cm langen, erektionsfähigen Penis war eine Vulva mit Hymen und einer 8 cm langen Vagina vorhanden. Links von ihr waren großes und kleines Labium und rechts eine Skrotumhälfte mit einem hodengroßen Körper als Inhalt angelegt. Die Hebamme hatte das Kind für ein Mädchen, die Mutter hatte es für einen Knaben gehalten, psychisch hatte es sich völlig neutral verhalten, bis mit dem Eintritt der Pubertät die Menses regelmäßig einsetzten und die sekundären Geschlechtsmerkmale sich dem weiblichen Typus zuneigten. Bei Gelegenheit der operativen Entfernung des Penis und der im Skrotum befindlichen Keimdrüse konnte per laparotomiam die Gegenwart eines normal großen Uterus mit linksseitigen Adnexen festgestellt werden. Die linke Keimdrüse, aus der eine blutgefüllte Zyste entfernt wurde, hatte makroskopisch ganz den Charakter eines Ovariums. Nach der Operation dauerten die Menses fort, der Habitus, psychisches Verhalten und Geschlechtsleben schlugen völlig ins Weibliche um. Die von Berblinger ausgeführte histologische Untersuchung der Operationspräparate ergab beim Penis normalen Bau. Die skrotale Keimdrüse erwies sich als „Ovotestis“ mit anhängendem Nebenhoden und Tube. Im Ovarialanteil waren Eifollikel und Thekazellen, Corpora fibrosa und ein Corpus luteum vorhanden, während im Hodenanteil die Samenkanälchen reichlich Vorstufen der Spermiogenese, Spermiogonien, Spermiocyten bis hin zu Spermiden enthielten. Auch männliche Zwischenzellen fanden sich reichlich. Nach Picks Einteilung ist der Fall zur germinalen Form des echten Hermaphroditismus zu rechnen, wenn es auch unentschieden blieb, ob er unilateral oder bilateral ausgeprägt war. Jedenfalls enthielt die zurückgelassene linke Keimdrüse funktionierendes Ovarialgewebe, und es ist anzunehmen, daß dieses, entsprechend den Anschauungen Bendas, einen etwa vorhandenen Hodenanteil noch weiter zurückzudrängen vermöchte, wie dies bereits an der Unvollkommenheit der Spermiogenese im exstirpierten Ovotestis zum Ausdruck kam. Daß überhaupt noch im Hodenanteil des Falles so weit differenzierte Entwicklungsstadien der Spermiogenese gefunden wurden wie bisher noch in keinem anderen menschlichen Falle, ist nur dem frühen Zeitpunkte der operativen Entfernung zu verdanken.

(Referat von E. Christeller in der Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 1924, Nr. 3.)

Ehe und kirchliches Verbot.

Fragen von grundsätzlicher Bedeutung wurden in einem Scheidungsprozeß erörtert, dessen Entscheidung durch das Reichsgericht die Juristische Wochenschrift (S. 45) mitteilt.

Ein katholischer Ehemann war von seiner ersten Ehefrau schuldhaft geschieden worden. Er hatte sich noch bei ihren Lebzeiten wieder mit einer Katholikin verheiratet. Aus dieser Ehe sind vier Kinder hervorgegangen. Jetzt weigert die Frau aber, offenbar infolge geistlicher Einwirkung, die Erfüllung der ehelichen Pflicht aus religiösen Bedenken, soweit man aus den mitgeteilten Gründen entnehmen kann, weil ihre Ehe mit einem Geschiedenen ihre Exkommunikation zur Folge hatte und sie den Wiedereintritt in die katholische Glaubensgemeinschaft erreichen wollte. Der Ehemann hatte schon einmal gegen sie die Scheidungsklage erhoben, sie aber auf Grund einer Aussöhnung zurückgenommen. Nach seiner Behauptung hatte die Frau sich vor dieser Aussöhnung dem Pfarrer gegenüber feierlich verpflichtet, die Geschlechtsgemeinschaft mit dem Ehemann aufzugeben, was sie ihm natürlich bei der Aussöhnung verschwiegen habe.

Bei der Entscheidung über die Frage, ob dem Manne ein Scheidungsrecht nach § 1568 BGB. zustehe, kam es darauf an, ob das Gericht einen Vorrang der kirchlichen vor den bürgerlich-rechtlichen Pflichten anerkennt. Das Oberlandesgericht hatte diesen Vorrang im Grunde anerkannt, indem es zur Begründung der Klageabweisung ausführte: Bei der hohen ethischen Bedeutung, welche die Zugehörigkeit zu einem Glaubensbekenntnis nicht nur für den Gewissensbereich des Menschen, sondern auch für seine Pflichterfüllung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens habe, könne es einem Ehegatten nicht als Verschulden angerechnet werden, wenn er sich, um diese Zugehörigkeit wiederzuerlangen, fernerhin den Geboten seiner Kirche füge. Einen so weitgehenden Satz lehnt aber das Reichsgericht ab. Auch bei einem solchen Gewissenskonflikt kann das Bewußtsein der Ehewidrigkeit im Sinne des § 1568 BGB. vorliegen. Die unter dem Einfluß des Gewissenzwanges zugunsten der kirchlichen Verpflichtungen getroffene Wahl vermag das Verschulden des Ehegatten vor der Rechtsordnung noch nicht zu beseitigen, auch wenn die Frau irrtümlich glaube, die religiösen Gebote gingen vor. Es muß hinzukommen, daß der Irrtum entschuldbar, also nicht durch Fahrlässigkeit verursacht war. Es kommt hierfür zum Beispiel darauf an, ob die Frau bei Eingehung der Ehe die obwaltenden Verhältnisse kannte und mit der jetzigen Gestalt der Dinge rechnen mußte.

Das Reichsgericht hat die Sache zur weiteren Aufklärung zurückverwiesen. Namentlich das Verhalten der Ehefrau bei der ersten Aussöhnung soll noch geprüft werden.

Bücherbesprechungen.

1) Scheler, Max: **Wesen und Formen der Sympathie.** Bonn 1923, Fr. Cohen. XVI u. 312 Seiten.

Von Dr. H. Hegenwald (Göttingen).

Das Buch führt sich als I. Bd. eines umfassenden Werkes: „Die Sinngesetze des emotionalen Lebens“ ein, in dem der Verf. im Unterschied zu den Kausalgesetzen und den psychophysischen Abhängigkeiten des emotionalen Lebens vom Körpergeschehen die selbständigen Sinngesetze der höheren emotionalen Akte und Funktionen, die intentionale und wertkognitive Natur unseres höheren Geisteslebens untersuchen will. Es wäre wünschenswert gewesen, daß der Verf. sich in diesem I. Bd. zusammenhängend über die Methode und die grundsätzlichen Voraussetzungen dieser Arbeiten ausgesprochen hätte. Statt dessen verweist er häufig auf sein früheres Buch: „Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik,“ 2. 1921, während in dem vorliegenden Werk diese grundlegenden Gesichtspunkte nur ganz zerstreut gelegentlich angedeutet werden. Es ist zunächst die phänomenologische Methode, die der Verf. der ontogenetischen, der phylogenetischen und metaphysischen Behandlung seines Gegenstandes voranstellt. Die phänomenologische Erörterung will die Tatbestände der Sympathie zunächst in ihrem reinen, unmittelbaren Gegebensein untersuchen ohne Beziehung auf ihre jeweiligen realen Träger; also die Einsfühlung, das Mitgefühl, die Liebe in ihrer eigenen Sinngesetzlichkeit ohne Rücksicht auf die konkreten Individuen, an denen diese Sympathieformen vorgefunden werden. Es

ist hier nicht der Ort, auf eine grundsätzliche Erörterung der phänomenologischen Methode einzugehen, aber so viel läßt sich schon mit Rücksicht auf das vorliegende Buch sagen, daß dem Verf. nur scheinbar eine solche Behandlung gelingt, nämlich nur dadurch, daß er zwar die konkreten Träger der Sympathieformen vermeidet infolge einer von vornherein vorhandenen, stillschweigenden Anleihe bei der Metaphysik, nämlich in bezug auf die von ihm vertretenen „Wesensschichten" des Menschen, in denen die einzelnen Sympathieformen lokalisiert sein sollen. So wie der Verf. diesen grundlegenden Gedanken durchführt, offenbart er eine große Fruchtbarkeit in bezug auf mannigfache neue Beleuchtungen der in Frage stehenden Probleme, aber es handelt sich dabei nicht um Wissenschaft im abstrakten, diskursiven Sinne, sondern mehr um ein intentional-metaphysisches Sehen und Schauen, für das der Verf. allerdings auch den Charakter der Wissenschaftlichkeit in Anspruch nimmt (S. 122). Es liegt durchaus im Wesen der phänomenologischen Methode, daß der Verf. in der Frage nach dem Individuellen, also dem Wesen des Einzelwesens, der Meinung des modernen Irrationalismus anhängt, nach dem es eine Erkenntnis des Individuellen nicht gibt; das Individuelle gehe nicht in die Begriffe und allgemeinen Bestimmungen des Verstandes ein, der Individualitätskern werde von ihnen niemals erfaßt (S. 185). Diese allgemeine Auffassung des Individuellen spitzt sich für den Verf. in bezug auf die individuelle Person noch dahin zu, daß er diese überhaupt nicht, auch nicht im Sinne des sonstigen Individuellen als „gegeben" anerkennt, vielmehr nicht nur die Erkenntnis, sondern auch schon das Gegebensein der individuellen Person liegt für ihn jenseits irgendeiner begrifflichen Erfassung, beides sieht er vielmehr in einer besonderen Sympathieform, nämlich in dem Akt der geistigen Personliebe begründet, also nicht in einer wissenschaftlich intellektuellen, sondern in einer gefühlsmäßig emotionalen Angelegenheit. Damit ist ein grundsätzlich anderer, neben dem intellektuell begrifflichen ein emotional erfühlender Erkenntnisweg proklamiert (192). Wenn wir dieser Erweiterung des Wissenschaftsbegriffs, für die wir keine Notwendigkeit einsehen, auch nicht zustimmen können, sondern vielmehr der Meinung sind, daß die fruchtbaren und scharfsinnigen Darlegungen des Verf. besser ihren Ort in einem von dem eigentlichen Wissenschaftsbereich abgesonderten Weltanschauungsdenken finden müßten — der Verf. selbst verwendet mit Vorliebe für dies Erkennen die Ausdrücke: „sehen", „Schau", „in Sicht kommen" usw. —, so muß doch zugestanden werden, daß der Verf. nur sehr vorsichtig und besonnen diesen Erkenntnisweg für die Analyse seiner in Frage stehenden Probleme beschreitet. So sind auch für ihn Liebe und Haß keine erkennenden Akte selbst. Die Liebe stellt vielmehr ein eigentümliches Verhalten zu Wertgegenständen dar, das der Verf. als eine Bewegung auf das Höhersein des Wertes eines Gegenstandes definiert (183). In solcher geistigen Liebe, im Mitvollzug, im Verstehen und Nachleben eines Anderen, ist dieser als Person allererst „gegeben" und wird seinem Wesen nach erkannt (193). (Vgl. Goethe: Man lernt nur kennen, was man liebt!)

Diese eben angedeutete Sympathieform der Liebe als reine Person- und Gottesliebe — auf die wertvollen Untersuchungen des Verf. zu der letzteren kann hier nicht eingegangen werden — hat ihren Ort in der obersten der vier „Wesensschichten" des Menschen, die der Verf. überhaupt unterscheidet. Es sind das 1. die assoziationsgesetzlich gebundene Schicht der Seele (z. B. 145), 2. die Vitalsphäre (z. B. 86, 145 usw.), 3. die psychovitale Schicht (145), 4. die noetische Sphäre des Bewußtseins, in der die soeben erörterte reine Personliebe ihren Sitz hat. Die vier Wesensschichten der Seele bestehen für den Verf. ganz selbständig und unableitbar nebeneinander; und jeder entsprechen durchaus eigentümliche, ebenfalls nicht auseinander ableitbare Gefühle, nämlich die bloße Gefühlsempfindung, das Vitalgefühl, das seelische und das geistige Gefühl. Von besonderem Interesse gerade für den Sexualwissenschaftler sind aus dem reichen Inhalt dieses Buches noch die Kapitel, die sich mit der Geschlechtsliebe und ihrem Verhältnis zum Geschlechtstrieb beschäftigen. Wie jene reine Person- und Gottesliebe der in sich selbständigen noetischen Wesensschicht des Menschen angehört und dort eine ganz bestimmte, oben kurz angedeutete „wertkognitive" Bedeutung hat, so hat die Geschlechtsliebe ihren Sitz in der Vitalsphäre des Menschen, ebenfalls ganz selbständig, unableitbar und ohne irgendeine Übergangsmöglichkeit, „Sublimierung" (vgl. Freuds Ontogenie und die übrigen naturalistischen Liebestheorien, mit denen sich der Verf. ausführlich auseinandersetzt) zu jener noetischen Sphäre mit ihrer reinen Personliebe hin. Ihren „Ort" weist der Verf. der Geschlechtsliebe zwischen dem Leibbewußtsein mit seinen Organempfindungen und lokalisierten Gefühlsempfindungen und dem noetisch-geistigen Personsein in der Mitte an, also in der von ihm so benannten „Vitalsphäre" des Menschen. Auch die Geschlechtsliebe ist „Liebe", d. h. ein emotionales Werterfassen (in Form einer Antizipation), und zwar hier nicht wie in der reinen Personliebe ein Erfassen des Höherseins eines akosmistischen, individuellen Personwertes, sondern der günstigsten Chancen für qualitative Erhöhung

des Menschentums überhaupt (133), der sie in äußerst bemerkenswerter Weise Pionierdienste leistet. Dieser höhere Wert ist auch hier in keiner Weise vorher „gegeben“, sondern erschließt sich erst in der Bewegung der Geschlechtsliebe; aber das Wesentliche ist: es handelt sich hier um ein Höhersein des ganzen Lebenswertes, also des Wesens alles organischen Lebens überhaupt, nicht um individuellen Personwert, wie bei der akosmistischen Liebe in der geistig-noetischen Wesenssphäre des Menschen. Damit hängt eine vom Verf. behauptete grundsätzliche Verschiedenheit dieser beiden Sphären und auch der dritten, der körperlich toten, also der anorganischen zusammen. Man kann es wohl im Sinne des Verf. so ausdrücken: die unterste und die oberste Wesenssphäre des Menschen, die körperlich anorganische und die geistig-noetische sind gekennzeichnet durch das Individuumsein ihrer Träger, Leib und Geist, von denen allerdings nur der letztere auch im metaphysischen Endsinn sein Individuumsein behauptet und dort erst recht ausbildet, während das körperlich-dingliche schon in der wissenschaftlichen Physik und Chemie sein Individuumsein verliert. Die dazwischenliegende Vitalsphäre des Menschen, in der der Verf. die Geschlechtsliebe fundiert, ist dagegen eine allgemeine universelle Wesenheit für sich. „Leben ist selbst eine Wesenheit und nicht an den empirisch existierenden Organismus bloß abstrahierter Begriff“ (206), d. h. viele biologische Grundbegriffe stellen Begriffe mit besonderen phänomenologischen Fundamenten dar, die von der Beobachtung der irdischen Organismen und der Induktion aus diesen Beobachtungen ganz unabhängig sind; das gilt auch für die vitale Liebe (206). Wir wollen auf die wissenschaftsmethodologischen Schwierigkeiten dieser Einstellung nicht noch einmal eingehen. Der Verf. nimmt also ein universelles Leben an — nicht im Sinne monistischer Metaphysik als Welturgrund überhaupt, sondern nur als gemeinsame Einheitlichkeit des Weltlebens, also eines universellen Lebensurgrundes — an dem der Mensch vermöge seiner Vitalsphäre unmittelbar Anteil hat, und zwar nicht in seinem individuellen Sosein, sondern als vitales Wesen überhaupt. Die Geschlechtsliebe, die in dieser Sphäre wurzelt, erhält dadurch als besondere Sympathieform eine besondere Bedeutung. Sie ist neben und über manchen anderen Erscheinungen die wichtigste Manifestation des universellen Lebens überhaupt in der Vitalsphäre des Menschen; in der Geschlechtsliebe liegt eine Sympathieform vor, durch die der Mensch sich unmittelbar in den Zustand der Einsfühlung mit dem andern Menschen und durch den andern mit dem universellen Leben des All versetzt sieht. Die „Einsfühlung“ ihrerseits ist die Urform aller Sympathietatbestände überhaupt nach den Fundierungsgesetzen der Sympathie, die der Verf. dahin formuliert S. 112 ff.): Einsfühlung fundiert Nachfühlung, Nachfühlung fundiert Mitgefühl, dieses wiederum die Menschenliebe, die schließlich den Grund angibt für akosmistische Person- und Gottesliebe. In der Geschlechtsliebe soll also die wichtigste reale Einsfühlung verschiedener Menschen erblickt werden auf Grund der von dem Verf. angenommenen, erschauten, übersingulären Einheit des organischen Lebens (87) mit seinem alle empirisch-reale Entwicklung der Arten auseinander leitenden und lenkenden universellen Lebens-Agens. Damit wird die organologische Weltansicht Goethes und der früheren Zeit überhaupt der neuerlichen mechanischen gegenüber wieder zu Ehren gebracht. Der Geschlechtsliebe eignet damit auch eine von der der geistigen Personliebe allerdings toto genere verschiedene „kognitive“ Bedeutung. Der „liebeerfüllte Geschlechtsakt“ — nicht nur der Geschlechtstrieb, „der nur die Technik des Eros bei zweigeschlechtlichen ‚Tieren‘ darstellt“ (129) — ist der einzige Fall normaler menschlich gegenseitiger Einsfühlung ins universelle All. So liegt im liebevollen Geschlechtsakt zwar auch nicht selbst eine Erkenntnis, wohl aber eine Stoffquelle für eine mögliche Erkenntnis (128). Von diesen Einsichten aus wendet sich der Verf. mit besonderer Energie gegen die Entwürdigung des Geschlechtsaktes, die vor allem schon in der altjüdischen Alternative vorliege: das Wesen des Geschlechtsaktes bestehe entweder in dem Zweck der Fortpflanzung oder in dem der Wollust. In feinen Gedanken führt der Verf. demgegenüber aus, daß der Geschlechtsakt überhaupt nicht als Zweckhandlung, sondern als Ausdruckshandlung richtig verstanden wird (130 ff.); und in gewissem Sinne ein Korrelativ zu dieser Verfälschung und Entwürdigung des Geschlechtsaktes erblickt er in der Entleerung des kreatianistischen Weltgedankens durch den Gedanken des jüdisch-christlichen Schöpfergottes. Aber es ist ja auch nur eine kurze Spanne des abendländischen Lebens, in der die uralte menschheitliche, organologische Weltansicht und die Universalschöpferidee zurückgedrängt ist durch eine Entwürdigung des liebevollen Geschlechtsaktes zugleich mit einer ungeheuren Entlebendigung und Entseelung der gesamten Natur zugunsten einer absoluten Übertragung alles Kreatianistischen auf Gott und einer Emporschnellung des Menschen als individuellen Geistwesens über die Natur. Die Folge dieser Verfälschung wirkt auch in der mechanischen Weltansicht der Neuzeit nach, in der wissenschaftlich-technisch ein Entwicklungsfortschritt vorliegt, aber — und

damit verifiziert der Verf. ohne Zweifel den überkommenen Entwicklungsbegriff des 19. Jahrhunderts in sehr bedeutsamer Weise — man darf sich die „Entwicklung“ nicht trittbrettartig als ein absolutes Höhersteigen vorstellen, vielmehr schließt jeder Fortschritt auf der einen Seite einen Rückschritt auf der andern ein; und die großen Fortschritte des wissenschaftlich-technischen Denkens, die auf einer Hypertrophie des Verstandes beruhen, bewirkten zugleich eine Verkümmerung jenes ursprünglichen Einsfühlungsinstinktes (33), den der Primitive, das Kind, das Weib in viel größerem Maße noch besitzen. Auf die Wiedergewinnung dieser kosmisch-vitalen Einsfühlungsfähigkeit wird viel ankommen, und da scheint es, daß die kosmische Einsfühlungsfähigkeit nicht unmittelbar gegenüber der außermenschlichen Natur stattfinden kann, sondern gebunden ist an die Einsfühlung von Mensch zu Mensch (127), die im liebeerfüllten Geschlechtsakt ihren mächtigsten Ausdruck erhält.

So handelt es sich in der geistig-noetischen Person- und Gottesliebe und in der kosmisch-vitalen Geschlechtsliebe um zwei Sympathieformen, die, weit davon entfernt, einem gemeinsamen Urgrund zu entstammen, vielmehr an entgegengesetzten Polen im ganzen Formenreich der Sympathien stehen, insofern, als die erstere in einem individuell gemeinsamen Vollzug von Gedanken, Gefühlen und Handlungen besteht und somit letzten Endes in dem theistisch verstandenen, absolut individuellen Gott ruht, weil letzten Endes nur im „amare in Deo“ ein solcher gemeinsamer Vollzug möglich ist; während die letztere einer ganz anderen, ebenfalls völlig selbständigen und unableitbaren Wesenssphäre des Menschen angehört, nämlich seiner Zugehörigkeit zum kosmischen Universalleben, die im liebevollen Geschlechtsakt vollzogen und als kosmische Einsfühlung rauschartig empfunden wird. Also im ersten Falle ein Hinstreben und Wirklichwerden des individuellen Personseins des Menschen auf höchster Stufe; im letzteren Fall eine Selbstaufgabe, Selbsthingabe, Selbstentäußerung der eigenen individuellen Art an und in den Strom des allgemeinen kosmisch-organischen Lebens, was nur durch eine möglichste, wenn auch nie voll erreichbare Isolierung der Vitalschicht des Menschen (85) im Gegensatz zur rein sensuell-mechanisch-assoziativen wie zur rein noetischen Schicht des geistigen Bewußtseins erreicht werden kann. Zwischen diesen beiden Endpolen im Reiche der Sympathieformen haben die übrigen ihren besonderen Ort: Mitgefühl, Mitleid, Mutterliebe, Nachgefühl usw. Wenn der Verf. so insbesondere jenen beiden Hauptformen der Liebe ihre ganze selbständige Bedeutung zuerkennt und die Geschlechtsliebe aus ihrer abendländischen Verkennung und Entwürdigung zu retten sucht, so verkennt er doch nicht den endgültig höheren Wert der akosmistischen Person- und Gottesliebe, und er bezeichnet scharf die beiden Ansatzpunkte, an denen ein berechtigtes und notwendiges Opfer auch der Geschlechtsliebe gebracht werden kann und unter Umständen gebracht werden muß, nämlich gegenüber dem persönlichen religiösen Heil in der Gottesliebe, d. h. im Mitvollzug der Liebe Gottes zur Welt, und gegenüber der vollen Auswirkung der Kräfte der eigenen geistig individuellen Persönlichkeit; niemals aber auch schon gegenüber bloßen Sach- und Leistungswerken, die zu den geistigen Kulturakten gehören mögen; niemals also gegenüber dem sog. Kulturfortschritt, dem Nutzen der Gesellschaft, der bloßen Wissenschaft usw. —

Ein Schlußabschnitt des Buches beschäftigt sich mit der erkenntnistheoretischen Frage nach dem fremden Ich, der Du-Evidenz — eine Frage, die auf Grund der vorhergehenden Darlegungen manche neue Beleuchtung erfährt. —

2) Reik, Theodor: **Der eigene und der fremde Gott.** Zur Psychoanalyse der religiösen Entwicklung. Leipzig, Wien u. Zürich 1923, Internationaler psychoanalytischer Verlag. 256 Seiten.

Von Dr. theol. Dr. phil. Friedrich Karl Schumann.

Das Buch stellt einen Versuch dar, die psychoanalytische Betrachtungsweise auf Fragen der Religionswissenschaft und Religionsgeschichte anzuwenden. Der Verf. schlägt dabei nicht den schon mehrfach betretenen Weg ein, von den allgemeinpsychologischen Grundanschauungen der Psychoanalyse aus eine allgemeine Theorie der Religion und ihrer geschichtlichen Entwicklung zu entwerfen — wohl in der richtigen Überzeugung, daß solche allgemeinen Theorien selten über den Wert persönlichen Bekenntnisses hinaus wissenschaftliche Bedeutung gewinnen können. Vielmehr versucht Verf. zu zeigen, wie er im einzelnen, besonderen Fall sich die Anwendung der psychoanalytischen Methode auf die Probleme der Religionsgeschichte denkt. So ist das Buch auch entstanden aus gesonderten Betrachtungen, zu denen meist Vorträge auf dem VI. Psychoanalytischen Kongreß im Haag und in der Berliner und Wiener Gruppe der Internat. Psychoanalytischen Vereinigung den Anlaß boten. Die Vereinigung derselben in einem

Buch rechtfertigt sich aus einer „Konvergenz der Ergebnisse“ (Vorwort), welche zwar an sich noch nicht, wie Verf. meint, einen Schluß auf die Richtigkeit derselben zuläßt, aber doch eine in intensiver Arbeit an dem weitschichtigen Stoff erprobte Einheit der Methode deutlich erkennen läßt. Diese schon von A. Dietrich („Mutter Erde“) empfohlene Methode, zunächst einmal „in einem bestimmten Fall zu zeigen, wie man es machen kann“, hat ohne Zweifel den großen Vorzug, in unmittelbarer Frische eine lebendige Anschauung von den Möglichkeiten zu geben, welche die Psychoanalyse in der Anwendung auf die Religionsgeschichte eröffnet. Sie hat freilich auch den Nachteil, daß gewisse philosophische und methodische Grundfragen, welche für die Beurteilung der gewonnenen Ergebnisse von entscheidender Bedeutung werden, außerhalb der Erörterung bleiben und dadurch auch die Ergebnisse selbst nicht über eine starke Problematik hinausgelangen lassen. Mit der Entstehung aus Vorträgen mit gewollter Beschränkung auf das Einzelproblem mag es auch zusammenhängen, daß einige Unbekümmertheiten in der Verwendung von Quellen und von vermeintlichen Ergebnissen religionswissenschaftlicher Forschung unterlaufen, hinter die der Fachmann das eine oder andere Fragezeichen zu setzen hätte.

Die drei ersten Aufsätze, welche eine Art Einführung in die Hauptuntersuchung darstellen, behandeln im wesentlichen die einzeln- und kollektiv-psychologische Frage des Vergessens infolge von Affektverdrängung auf Grund der bekannten Freudschen Theorie (1. „Über kollektives Vergessen“, 2. „Jesus und Maria in Talmud“, 3. „Der heilige Epiphanius verschreibt sich“.) Mit der 4. Abhandlung „Die wiederauferstandenen Götter“ beginnt die Untersuchung einer äußerst interessanten und weittragenden Frage, der auch die folgenden Aufsätze „Das Evangelium des Judas Ischkarioth“, „Die psychoanalytische Bedeutung des Judasproblems“, „Gott und Teufel“ gewidmet sind. Es ist die Frage, die sich nach des Verf. Überzeugung im Judasproblem konzentriert — die Frage nach dem gegensätzlich-feindlichen Hervorbrechen einer Religion aus der ihr vorhergehenden, wie es beispielsweise in der Entstehung des Christentums aus dem Judentum heraus vorliegt. Ein solcher Vorgang ist, wie der Verf. ausführt, nur zu begreifen als Revolution eines Sohngottes gegen den Vatergott und diese selbst hat ihre völkerpsychologische Grundlage in den sexuell bedingten Feindseligkeitstendenzen der Söhne gegen den Vater, die ihren Ausdruck in der Erscheinung des Mordes am Horden-Urvater finden. Das geheime Schuldgefühl, das damit für den siegreichen Sohngott verbunden ist, wird mit dessen zunehmender Sublimierung und Idealisierung nach außen projiziert und erzeugt so Gestalten wie Judas, der nun zu begreifen ist als dunkles gegensätzlich verbundenes Widerspiel des Idealbildes des Christus. Zugleich sieht der Verf. aber in diesen Zusammenhängen die tiefsten Wurzeln des religiösen Dualismus überhaupt („Gott und Teufel“) und aller mit ihm zusammenhängender Probleme (Theodizee). Der II. Teil bringt in vier Aufsätzen („Die Unheimlichkeit fremder Götter und Kulte“, „Das Unheimliche aus infantilen Komplexen“, „Die Äquivalenz der Triebgegensatzpaare“, „Über Differenzierung“) eine Fülle z. T. sehr feiner und fruchtbarer Beobachtungen zur Psychologie des religiösen Hasses und der Verfolgung, die erklärt werden aus dem unbewußten Sichauswirken feindseliger Tendenzen gegen den eigenen Gott an den Anhängern des fremden Gottes. Die Erörterung der sehr bedeutsamen Frage, warum „das Andere“, auch wenn es oft nur eine geringfügige Differenzierung darstellt, Abneigung hervorruft, Differenzierung also als solche offenbar schon „ein Stück Feindseligkeit“ bedeutet, bildet den Abschluß.

Die Frage nach der „Richtigkeit“ der Ergebnisse, zu denen der Verf. gelangt, liegt aus zwei Gründen jenseits des Rahmens dieser Anzeige. Einmal läßt der Verf. diese Frage selbst dahingestellt und beansprucht in besonnener Weise für seine Darlegungen lediglich, daß sie als ernster Deutungs*versuch* genommen werden wollen. Des weiteren aber kommen, wie schon bemerkt, die allgemein philosophischen und methodischen Voraussetzungen, auf Grund derer über die „Richtigkeit“ erst entschieden werden kann, bei R. nicht zur Erörterung, so daß auch eine kritische Auseinandersetzung darüber nicht am Platze ist. Die Bedeutung des Buches liegt m. E. darin, daß es — auch dem nicht auf dem Boden der psychoanalytischen Theorie Stehenden — zeigt, wie die Psychoanalyse der Religionspsychologie und Religionsgeschichte, ja der allgemeinen Religionswissenschaft überhaupt mannigfach fruchtbarste Anregungen geben kann und neue, bisher unbetretene Wege zu weisen imstande ist. Die ganze Fruchtbarkeit der neuen Problemstellungen wird sich nach Ansicht des Ref. freilich erst dann voll auswirken können, wenn die Psychoanalyse gegenüber den umstrittenen allgemeinpsychologischen Voraussetzungen, auf deren Boden sie — geschichtlich zufällig, nicht sachlich notwendig — erwachsen ist, sich unabhängig gemacht und damit erst ihre volle Bewegungsfreiheit erlangt haben wird. Und ferner, wenn methodisch klar erkannt sein wird, daß die sog. „Religionspsychologie“ lediglich zur Psychologie, die sog. „Religions-

geschichte“ lediglich zur Kulturgeschichte gehören, daß dagegen die Fragen der Religionswissenschaft weder psychologischer noch geschichtlicher Art sind und daher ihre Lösung auch nicht allein durch psychologische und geschichtliche Feststellungen finden können.

(Zur Berichtigung in einer Neuauflage sei auf einen kleinen, aber störenden Irrtum hingewiesen: S. 77 und 95 wird ein „katholischer Theologe J. Weiß“ zitiert, und zwar dessen „Schriften des Neuen Testaments für die Gegenwart erklärt, 2. Aufl., Göttingen 1907.“ Gemeint ist offenbar der verstorbene Heidelberger evangelische Neutestamentler Johannes Weiß, der vermutlich mit dem katholischen Alttestamentler an der Grazer Universität verwechselt ist.)

3) Roffenstein, G.: **Das Problem des Unbewußten.** (Kleine Schriften zur Seelenforschung, herausgegeben von A. Kronfeld. H. 5.) Stuttgart 1923, J. Püttmann.

Von Dr. Erich Arndt (München).

Es handelt sich bei dem Büchlein im wesentlichen um ein nach Form und Inhalt ausgezeichnetes Sammelreferat über die neueren Auffassungen des Problems des Unbewußten, wie sie sich in den Lehren Freuds, Windelbands, Lipps, Kronfelds, Wundts und anderer Forscher — mit Ignorierung Hartmanns — begegnen und widerstreiten. Als Leitstern in der Kritik hält Verf. an der eigenen Definition des Unbewußten als „potentiell Bewußtes“ fest, — einer Definition, die einerseits an Unbestimmtheit kränkelt und andererseits den Verf. unnötig festlegt, so daß er von jedem unbewußten Vorgang die Überführungsmöglichkeit ins Bewußtsein erheischt, was augenscheinlich mehr eine Angelegenheit psychischer Konstellation und Struktion denn eine Wesensbedingung des Problemgegenstandes ist. Wird einmal die Existenz eines unbewußt Psychischen zugestanden, so kann es dem Wesen dieses Unbewußten nichts abbrechen, daß es sich durch bestimmte Umstände nicht ins Bewußte überführen läßt; das würde eine Hegemonie des Bewußten im Psychischen voraussetzen, die ja gerade zur Diskussion steht. Während die erste Hälfte der Arbeit mehr die allgemeinen Beziehungen des Problems zu den Fragen des Psychischen, des Bewußt-Psychischen und anstreifend auch des Metaphysischen kritisch referiert, verliert sich die zweite Hälfte in einem kritischen Referat der Freudschen Lehre des Unbewußten; verliert insofern, als Verf. zum Schluß verabsäumt, was dem Orientierungscharakter der Arbeit entspräche, die Resultate seiner Ausführungen und die wesentlichen Momente des Problems übersichtlich zusammenzufassen. Im übrigen ist die Kritisierung Freuds, dessen grundlegende Bedeutung anerkannt wird, voll gesunden Skeptizismus, wenngleich sich Verf. durch seine voreilige Definition des Unbewußten den Weg zum Verständnis Freuds erschwert hat.

Klar wird aus dem Referat, daß sich immer gewichtigere Bedenken erheben, „bewußt“ und „psychisch“ gleich zu setzen. Es fehlt meist noch an der Entschlossenheit — die Groddek-Freud in der Lehre vom „Es“ anbahnen —, das Wesentliche des Psychischen gerade im Unbewußten zu sehen. Freilich kann dieser Entschluß zunächst nicht zu einer festen Erkenntnis, sondern nur zu einer Arbeitshypothese führen. Die Fruchtbarkeit dieser Hypothese ist evident. Sowohl das Verhältnis des Physischen wie des Metaphysischen zum Psychischen würde mannigfach beleuchtet werden, unüberbrückbare Gegensätze, uralte Probleme und Vorurteile würden bei dieser Betrachtungsweise verbunden, gelöst und gebannt. Selbst die Analyse der Empfindungen im Sinne Machs, die den Unterschied zwischen dem Physischen und Psychischen verwischt, kann nicht die rätselhafte Wechselwirkung zwischen Körper und Bewußtsein erschließen; welche Erschließung sichtlich mit der Annahme gefördert wird, daß Psychisches, als Grundlage des Bewußtseins, und Körperliches sich irgendwie im Unbewußten harmonisch ausgleichen. Und wie soll man ohne logische Saltomortales das meteorisch im Dasein aufflammende Bewußtsein mit dem Dunkel des unendlichen Kosmos vereinen? Liegt das Wesen der Psyche im Unbewußten, kann sie unabhängig von der Begrenztheit räumlicher und zeitlicher Entwicklung in Einheit mit dem Weltganzen gedacht werden? So führt das Problem des Unbewußten in das Herz aller Lebenserkenntnis hinein. Ja, man kann dies Problem geradezu als das Schlüsselproblem des Daseins bezeichnen; ein Problem, das die metaphysischen Weltgebäude, die alle auf der Annahme des Bewußtseins als des Wesentlichen aufgebaut sind, von der Welt-Idee Platos bis zur Welt als Vorstellung Schopenhauers, von vornherein ins Wanken bringt; ein Problem, daß die großen Menschheitsfragen nach Jenseits und Gott in einem veränderten Lichte zeigt. Das Problem der Psyche als Unbewußtes ist Kopernikusgedanke der Psychologie, der endlich bescheiden den Glauben aufgibt, daß sich der Kosmos um das phantasmagorische Bewußtein des Menschen dreht, das Bewußtsein, das vielleicht nicht mehr ist, als der Spalt der

Camera obscura, durch den schmal und flüchtig ein Ausschnitt der Welt auf dem ruhenden Hintergrund erscheint.

4) Bühler, Charlotte: **Das Seelenleben der Jugendlichen.** 2. erweiterte u. völlig veränderte Auflage. Jena 1923, Gustav Fischer.

Von Dr. Max Marcuse.

Das grundlegende Material ihres Versuches einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät liefern der Verfasserin im wesentlichen Tagebücher. Dieser Stoff ist gegenüber der 1. Auflage, deren Erscheinen erst zwei Jahre zurückliegt, um 9 Knaben- und 2 Mädchen-Dokumente bereichert worden. Sie sind „den vielen jungen Menschen" zu danken, „die sich mit ihrer Gabe offen, großzügig und vom Wert der Sache durchdrungen, in den Dienst der Wissenschaft stellten, ohne ein persönliches Opfer zu scheuen". Die Verarbeitung dieses ganzen vielfältigen Materials erfolgt auch diesmal mit tiefer Einfühlungsfähigkeit und sicherem Blick für das Entscheidende, — allerdings nicht, ohne einen erheblichen Rest von noch unerschlossenen Beziehungen zurückzulassen und von anderen Ufern herkommenden Psychologen lohnende Aufgaben zu stellen; auch nicht, ohne daß Zweifel an einer allgemeineren Geltung der hier offenbarten Erlebensweisen berechtigt wären. Die Ausführungen über die biologischen Grundlagen der Pubertät hätten, wenn die Verfasserin sie überhaupt als belangvoll in ihre psychologisch orientierten Betrachtungen einbeziehen wollte, wohl ein wenig gründlicher, — „biologischer" gehalten sein können. Die Sinngebung an die Pubertät als die das Individuum „ergänzungsbedürftig" machende, das Ich für die Begegnung mit einem Du aufschließende Kraftquelle trifft die Zusammenhänge im wesentlichen gut. Ein neues Kapitel über die soziale Entwicklung des Jugendlichen bedeutet auch einen qualitativ bemerkenswerten Zuwachs.

5) Jung, Gustav: **Die Darstellung des Weibes in Heinrich Heines Werken.** Leipzig, Ethnologischer Verlag. 272 Seiten.

Von Dr. Richard Samuel.

Schon der Titel des Werkes kündigt an, daß es sich hier nicht um eine rein psychologische Wesensaufklärung Heines handelt. Der Verf. sieht seine Aufgabe im Gegenteil mehr auf literaturhistorischem und philologischem Gebiet. Mit außerordentlicher Gründlichkeit zieht er jede Stelle in Heines Werken heran, die sich mit dem äußeren und inneren Wesen der Frau beschäftigt. Leider werden viele, viele Seiten dazu verwendet, um die Bezeichnung der äußeren Eigenschaften der Frauen, die in Heines Leben eine Rolle gespielt haben, aufzuführen, und so kommt es, daß diese philologische Methode, wie immer, neben der Gründlichkeit auch die Langweiligkeit mit sich bringt. Bei dieser Art von Untersuchung ist dann die Folge, daß das Wesen der Dinge nicht klar hervortritt und die seelischen Elemente, die Heine gerade zu dieser oder jener Auffassung von der Frau führen, nicht genügend herausgearbeitet sind. Die Wesenskunde, oder wie die moderne Philosophiegeschichte es nennt, Phänomenologie, braucht als Untergrund ihrer Untersuchung nur typisches Stoffmaterial, und legt auf Vollständigkeit keinen Wert. Die „Beschreibung" der Phänomene wird auch nicht erreicht mit einfacher Aufzählung des Materials, sondern, besonders bei psychologischen Untersuchungen, dadurch, daß man ausgeht von einem mehr oder weniger apriorisch geschauten Wesenskern einer Seele, zu denen die einzelnen Tatsachen in Wesensbeziehung gesetzt werden. Gerade die Sinnbänder, die von jedem einzelnen Erlebnis zum Inneren des Dichters führen, sehe ich in dem vorliegenden Werke nicht gezogen. Immerhin enthält das Buch einige recht interessante Kapitel, so die Darstellung der Jungendgeliebten Josephas, der Scharfrichterstochter, als des „Typus der Kontraste", in welchem Erlebnis sich das Dämonische und die Zwiegespaltenheit des Wesens Heinischer Erotik und Sexualität bereits früh offenbaren. Das Kapitel über „Das Weib im Allgemeinen und seine Beziehungen zur Liebe in der Heineschen Anschauung" untersucht das Hauptproblem, daß nämlich das „weibliche Prinzip ein Zwitter von Schrecken und Lüsten" für Heine bedeutet. Aber auf das Konkrete geht der Verf. nicht ein, nämlich wie sich in Heine real das Problem von Eros und Sexualität als wesenszerspaltender Dualismus verhält und das Unrastige, Niebefriedigte in ihn hineinträgt. Wohl deutet er eine Entwicklungslinie von Josepha über das Liebesleid an den beiden Cousinen zu Mathilde und schließlich der Mouche in der Zeit der Krankheit an, die eine Linie krankhaften Hin- und Herschwankens zwischen Seele—Sinnlichkeit und schließlich vergeistigt Seelischem bedeutet, aber die Zusammenhänge ahnt der Leser nur, wenn er ohne Voraussetzungen literaturgeschichtlicher Art daran geht. Vom Sexualleben Heines und dem Wesen seiner Krankheit bringt das Buch nichts, was ja auch nicht in der Aufgabestellung liegt. Das

12. Kapitel: Das Weib in bezug auf die Nationalität, das die Frauentypen Heines gegenüberstellt (seine jüdischen, orientalischen, germanischen, romanischen und polnischen Frauengestalten), ist wesentlich nur eine systematische Wiederholung des 1. Teils. Es fallen dabei feine Bemerkungen über das Verhältnis Heines zu Judentum und Deutschtum.

6) Scheuer, O. F.: **Friedrich Nietzsche als Student.** Bonn 1923, Albert Ahn.

Von Dr. Max Marcuse.

Seinen Abhandlungen über Wagner und über Heine läßt Scheuer jetzt eine gleichsinnige Studie über Nietzsche folgen. Die umsichtige Sammlung der biographischen Tatsachen und die sachkundige Aufdeckung von zeitgeschichtlichen Beziehungen stehen im Vordergrunde der Darstellung, die der Schrift insoweit geradezu dokumentarischen Wert verleiht. Dagegen haben die psychologischen und charakterologischen Zusammenhänge den Verfasser im ganzen offenbar weniger interessiert, und soweit sie erörtert werden, kann die Auffassung Scheuers nicht ganz befriedigen. Gerade die Fragen, die über Leben und Persönlichkeit Nietzsches vom sexualwissenschaftlichen Gesichtspunkte aus gestellt werden müssen, werden etwas leicht genommen. Wenn zwar Nietzsche selbst die Feminismen (wir sagen heute wohl richtiger: Infantilismen) seines Wesens darauf zurückführt, daß seine „ganze Entwicklung von keinem männlichen Auge beaufsichtigt wurde“ und ihm daher „die strenge und überlegene Leitung eines männlichen Intellektes“ fehlte, so werden wir diesem Umstande eine andere Bedeutung als die eines anlagegemäßen und darum diese Anlagen besonders fördernden, vielleicht sogar auch von ihr selbst irgendwie erstrebten oder doch festgehaltenen „Traumas“ nicht zuerkennen dürfen. Die von Scheuer herangezogenen Parallelfälle Rousseau und Hölderlin, die auch sog. „Weiberkinder“ waren und „wie eine Rebe ohne Stab“ herangewachsen sind, können nur bestätigen, daß das Familienmilieu nicht als grundlegend für die Sonderartung und das Sonderschicksal der Persönlichkeiten gewertet werden darf. Die psychischen Abweichungen in Nietzsches Konstitution sind gerade in der Darstellung Scheuers nicht zu übersehen. Sie bedingen zum größeren Teil seine von ihm selbst und seinen Kommilitonen empfundenen Eigentümlichkeiten und bestimmen sein Verhalten in der studentischen, insbesondere in der burschenschaftlichen „Sittlichkeitsfrage“. „Mein Bruder verlangte wohl zu viel“ — meint Frau Elisabeth Förster, offenbar mit Bezug auf Nietzsches Forderung des „Keuschheitsprinzips“ und der daraus entstehenden Differenz zwischen ihm und seinen Bundesbrüdern. Scheuer verzichtet auf eine tiefere biologische und charakterologische Einsicht, wenn er sich in diesem Zusammenhange mit der Feststellung begnügt: „Nietzsche war keusch von Grund aus, keusch aus Naturanlage, er hatte das Weib nicht nötig“ — obwohl hier die Betonung der „Anlage“ den Verfasser hätte weiter führen dürfen als zu der einfachen beifälligen Zitierung Havensteins, der von Nietzsche sagt, daß dieser „gleichsam ein ganzer Mann und ein ganzes Weib“ gewesen sei, „die er seltsam verkoppelt zugleich in sich trug“. Die Folgerung des Verfassers, „daß Nietzsche in sexueller Hinsicht überhaupt ganz rein geblieben ist“, ist nach Ansicht des Referenten erstens unglücklich formuliert, zweitens sehr wahrscheinlich falsch, es sei denn, daß man Grund zu der Annahme einer extragenitalen Infektion Nietzsches mit Syphilis zu haben glaubt. Denn daß Nietzsche Syphilis gehabt haben muß, kann kaum zweifelhaft sein, da seine spätere Geisteskrankheit als Paralyse so gut wie sichergestellt ist. Die Schwester ist selbstverständlich eine schlechte Zeugin dagegen, und auch Deussens Zeugnis, der auf Nietzsche das auf Plato bezogene Wort „mulierem numquam attigit“ überträgt, fällt erwiesenen Zusammenhängen gegenüber nicht ins Gewicht. Der Versuch aber, aus der atypischen Komplikation der Paralyse Nietzsches mit pathologischen, teils endogenen, teils psychogenen Sonderbedingungen die Paralyse überhaupt fortzuepikritisieren, bleibe denjenigen überlassen, die es für ihre Mission halten, das Genie vor dem Verdacht der Menschlichkeit zu retten. Nur beiläufig gestreift, da ja noch ohne Beziehung zu seiner Studentenzeit, wird Nietzsches „Fall Wagner“, dessen sexual-psychologische und -psychopathologische Bedeutung Stekel zwar einseitig, aber anregend beleuchtet hat.

Die begrenzte Bedeutung, die Scheuers Schrift für die Kenntnis von Nietzsches Leben zukommt, ist dem Verfasser selbst wohl bewußt, wie aus dem Zitat aus Muckle deutlich wird, das er seiner Abhandlung als Leitspruch voransetzt. Gleichwohl ist die Untersuchung sehr verdienstlich und außerordentlich interessant. Der „Bibliographie“ und den zahlreichen Fußnoten werden Fortsetzer der Arbeit noch lange einen Teil ihrer Erfolge zu danken haben.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER

INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

VON

REDIGIERT VON

Dr. MAX MARCUSE, BERLIN

XI. BAND MAI 1924 2. HEFT



BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

XI. Band | Mai 1924 | 2. Heft

Prinzipien der geschlechtlichen Differenzierung. Wesen und Entstehung, Verhütung und Bekämpfung der Homosexualität.

Von Professor Dr. med. Alfred Greil
in Innsbruck.

Ärzte, Richter und Lehrer sind bei der Beurteilung der Perversitäten des geschlechtlichen Trieblebens der nicht kriminellen, gefährlichen Menschentypen vor die schwierigsten Probleme gestellt, deren Erfassung vollen Einblick in die prä- und postnatalen Bedingungen des Werdeganges der betreffenden psychophysischen Persönlichkeit zur Voraussetzung hätte. Es genügt nicht, das Angeborene, die bei der Geburt sichtbaren Eigenschaften und Merkmale, die latente Veranlagung, die individuelle konstitutionelle Artung gegen die Erfolge der Umwelteinflüsse (Erziehung, Eindrücke, Erlebnisse, Umgang, Beispiel und andere Milieufaktoren) abzugrenzen. Unsere Verantwortlichkeit dem Einzelwesen wie der Gesellschaft gegenüber, unser Bestreben vorbeugend und verhindernd einwirken zu können, veranlaßt uns, auf die Ätiologie dieser Konstitutionsanomalien, die Bedingungen der elterlichen Ei-, Samen- und der Fruchtbildung, das Zusammenwirken von Mutter und Keimling, die intrauterinen Milieueinflüsse zurückzugreifen, diese Möglichkeiten ins Kalkül zu ziehen. Auch müssen die Wechselwirkungen zwischen den entstehenden, heranwachsenden und reifenden Keimstätten und dem übrigen Körper, sodann die Wechselwirkungen zwischen Geschlechtszellen und deren Nährapparat in Betracht gezogen werden, um dieses Problem streng wissenschaftlich zu behandeln.

Krankheit ist ein Leben unter störenden Bedingungen, an den Grenzen und jenseits der artgemäß gewordenen Anpassungsbreite. Der wichtigste Teil dieses Lebens, das keimende Leben, hat sich bereits vor der Geburt abgespielt. Die meisten krankhaften Zustände werden zumal bei ihrem ersten Auftreten während des keimenden Lebens erworben. Kein Glied dieses gesamten Bedingungskomplexes darf übersehen oder unterschätzt werden. Es ist bereits vorgekommen, daß Angeklagte in foro die Untersuchung ihrer Testikel auf Zwischenzellen gefordert haben und dadurch das Beweisverfahren beeinflußt und erschwert haben. So muß auch die rein morphologische Fragestellung von jeder Einseitigkeit spekulativer Voraussetzungen und Erwartungen frei bleiben, damit nicht wesentliche Faktoren vernachlässigt oder übersehen werden. Die Auswertung

der histologischen Befunde hat vollen Einblick in die Dynamik des normalen Werdeganges und dessen Störungsmöglichkeiten zur Voraussetzung. Das Lokalisationsprinzip wird erst durch die Analyse der Entstehung der Gesamtkonstitution ins rechte Licht gesetzt. Wir haben es bei hartnäckigen Homosexuellen mit abnorm Konstituierten, d. h. im Zusammenwirken der Körperorgane Geschwächten oder Gestörten zu tun, müssen den endogen krankhaften Menschen stets als Ganzes, als Gesamtsystem ins Auge fassen.

I.

Vor allem handelt es sich darum, das Wesen, die Erscheinungen, den Erwerb der Getrenntgeschlechtlichkeit, des Gonochorismus aufzuklären. — Bei den höheren Einzellern, namentlich Blut- und Zellschmarotzern ist der Erwerb der Sexualität am leichtesten zu überblicken. Nach einer Folge gleicher, äqualer Zellteilungen, ungeschlechtlicher agamer Fortpflanzung setzt von jahreszeitlichen Einflüssen abhängig oder rein endogen bedingt eine ungleiche heterometrische, verjüngende Zellteilung ein, welche sich mästende Eizellen von Samenmutterzellen sondert. In rascher Teilungsfolge werden zahlreiche winzige, sich rasch durch Wimperschlag bewegende Samenzellen geschaffen. Durch isolierte Aufzucht unter günstigen Bedingungen kann solche Umwälzung hintangehalten werden. Durch die monosperme Befruchtung wird dieses reziproke Überwiegen der Faktoren des vegetativen luxurierenden Ansatzstoffwechsels bei der plumpen unbeweglichen, relativ peroxydasen- und katalasenarmen Eizelle und jener des Teilungswachstumes und der Bewegungsorganellen der mit großer Oxydationsgeschwindigkeit umsetzenden Spermien wieder ausgeglichen (Differenzierung und Integration). So werden Leistungen erzielt, welche eine Einzelzelle durch gleichmäßige Steigerung ihrer Fähigkeiten nie erreichen konnte. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, um solchen Antagonismus zu erreichen. Die Komplexität des Zellbaues gestattet verschiedene Arten und Kombinationsweisen solcher heterometrischer Zellteilungen. Die Sicherung durch einen befruchtenden Ausgleich ermöglichte die Erreichung äußerster Grade eines sexuellen Antagonismus. Vorweltliche madagassische und neuseeländische Riesenvögel legten mannskopfgroße Eier ab, ihre Spermien dürften wahrscheinlich nicht viel größer gewesen sein, als jene kleiner rezenter Formen. Die Art der Mästung, quantitative wie qualitative Verhältnisse, der Erwerb regionärer Ungleichheit im Aufbaue des Zelleibes (Polarität Bilateralität, zentrolezithale Eier, Stiel-, Rhachis-, Follikeleier usw.) werden erst während des Eiwachstumes erworben und sind zu fundamentalen entwicklungsbestimmenden Faktoren (Potentialen) geworden. Die ungeschlechtliche, durch ausgestoßene Einzelzellen vollzogene zytogene Fortpflanzung hat durch diese sexuelle Differenzierung unbegrenzte Grade der Leistungsfähigkeit und Vermannigfaltigung erlangt. Die beim Eiwachstum allmählich als Nebeneffekt erworbenen regionären Ungleichheiten — Potentiale — des Eibaues müßten einen guten Teil dessen ausmachen, was man als „Keimplasma" bezeichnet. Von einer „Kontinuität des Keimplasmas" kann schon aus diesem Grunde keine Rede sein. Die Samenzelle entbehrt aller entwicklungsbestimmender regionärer Potentiale, kann aber die Auswirkung sämtlicher artgemäßer zellulärer Fähigkeiten, die gesamte zelluläre Reaktions-, Anpassungs- und Anspruchsfähigkeit, das Teilungswachstum wie die funktionsspezifische Differenzierung, sämtliche intra- und interzellulären Produktionsweisen der Eizellabkömmlinge des Zellenstammbaumes beeinflussen. Keiner der beiden Geschlechtszellen fehlt irgendein Glied des zellulären, artgemäßen Funktionsquotienten vollkommen; es ist nur die Rangordnung dieser Glieder im Gesamtquotienten durch jene heterometrische Zellteilung umgestellt worden. Unter den Wirbellosen gibt es verschiedene Formen, bei denen nach einer Reihe parthenogenetischer Generationen unter jahreszeitlichen Einflüssen kleine männchen- und größere weibchenbestimmende Eier abgelegt werden, aus denen Geschlechtstiere hervorgehen, die prägnant sexuell differenzierte Gameten produzieren. Die Befruchtung gleicht diesen Antagonismus aus, fördert außerdem durch Amphimixis die Variabilität. Die Beendigung der Reifung, dieser enormen Energiespeicherung und Konzentrationsarbeit führt zu einem Umschlag der Fermenttätigkeit des Aufbaues. In dieser kritischen Phase der beginnenden Dekomposition erfolgen, durch das innere Nutzstoffangebot ausgelöst, überhastete, rettende, verjüngende Zellteilungen; es kommt zu einer Paarung der elterlichen Kernsegmente (Synapsis), die bei der folgenden Teilung gelöst wird, so daß sich mannigfache, die Variabilität erhöhende Möglichkeiten der Austeilung der Kernsegmente auf die Tochterzellen (Eizelle-Richtungs[pol]körperchen; Samenzellen) ergeben. Dieser Reduktionsmechanismus wirkt bei Einzellern wie bei Vielzellern in prin-

zipiell gleicher Weise und ist, wie manche andere Übermästungserscheinungen, als ein rein zelluläres Phänomen nach reaktionskinetischen und nicht nach teleologischen Gesichtspunkten zu beurteilen. Die Folge dieser Reduktion ist, daß die Befruchtung wieder den vollen Chromosomenbestand herstellt. Es wäre jedoch durchaus verfehlt, bei einem so komplexen Vorgange die Chromosomen als Erbträger zu bezeichnen, ein Glied der Konstitution in diesem consensus partium als pars pro toto so maßlos zu überschätzen. Wir haben die Geschlechtszellen und die Keimzelle als Ganzes im Zusammenwirken aller ihrer Teile, das Zentriol, die Kernsegmente, die regionären Potentiale der Eizelle ohne voreilige Werturteile zu untersuchen, dürfen keinem zellulären Organe das Monopol der Vererbung oktroyieren. Das widerstreitet den konstitutionellen Gesichtspunkten, durch welche erst Einzelheiten ins rechte Licht gerückt werden. Chromosomen sind lediglich zelluläre Stoffwechselorgane, bei Einzellern wie bei Vielzellern. Jede aus jenen männchen- und weibchenbestimmenden Eiern der in den Gonochorismus eintretenden, parthenogenetischen Formen hervorgehende Zelle, die gesamte Deszendenz dieser Eizellen muß im selben Sinne sexualspezifisch eingestellt sein. Genau so verhält es sich bei allen höheren, sich dauernd geschlechtlich fortpflanzenden Formen. Die Sexualität ist ebensowenig eine Prärogative, ein Monopol irgendeines Astes des Zellenstammbaumes, wie die Vererbung das Monopol der Chromosomen ist.

Sämtliche Zellen und Zellarten des Embryos wie der Adnexe müssen in gleicher Weise männlich oder weiblich in ihrem zellären Funktionsquotienten eingestellt sein. Erste Beweise dafür liefert die Polyembryonie. Wenn Schlupfwespen ihre Keimzellen in feinstem Strahle mit unvergleichlichen Legestacheln in Motteneier einspritzen, so setzt in diesem Nährboden eine überhastete Kernteilung ohne nachfolgende Protoplasmateilung ein. Es entsteht ein Plasmodium. Aus diesem vielkernigen Klumpen entstehen bis zu 120 eineiige Mehrlinge, die stets gleichgeschlechtlich sind und sich innerhalb der oberflächlichen, durch ihre Lage, die hohe Beanspruchung durch die Innensysteme zum Amnios werdenden Plasmaschichte entwickeln. Sämtliche Zellareale und Kerne des Amnios wie der Embryonalgebilde müssen gleichgeschlechtlich eingestellt, anfangs völlig gleichartig und vertauschbar sein. — Es ist am frisch befruchteten Keim eines Gürteltieres (Tatusia h.) nicht entschieden, ob daraus 8 oder 12 Embryonen hervorgehen. Alle sind gleichgeschlechtlich. So ist es auch in dem Beginne der menschlichen Entwicklung noch keineswegs festgelegt, ob Einlinge oder gleichgeschlechtliche eineiige Zwillinge, Drillinge oder Vierlinge hervorgehen werden. Derselbe Faktor, der an soliden Gallenblasenknospen über die Zahl der Höhlungen entscheidet, bestimmt auch am Embryonalknoten die Embryonenzahl [1]). Aus diesen Naturexperimenten ergibt sich, daß die Geschlechtsdetermination nicht das Prärogative einzelner Zellgruppen oder Organe, Organteile sein kann, sondern Gemeingut sämtlicher Abkömmlinge der Keimzelle, eine durchaus konstitutionelle Eigenart der entstehenden Gesamtheit, welche nie und nimmer lokalisiert werden darf. Jede Zelle des Embryos wie der Adnexe, des Dottersackes, des Amnios, wie des Trophoblast, des fötalen Plazentaranteiles ist im Zusammenwirken aller ihrer Teile, in ihrem gesamten Funktionsquotienten entweder mehr auf Teilungswachstum und Bewegungsorganellen, oder auf luxurierenden vegetativen Ansatzstoffwechsel, doch nur in reziprokem Überwiegen eingestellt.

Für die Beurteilung der Beziehung zwischen Körper und Keimstätten sind vor allem folgende entwicklungsdynamische Erkenntnisse maßgebend: In der gesamten Tierreihe entstehen die Keimstätten an den Stellen der günstigsten Stoffwechselbedingungen, sind deren Indikatoren. Schon bei den Schwämmen konzentriert sich die diffuse Eibildung auf die größeren Ausströmungskanäle, bei den Medusen erfolgt die Gonadenbildung an der Einmündungsstelle der Radiärkanäle in den Magenraum oder an den ersteren selbst. Bei Ringelwürmern (Amphitrite r.) wuchert in jedem Segmente das platte indifferente Zölomepithel über dem Vas ventrale, beim Amphioxus entstehen die Gonaden um die Genitalpfortader, bei niederen Wirbeltieren und den Sauropsiden gleichfalls aus dem indifferenten Leibeshöhlenepithel über den Aorten oder arterielles Blut aus dem Ruderschwanze zurückführenden Kardinalvenen (Schwanzatmung). Bei den Säugern werden die Urnieren durch die Plazenta von harnfähigen und harnpflichtigen Stoffen entlastet. Die Urnierenglomeruli scheiden hochwertiges, nutzstoffreiches Plasma in die Urnierenkammern ab. Diese basale Energiezufuhr entfacht rege Proliferation des bedeckenden, beliebig vertauschbaren indifferenten Leibeshöhlenepithels. So kommt es zur Keimepithelbildung. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß jedes Areal des kubischen Leibeshöhlenepithels junger menschlicher Embryonen von 5 mm über diese Urnierenkammerreihe verpflanzt, das Keimepithel liefern müßte. Bei ein-

[1]) Neue Aufgaben und Ziele des anatomischen Unterrichtes. Anat. Anzeiger 1924.

eiigen Vierlingen entstehen auf genau dieselbe Weise acht Gonaden. Es gibt also auch beim Menschen keine Sonderstellung „generativer“ und „somatischer“ Blastomeren, keine „Keimbahn“. Die Entstehung der Keimstätten erfolgt ebenso umstandsbedingt wie die aller übrigen Organe. Die Gonaden machen im epigenetischen Werdegange der Konstitution keine Ausnahme.

Das reaktive raumbeengte Wachstum des die Urnierenkammerreihe bedeckenden mehrzeilig werdenden Keimepithels wird durch unzählige, an der Basalseite des Epithels gegen die Nährquelle hin vorwuchernde Sprossen, die sog. Genitalstränge, entspannt. Bei dieser Gelegenheit kommt nun die sexuelle Einstellung des gesamten Zellenstammbaumes, des Embryos wie der Adnexe das erstemal zu grob sinnenfälliger Äußerung. Bei männlich eingestellten Embryonen erfolgt ein einmaliger, eruptiver Basalausbruch. Wie mit einem Schlage entstehen sämtliche sich reich verzweigende und verknüpfende Hodenstränge. Der zentrale (Kern)Strang dieser dichtgefügten, aus gleichartigen Elementen bestehenden Zellmassen wird durch Plasmascheidung zu Samenkanälchen gehöhlt, die nächstfolgende ebenfalls gefäßlose Schicht erscheint vorgeschaltet, wird durch Druck und hohe Beanspruchung zum System der Lamellenzellen und der Rest durch eindringendes Bindegewebe und Kapillaren abgebröckelt. So entsteht das interstitielle Zellager als eine Überschußformation, deren Mächtigkeit erheblichen art- und individualspezifischen Schwankungen unterworfen ist. Sauropsiden und Anamnier, Wirbellose mit prägnantester Ausprägung ihrer männlichen Charaktere erlangen diese ohne interstitiellen Apparat. Bei Pferdeembryonen überwiegt dieses epitheloide Zellager bei Föten mit 37 cm weit über die Samenkanälchen mit ihrer gefäßlosen dichtgefügten Lamellenzellumscheidung. Beim neugeborenen Fohlen ist der Testikel kleiner, aber viel ärmer an Zwischenzellen. Sämtliche Zwischenzellen gleichen einander vollkommen, sie sind ebenso wie die Lamellen- und Samenepithelzellen und sämtliche übrigen Zellarten und Zellen sexualspezifisch eingestellt. Zwischenzellen mästen sich am üppigsten, wenn in der Nähe Destruktionsvorgänge ablaufen, ihnen zustandseigene Abbauprodukte von hohem Energiegehalt angeboten werden. Die Hypertrophie, Lipoidpigmentmast der Zwischenzellen ist (stets) ein Indikator lokalen, nachbarlichen Abbaues. Nach Röntgenbestrahlung, Alkoholvergiftung, bei Abiotrophien, seniler Dekomposition, Malaria-, Neoplasmen-, Tuberkulosekachexie, in der Nähe käsiger Tuberkel reagiert das Zwischengewebe mit Lipoid-, Eiweiß- und Pigmentmast, während das Reteepithel mehrschichtig wird und Knospen treibt. Diese Vorgänge entsprechen durchaus der Wucherung der Gallengänge bei peripherer Destruktion der Leberbälkchen, der kleineren Abfuhrwege bei Unterbindung des großen Ausführungsganges der Speicheldrüsen. Sekretstauung und Zersetzung bedingt Autolyse der Drüsenzellen, denn Störung der Abfuhr der Reaktionsprodukte hemmt stets den Gang der Reaktionen. Auch Transplantationen steigern die Abbauquote der Samenkanälchen und die Lipoideiweißpigmentmast der Zwischenzellen. Die Organisation eines Thrombus, eines Hämatoms, die Entstehung eines Fibroms, eines Glioms um Hämatome, die Wundgranulation erfolgen nach denselben reaktionskinetischen Prinzipien. So haben wir also bei unvoreingenommener naturwissenschaftlicher Betrachtung das Zwischengewebe den Überschuß-, Mast- und Schmarotzerformationen zuzuzählen. Jede Spermie wirft einen feinstäubigen Dotterlappen ab; unzählige Mikro- und Makrospermien, oligo- und apyrene, befruchtungsunfähige Pygmäaspermien gehen zugrunde. Die Lamellenzellen entnehmen in ihrem hohen Konzentrationsgefälle ihre Nutzstoffe direkt dem umspinnenden Gefäßnetz, decken daraus die enormen Ansprüche des Samenepithels, dem sie vorgeschaltet sind. Sie sind selbst Nährzellen und bedürfen keiner Zwischenträger. Die am zeugungskräftigen Manne nur an den Knotenpunkten vereinzelt, oft erst nach langem Suchen auffindbaren Zwischenzellen können aus diesem Grunde nicht einmal als Nährzellen gelten, weil sie ja nur über einem winzigen Bruchteile der Kanälchen liegen. Es war eine durchaus verfehlte, teleologische, finale Betrachtungsweise, ein denkmethodischer Irrtum, um jeden Preis den Zwischenzellen Funktionen zuzuschreiben, sich durch die Üppigkeit ihrer Mast verblüffen zu lassen. Unzählige hochwertige Embryonalknotenzellen, Linsen-, Neuralzellen, Ganglienzellen und Kollateralen, Nierenglomeruli und Kapillaren gehen als Überschußformationen mangels einer Einpassungsgelegenheit zugrunde. Die Embryonalentwicklung gestattet solchen Luxus. Die für das männliche Geschlecht charakteristische, enorme Proliferation der Genital-Hodenstränge, welche schließlich eine Länge von 400 Metern erreichen und pro Ejakulat 250—500 000 000 Spermien abwerfen, ist so überschäumend, daß eben als äußerste vaskularisierte Schicht ein Überschuß abbröckelt, der sich seiner Vorgeschichte entsprechend durch hohe Reaktionsfähigkeit auszeichnet. Ganz überflüssigerweise treten bei jungen männlichen Embryonen an den verschiedensten Stellen des Mesoderms und Entoderms Urgeschlechtszellen auf, die alle zugrunde gehen.

Die zur Sonderung von Spermiogonien und Nähr-Sertolizellen führenden heterometrischen Zellteilungen, welche im Prinzipe den Eiern und Spermiogonien sondernden Zellteilungen der Protisten und gewisser Zwitter entsprechen (Rhabditis gurneyi), setzen erst mit der Pubeszenz ein. Alle früheren Urgeschlechtszellbildungen sind überflüssig, den ephemeren Formationen beizuzählen. Die im Mesenchym durch heterometrische Zellteilungen entstehenden Mast-, Fett- und Pigmentzellen stehen somit funktionell in einer Kategorie mit den Zwischenzellen. Jede Zellart scheidet Stoffwechselprodukte aus, die für andere auswertbar sind (Lösungs-, Diffusionsgenossen, hochdisperse Kolloide, Elektrolyte). Übervölkerte Paramäziumkulturen gedeihen in Pleurotrichakulturen. Niemand hat bisher Mast- und Fettzellen eine Inkretion zugeschrieben; dadurch würde dieser Begriff vollends verwässert.

Bei weiblicher Einstellung der zellulären Reaktions- und Anspruchsfähigkeit, des zellulären Funktionsquotienten sämtlicher Zellen des Leibeshöhlenepithels über und außer der Urnierenkammerreihe erfolgt der Basalausbruch an dieser Stelle günstigster Stoffwechselbedingungen in ganz anderer Weise. Schubweise verzettelt wachsen die Genitalstränge vor, mit viel geringerem Zellaufgebote. Doch treten schon frühzeitig jene heterometrischen Zellteilungen ein. Mitten im Epithel und den Zellballen treten Ureier, Oogonien auf, die sich anscheinend äqual teilen. Bindegewebe und später auch Kapillarsprossen führen zur Abbröckelung, zur Zersplitterung, zur Sonderung der Eiballen. Allmählich schließt sich eine endothelartig platte Epithelschicht um jede einzelne Oozyte, seltener um ein Schwesteroozytenpaar. Diese Vorschaltung, die Durchleitung des gesamten Transites, die Ansprüche der Oozyte, welche durch heterometrische Zellteilung ein so hohes Potential erlangt hat, fördert die Epithelschicht; sie hypertrophiert, die Zellen vermehren sich reger, das Epithel wird mehrschichtig. An seiner Oberfläche schreitet jener Abbröckelungsprozeß fort: so wird die vaskularisierte Interna von der schwesterlichen Granulosa gesondert, die dauernd durch die Ansprüche der Oozyte (Transit, Abfangen der Reaktionsprodukte) gefördert wird. Niemals würde die Granulosa ohne diese promotorischen Einflüsse die Eigenschaften einer Nährzellschicht erlangen. Sämtliche Oozyten sind spätestens im zweiten Lebensjahre vollzählig. Der Nachschub ist definitiv beendigt — ca. 500 000 Oozyten. Von diesen gelangen nur etwa 500, lunarmonatlich eine Oozyte zur vollen Reife. Schon postnatal, unter Umständen schon vor der Geburt beginnt die Follikelatresie. Zahlreiche nicht vollwertige, durch unzulängliche heterometrische Teilungen gesonderte oder zu tief gelagerte Follikel reifen und bersten nicht. Solche Energiespeicherung bis auf 10fachen Leberzelldurchmesser bedeutet eine überaus labile Situation, den Umschlag in die Dekompensation, welcher u. U. zu pseudoparthenogenetischen Teilungen (Furchungen) führt. Bei einem Säuger kann sich das Follikelepithel nicht um eine autolysierende Eizelle erhalten. Bei Sauropsiden wuchert es reaktiv, resorbierend in diesen Nährboden ein (Oophagie). Die Dekomposition der Granulosa bedeutet für die Interna (welche bei Sauropsiden überhaupt nicht entsteht, nicht zur Abbröckelung kommt), ein zustandseigenes hohes Nutzstoffangebot. Es mästet sich daher die Interna heran, genau so wie sich das Gliasynzytium um autolysierende Purkinjezellen mästet, ein prachtvolles Gliastrauchwerk bildet. Auch dieses verfällt übermästet und es proliferieren dann reaktiv die Bergmannschen Stützzellen. So rufen auch die Abbauprodukte der übermästeten, der fettigen Degeneration verfallenden Interna eine Proliferation des Bindegewebes hervor; es entsteht das Corpus fibrosum als Abschluß dieser Lokalreaktion. In der Interna sind ebensowenig „M"zellen vorhanden, wie in unter den interstitiellen Zellen eines fötalen Pferdehodens „F"zellen. Sämtliche Internazellen müssen ebenso wie sämtliche Granulosazellen und Oozyten, sämtliche übrigen Zellarten, alle Zellen des Fötus und der Adnexe wahrscheinlich in allen ihren Organzellen, in ihrer zellulären Gesamtkonstitution sexualspezifisch gleichartig eingestellt sein. Es ist auffallend, daß in der nächsten Umgebung des wachsenden und reifenden Follikels die kleinsten Internazellen liegen; auch dies spricht gegen die Sisyphusarbeit der Inkretion der Follikel, denn Internazellen sprechen auf jedes Nutzstoffangebot von seiten des Follikels prägnant an. Die Interna ist also ebenso den Mast- und Schmarotzer-, den Überschußformationen zuzuzählen, wie die Unmenge der atretischen Follikel, die prachtvollen Abortivfollikel einer Bonellia, die unnützen Zellschnüre des Diopatraeies, die im Rochen und Eidechsenfollikelepithel eingestreuten radiär ausgerichteten Follikeldotterzellen, welche vollkommen funktionslos sind. Nirgends arbeitet die Natur mit größerem Luxus, als bei der Auswirkung der so hohen, durchaus umstandsbedingt durch solche Energiezufuhr sozusagen aus dem Nichts hervorgerufenen Keimstätten.

Die Auslösung der Eizelle aus dem Follikel, das Bersten des Säugerfollikels schafft mit einem Schlage für beide Teile ganz neue Systembedingungen. Plötzlich wird das

Kapillarnetz entspannt; es weitet sich und es tritt daher eine enorme Hyperämie ein. Das Epithel schnurrt zusammen. Es ist unvermittelt der hohen Ansprüche der Oozyte entbunden und setzt nun pro domo um. Diese Umstände wirken zusammen, um eine rasche Mast des frisch vaskularisierten Follikelepithels — der Granulosa einzuleiten, welche bei monöstrischen Formen genau so wie bei eierlegenden Formen der Brunst nachhinkt, eine postfestale Lokalreaktion repräsentiert. Schließlich verfallen die übermästeten Follikelzellen und eine reaktive Bindegewebswucherung bildet den Schluß des Gesamtvorganges. Es wäre durchaus verfehlt, diesem Vorgange eine allgemeinere Bedeutung beizumessen. Noch niemand hat dem Corpus luteum eierlegender Formen eine innere Sekretion zugeschrieben. Auch beim Menschen verhält es sich nicht anders. Die Kulturentwicklung hat die Brunst von jahreszeitlichen Schwankungen unabhängig gemacht, eine Häufung der Wellen herbeigeführt. Sämtliche Oozyten, alle Follikel des Fötus machen mit dem gesamten übrigen entstehenden Körper die mütterlichen Wellen mit, welche auf diese Weise *vererbt* werden und bei der Menarche — u. U. schon im 6. bis 7. Monate — zur Manifestation gelangen. Der Menarche geht genau so wie bei monöstrischen Formen kein Follikelsprung, keine Luteinreaktion voran. Diese hinkt vielmehr nach. In der Schwangerschaft und Laktation laufen die Wellen weiter, ohne Periodik des Follikelsprunges und der Luteinmast; der Säugling registriert sie mit Unruhe, Dyspepsien, Diarrhöen. In der Klimax erfolgen genau viermonatlich asthmatische Anfälle und unstillbare Diarrhöen; kastrierte Frauen, Katzen und Hündinnen zeigen monatelange wiederholte Brunst. Auch andere Gründe zwingen dazu, die Inkretionstheorie der Interna und Granulosa, der Luteinmast vollkommen fallen zu lassen. Für die Entstehung der Geschlechtscharaktere kommen diese der Menarche nachhinkenden Formationen nicht in Betracht, weil jede Zelle sexualspezifisch eingestellt, diese Eigenart Gemeingut sämtlicher Abkömmlinge der Keimzelle, aller Zellen des Embryos wie der Adnexe sein muß.

Es ist nun auffallend, daß das durch erhöhte Teilungsenergie ausgezeichnete männliche Geschlecht hinsichtlich der Müllerschen Gänge eine so prägnante Minusleistung aufweist, welche auch auf die Entstehung der Beckenform zurückwirkt. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich in folgender, jene Gesetzmäßigkeit bestätigender Weise: Durch zwei Ductus pleuroperitoneales steht die Herzbeutelhöhle in Kommunikation mit der Bauchhöhle. Bei jeder Herzperistole wird durch diese Kanäle nutzstoffreiches extraembryonal produziertes Zölomtrophoplasma hindurchgepumpt. Dieser Strom teilt sich an dem Wolffschen Körper (an der dem Mündungstrichter vorgelagerten Gonade) in einen medialen und lateralen Arm. Letzterer bestreicht den seitlichen Abhang des Wolffschen Körpers und erteilt diesem eine lokale Wachstumsförderung, das Potential des sog. Müllerschen Trichterfeldes. Beengt vermehren sich die Zellen und es kommt zur trichterförmigen Einsenkung, deren Spitze zu den Müllerschen Gängen auswächst. Beim Manne bleiben nur die beiden unscheinbaren Enden (ungestielte Hydatide des Hodens, Utriculus masculinus) und auch diese nicht konstant erhalten. Das Potential ist deshalb viel niedriger, weil die enorm rasch wuchernden Hodenstränge, die viel rascher sich vergrößernde Hodenanlage jenen seitlichen Arm einschränkt, und auch eine lokale Stoffkonkurrenz dem seitlich unter dem Leibeshöhlenepithel der Richtung geringsten Widerstandes folgend, herabwachsenden Müllerschen Gange bereitet. Minusleistungen der Hodenstränge sind bei männlichen Scheinzwittern mit Mehrleistungen der Müllerschen Gänge, Persistenz oder Sonderungen (Stauungseffekte: Vagina, Portio) kombiniert.

Das Gebiet der Kloakenmembran ist in der gesamten Wirbeltierreihe ein Stauungsrayon. Der winzige Urdarm vermag mit den dorsalen Formationen, die einem viel größeren Areal der Neurula entstammen, nicht mehr gleichen Schritt zu halten. Es kommt zur Schwanzbildung: es wird förmlich ein Schwanzdarm ausgesponnen, welcher in der Mitte dehiszent wird. Ektoderm und Mesoderm stauen sich vor und zu beiden Seiten der Kloakenregion. Wulstförmige Vorragungen entstehen, auf beiden Körperseiten sprossen als Entspannungaffekte die Beckenextremitäten vor. An jenen die Kloakenmembran umsäumenden Wulstungen offenbart sich die sexualspezifische Einstellung in sinnenfälligen Mehrleistungen des Teilungswachstumes bei männlichen Keimlingen. Überaus selten entsteht ein Klitoriskanal, durch welchen Begattung und Geburt erfolgen (Hyänen). Phallus und Geschlechtswülste der weiblichen Tiere bleiben weit hinter den männlichen homologen Formationen zurück und verschmelzen daher auch nicht miteinander. Die übrigen sexualspezifischen weiblichen Eigenschaften kommen im größeren Fettreichtume (Mons) zum Ausdrucke. Auch diese graduellen Unterschiede sind bei Zwittern abstufbar, feinste Indikatoren der Leistungsfähigkeit des Teilungswachstumes: einer sämtliche Zellen betreffenden konstitutionellen, individualspezifischen Eigenart.

Die Milchleisten der Säuger sind aus dem Seitenliniensystem der wasserlebenden Formen hervorgegangen und wie diese die Auswirkung eines regionären Potentiales des über den mächtigen Vagusganglien gelegenen Ektodermfeldes. Lange Zeit wird dieses Ektodermgebiet durch den Transit, die Ansprüche der direkt darunter gelegenen mächtigen Ganglienmassen gefördert — viel erheblicher als die Granulosa durch die Oozyte. Auch nach der Vaskularisierung beider Teile, cessante causa wird das so umstandsbeherrscht erworbene Potential mit aller Zähigkeit festgehalten; anfangs nicht scharf abgrenzbar wächst diese Plakode im nachbarlichen Ektoderm vor und verzweigt sich, wird bei der Längenentwicklung der Embryos in einzelne Knospen aufgelöst. Die Benetzung mit nutzstoffreichem, zweifellos sexualspezifisch beschaffenem Amniostrophoplasma hat dieses Potential enorm erhöht. Die Säuger weisen alle Grade der Abstufbarkeit auf. Beim Stachelschwein, dem Prototyp der Indolenz, ragen die Milchdrüsen über den Schulternblättern vor. Bis zur Pubeszens verhalten sich beide Geschlechter gleich. Dann bereitet aber die enorme Proliferation der Spermiogenese nicht nur dem Längenwachstum, dem Thymus, sondern auch der Verknospung der Mammaanlage eine arge Konkurrenz. Die Eierstöcke hingegen zeigen in dieser Hinsicht eine minimale Entfaltung des Teilungswachstumes; die Konzentrationsarbeit der Oozyten beherrscht das Feld. Mit jedem Wellengange erfolgt eine reichliche mensuelle Verknospung der Brustdrüsen. Die Endbläschen treten in eine sexualspezifische Produktionsweise luxurierender Art ein, welche der Eimast eine erhebliche Konkurrenz bereitet hat, einer der Faktoren der so weitgehenden Einschränkung der Eimast, der Größe der ausgeworfenen Eizellen geworden ist. (Maus 0,06 mm, Hund 0,2 mm, Mensch 0,25—0,35 mm.) Behaarung und Befiederung sind gleichfalls Indikatoren einer das gesamte Soma betreffenden konstitutionellen, sexualspezifischen Eigenart, denn die Entscheidung, ob die Deszendenz einzelner Embryonalknotenzellen Nervensystem, Sinnesorgane oder Epidermis, oder alle anderen Formationen bilden werden, fällt bei Polyembryonie erst nach der Befruchtung, ist keineswegs irgendwie oder irgendwo in der Keimzelle determiniert lokalisiert.

Die wichtigsten Beweise des konstitutionellen, weder auf „generative" Blastomeren, eine „Keimbahn", noch auf Gonaden oder gar auf Gonadenabschnitte lokalisierbaren Charakters der Geschlechtsdifferenzierung liefern die Halbseitenzwitter. Solche Naturexperimente sind von Wirbellosen, Vögeln (Buchfink, Gimpel), vom Schwein, aber auch vom Menschen in einwandfreier Weise beschrieben worden (Fall L o s e r t, Brunns, Beitr. z. klin. Chir. 121). Bei solchen Vögeln schneidet die verschiedengeschlechtliche Befiederung genau in der Medianebene ab. Bei jenem menschlichen lateralen Hermaphroditen ist letzteres weniger auffällig, markant jedoch die Verschiedengeschlechtlichkeit der Gonaden. Die Inkretionstheorie läßt für solche Fälle vollkommen im Stiche. Die seitenverschiedene, geschlechtliche Einstellung muß Gemeingut jeder Zellart, jeder Einzelzelle sein. Solche Zwitter können theoretisch auf verschiedene Weise zustandekommen: insofern waltet ein Zufall, als die erste Zellteilung mit der späteren Medianebene zusammenfällt, was durchaus nicht gesetzmäßig oder regulär ist. Dies erweist schon die Entstehungsweise der einseitigen Mehrlinge und Chorangiopagen. Es muß also in diesem Falle eine erste Furchungsteilung heterometrisch gewesen sein und damit infolge jener Koinzidenz der Hälften des Embryos und seiner sämtlichen Adnexe. Verschiedene Möglichkeiten kommen in Betracht: Es kann sich bei den Reduktionsteilungen ein Zellpaar nicht gelöst haben, die Keimzelle dreikernig geworden sein, doch nur ein Teil der überzähligen Karyomeren in die Spindel geraten sein. Es kann auch der ganze überzählige Kern im Protoplasma einer Hälfte der Dekomposition verfallen und dieser dadurch weibliche Charaktere verliehen haben. Es kann die erste Teilung des männlichen Zentrioles, dieses gewaltigen Zentrums vektorialer Energie, des wichtigsten Teilungsfaktors ungleich gewesen sein. Dieses System ist wohl niemals genau homaxon, seine asymmetrischen Teilungen sind reicher Abstufung fähig. Es kann aber auch ungleiche Austeilung des Granularapparates, des Dotters der Eizelle Verschiedenheiten herbeiführen, die am deutlichsten in Erscheinung treten, wenn zufällig die erste Teilung der späteren Medianebene entspricht. So gibt es verschiedene Möglichkeiten, um die sexualspezifische Einstellung der Keimzelle durch sekundäre Belastungen mit Energiemassen oder heterometrische Aufteilung von Zellorganellen abzuändern. Es gibt unter den Wirbellosen ganz vereinzelte Formen mit Keimbahn (Sagitta, Zyklops), welche dadurch induziert wird, daß eine einzige Follikelzelle von der großen Oozyte phagozytiert wird und durch dieses regionäre Potential die Deszendenz des betreffenden Feldes zur Gonadenbildung befähigt wird. Von einer „Kontinuität des Keimplasmas" ist auch in diesem Falle keine Rede. Jede beliebige Follikelzelle würde, von jedem beliebigen Areal der Oozyte im Laufe des Eiwachstumes resorbiert, durch ihre Dekomposition ein regionäres Potential schaffen. Die Kern- und Strahlensysteme, welche bei der Furchung in

solche prävalente Gebiete des Eizelleibes einrücken, können mit den übrigen vollkommen gleichbeschaffen und vertauschbar sein. Diese „Keimbahn" ist also nicht in chromosomalen „Erbsubstanzen" gegeben, läuft durch die Generationenfolge nicht durch, sondern wird als ein Nebeneffekt des Eiwachstumes immer wieder von neuem erworben.

Von der Entstehung des Keimepithels, der Bildung der Genitalstränge angefangen, ist die gesamte Entwicklung ein umstandsbedingtes Anpassungswerk, genau so wie der stammes- und kulturgeschichtliche Aufschwung. Wenn die 0,6 mm-Keimblase mit dem Endometrium in Reaktion tritt, ein beliebiges nachbarliches Epithelareal durch seine hohen Ansprüche nach initialer Förderung seines Ruhestoffwechsels-Grundumsatzes exhaustiv zugrunde richtet und sich einbettet, so wird die oberflächliche Keimblasenwand (Trophoblast) durch dieses Nutzstoffangebot zur Zottenbildung, zu plumper, entspannender Verästelung gebracht. Wie die Keimblase ins Innere ein zähflüssiges, nutzstoffreiches, zweifellos sexualspezifisch beschaffenes, komplexes Lösungsgemisch, die Urkeimlymphe, das Trophoplasma abscheidet, so mischen auch alle soliden, flottierenden oder wurzelförmig die reaktiv hypertrophierende Decidua durchsetzenden Endtriebe, alle die Tapeten der intervillösen Räume, die plasmodialen feinsten Gespinste dasselbe Nährlösungsgemisch (Trophoplasma) in den mütterlichen Organismus ein. So unvergleichlich einschleichende, parenterale Einverleibung eines so komplexen Lösungsgemisches bedeutet für die Mutter eine Reizstoffkörperbehandlung, welcher eine der Bedingungen der Menschwerdung war und ist. Erfahrene Multiparae erkennen an ihren Reaktionen auf diese Trophoplasmaaktivierung schon frühzeitig das Geschlecht des Kindes.

Aus den Plazentarzotten strömt das arterielle, mit Nutzstoffen aller Art beladene Blut in den Sinus venosus, welcher vollkommen indifferentem Entoderm breit und dicht auflagert. Durch die Energieentfaltung des noch klappenlosen, rückstauenden Herzschlauches und diese Raumdifferenzierung — lokale Konzentration des Gefäßnetzes — sowie dieses dauernde hohe Nutzstoffangebot wird das Entoderm nur im Bereiche der Anlagerungsstelle zu regster Proliferation gebracht. Die so entstehenden, sich plump verästigenden und brückenartig verbindenden Leberzellbalken der eineiigen Zwölflinge von Tatusia h. Vierlinge des Menschen gleichen hinsichtlich der Dynamik ihrer Entstehung durchaus den Plazentarzotten. Am ventralen Rande dieses Förderungsbezirkes sprossen zu beiden Seiten entspannende ventrale (Pankreas) Knötchen, und in der Medianebene zwischen ihnen als Minderleistung die (Gallenblasen) Knötchen hervor — bei Einlingen wie eineiigen Zwölflingen (Tatusia h.). — An der arteriellen Trunkusgabel treibt ebenso umstandsbeherrscht reaktiv durch solches Nutzstoffangebot, sozusagen aus dem Nichts hervorgerufen, das Entoderm (die Unterlage) eine mediane (Schilddrüsen)-Knospe in die Blutbahn ein. Ebenso epigenetisch proliferieren in der Gabel zwischen den großen dritten und vierten Karotiden- und Aortenbögen die zwingenförmig umfaßten und enorm geförderten indifferenten Ränder der dritten Schlundtaschen und wachsen zu den Thymusknospen aus. So entstehen Siedelungseffekten der Kulturentwicklung vergleichbar längs den großen Strombahnen als ein Effekt der Raumdifferenzierung des Gefäßsystemes, der Herztätigkeit auch die Ansätze der übrigen Plasmadrüsen, durchaus umstandsbeherrscht als epigenetische Anpassungswerke der Entwicklung (Milieuwirkungen). Winzige Kapillaren, Seitenzweige der noch endothelialen Aorta treffen variabel auf die Urnierenkammern, biegen an diesen Widerständen um, regen aber diese winzigen Wandareale zur Proliferation an. So entstehen in wechselseitiger Förderung die Urnierenglomeruli, welche durch die Plazentarbildung von harnfähigen und -pflichtigen Stoffen entlastet werden und in der eingangs erwähnten Weise die Keimepithelbildung hervorrufen, gleichsam aus einem Indifferenzzustande hervorzaubern — bei Einlingen wie eineiigen Zwölflingen Wie die Aschenanalysen der Plazenten sexualspezifisch sind, so muß auch der Keimblasen-, Amnios-, Dottersackinhalt, die Inkrete der Leber, Schilddrüse, Thymus usw., die exkretorische Absonderung der Leber, der Gallenblase, der Urnierenglomeruli, des Pankreas, des Mesenchyms, der Endothelien usw. geschlechtsspezifisch beschaffen sein.

Es gibt noch eine besonders sinnenfällige, frühzeitigste, allerdings pathologische Manifestation der Geschlechtsspezifität, des Gemeingutes sämtlicher Derivate der Keimzelle: Vom Rande der durch das Dottersackangebot hervorgerufenen Proliferation des nachbarlichen Areales der vollkommen homaxonen Embryonalblase sprossen gelegentlich winzigste, frühzeitige Knospen ab, welche zu Inklusionsgewächsen werden. Aus solchen fast auf den Tag mit dem Embryo koätanen Keimblättergewächsen entstehen nur bei Männern teratoide Chorionepitheliome, bei weiblichen Embryonen aber Schilddrüsengewächse; je nach ihrer Lagerung die Strumata ovarii oder pancreatis usw. Nach der Exstirpation dieser Gewächse sind an den Frauen hypothyreotische Erscheinungen beobachtet worden. Unter normalen Verhältnissen hätte die Deszendenz dieses Zellareales in der Einheitsbildung Sektoren der Epidermis des Nabels und des ventralen Rumpf-

baues gebildet, an denen sexuelle Unterschiede sich in ganz anderer Weise, im Behaarungstyp offenbaren. Ein glänzender Beweis der Umstandsbedingtheit des keimesgeschichtlichen Anpassungswerkes (Milieuanalyse).

Es muß also jede Zelle, wahrscheinlich jedes Zellorganell allenthalben und jederzeit sexualspezifisch eingestellt sein, während der ganzen intrauterinen Entwicklung auch die mütterlichen mensuellen Wellen mitmachen, die gelegentlich an Nasenbluten, Migränattacken, Genitalblutungen, Blutdruckveränderungen an den Nagelfalzgefäßen, Striae und den Preßwehen zu erkennen sind. Das neugeborene Kind bietet eine Fülle sexueller Merkmale dar. Es gibt kein Organ, welches nicht in seiner morphologischen Beschaffenheit und Funktion in dieser Phase der völligen Ungereiftheit der Gonaden Geschlechtsspezifität als konstitutionelle, endogene Eigenschaft bekunden würde. Länge, Gewicht, allgemeine Proportionen, das Becken zeigen die bekannten Besonderheiten. Leber und Milz weiblicher Neonaten sind schwerer, die Knochenkerne treten früher auf, ihre Bildung ist rascher beendigt als bei männlichen Kindern, desgleichen der Zahndurchbruch. Weibliche Kinder offenbaren auch in ihrer höheren Disposition für Diphtherie, Keuchhusten, Tetanie, Sklerodermie, Myxödem, Struma, vor allem aber in der hohen Tuberkulosemorbidität während der Entwicklungsjahre (10—15) ihre Geschlechtsspezifität (Grosser). Dajakfrauen sind viel heller als die Männer (Selenka). Basedow, Chorea, Rheumatismen, Hysterie, Migräne, manisch depressives Irresein gehören zu den tertiären pathologischen weiblichen Geschlechtseigentümlichkeiten (Grosser) der Gesamtkonstitution, welche nie und nimmer auf einzelne Organe oder etwa gar auf Zwischenzellen als Primum movens lokalisiert werden darf.

Die zellularkonstitutionelle Art der Geschlechtsdifferenzierung kann in mannigfacher Hinsicht bestehen. Der Heterochromosomenmechanismus bildet nur einen Spezialfall, der keineswegs allgemein durchgeführt ist. Neben einer Anzahl von gleichartig aussehenden Autosomen findet sich beim weiblichen Geschlechte ein Paar, beim männlichen Geschlechte nur ein sog. Heterochromosom, welches bei gewissen Formen sich gar nicht von den übrigen morphologisch unterscheidet. Wie sämtliche männliche Körperzellen, haben auch die Spermiogonien nur ein solches Heterochromosom; bei den Reduktionsteilungen geht sonach die Hälfte der Spermien leer aus. Es ist aber höchst unwahrscheinlich, daß diese Entscheidung so ganz und gar dem reinen Zufall überlassen sein soll, der Besitz dieses unpaaren Heterochromosoms allein durch dieses Chromatin und Kernplasmaübergewicht im Sinne einer Komplikation des Teilungsmechanismus und einer Förderung luxurierenden Ansatzstoffwechsels (Emissionschromatin) weibliche Eigenschaften verleihe. Es liegt gar kein Grund vor, diesem Heterochromosom besondere qualitative Besonderheiten zuzuerkennen. Größenunterschiede zwischen Kernsegmenten können ebenso wie zwischen Blut- oder Geschlechtszellen bestehen ohne verschiedene Zellartung. Das Chromatin ist im Ruhekerne freizügig. Das Emissionschromatin sämtlicher Segmente beteiligt sich an sämtlichen intra- und extrazellulären Differenzierungen und funktionsspezifischen Anpassungsweisen, daher auch an der Dottersynthese des Eies der Dotterläppchenbildung der Spermatide. Wir haben gar keine Berechtigung, dem Zell- insbesondere Kernbestand der Zölomepithelzellen über den Urnierenampullen irgendwelche Besonderheit zuzuerkennen. Es gibt weder unter den Zellen noch in der Zelle eine „Keimbahn“, eine Sonderung ausschließlich generativer Elemente. — Aber jene Reduktionsteilung kann auch durch eine asymmetrische Zentriolteilung ungleich werden und diese quantitative oder qualitative Verschiedenheit der Strahlung primär die Richtung bestimmen, in welcher das überzählige unpaare Chromosom bei der Reduktionsteilung abweicht. Auch im Zelleib-Granularapparat (Ionenäquilibrierung, Atmungsfermente usw.), können Asymmetrien oder Heterometrien anderer Art bestehen, die richtunggebend werden. So kann also der scheinbar so einfache Heterochromosomenmechanismus vielleicht ein sehr komplex bedingter Vorgang sein, der sich zum großen Teile auf submikroskopischem Gebiete abspielt.

Heterometrische Zellteilungen schaffen bei den verschiedensten Zellarten tiefgreifendste strukturelle und funktionelle Unterschiede ohne jenen Heterochromosomenmechanismus. Die Sonderung der Oozyten und Follikelzellen erfolgt bei vielen Wirbellosen in streng gesetzmäßiger Genealogie ohne Heterochromosomen (Inäquantität). Es kann auch eine Nährzelle vielen Oozyten gegenüber stehen wie bei Bombyx mori — analog den Vorgängen bei der Spermiogenese. Die Differenzierung von Ganglien- und Scheiden- oder Gliazellen, von Sinnes- und Stützzellen, Mast- und Bindegewebszellen usw., bei denen prinzipiell analoge Antagonismen entstehen, vollzieht sich gleichfalls wahrscheinlich primär durch asymmetrische oder heterometrische Sonderungen des protoplasmatischen Granularapparates, vor allem des Zentriols. Bei unzähligen Protisten wie Wirbellosen ist keine Spur eines X-Chromosoms zu entdecken. Es ist keineswegs erwiesen,

daß beim Menschen das männliche Geschlecht heterozygot, das weibliche homozygot sei. Die Natur hat nicht alles auf die Karte der Heterochromosomen gesetzt. Es gibt in den Zellen auch noch sehr viele andere Organellen, die bei der Zellteilung nicht äqual ausgeteilt werden können und jene sexuelle Reziprozität der Tochterzellen hervorrufen können. Es kann nicht eindringlich genug von allzuweit gehenden Lokalisationsbestrebungen gewarnt werden. Wir müssen die Keimzellen als Ganzes, im Zusammenwirken aller ihrer Teile ohne voreilige Werturteile ebenso auf die Konstitution prüfen, wie die aus ihnen hervorgehenden Zellenstammbäume in allen Phasen ihrer Entwicklung, an allen Orten und Zellkomplexen.

Es gibt also keine geschlechtsspezifischen Substanzen, sondern nur ein reziprokes Überwiegen einzelner Glieder des artgemäßen zellulären Funktionsquotienten. Verschiebungen im Ionenantagonismus, im funktionellen Antagonismus der Phosphatide und Sterine der Kolloidstrukturen (Grenzschichten, regionäre Potentiale), ungleiche Austeilung der protoplasmatischen Atemfermente können unabsehbare, auch sexualspezifische Folgen im konstitutionellen Zusammenwirken der Organellen haben. Formen, deren Geschlechter so differerieren, daß sie die ersten Untersucher verschiedenen Arten, selbst Gattungen zuzählten, haben durchaus gleiche Kernsegmente. Es gibt ferner Formen mit unisexuellen sekundärer Polymorphie, Schmetterlinge, deren Weibchen verschiedene immer wiederkehrende Formen aufweisen, die ohne den Heterochromosomenmechanismus entstehen. Niemals dürfen wir vergessen, daß Chromosomen lediglich zelluläre Stoffwechselorgane sind und bei der ausgleichenden Befruchtung auch noch andere Zellorganellen mitwirken.

Die Abhängigkeit der Geschlechtsdifferenzierung von metagam, erst nach der Befruchtung eintretenden Momenten ist bei vielen Formen evident. So entstehen bei der zwittrigen Hydra im detritusreichen, resorbierenden Urdarmbauchgebiete aus der basiepithelialen Zellschicht des Ektoderms Ovarien, im Bereiche des Aktionsradius der Tentakeln aber Hoden. In den vorderen Segmenten der Ophryotrocha puerilis, im Transit zwischen den mächtigen anspruchsvollen Bauchganglien und dem Darmepithel entstehen mehr Samenzellen, in den hinteren mehr Eier aus dem Mesenchym. Das im Jugendstadium freischwärmende Männchen der Fischassel besamt ein festsitzendes Weibchen, wird dann sessil, phagozytiert seine männlichen Organe und wird zu einem Weibchen. Seesterne sind gleichfalls in der Jugend Männchen, später Weibchen, in der Nordsee später als im Mittelmeer. Krepidulajunge setzen sich auf die Gehäuse alter Schnecken, fungieren in der Jugend als Männchen, im Alter als Weibchen; bei Cr. plana hingegen werden weggejagte Jungen sofort zu Weibchen. Bonelliamännchen sind so winzig, daß sie als Vaginalparasiten der Weibchen leben. Aus den Keimzellen gehen unbestimmte Jungen hervor, von denen nur diejenigen zu Männchen werden, denen es vergönnt ist, am meterlangen Rüssel eines Weibchens zu schmarotzen. Analoge Zwergmännchen bei Dinophilus, deren heterometrische Oogonienteilungen ohne Heterochromosomenmechanismus erfolgen.

Wir wissen noch nicht genau, auf welchen Faktoren jene überwiegende Reziprozität der geschlechtsspezifischen Einstellung menschlicher Keimzellen beruht. Sollten Heterochromosomen, männchen- und weibchenbestimmende Spermien je nachgewiesen werden, so ist damit zu rechnen, daß auch diese Heterometrie komplex bedingt sein kann, verschiedene zelluläre Einzelfaktoren synergisch zusammenwirken können. Aber das eine wissen wir: Diese konstitutionelle Eigenart muß das Gemeingut aller Deszendenten der Keimzelle sein. Es gibt bei Wirbeltieren keine Sonderung generativer und somatischer Blastomeren, keine Keimbahn, auch kein Keimplasma, denn die Konstitution, das Zusammenwirken aller zellulärer Organellen repräsentiert das Erbe. Sämtliche vielzellige Formationen werden aus einem Zustande der Gleichartigkeit erworben, und zwar in der Keimesentwicklung nach genau denselben Prinzipien wie in der Stammesentwicklung. Dieses umstandsbeherrschte Anpassungswerk ist eine epigenetische, d. h. Neues, nicht präexistente zellenstaatliche Mannigfaltigkeit schaffende Offenbarung ererbter zellulärer Eigenschaften (Reaktionsfähigkeit, funktionsspezifische Anpassungsweisen, Anspruchsfähigkeit der Faktoren des Teilungswachstumes und der intra- und interzellulären Produktionsweisen), deren Äquilibrierung bei beiden Geschlechtern reziprok überwiegend eingestellt ist. Es gibt weder ein intersexuelles, indifferentes frühes Entwicklungsstadium noch eine neutrale Kindheit, auch keine bisexuelle interstitielle Pubertätsdrüse.

(Fortsetzung folgt.)

Über Eduard Mörikes Ehe.

Von Dr. Gaston Vorberg
in München.

Der Lyriker Mörike — innig und schalkhaft zugleich — ist einer jener Dichter, die nicht für die große Masse geschrieben haben. Noch jetzt hat er, namentlich in Süddeutschland, eine treue Gemeinde, die den Naturschilderer und Humoristen zu schätzen weiß. In der Tat, wer Mörikes Volkslieder, seine Sonette und Epigramme gelesen hat, das köstliche Stuttgarter Hutzelmännlein, die treffliche Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" kennt, wird den Schwaben in sein Herz schließen. Aber Mörikes Erdenlauf vollzog sich keineswegs ungetrübt in sonniger Gleichmäßigkeit.

Von den Eltern her ist Eduard belastet. Der Vater starb 1817 nach mehreren Schlaganfällen. Die Mutter war eine sorgsame, zur Schwermut neigende Frau. Die Brüder waren mit Ausnahme eines einzigen psychopathische Persönlichkeiten: erregbar, haltlos, unstet. August starb mit 16½ Jahren an „Hirnschlag". Karl Eberhard war ein Querulant. Louis hielt es nirgendwo lange aus. Der jüngste Bruder Adolf suchte im Mai 1875 den Tod im Gardasee. Mörikes Schwester Luise starb 1827 im Alter von 29 Jahren an Lungenschwindsucht.

Eduard Mörike liebte als Kind die Einsamkeit, in der Schule war er zerstreut. Auch als Student ging er seine eigenen Wege. Er floh wie Rousseau in das Land der Träume, er las mit Vorliebe Gespenstergeschichten. In den Vorlesungen schrieb er Briefe. Er war reizbar, die Stimmung wechselte, er beschäftigte sich viel mit seinem Gesundheitszustand. 19 Jahre alt, hatte er eine Liebschaft mit einer Hysterischen, der sogenannten Peregrina.

Als Vikar wurde er von Ort zu Ort versetzt, er war unfähig zu anhaltender Arbeit, er könne nicht wie ein Tagelöhner arbeiten. 1834 wurde Mörike Pfarrer in Cleversulzbach. Er litt viel unter Kopfschmerzen und unter Schlaflosigkeit, fühlte sich müde, erschöpft, war oft bettlägerig. In der Folgezeit traten Lähmungserscheinungen auf, offenbar hysterischer Art. Er gebrauchte Badekuren. Auf den Rat Kerners suchte Mörike wegen „Schwäche im Rückgrat" den Wunderpfarrer Blumhardt[1]) in Möttlingen auf (Juli 1848). Blumhardt ist erfolgreich. Mörike „läuft viel und kräftig herum", „steigt auf Hügel und Gipfel". Die Besserung hält jedoch nicht lange vor. Es traten Schwindel und Kopfbeschwerden auf. 1851 erhielt er eine Stelle als Literaturprofessor am Katharinenstift in Stuttgart. Der Ehe war Mörike nicht gewachsen, vor den Nadelstichen des Alltags zog er sich möglichst ins Bett zurück. Er wurde immer schlaffer. Den häuslichen Auftritten gegenüber zeigte er sich zwar scheinbar gelassen, doch kam es 1873 zur Trennung von der Gattin. Im Frühjahr 1875 verfiel er immer mehr. Er sah greisenhaft aus, klagte über Brustschmerzen und über Müdigkeit. Deliriöse Zustände und Lähmungen traten auf. Am 4. Juni 1875 starb Eduard Mörike.

1829 hatte sich der Dichter mit Luise Rau verlobt, 1831 wurde diese Verlobung wieder gelöst. Später hatte er ein Auge auf Friederike Faber geworfen; „auf die Echtheit meiner Liebe für Rikele dürftet Ihr rechnen", schrieb er am 16. März 1845 an Schmidlins. Aber es kam nicht zur Ehe.

Margarete Elisabeth Antonia Speeth, Mörikes Ehefrau (geboren 1818) war die Tochter willensschwacher Eltern. Ihr Bruder Wilhelm war ein Liederjahn. Margarete, Gretchen genannt, war streng katholisch erzogen worden. Starrköpfig, launenhaft, übelnehmerisch, fühlte sie sich ihr Leben lang mißverstanden, verkannt. Nach dem Tode ihres Vaters, des Oberstleutnants von Speeth (August 1845) nahmen sich die Geschwister Mörike, der hilflos unpraktische Eduard und seine praktische Schwester Klara, die

[1]) Joh. Christoph Blumhardt, Pfarrer und Heilmagnetiseur (1805—1880), hatte wegen seiner erfolgreichen Suggestionskuren großen Zulauf.

den Bruder rührend sorgsam betreute, Gretchens an. Gretchen, das 27jährige Gretchen, ist „dauernd unwohl“: ein Liebhaber hatte noch nicht angebissen. Eduard Mörike, der Psychopath, heiratete 1851 das stets klagende Gretchen. Die schlanke dunkeläugige Margarete übte trotz allem wenn und aber einen sinnlichen Reiz auf ihn aus. Es entstand ein gewisser Spannungszustand, der ein Ende finden mußte. So heiratete man denn am 25. November 1851. Gretchen war 34, Eduard Mörike 48 Jahre alt, ein Alter, wo sich Menschen nicht mehr so leicht einander anpassen wie in jungen Jahren.

Klara Mörike hatte bisher dem Bruder selbständig die Wirtschaft geführt, er brauchte sich um nichts zu kümmern. Klara blieb auch nach der Heirat im Hause, wollte Gretchen ratend und helfend zur Seite stehen; das war vom Übel. Es wiederholte sich, was sich unzählige Male vorher und nachher ereignet hat, wenn die Schwiegermutter mit den Eheleuten zusammenwohnt: es kam zum Krach. Gretchen wollte sich nicht bemuttern lassen, sie begehrte auf, und Klara empfand die Auflehnung als Kränkung. Es verletzte sie, daß ihre wohlgemeinten Ratschläge auf Widerstand stießen. „Gretchen ist voller Bitterkeit und Grimm“, schreibt Klara am 25. Oktober 1854 dem befreundeten Pfarrer Hartlaub. Gretchen teilte Klara nicht einmal mit, daß sie schwanger sei, was Eduards Schwester als groben Vertrauensbruch empfand.

Am 12. April 1855 wurde Fanny Mörike geboren. Am 28. Januar 1857 kam ein zweites Kind, Mariele, zur Welt[1]). Ob Mörike ein starkes Geschlechtsbedürfnis hatte, oder ob er Gretchen durch häufigere Begattung milde zu stimmen suchte, ist nicht zu entscheiden. Daß Gatten hysterischer Frauen durch oft wiederholten Beischlaf die Ehegenossin zu besänftigen suchen, in der Annahme, die Erregung rühre von geschlechtlicher Nichtbefriedigung her, ist eine Tatsache, die hier nicht erörtert zu werden braucht. Gretchen aber wurde nicht zahm, „sie beharrte“ fortwährend in ihrem feindlichen bösen Wesen. Sie ging Eduard mit finsterer Miene aus dem Wege. Mörike klagte nicht, er hielt Klagen für zwecklos, dagegen klagte Gretchen viel über Schwäche im Kopf, über Unfähigkeit zu denken und über Mattigkeit; sie wurde immer mehr zur Hausplage. „Bekennen will sie nicht und entschuldigen kann sie sich nicht“, so urteilt Klara über die Schwägerin. Gretchen sei eine Zusammensetzung aus Neid, Eifersucht und Leidenschaftlichkeit.

Mörikes Stimmung wurde immer gedrückter. Im Sommer 1873 weilte er mit Mariele bei Pfarrer Hartlaub in Stöckenburg. Die Abwesenheit Mörikes von Hause dehnte sich wegen einer Nachkur länger aus, als vorher geplant war. Das nahm die Gattin übel. Gretchen hält Hartlaubs und die Schwägerin für Hetzer, sie fühlt sich als unschuldige, in der Verzweiflung zurückgelassene Ehefrau — böslich verlassen —, das sagt sie allen, die es hören wollten. Hartlaub vermißt bei Gretchen jeden Funken herzlicher selbstloser Liebe, sie verbräme ihre Hoffart mit frommen Worten, sonne sich in ihrer Gerechtigkeit, triefe geradezu vor Gerechtigkeit. Konstanze, Hartlaubs Gattin, sagt von Gretchen: „Stank für Dank ernte man allemal von Mörikes Frau.“ Gretchen aber erklärt, daß man sie wie ein Kinderspielzeug behandelt, das Edelste und Heiligste verdorben habe, ihr schwacher Mann sei dem Einflusse der Schwester und der Freunde erlegen; sie sei hilflos, erschrocken und verzagt —, das sei der Grund der unglücklichen Ehe.

Eduard Mörike und Gretchen sahen sich erst wieder, als der Dichter auf dem Sterbebette lag. Aber auch in der ärmlichen Wohnung in Stuttgart, Moserstraße 22, wo Mörike die Augen auf immer schloß, war noch im Angesicht des Todes die Luft „mit bösen neidischen Dünsten geschwängert“.

Es wäre ein Irrtum anzunehmen, daß konfessionelle Gründe zum Zerfall der Ehe beigetragen hätten. Es paarten sich eben zwei psychopathische Persönlichkeiten, die selten längere Zeit miteinander auskommen: Eduard, ein haltloser willensschwacher Mensch, Gretchen eine leicht ermüdbare, dauernd geladene Frau, bei der ein Funken genügte, einen Höllenbrand zu

[1]) Mariele Mörike starb am 29. Juni 1876 an Lungenschwindsucht.

entfachen. Mörikes Ehe ging in die Brüche wie die Ehe Friedrich Theodor Vischers und die von David Friedrich Strauß. „Les nerveux se recherchent", sagt mit Recht der berühmte Nervenarzt Jean Martin Charcot. Die Nervösen suchen und finden einander, aber sie kommen nur selten miteinander aus: sie reiben sich gegenseitig auf, zerstören ihr Lebensglück.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen*).

Geschlechtskrankheiten und Hausangestellte.

Von Dr. med. Julie Bender, Frankfurt a. M.

In der „Ärztl. Sachverständigen-Zeitung" schreibt Prof. Dr. Raecke am 1. Dez. 1923 in seinem Aufsatze über „Psychopathie und Geschlechtskrankheiten", daß unter den weiblichen dieser Psychopathen sich fast durchweg Hausangestellte finden. Dem Wesen nach bezeichnet er dieselben als haltlose, intellektuell minderwertige Menschen nicht im Sinne der Imbezillität, aber wohl der leichten Debilität. Als Ursache der so stark sittlichen Gefährdung dieses Standes sieht er den jähen Wegfall alter patriarchalischer Sitten ohne Gewährung neuen zeitgemäßen Schutzes an. Er sagt: „Die geschenkten Freiheiten werden nur von reifen, gesunden Elementen richtig genutzt. Den charakterschwachen Jugendlichen und psychopathisch Veranlagten ist selbst durch die wohlgemeinte Einrichtung von Tagheimen, Abendkursen und ähnlich verdienstvollen Veranstaltungen keineswegs geholfen. Sie lassen sich verführen oder folgen hemmungslos ihren asozialen Tendenzen. Zweitens ist hervorzuheben, daß sehr viele vom Lande zugezogen sind, um Stellung zu suchen. Das bedeutet, daß vorbeugende Maßnahmen der städtischen Jugendämter wenig fruchten." Längere Beobachtung dieser geschlechtskranken Hausangestellten auf dem Wege durch Wohlfahrtsanstalten und Krankenhäuser erwiesen, daß keine der beiden Hauptabsichten: „Schutz der Persönlichkeit und Schutz der Umgebung" jemals erzielt wurde. Prof. Raecke sagt, daß die Bekämpfungsmethoden sexueller Gefährdung, wie wir sie heute in Beratungsstellen, Schutzhäusern, Erziehungsanstalten usw. besitzen, nur auf geistig gesunde Mädchen und Frauen zugeschnitten sind, und daß sie hier notwendig versagen.

Er fordert für diese Patientinnen: Entmündigung mit anschließender langfristiger Verwahrung, wo es gilt, sozial besonders gefährliche und therapeutisch besonders undankbare Fälle auf Jahre hinaus von der Straße zu entfernen. Sonst psychiatrische Schutzaufsicht mit der Möglichkeit durch Fürsorgebeamte ausreichende Kontrolle neben der fortlaufenden Beratung auszuüben. Er betont, daß Leitung und Führung überhaupt nicht abreißen dürfen, daß der plötzliche Sprung von Unselbständigkeit zur Freiheit nicht stattfinden darf, und daß ungünstige äußere Einwirkungen auf die überbeeinflußbare debile Psychopathin fernzuhalten oder, wo sie sich geltend zu machen beginnen, zu beseitigen sind.

Prof. Raecke kommt zu dem Schlusse, daß dem Facharzte für Geschlechtskrankheiten die Rolle zufällt, jede Psychopathin, bei der die dringende Gefahr weiteren sozialen Entgleisens nach der Vorgeschichte gegeben erscheint, nach abgeschlossener Kur an die Psychopathenfürsorge zu weisen. Den Wert dieser Meldung sieht er darin, daß in dem Maße, als diese Fürsorge sich mit der Vermittlung von Wohnung, Arbeit, Unterstützung usw. zu beschäftigen sucht, dieselbe auf die ihr zugewiesenen Psychopathinnen die erforderliche Anziehungskraft ausübt, um engeren Kontakt herzustellen und das Vertrauen zu gewinnen. Ärztliche Beratung wegen der „angegriffenen Nerven", Vorschläge für zweckmäßige Lebensführung, Verordnungen sollen folgen. Ohne Moralisieren und übertriebenes Gängeln, mit Schonung psychopathischer Eigenheiten soll vorsichtig tastend verfahren werden.

Diese vortrefflichen Vorschläge werden gewiß ihr Ziel nicht verfehlen, wenn sie in Anwendung gebracht werden. Ob aber die Fachärzte für Geschlechtskrankheiten der

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung **ein für allemal** keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!

Forderung von Prof. Raecke genügen können, das ist eine besondere Frage. Ich halte das aus zwei Gründen im vollsten Sinne der Forderung für nicht durchführbar. Erstens fehlt es den Dermatologen an entsprechender Fachschulung im Sinne der Psychiatrie, so daß sie häufig den Grad der psychopathischen Anlagen der Patientin nicht zu betimmen vermögen. Andererseits ist es nach dem Brauch aller Spezialisten ihre Gewohnheit, sich im anamnestischen Sinne einseitig für diejenigen Angelegenheiten zu interessieren, die ihr Spezialfach betreffen. Damit will ich nicht sagen, daß sie den Privatverhältnissen ihrer Patientinnen durchaus kein Interesse entgegenbringen. Aber ihre Erhebungen entsprechen doch nicht den Nachforschungen von seiten der Psychiater. So werden die Dermatologen auch bei dem besten Willen dieser Aufgabe nicht gerecht werden können. Es gibt aber vielleicht eine andere Möglichkeit, der Psychopathenfürsorge die entsprechenden Patientinnen zuzuführen.

Schon lange trete ich im Kreise der Frauenrechtlerinnen dafür ein, daß die Dienstboten organisiert werden. Dabei berücksichtige ich besonders ihren starken Zugang vom Lande. Da gibt es sexuelle Bauernfänger, die auch gut geartete Mädchen, noch bevor sie in der Stadt Fuß gefaßt haben, auf Abwege führen. Man kann da sehr betrübende Erfahrungen machen. Diese Mädchen sind dann auch für ihre Herrschaft eine Gefahr, weil sie ihre Erkrankung nicht erkennen und als vollkommen Fremde in der Stadt den Weg zum Arzte nur schwer finden. Ich habe deshalb vorgeschlagen, daß von der Polizeibehörde, der ja jeder Neuankömmling gemeldet werden muß, alle Adressen der Dienstboten an eine Zentrale übermittelt werden, von wo aus man dann durch persönliche Besprechung und Fühlungnahme die Hausangestellten zum Beitritt in die betreffende Organisation bewegen kann. In einer solchen Organisation kann man Geselligkeit pflegen, kann praktische Ratschläge jeder Art erteilen, und man kann ferner aufklärende Vorträge über Gesundheitswesen mit besonderer Berücksichtigung der Geschlechtskrankheiten halten. So beugt man einerseits mancher Verführung vor, andererseits erreicht man, daß erkrankte Mädchen rascher zum Arzte gehen, und ferner werden Fürsorgedamen, die sich dort beruflich beschäftigen, bald erkennen, ob sie mit Psychopathinnen zu tun haben. Im Interesse dieser leider beträchtlichen Zahl von Psychopathinnen, die Herr Prof. Raecke in seinen Anführungen als debil bezeichnet, wäre von vornherein eine Mitarbeit fachgeschulter Fürsorge-Ärztinnen an der Dienstboten-Organisation zu erstreben. Sie würden dort ein großes Arbeitsfeld finden. Es wäre dann sehr einfach, wenn einer solchen Ärztin pflichtgemäß von den Dermatologen alle an Geschlechtskrankheiten erkrankten Hausangestellten gemeldet würden. Aus diesem Kreise habe ich bisher niemals eine Gegenwehr gegen Meldepflicht an Fürsorgestellen feststellen können. Die Mitarbeit einer psychiatrisch geschulten Ärztin verspricht auch einwandfreie Erledigung dieser ärztlichen Angelegenheit. Dann wäre es die Aufgabe solcher Fürsorgeärztinnen, psychiatrische Staten auszuarbeiten und im gegebenen Falle die Psychopathinnen der Psychopathen-Fürsorge zu überweisen. So nur halte ich eine einwandfreie Arbeit für möglich. So wird man auch jedem gerecht. Man überlastet nicht die Dermatologen mit Aufgaben, denen sie nicht genügen können; man vermeidet unliebsame Zusammenstöße mit Behörden ohne ärztliche Leitung; man führt die Gefährdeten der Psychopathen-Fürsorge zu, die dann die notwendigen Schritte einleiten kann.

In dem Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten müssen wir den Hausangestellten unsere besondere Aufmerksamkeit zulenken, wenn wir wirklich mit Erfolg arbeiten wollen. Bei diesem Bestreben verdienen die Ausführungen von Herrn Prof. Raecke deshalb ganz besondere Beachtung, weil sie neben den psychiatrischen Studien an den einzelnen Persönlichkeiten auch deren Verhalten unter dem Einflusse modernster Fürsorge-Bestrebungen berücksichtigen und schließlich in einem notwendigen weiteren Ausbau dieser Einrichtungen gipfeln. Wenn wir diesem Wege folgen, so werden wir bestimmt dem erstrebten Ziele näherrücken.

Die sexuelle Frage und das Problem des männlichen Samens.

Von Hermann Elbertzhagen.

Das Geschlechtsleben des Menschen unterscheidet sich hauptsächlich durch ein Moment von dem der Tiere, nämlich durch die sog. individuelle Liebeswahl. Während wir bei letzteren beobachten können, daß in der Zeit der Brunst jedes normale Weibchen für ihre männlichen Artgenossen gleich begehrenswert erscheint — nur bei den höchsten Tierarten kommen vielleicht Ausnahmen vor — verhält sich der Mensch wesentlich anders. Wohl reizt auch bei ihm, während des zeugungsfähigen Alters, im gewissen Sinne nahezu jedes Individuum des einen Geschlechtes die libido sexualis der Individuen

des anderen, aber in wechselnder Stärke. Ein bestimmtes Weib empfindet eine besondere Zuneigung und Anziehung zu einem bestimmten Mann, den Reiz, den dieser nicht nur auf ihre libido, sondern auf ihre ganze Sexualpsyche — und was ist nicht sexuell an der Seele?! — ausübt, ist ein ungeheuer viel größerer als der Reiz, der von den übrigen Männern auf sie wirkt. Ja, er kann unter Umständen so stark werden, daß der zweitgenannte negativ wird, daß das betreffende Weib sogar eine Abneigung gegen alle Männer bis auf den einen, der den Gegenstand ihrer Liebe bildet, äußert. Ebenso, wenn auch vielleicht in nicht so ausgeprägtem Maße, verhält sich der Mann gegenüber den Individuen des weiblichen Geschlechtes. Bei Vorhandensein von tiefer Liebe lautet also das Losungswort: Der oder keiner! Die oder keine!

Wir müssen demnach das Bestehen einer geschlechtlichen Affinität zwischen Mann und Weib annehmen, deren Grundlagen aber noch durchaus im Dunkel liegen. Sie ist individuell verschieden und schwankt so innerhalb weiter Grenzen in ihrer Stärke, von einem Maximum der sexuellen Sympathie bis zu einem Maximum der sexuellen Antipathie: sie kann positiv oder negativ sein. Wir sehen oft einen Mann in heftigster Liebe zu einem Weibe entbrennen und umgekehrt, das oder der für die Mitmenschen nicht im geringsten begehrenswert erscheint, ja vielleicht effektiv häßlich oder mit anderen Mängeln behaftet ist. Goethe hat in seinen „Wahlverwandtschaften" dieser rätselhaften geschlechtlichen Affinität ein Denkmal gesetzt und sie mit der chemischen verglichen. —

Bezeichnen wir die Glieder einer Reihe weiblicher Individuen mit $+a$, $+b$, $+c \ldots +n$ und die einer Reihe männlicher mit $-a$, $-b$, $-c \ldots -n$, so muß unter den möglichen verschiedengeschlechtlichen Paaren: $-a+a$, $-a+b$, $-a+c \ldots -a+n$ und $-b+a$, $-b+b$, $-b+c \ldots -b+n$ und $-c+a$, $-c+b$, $-c+c \ldots -c+n$ und $-n+a$, $-n+b$, $-n+c \ldots -n+n$ in jeder dieser Gruppen eines existieren, zwischen dessen Faktoren die geschlechtliche Affinität maximal ist und ebenso eines mit minimaler bzw. negativer Affinität, während die übrigen Paare der betreffenden Gruppe einen stetigen Übergang zu diesen beiden Extremen bilden. Da es nun viele Millionen Männer und Frauen gibt, so steigert sich die Wahrscheinlichkeit fast zur Gewißheit, daß zu jedem Individuum des einen Geschlechtes sich ein solches des anderen auffinden läßt, zwischen welchen die geschlechtliche Affinität eine so bedeutende ist, Mann und Weib sich so vollkommen gegenseitig ergänzen, daß deren dauernde glückliche Liebesgemeinschaft, d. h. Ehe, außer Frage gestellt ist. Es existiert also zu jedem Mann eine Frau, zu der er die innigste und dauerndste Liebe empfinden, die ihn vollkommen beglücken würde und umgekehrt. — Besäßen wir ein Mittel, diese geschlechtliche Affinität — die durchaus nicht immer offen zutage tritt — quantitativ zu messen, so hätten wir es auch damit in der Hand, die Individuen, zwischen denen die sexuelle Wahlverwandschaft maximal ist, zu einer Ehe zusammenzuführen, in welcher der Mann zeitlebens auch der Geliebte der Frau, wie die Frau die Geliebte des Mannes wäre. Denn die Ursache des ehelichen Unglücks — dessen soziale Wichtigkeit man aus dem Umfang der einschlägigen gelehrten und schönen Literatur (Strindberg!), sowie an Beobachtungen aus dem Leben ungefähr ermessen kann — ist immer in einem Mangel an geschlechtlicher Affinität zu suchen: die Eheleute passen nicht zueinander, es haben sich nicht die richtigen gefunden! Mit Entdeckung einer solchen quantitativen Meßmethode wäre aber die sexuelle Frage überhaupt ihrem Wesen nach gelöst, was eine Errungenschaft von kaum absehbarer Bedeutung sein würde.

Neuere Forschungen nun, die den männlichen Samen zum Gegenstand haben, scheinen mir einen Weg zur Lösung des aufgeworfenen Problems der quantitativen Messung der geschlechtlichen Affinität in Individuenpaaren zu weisen. Es handelt sich um das Verhalten der Spermatozoen im weiblichen Organismus.

Durch den Geschlechtsakt gelangt eine große Anzahl von Samenfäden — ungefähr 40 Millionen — in den weiblichen Genitalapparat, um dort bei Anwesenheit eines reifen Eies dieses zu befruchten. Da jedoch normalerweise nur ein Samenfaden die Befruchtung vollzieht, müssen wir uns fragen, was mit den restlichen Millionen von Spermatozoen geschieht. Bisher war man der Ansicht, daß sie im Laufe der Zeit absterben, um wieder, zusammen mit anderen Sekreten, durch die weibliche Scheide nach außen befördert zu werden. Diese Ansicht hat sich jedoch als durchaus irrig erwiesen. Der englische Forscher Thomson hat nämlich an Hand experimenteller Untersuchungen festgestellt, daß die Samentierchen, vermöge ihrer Eigenbewegung, durch die Schleimhäute der Gebärmutter und wohl auch der Scheide, in das Blutgefäßsystem des Weibes dringen und so Veränderungen des gesamten Organismus nach sich ziehen. Denn mit dem Blute gelangen sie ja in alle Teile des Körpers.

Eine solche, durch den männlichen Samen herbeigeführte Veränderung glaubt man z. B. in der Unfruchtbarkeit der Prostituierten — die man bisher auf chronische Ent-

zündungszustände des Uterus zurückführte — vor sich zu haben, da man durch Tierversuche zeigen konnte, daß ein Samenüberfluß im weiblichen Blute temporäre Unfruchtbarkeit bewirkt. Aber auch die Veränderungen in der Stimme des regelmäßig geschlechtlich verkehrenden Weibes dürften auf derartigen Beeinflussungen beruhen. In Künstlerkreisen ist es bekannt, daß eine Sängerin meistens erst nach Eintritt in die Ehe bzw. in ein dauerndes Liebesverhältnis, den Höhepunkt ihrer stimmlichen Entwicklung erreicht. Durch dieses aktive Verhalten der Spermatozoen ergibt sich auch die Möglichkeit der weiteren Beeinflussung eines etwa vorhandenen Fötus bzw. Embryos durch den Vater oder auch durch andere, mit der Mutter in Geschlechtsverkehr stehende Männer. Das eigentliche Wesen des Verhaltens der Samentierchen im weiblichen Organismus, ist uns jedoch noch fast unbekannt. Wie jedes fremde Eiweiß bewirkt das Sperma im Blute offenbar Reaktionen, geht mit diesem Verbindungen ein. Das Weib macht infolgedessen gleichsam einen Anpassungsprozeß an ihren Begatter durch.

Es ist nun klar, daß diese Samen-Blutreaktionen individuell verschieden verlaufen müssen, daß die Festigkeit der Bindungen von der Größe der geschlechtlichen Affinität abhängen muß, die zwischen dem männlichen und weiblichen Individuum, von dem der Same bzw. das Blut stammt, herrscht. Ich habe daher ein Verfahren im Auge, bei welchem äußerlich weibliches Blut mit männlichem Samen zusammengebracht wird und welches gestattet — vielleicht auf rein mikroskopischem Wege oder unter Benützung chemischer und physikalischer Mittel — die sich jetzt vollziehenden Reaktionen in ihrer Stärke festzustellen. Damit hätten wir das von uns gesuchte quantitative Maß der geschlechtlichen Affinität gefunden. Ich bin überzeugt, daß sich nach eingehendem Studium der obwaltenden Verhältnisse, ein derartiges praktisch geeignetes Verfahren, welches in seinem Wesen wohl der Wassermannschen oder Abderhaldenschen Blutreaktion ähneln würde, ausarbeiten ließe. Wichtig wäre es, in Vorversuchen Samen und weibliches Blut von Partnern einer glücklichen Ehe mit solchem von Partnern einer unglücklichen zu vereinen, um die statthabenden Reaktionen einer genauesten und vergleichenden Prüfung zu unterwerfen. Auch auf die Erforschung der elektrischen Eigenschaften der Sexualprodukte und des Blutes und seiner Teile wäre Gewicht zu legen, denn ist es nicht möglich, daß die geschlechtliche Affinität, ähnlich wie die chemische, auf elektrischer Grundlage ruht? —

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

§ 1717 BGB. Offenbar unmöglich. Replica doli gegen exceptio plurium.

In der Juristischen Wochenschrift 1924, 5, teilt OLG.-Rat Güntzer folgendes Urteil vom 25. Mai 1923, F 98/22 des LG. Fürth mit:

Die Klägerin ist am 9. April 1922 unehelich in der Entbindungsanstalt zu B. geboren. Sie hatte bei der Geburt eine Länge von 48 cm und ein Gewicht von 2650 g. Diese Maße, sowie die übrigen beigegebenen Umfänge und Durchmesser des Kindes und der Umstand, daß es mit hoher Stimme schrie, die Ohren schlaff und dünnlappig waren, die Fingernägel knapp die Kuppe der Finger erreichten, die Hautfarbe stark rot war, Wollhaare sich noch am ganzen Körper fanden, die großen Schamlippen die kleinen nicht deckten, zeigen nach dem Gutachten des im zweiten Rechtszug von Amts wegen noch beigezogenen Sachverständigen Prof. D., Direktor der Universitäts-Frauenklinik in M., mit Sicherheit, daß das Kind nicht ganz ausgetragen war, und zwar sei nach diesen Maßen anzunehmen, daß das Kind zwei bis drei Wochen zu früh geboren worden ist. Es berechne sich somit der Geburtstermin für das Ende der Schwangerschaft auf Ende April 1922. Die Kindesmutter hatte innerhalb der Empfängniszeit — 11. Juni bis mit 10. Okt. 1921 — bis zum 17. Aug. 1921 fortgesetzt mit dem Beklagten Geschlechtsverkehr. An diesem Tage erwartete sie ihre Regel, die sie immer regelmäßig und zuletzt am 17. Juli gehabt hatte, wieder, sie blieb aber aus. Sie machte am gleichen Tage dem Bekl. Mitteilung. Er beschwichtigte sie zunächst. Als aber die Regel sich bis zur Nacht vom 20./21. Aug. nicht einstellte und sie schwanger zu sein glaubte, redete er ihr zu, sie solle sich dem H., der ihr ja ohnehin nachlaufe, hingeben, damit dieser als Vater bezeichnet werden könne, und sagte dabei u. a.: „Du mußt unbedingt heute noch mit ihm Verkehr haben, was glaubst du denn, wenn du das noch länger hinziehst, so kommen noch so und soviele Tage dazwischen und dann weiß der H., daß das Kind nicht von ihm ist." Bekl. drohte auch mit Selbstmord und versprach, später, wenn er in bessere Verhältnisse komme, werde er ihr noch etwas geben. Die Kindesmutter ließ sich überreden und brachte es

noch in der gleichen Nacht dahin, daß H. mit ihr den Beischlaf vollzog. AG. wies ab, nachdem Sachverständiger Hofrat G., Direktor vorgenannter Entbindungsanstalt, sich dahin ausgesprochen, es könne ärztlicherseits nicht festgesetzt werden, ob das Kind aus einer Beiwohnung vom 20. Aug. oder später unmöglich stammen könne. Es sei unreif zur Welt gekommen zwischen der 36. und 39. Schwangerschaftswoche. Dieser Annahme entsprechen auch die Angaben der Kindesmutter über ihre letzten Regeln. Bei Befruchtung am 20./21. Aug. und Geburt am 9. April hätte es sich um die 34. Schwangerschaftswoche und also auch um ein unreif geborenes Kind gehandelt. Die Differenz des Untersuchungsbefundes bezüglich der Körpermaße und des Entwicklungsstadiums eines Kindes, geboren in der 34. oder 37. Schwangerschaftswoche, sei so gering, daß ein Schluß ob in der 34. oder 37. Schwangerschaftswoche geboren, nicht gezogen werden könne. Prof. D. war anderer Ansicht. Ein Ende April 1922 reif zur Welt gekommenes Kind entstamme nach wissenschaftlicher Berechnung einem um Ende Juli 1922 herum gelegenen Geschlechtsverkehr und die zuletzt vor der Schwangerschaft dagewesene Periode müßte dann etwa in der dritten Woche des Juli stattgefunden haben. Die Angaben der Kindesmutter über ihre Regel stimmten mit der wissenschaftlichen Berechnung des Zeugungstermines sowohl wie des Termins der zuletzt vor der Schwangerschaft vorhanden gewesenen Periode vollkommen überein. Das Ausbleiben der Periode am 17. Aug. 1921 sei ein weiteres Zeichen dafür, daß die Kindesmutter das Kind zwischen der zuletzt dagewesenen und dem Termin der erstausgebliebenen Periode empfangen habe, denn das Ausbleiben der Periode bei einer sonst ganz regelmäßig menstruierten Frau, ohne daß aus irgendwelchen besonderen Gründen von Erkrankungen oder einschneidenden Veränderungen dieses bedingt wäre, sei bei einer Geschlechtsverkehr übenden Frau ein, wenn auch nicht absolut untrügliches, so doch im höchsten Grade bedeutungsvolles Zeichen dafür, daß eine Konzeption stattgefunden habe. Wäre das Kind dagegen erst am 20. Aug. 1921 bei dem erstmaligen Verkehr mit H. oder später gezeugt worden, dann würde sich sein Geburtstermin als am Ende der Schwangerschaft auf 20. Mai 1922 oder später berechnen. Würde dieses Kind aber schon am 9. April 1922 zur Welt kommen, so wäre es rund sechs Wochen zu früh geboren, hätte dann eine Länge von 42—43 cm und ein Gewicht von etwa 2000 g. Es würde sich also so augenfällig in seinen Maßen von denjenigen des klägerischen Kindes unterscheiden, daß auch aus diesem Grunde die Konzeption um diese Zeit nicht annehmbar ist. LG. schloß sich diesem Gutachten, das es als überzeugend begründet bezeichnet, an und gab der Klage statt. (Vgl. JW. 1922, 1540[1].) Das Urteil sagt weiter: Wenn aber das BG. offenbare Unmöglichkeit nicht annähme, würde es in einem derart kraß gelagerten Fall wie dem vorliegenden der Kl. unbedenklich gegen den Einwand der mehreren Beihälter — mag man ihn als echte Einrede oder als negatives Tatbestandsmerkmal bezeichnen — die Gegenrede der Arglist gewähren. (JW. 1911, 696; 1912, 555.) Ebenso wie der ungetreue Verlobte die Bescholtenheit der Braut nicht geltend machen darf, wenn er selbst sie durch eine frühere Beiwohnung verursacht hat, sondern ihm die Einrede der Arglist entgegensteht (RG. 52, 46; JW. 1910, 942) und RGRKomm. in Anm. 3 zu § 1717 die Gegeneinrede der Arglist wenigstens dann gibt, wenn die zweite Beiwohnung als eine gegen § 825 verstoßende Handlung anzusehen ist, so muß dies auch hier gelten, wo das ganze Verhalten des Bekl. in dieser Angelegenheit, die raffinierte Art, wie er statt seiner den H. als Vater des Kindes erscheinen und in Anspruch nehmen lassen wollte, im höchsten Grade gegen die guten Sitten verstieß. Der Gesetzgeber kann immer nur allgemeine Grundsätze aufstellen und hat dies auch im § 1717 getan. Die Einrede der Arglist wird hier für so besonders gelagerte Fälle so wenig ausgeschlossen als sonst. Es wäre auch ein zweckloser Umweg, wollte man hier der Kl. diese Einrede versagen und sie auf eine neue Schadensersatzklage gegen den Bekl. aus § 826 verweisen. Die Voraussetzungen einer solchen Klage sind aber gegeben, denn der Bekl. hat in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise der Kl. vorsätzlich — mindestens bedingter Vorsatz liegt vor — Schaden zugefügt. Daß die Kindesmutter sich an der sittenwidrigen Handlung beteiligt hat, würde nur ihrer Klage entgegenstehen. Die Kl. ist frei von Schuld. Siehe auch JW. 1923, 425[2] Anm.

Zu dem Abdruck dieses Urteils in der Juristischen Wochenschrift bemerkt in einer Fußnote Geh. Med.-Rat Prof. Dr. F. Straßmann, Berlin: Das vorstehende Erkenntnis vom juristischen Standpunkt aus zu beurteilen, steht mir nicht zu. Meinem Laienempfinden hat es große Genugtuung bereitet, da es gleichermaßen den Forderungen der Gerechtigkeit wie der Menschlichkeit, der Kinderfürsorge entspricht. Das Gutachten von Prof. D., auf das es sich stützt, entstammt anscheinend einem unserer hervorragendsten Frauenärzte. Ich bedaure um so mehr, daß ich ihm in einem Hauptpunkt nicht beistimmen kann, sondern mich der Ansicht des Vorgutachters anschließen muß. Eine Reihe von Beobachtungen aus neuerer und älterer Zeit spricht doch dafür, daß die Dauer

der Schwangerschaft ausnahmsweise erheblich kürzer (und auch länger) sein kann als in der Regel. Sie führen meiner Überzeugung nach zu dem Schluß, daß schon nach 230 bis 240 Tagen nach der Empfängnis ein Kind geboren werden kann, daß die Zeichen der Reife zeigt. Bei einem noch nicht voll reifen, wie im vorliegenden Falle, würde man dementsprechend mit einem noch späteren Zeugungstermin zu rechnen haben. Gewiß sind die einzelnen Beobachtungen am Menschen, auf die sich diese Anschauung stützt, schließlich alle nicht von absoluter Beweiskraft und können von einem Skeptiker angezweifelt werden. Sie finden doch aber eine wesentliche Stütze in den Erfahrungen aus der Tierwelt, wonach die Tragezeit bei Kühen z. B. nicht unerheblich schwankt und sie entsprechen der allgemeinen Erscheinung, daß für alle Lebensphasen die Natur nicht allzuenge Grenzen gesetzt hat.

Ein neues Ehescheidungsgesetz in England

hat, nachdem es alle Fährnisse im Unter- und Oberhause bestanden, am 20. Juni 1923 die königliche Bestätigung erhalten.

Nunmehr kann eine Frau aus gleichen Gründen wie ihr Mann die Ehescheidung verlangen, während vorher, bis eine Frau gerichtlich auf Scheidung klagen konnte, sie nicht nur Beweise seiner Untreue, sondern auch seiner Grausamkeit oder seines böswilligen Verlassens beibringen mußte, der Gatte aber nur den Ehebruch seiner Gattin zu beweisen nötig hatte, um die Freiheit zu erlangen.

Das Gesetz verlangt nun also auch vom Manne die gleiche moralische Einstellung, wie sie so lange von der Frau allein gefordert worden ist. Für die erfolgreiche Einbringung und Durchführung dieses neuen Ehescheidungsgesetzes haben sich sowohl die National-Union of Societies for Equal Citizenship (Der nationale Verband der Vereinigungen für gleiches Bürgerrecht — ein Zusammenschluß von fast allen fortschrittlich gesinnten Frauenvereinen), die den Anstoß gab, wie auch der Vertreter dieser „privat member Bill“ Major Entwistle tatkräftig eingesetzt. (Die neue Generation, 1923, 10/12.)

Außerehelicher Geschlechtsverkehr als „Unzucht“.

Dr. Ziel, Präsident des Landgerichts Chemnitz, macht die Schriftleitung der „Neuen Generation“ (Dr. Helene Stöcker) auf ein Urteil des Strafsenats des Sächsischen Oberlandesgerichts in Dresden vom 8. September 1923 (abgedruckt im Sächsischen Archiv für Rechtspflege, Neue Folge, 3. Jahrgang 1923, Heft 10/12), aufmerksam, das wie folgt lautet:

Die vom Berufungsgericht festgestellten Tatsachen rechtfertigen die Verurteilung der Angeklagten auf Grund von §§ 180, 47 StrGB. Der Revisionsbegründung ist abzulehnen, daß die Anschauungen und Verhältnisse sich derart verändert hätten, daß der außereheliche Geschlechtsverkehr nicht mehr als gegen Zucht und Sitte verstoßend angesehen werden könnte. Wenn nach Artikel 119 Abs. 3 der Reichsverfassung vom 11. August 1919 die Mutterschaft — und damit auch die uneheliche Mutterschaft — Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge des Staates hat und nach Artikel 121 RV. den unehelichen Kindern durch die Gesetzgebung die gleichen Bedingungen für ihre leibliche, seelische und gesellschaftliche Entwicklung geschaffen werden sollen wie den ehelichen Kindern und wenn ferner im Freistaat Sachsen die Anwendung von Zwangsstrafen zur Unterdrückung des Konkubinats nicht mehr zulässig ist (Gesetz vom 22. April 1921, G.-Bl. S. 118), so ist doch daran nichts geändert,

daß der außereheliche Geschlechtsverkehr nach den Sittengesetzen und den Rechten als Unzucht gilt.

Das Urteil ist ein markantes Beispiel für die absolute Rückständigkeit und völlige Weltfremdheit mancher Richterkreise gerade unserer höchsten Gerichte!

Die Stellung der Frau und die Erhaltung der Volkszahl.

Der Auffassung von der rein ökonomischen, insbes. privatwirtschaftlichen Bedingtheit der Beschränkung der Kinderzahl — eine Auffassung, der der Herausgeber dieser Zeitschrift bei zahlreichen Gelegenheiten widersprochen hat und die er namentlich in seinem „Präventivverkehr“ (Stuttgart 1917) und in seinen „Wandlungen“ (Bonn 1918) widerlegt zu haben glaubt — tritt neuerdings, gegen Grotjahn polemisierend, Ernst

Wiethstruck in der „Umschau, Illustr. Wochenschr. über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik“ (1924, 12) entgegen.

Ich habe mich — schreibt Wiethstruck — vor dem Kriege lange Jahre in Berlin aufgehalten und wohne jetzt in einer Mittelstadt mit einer Bevölkerung, die fast ganz dem Arbeiterstande, dem Kleinbürgertum und dem Mittelstande angehört. In der Umgebung ist neben einem kleineren Bruchteil von unselbständigen Landarbeitern ein wohlhabender Bauernstand ansässig. Bauern und Kaufleute und ein großer Teil der Gewerbetreibenden haben über Nahrungssorgen nicht zu klagen, trotzdem findet man auch bei ihnen selten Familien mit drei und mehr Kindern, jedenfalls im Durchschnitt nicht mehr als bei den sozial gleichstehenden Beamtenfamilien, die seit Jahren ein wesentlich geringeres Einkommen haben und zum Teil ein recht kümmerliches Dasein fristen. Wenn man versucht, im Gespräche mit den Eltern die Gründe zu erfahren, aus denen diese von der Vermehrung ihrer Kinder abgesehen haben, so führen die Ehemänner meistens allgemeine wirtschaftliche Gründe ins Feld. Weist man ihnen nach, daß die Unterhaltung von drei oder vier Kindern vollständig im Rahmen ihrer Einkommensverhältnisse liegen würde, so suchen sie sich entweder der weiteren Erörterung dieser Frage zu entziehen oder darzulegen, daß es ihnen viel schlechter ginge als es nach ihrer Lebenshaltung den Anschein habe.

Die Frauen sind in der Regel etwas offenherziger und natürlicher. Sie geben vielfach als Antwort: „Ich habe von dem einen oder den beiden Kindern schon genügende Last.“ Damit ist der Punkt angedeutet, der meines Erachtens bisher nicht genügende Beachtung gefunden hat.

Die Anforderungen, die heute an die Erziehung der Kinder gestellt werden, sind gegen früher außerordentlich gestiegen. Auf die Erhaltung und körperlich günstige Entwicklung des Kindes wird ein viel größerer Wert gelegt als früher. Bücher, die eingehende Vorschriften über die Ernährung und Behandlung der Kinder und über ihre Bewahrung vor allen möglichen Schäden enthalten, sind sehr verbreitet. Sie legen der Frau außerordentlich viele Pflichten auf, die gerade die tüchtigsten Mütter auf das peinlichste zu erfüllen bestrebt sind. Nach dem ersten, spätestens nach dem zweiten Kinde sind aber die Frauen dieser Last überdrüssig, sie sträuben sich gegen eine nochmalige Empfängnis. In den meisten Ehen verstehen sie es auch, die Ehemänner davon zu überzeugen, daß das eheliche Leben ohne weiteren Kinderzuwachs bequemer wird. Nicht immer sind allerdings die Männer mit der Enthaltsamkeit vom Kinde einverstanden, und mir sind Fälle bekannt geworden, in denen die Weigerung der Frau, noch einmal zu gebären, zu heftigen Zwistigkeiten zwischen den Eheleuten geführt hat. Die Frau siegt aber fast immer in diesem Streite.

In einer kleineren Anzahl von Familien findet man nicht nur drei, sondern vier und noch mehr Kinder. Bei einem Teil dieser Ehen ist der Grund darin zu suchen, daß die ersten Kinder weiblichen Geschlechts sind und der Wunsch der Eltern, einen männlichen Leibeserben zu haben, sie veranlaßt, so lange Kinder zu erzeugen, bis ein männliches geboren wird. Diese Ehen können für unsere Betrachtungen unberücksichtigt bleiben. In dem Reste der Ehen mit vielen Kindern pflegt der Mann gegenüber der Frau ein erhebliches Übergewicht an Willensstärke, Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit zu besitzen, vielfach sind die Männer sogar gewalttätige Naturen, Trinker und Verbrecher. Sie machen ihr Recht auf Geschlechtsgenuß so brutal geltend, daß die Frauen ein Kind nach dem andern zur Welt bringen, ganz gleich, ob die Nachkommenschaft minderwertig ist oder nicht. Die Frauen sind gewöhnlich willensschwach und auch körperlich gering entwickelt. Sie besitzen nicht die Kraft, dem Manne gegenüber ihren Anspruch auf Schonung zur Geltung zu bringen.

Bei der Vergleichung dieser Fälle komme ich zu dem Schlusse, daß die Stellung der Frau in Recht und Sitte gegenüber dem Manne von entscheidendem Einfluß auf die Anzahl der aus einer Ehe hervorgehenden Kinder ist. Je stärker und selbständiger die Stellung der Frau in der Ehe ist, um so weniger Kinder werden aus dieser hervorgehen. Vor 30 Jahren war die Lage der Frau bei uns viel gedrückter als jetzt, die Folge waren mehr Kinder. Wie in Deutschland, ist es in allen Ländern mit einer in allen Schichten gehobenen Kultur, z. B. Frankreich und England. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika bieten das treffendste Beispiel. Die wirtschaftliche Lage ist dort so günstig wie nirgends, trotzdem erfolgt der Bevölkerungszuwachs nur durch Einwanderung. Die einheimischen Familien ergeben fast gar keinen Geburtenüberschuß. Den Gegenbeweis liefern Staaten, in denen die Stellung der Frau ungünstig ist. Hierzu gehören Italien und Polen. Als Musterbeispiel können die Ostjuden gelten. Ihr Kinderreichtum ist beinahe sprichwörtlich, die Lage der Frau sehr ungünstig. Haben

sie sich aber nach ihrer Verpflanzung nach Deutschland oder einem anderen Kulturlande einen höheren Kulturgrad angeeignet und sind wohlhabend geworden, verbessert sich die Stellung der Frau. Gleichlaufend damit sinkt die Kinderzahl. Das gleiche Gesetz scheint mir für alle Völker zu gelten.

Man könnte noch fragen, wie es möglich ist, der Verminderung der Volkszahl als Begleiterscheinung der Frauenbewegung entgegenzuwirken. Daß deren Errungenschaften wieder rückgängig gemacht würden, wird gewiß niemand wünschen. Sie müssen vielmehr nach der Richtung hin ausgebaut werden, daß die Lasten der Kindererziehung durch die Mütter vermindert werden. Ich denke dabei an Säuglingsheime, Kleinkinderbewahranstalten und ähnliche Einrichtungen, die der Frau während einiger Stunden am Tage Zeit für ihre anderen Aufgaben geben. Dann wird die Frau wieder mit dem Manne Freude haben „an der frohen Kinderschar, die sie blühend ihm gebar".

Bücherbesprechungen.

1) Kafka: **Handbuch der vergleichenden Psychologie.** 3 Bände. München 1922, Ernst Reinhardt.

Von Privatdozent Dr. Karl Birnbaum.

Das großzügige, drei umfangreiche Bände umfassende Werk gibt unter Mitarbeit gediegener Spezialforscher eine eingehende Darstellung der verschiedenen psychologischen Sondergebiete, die in großen Abschnitten als Entwicklungsstufen des Seelenlebens, als Funktionen des normalen und als Funktionen des abnormen Seelenlebens zusammengefaßt werden. Der in dieser Weise gegliederte und zusammengestellte ungeheuere Stoff kann hier natürlich auch nicht andeutungsweise wiedergegeben und kritisch erörtert, sondern nur soweit gestreift werden, als er die sexualwissenschaftliche Interessensphäre berührt.

Schon in der Tierpsychologie von Kafka selbst finden sich gelegentliche sexuologische Hinweise: auf die Anziehungskraft des meist von den Weibchen ausgehenden Sexualgeruchs bei Spinner- und Sparmerschmetterlingen, auf die Notwendigkeit der Einwirkungen bestimmter mechanischer Reizfolgen auf verschiedene Körperpartien der Weinbergschnecken zwecks Erzeugung der für das Liebesspiel charakteristischen Bewegungen u. dgl. m. Weiterreichende sexualwissenschaftliche Aufklärungen nach den verschiedensten Richtungen hin gibt Thurnwalds Psychologie des primitiven Menschen, indem sie auf die physiologischen, psychologischen und soziologischen Beziehungen des Geschlechtslebens, auf die Stellung der Frau im sexuellen Leben, auf die Entwicklung der Familie, auf Blutschande, Schamgefühl und die allgemeine geschlechtliche Moral der Primitiven ausführlich eingeht. Gieses Kinderpsychologie würdigt gründlich die Pubertät in allen ihren psychischen Zusammenhängen, gibt in einem Sonderabschnitt über die Geschlechtsunterschiede und die Koedukation wesentliche Grundlagen zur differentiellen Psychologie der Geschlechter und führt in Ausführungen über den „bildenden Eros" in kulturpsychologisch bedeutsame Fragen über die seelische Verbindung zwischen älterer und jüngerer Generation ein.

Runzes vorwiegend wissenschaftstheoretisch fundierte Religionspsychologie deutet immerhin die Beziehungen zwischen Religion und Sexualität und insbesondere die genetische Verwandtschaft gewisser Gefühlszustände bei beiden an. In Fischers Psychologie der Gesellschaft mit ihren eingehenden psychologichen Analysen kommt dann das sexuelle Moment in seinen vielseitigen soziologischen Verflechtungen nach den verschiedensten Richtungen hin — von der soziologischen Bedeutung der sexuellen Scham bis hin zum sozialen Geschlechterproblem — nachhaltig zur Geltung. Im Rahmen der Psychologie des abnormen Seelenlebens findet man bei Gruhle verschiedentlich die bekannten auf sexuellem Gebiete gelegenen psychotischen Erscheinungen herangezogen, in Görings Kriminalpsychologie den Einfluß der weiblichen Konstitution und der Sexualfunktionen auf die Kriminalität dargelegt, in der Frauenpsychologie de Sanctis insbesondere zur Freudschen Theorie und ihrem „Pansexualismus" kritische Stellungnahme. Das Werk beschließt endlich eine lediglich der Psychologie des Geschlechtslebens gewidmete Darlegung. Dieser Allersschen Arbeit darf eine anregende Verbindung von kritischer und origineller Einstellung zugesprochen werden. Sie umfaßt zunächst die Beschreibung der sexuellen Erscheinungen und der Abartungen sexualen Erlebens, sodann die Darlegung von deren vielfachen Verflechtungen mit anderen Erlebnissphären, speziell auch der kulturellen Lebenskreise, die Erörterung der krankheitsetzenden Bedeutung des Ge-

schlechtslebens und ihrer Stellung im Erleben der Geisteskranken, und schließlich die Kennzeichnung des Wesens der Geschlechtlichkeit und ihrer Stellung innerhalb der Totalität des Seelenlebens. Zur Charakteristik von Allers' Anschauung, auf die im einzelnen einzugehen der Raum verbietet, sei seine Kennzeichnung der psychosexualen Sphäre herausgehoben: „als eine durch ihre Ichnähe und den daraus fließenden strukturalen Reichtum besonders ausgezeichnete Manifestation des zentralen Ich, in der u. a. die der ganzen Seele eigene polare Struktur prägnanter vielleicht als sonstwo ihren Ausdruck findet, nicht aber als eine Sonderkraft, eine Art Seele in der Seele, die man dem Ich etwa gegenüberstellen könnte".

Selbstverständlich können solche aus den Einzelabschnitten herausgerissene und unter einem Sondergesichtspunkt zusammengestellten Einzelheiten kein ausreichendes Bild von dem ungewöhnlichen Reichtum des Gesamtwerkes geben, zu dem natürlich auch die Abhandlungen beitragen, die hier wegen der fehlenden inhaltlichen Beziehungen zu sexuellen Erscheinungen unerwähnt bleiben mußten. Volle Beherrschung jedes Sondergebietes durch den ausgewählten Bearbeiter, kritischer Standpunkt und gründliche Literaturkenntnis und -verwertung gewähren so einen vollen Überblick über den wissenschaftlichen Stand zum mindesten der bedeutsamsten Gebiete des psychischen Lebens. Die angefügten ausführlichen Literaturzusammenstellungen weisen zugleich den Weg zu eigenem Studium.

2) Fröbes, Josef: **Lehrbuch der experimentellen Psychologie.** Bd. I, 2. Auflage. Freiburg i. B. 1923, Herder.

Von Privatdozent Dr. Karl Birnbaum.

Das Fröbessche psychologische Werk, das bei seinem ersten Erscheinen mit ungewöhnlicher Anerkennung aufgenommen wurde, hat den verdienten Erfolg beim wissenschaftlichen Publikum gefunden und ist im Laufe weniger Jahre vergriffen. Es liegt nunmehr in neuer Auflage vor, die sich bescheiden als bloß „umgearbeitet" bezeichnet. Sie ist aber wesentlich mehr: sie stellt sich als eine systematisch durchgearbeitete und verbesserte dar, wobei die Verbesserungen das ganze Buch durchziehen und viele Kapitel durch neue Zusätze ein wesentlich verändertes wissenschaftliches Bild ergeben. Auf Einzelheiten kann hier nicht näher eingegangen werden, denn der Inhalt dieses ersten Bandes erstreckt sich vorwiegend auf die Psychologie der Sinnesempfindungen und der sonstigen elementaren psychischen Funktionen und hat demgemäß wenig Berührungspunkte mit dem Interessengebiet dieser Zeitschrift. Nur ganz allgemein muß betont werden, daß Verf. durch weitgehende Heranziehung und kritische Verarbeitung auch der neuesten psychologischen Literatur es verstanden hat, das Werk auf der Höhe der ersten Auflage zu erhalten, und daß er nach wie vor das Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, die umfassendste wie vielseitigste und objektivste Darstellung des ungeheuren Stoffgebiets gegeben zu haben.

3) Kronfeld, A.: **Psychotherapie.** Berlin 1924, J. Springer. 260 Seiten.

Von Dr. Max Marcuse.

Die letzten Jahre psychologischer und psychopathologischer Forschung haben der Erkenntnis normalen und abnormen menschlichen Seelenlebens neue Fundamente geschaffen. Ihr Material entstammt wesentlich der modernen Vererbungs- und Konstitutionsbiologie und den durch Psychoanalyse, Strukturanalyse und mehrdimensionale Diagnostik neu gewonnenen Aufschlüssen. Auf diesen Grundlagen will eben eine naturwissenschaftliche Charakterlehre erstehen, die im Bereiche des Pathologischen die Lehre von den Krankheiten in eine Lehre von den Persönlichkeiten überzuführen im Begriffe ist. An diesem Auf- und Ausbau hat Kronfeld schon bisher schöpferisch mitgewirkt, insbesondere auch durch die Nutzbarmachung phänomenologischer Betrachtungsweisen. Zu gebildet, um nicht die Unzulänglichkeit nur empirischer oder rationalistischer Einstellung dem individuellen Leben gegenüber zu erkennen, zu ehrlich, um den Vorwurf unklinischen Philosophierens und unlogischen Spekulierens zu scheuen, hat Kronfeld bei seiner Grundlegung psychologischer und psychiatrischer Erkenntnis wiederholt die Grenzen rein exakter Wissenschaftlichkeit und nur verstandesmäßiger Urteilsfindung durchbrochen. So sucht er auch in dem vorliegenden Buche, mit dem er die Psychotherapie in ihrer zielstrebigen Geschlossenheit einer medizinischen Kunstlehre darzustellen unternimmt, noch über die programmatischen Arbeiten von

Birnbaum und Kretschmer hinauszukommen, namentlich indem er in die charaktergestaltende Bedeutung der Erlebnisse des Menschen durch ihre Vergegenwärtigung im eigenen Ich eindringt und damit erst die Zusammenhänge zwischen Persönlichkeit, Charakter und Krankheitsbild aufdeckt. Diese Inbeziehungsetzung auf dem Wege des inneren Sichhinwendens ist es, die dem neuen Buche Kronfelds im Rahmen aller bisherigen medizinisch-psychologischen und psychotherapeutischen Literatur ein durchaus originales Gepräge verleiht und überhaupt erst das ärztliche Verstehen des seelisch Leidenden in demjenigen Maße vertieft, das die Voraussetzung für ein wirkliches ärztliches Helfen ist. So wird hier eigentlich zum ersten Male dem alleinigen Sinn gedient, der in der Relation Arzt—Kranker für eben diesen gelegen ist. Kann diese Sinnerfüllung aber gelehrt und gelernt werden? Ist denn das so verstandene Wissen um die Grundlagen seelenärztlichen Wirkens durch irgendeine Aufklärung und Unterweisung übertragbar oder nicht vielmehr nur durch „Geburt" und „Gnade" zu erlangen? Nun, so gewiß in der Psychotherapie alles von der Persönlichkeit des Arztes abhängt, so sicher würde doch manchen Ärzten die Möglichkeit gegeben sein, sich zu einer solchen psychotherapeutischen Persönlichkeit methodisch zu erziehen, wenn sie sich der klugen und gewandten Führung Kronfelds anvertrauten, einer Führung, die — selbst sehr wesentlich an den Erschließungen durch Freud, Jung und Adler orientiert — namentlich auch durch das Labyrinth erotischer und sexueller Erlebnisweisen und Leidensmöglichkeiten geschickt hindurchleitet, auch hier stets auf das eine Ziel hin, den Arzt zum seelischen Helfer seiner Kranken werden zu lassen, nicht nur in dem Sinne, daß er sie von ihrem Leid, d. h. ihrem Leidenserlebnis befreie, sondern auch, daß er sie zu innerer Freiheit und zur Überwindung künftiger Leidensbereitschaft ertüchtige.

4) Schuster, Julius: **Schmerz und Geschlechtstrieb.** Versuch einer Analyse und Theorie der Algolagnie. Leipzig 1923. Kurt Kabitzsch.

Von Dr. Erich Hoffmann.

Ausgehend von den Beziehungen der Algolagnie zur infantilen Sexualität und namentlich den von Freud als prägenital bezeichneten Organisationen, kommt Schuster zu dem Schluß, daß es sich bei der Algolagnie um einen quantitativ gesteigerten geschlechtsspezifischen Sexualtrieb handele. Ihre Anlage sei der Potenz nach bisexuell, ihrer Tendenz nach getrenntgeschlechtlich, indem die eine Anlage über die andere dominiere, ihrer Valenz nach in bezug auf das Normale quantitativ gesteigert. Der Sadismus entspreche hierbei dem männlichen Sexualtrieb, der Masochismus dem weiblichen; das aktive algolagnische Weib und der passive algolagnische Mann seien intersexuelle Typen. Die Algolagnie sei eine genotypisch bedingte Anlage, die nur entfaltet, aber nicht erworben werden könne. Sowohl das normale als auch das perverse Kind sind der Potenz nach algolagnisch und nur in der Valenz verschieden. Die Entwicklung dieser Anlagen werde begünstigt vor allem in der prägenitalen Phase durch psychische Erlebnisse, die in bes. Beziehung zur oralen und analen erogenen Zone treten, sowie durch die Erogenität der Haut, Muskeln usw. Während der sexuellen Latenzzeit könne die Anlage entweder verdrängt (normal) oder erhalten (pervers) bleiben. Desgleichen komme es in der Pubertät entweder zur Fixierung, Entfaltung oder Verdrängung.

Schusters Arbeit bildet im ganzen einen lesenswerten Beitrag zur Lehre von der Entwicklung und Bedingtheit der Algolagnie.

5) Grotjahn, A.: **Soziale Pathologie.** 3. neubearbeitete Aufl. Mit Beiträgen von C. Nemburger, R. Levinsohn, A. Peiser, U. Salomon, G. Wolff. Berlin 1923, J. Springer.

Von Dr. Max Marcuse.

Auch die neue Auflage bezeichnet Grotjahn bescheiden noch als „Versuch" einer Lehre von den sozialen Beziehungen der Krankheiten des Menschen. Man darf aber erklären, daß dieser Versuch nunmehr endgültig gelungen ist. Diese Anerkennung kürzt natürlich durchaus nicht das Recht des Kritikers, dem Inhalte jener Lehre mit mancherlei Bedenken gegenüberzustehen und sowohl im Grundsätzlichen wie in Einzelheiten die Ansichten Grotjahns zu bemängeln. An dieser Stelle soll dies aber nicht geschehen: die Polemik wäre leicht zu beginnen, jedoch schwer zu beschließen, und im übrigen sind die sexualwissenschaftlichen Sonderthemen, die im Rahmen dieses Buchs behandelt werden, so sehr Gegenstand fortlaufender Diskussionen, bei denen

Grotjahns Stellungnahme niemals unbeachtet bleiben kann, daß sie hier nicht mit der einer „Besprechung“ notgedrungen anhaftenden Flüchtigkeit erörtert werden sollen. Dazu kommt, daß die sozialpathologische Wissenschaft wesensmäßig zugleich sozialhygienische Politik, damit aber Politik überhaupt ist, folglich eine Aussprache zwischen politisch nicht gleichsinnig Orientierten selbst bei weitgehender Übereinstimmung in den wissenschaftlichen Auffassungen wenig fruchtbar sein würde. Außer politischen Sentiments färben notwendigerweise noch allerhand andere Gefühle den Stoff und seine Behandlung; und wenn Grotjahn mit vorbildlicher Klarheit und Konsequenz seine Unabhängigkeit von solchen Faktoren bewährt, so bedeutet dies schließlich doch nichts anderes als eine bestimmte — nämlich eine negative — Einstellung zu jenen Untergründen. So kommt es, daß gerade Grotjahns Sozialpathologie des Sexuallebens in Rationalismen und Technizismen wurzelt und gipfelt, die dem Referenten „sachlich“ gesehen im wesentlichen zwar als „richtig“, „menschlich“ gesehen aber an entscheidenden Punkten als „nichtig“ erscheinen. Dessenungeachtet hat die von Grotjahn begründete und ausgebaute Lehre eine große wissenschaftliche Bedeutung, denn sie fügt zu der herrschenden plersonalen und der aufstrebenden Rasse-Pathologie durch die Verankerung des sozialen Gedankens in der Erforschung der Krankheitsbeziehungen die Quadern, die notwendig sind, um den Bau einer wissenschaftlichen Pathologie als Grundlage der medizinischen Therapie und Prophylaxe erst genügend tragfest zu machen.

Die Darstellung hebt alles Wesentliche eindrucksvoll heraus und zeugt von der vorzüglichen Lehrbegabung des Verfassers.

6) Schulte-Vaerting, Hermann: **Die soziologische Abstammungslehre.** Leipzig 1923, Georg Thieme. 136 Seiten. Grundzahl 2.20.

Von Dr. Alexander Elster.

Die Ideen, die der Verfasser hier vorträgt, sind weitausschauend und kühn; aber daß sie schon ausgereift wären, davon überzeugt das Buch nicht. Es entläßt den Leser ungläubiger, als er bei Beginn des Lesens war. Begierig greift man von vornherein nach einem Buch, das sich vornimmt, die Staatenbildung im Tierreiche phylogenetisch zu untersuchen. Der Gedanke des Verfassers, daß Termiten-, Bienen-, Ameisenstaaten, menschliche Staatenbildung, Larvenstadium der Amphibien und anderes mehr sich als verschiedene Stadien einer großen phylogenetischen Reihe darstellen, interessiert an sich sehr. Auch wird es niemand von vornherein ablehnen dürfen, der Hypothese nachzugehen, daß Staatenbildung in verschiedenen Gängen mit außerstaatlichem Leben der Individuen abwechselt. Ebenso mag die weitere Hypothese des Verfassers, nach welcher im Zusammenhang mit der Staatenbildung eine Trennung der beteiligten Individuen in Zeuger und Nichtzeuger eintreten soll, gerade für die Sexualwissenschaft diskutierbar sein. Das alles — sowie die Meinung, daß mit den dazugehörigen „biologischen Eingriffen“ der Verfasser auch einen Wechsel des Intellekts der Gattung erkennen will — mögen Ansätze zu neuen Erkenntnissen sein. Indessen die Unbekümmertheit, in der der Verfasser hier biologische Tatsachen bei Insekten und Amphibien oftmals ganz unvermittelt in Beziehung bringt zu augenblicklichen, zeitbedingten und für eine soziologische Betrachtung allzu banalen Erscheinungen des menschlichen Zusammenlebens, das läßt eine wissenschaftliche Kritik nicht recht zu, stört vielmehr Genuß und Würdigung des Buches. Es sind recht viele Einwendungen am Platze, die der wissenschaftliche Leser vorzubringen hat, die jedoch eine eigene eingehende Abhandlung erfordern würden. Wenn aber der Verfasser wähnt, das Buch dem Laien verständlich geschrieben zu haben, so ist er im Irrtum; dazu ist sein Gedankengang zu schwer, die Schreibweise zu unklar, die Systematik zu unfertig, die Erklärungsversuche zu kühn und die Mangelhaftigkeit des gedruckten Textes zu groß. Das große Problem bedarf gewiß dringend auch einer sozialbiologischen Behandlung, aber hier ist mehr versprochen, als erfüllt werden konnte. Hat man sich aber einmal so hohe Aufgaben gestellt, wie es der Verfasser getan hat, nämlich auf Grund einer Hypothese von der Staatenbildung eine ganz neue Richtung der Entwicklungslehre anzubahnen, dann muß man sich auch die Frage wenigstens stellen (selbst wenn man sie nicht beantworten kann), worauf denn wohl (biologisch oder psychologisch oder physisch oder metaphysisch oder soziologisch) der Zug zur Staatenbildung zurückzuführen ist — also man gehe dann den wissenschaftlich-hypothetisch kühnen Weg zu Ende und bleibe nicht an einem Bergesvorsprung stehen, auf dem man Gefahr läuft herabzustürzen, ohne einen Weg zum Ziele zu suchen. Freilich hat der Verfasser noch eine Fortsetzung seiner Ausführungen versprochen, auf die also zunächst vor endgültiger Stellungnahme zu warten ist.

7) Just. Günther: **Praktische Übungen zur Vererbungslehre** für Studierende, Ärzte und Lehrer. Biolog. Studienbücher, herausgegeben von Prof. Walter Schoenichen, Bd. I. Freiburg i. B., Theodor Fischer.

Von Dr. med. Agnes Bluhm.

Der Verf. ist den Lesern dieser Zeitschrift kein Unbekannter: sie werden sich gern seines geist- und schwungvollen Artikels zum 100. Geburtstag Gregor Mendels erinnern. In dem vorliegenden Büchlein zeigt er sich als ein sehr beachtenswertes Lehrtalent. Die „Übungen" setzen die Kenntnis des elementaren Mendelismus voraus und beschränken sich auf eine wirklich gemeinverständliche Darlegung der wichtigsten Methoden der Erblichkeitsforschung. Der erste Teil behandelt die Variationsanalyse, der zweite die Kreuzungsanalyse und der dritte die Erbanalyse beim Menschen. Hier werden die Weinbergschen Methoden anschaulich dargestellt. Mit dem Autor unterscheidet Verf. streng zwischen Geschwister- und Probandenmethode, die er als koordiniert betrachtet, während Lenz in seiner „menschlichen Erblichkeitslehre" u. E. mit Recht die Geschwistermethode nur als einen Spezialfall der Probandenmethode ansieht. Auf S. 72, Zeile 17 v. unten hat sich ein Schreibfehler eingeschlichen. Statt „Die Eltern sind als Aa immer unbelastet" muß es „unbehaftet" heißen; denn belastet sind die Aa ja stets, nur kommt das rezessive Merkmal a bei Heterozygoten phänotypisch nicht zum Ausdruck.

8) Moszkowski, Alexander: **Der Venuspark.** Berlin 1923, Fontane & Co.

Von Werner Buhre.

Moszkowski verwendet für sein neues Buch eine ungeheure Belesenheit und Kenntnis namentlich der alten Griechen und der Mathematik und Naturwissenschaft. Das Problem der Seelenwanderung wird zum Ausgangspunkt der Geschichte. Der Erzähler wird mit einigen Reisegefährten auf Cypern plötzlich in das Griechenland der Antike und unter seine Menschen versetzt, ohne dabei Gefühl und Wissen der Gegenwart zu verlieren. Er und seine Gefährten erleben so die „ewige Wiederkunft" der Seelen, aller Gefühle und Gedanken. Diese Wiederkehr, den Rhythmus im Erlebnis des Einzelnen und der Epochen aufzuzeigen, ist das Grundthema des Buches. Die vielgestaltigen Probleme der Liebe insbesondere werden, meist in der Form des platonischen Dialoges, zum Teil in Rahmenerzählungen eingeschlossen, erörtert. In dem merkwürdigen Gemisch von Altem und Modernem zeigen sich eine Anzahl Gedanken, die, obwohl als griechische Weisheit vorgetragen, zu den jüngsten Ergebnissen oder Problemen der Wissenschaft, neben der Philosophie und Mathematik vor allem der Psychologie und Psychoanalyse gehören. (Die dazugehörigen Namen lebender Forscher [Freud, Fließ u. a.] fehlen merkwürdigerweise ganz.) So wird die Bipolarität des Liebeserlebnisses von einigen Seiten beleuchtet und dann zugleich mit dem Liebesbegriff selbst ins Allgemeine, ja ins Methaphysische getragen. Der Wiederholungszwang, die Rolle des Körperduftes, eine mathematische Ästhetik und eine Unzahl anderer Themen solcher Art werden gestreift.

Die Art, wie alle diese zum großen Teil sehr subtilen Fragen behandelt sind, trägt die Zeichen jener Halbbildung, die sich heute namentlich im Zeichen der sog. Volksbildung verbreitet hat und teils zwar von überdurchschnittlichem Umfang ist, aber doch durchweg an der Oberfläche aller Dinge bleibt. Bei aller angeblichen Kühnheit und Freiheit seiner Thesen — M. gibt sich als begeisterter Verteidiger des Hetärentums der Aspasia, Laïs und Ninon — zeigt sich der Spießbürger unverfälscht in seinem Horror vor dem Andersartigen. Beim Thema Päderastie verläßt ihn alle Logik, und der Versuch, seinen Abscheu aus der Natur zu begründen, ist in seiner Naivität ergötzlich.

Im ganzen kann dieses Buch vielleicht manche anregende Fragestellung zeigen, doch nichts darüber.

9) Ellis, Havelock: **Moderne Gedanken über Liebe und Ehe.** Leipzig 1924, Kabitzsch.

Von Dr. Erich Hoffmann.

Auf dem Boden moderner Biologie stehend, zeigt, wie die Beziehungen der Geschlechter zueinander in einem Mißverhältnis stehen zu den natürlichen Forderungen des Organismus; die Tradition sei hierbei der stärkste Hemmschuh moderner Entwicklung. Daß der Ehemann wirtschaftlichen Dingen nicht so hilflos gegenüber steht, hat der Weltkrieg zur Genüge bewiesen. Auch bei diesen Dingen liegt wohl mehr

ein durch Tradition bedingtes Nicht w o l l e n als Nichtkönnen vor. Und welchen Vorzug hat im Beruf der Ehemann vor der Ehefrau? Bietet ihm in sehr vielen Fällen sein Beruf als Arbeiter, Angestellter, Beamter usw. m e h r Abwechslung, Erholung und Gelegenheit inneren Neigungen nachzugehen? Druck vom Vorgesetzten, Verantwortung für die Arbeiten, Sorge um das Alltägliche gestalten sein Dasein nicht angenehmer.

Das Kapitel Liebesspiel verdient das größte Interesse. Es scheint aber wieder zweifelhaft zu bleiben, wie weit der Ehemann a u s V e r a n l a g u n g zum Liebesspiel unfähig ist. Sollte nicht etwa noch mehr die Institution der Ehe mit dem Alltäglichen und der Gewöhnung dazu beitragen, das Interesse am Liebesspiel abzustumpfen? Wie viele in dieser Beziehung scheinbar unbegabte Ehemänner sind außerhalb der Ehe die leidenschaftlichsten Liebhaber.

10) D e l i u s, R u d o l f v.: **Die Kultur der Ehe.** Dresden 1923, Carl Reißner.

Von Dr. K. F i n k e n r a t h.

In den vielen Büchern über die Ehe, die sich an den großen Leserkreis wenden, liegt zu häufig der Fehler, daß sie nur aus einem Bezugssystem heraus die Dinge sehen und beurteilen. Und der zweite Fehler: Partei schreibt gegen Partei, Werturteile verdunkeln allen seelischen Tiefenblick. Auch den Aphorismen von D e l i u s haften diese Mängel an. Sie können allenfalls einer bestimmten Schicht eines Volkes genügen. Aber es ist etwas anderes um die Ehegemeinschaft der Landfrau, der Kleinbürger, des Werkmannes oder Mittelstandes. Daher schwimmen die geistvollen Bemerkungen lakonischer Kürze über der Tiefe der Lebensproblematik dahin und sagen dem zu wenig, für die diese Dinge Forschungsgebiete sind. Aber auch all die anderen, denen ernstes Ringen steile Bahnen aufzeigt, können keine Genüge finden an den tändelnden Worten, die dem Wesen der Dinge entweichen.

Manche bittere Wahrheit rauscht im Einsatz leicht vorüber.

Nicht alle Behauptungen entsprechen den Anschauungen unserer Sexualforschung, aber es erübrigt sich hier zu polemisieren.

11) C a r c o, F r a n c i s: **Jésus-la-Caille.** Roman vom Montmartre. Potsdam, G. Kiepenheuer.

Von H e i n r i c h B a n d h o l d t.

Über das Schaffen Carcos, der in Deutschland bisher noch unbekannt, brachte kürzlich das „Literarische Echo“ eine zusammenfassende Würdigung. Hier ist ein großes Talent, das menschliches Grenzgebiet genial zu gestalten weiß. Grenzgebiet: die Welt der Prostitution, der weiblichen und, sie ergänzend, der männlichen, in deren Psychologie bisher nur wenige Dichter hineinzuleuchten versuchten. Es scheint, als ob dem Dichter die Darstellung männlicher Prostituierten-Typen mehr am Herzen gelegen als die allzuoft geschilderter weiblicher Dirnen. Sicher beherrscht er sein Milieu, glänzend und meisterhaft den Pariser Argot, und selbst bei den krassesten Schilderungen bleibt die künstlerische Linie gewahrt. Zola würde mehr epische Breite, Maupassant mehr Sentiment gegeben haben, Carco — ein typischer Impressionist — registriert kühl, sachlich, knapp, er urteilt nicht, er stellt fest. Erzählt von einer „psychopathischen“ Welt, die amoralisch und hemmungslos lebt, die keine Verbindungslinien zur bürgerlichen Welt kennt, erzählt von Prostituierten beiderlei Geschlechts, die nichts anderes als die käufliche Liebe kennen und in ihr eine „todmüde machende Fron“ sehen, die wohl selber lieben und hassen, aber sich daneben höchst nüchtern als „Ware“ fühlen, untertan dem unerbittlichen Gesetz von Angebot und Nachfrage, die Tag für Tag „auf den Strich“ gehen, im Kaffeehaus sitzen, Absinth oder Apéritif trinken, Karten legen, einen Freier suchen, der auf sie „fliegt“, des öfteren übereinander klatschen, zuweilen die Konkurrenz „verpfeifen“, ihren Liebsten wechseln wie die Wäsche und dies alles — Leben nennen. Verblüffend echt ist dieses Nebeneinander männlicher und weiblicher Dirnen gesehen mit Typen, die sich des Gelderwerbs wegen homosexuell geben, ohne es zu sein, mit Zuhältern, die gelegentlich Einbrecher sind, mit Spitzeln, die kaltblütig einen Mord begehen und früher oder später doch der Polizei in die Hände fallen. Die Boulevards, Moulin de la Galette, die „Palme“, „Bousse“, — — unermüdlich laufen sie straßenauf und ab und suchen ihren Schatz in einem Café nach dem andern: Bambon, der „Geliebte“ des jungen „La-Caille“, Pépé-la Vache, der von allen gefürchtete Spitzel, Dominitz „der Korse“, brutal und Zuhälter, „der Floh“, ein 17jähriger Spitzbube, Mina, Friquette, Sabi, und neben ihnen der Apachen-Reigen männlicher Dirnen mit ihren „weiblichen“ Spitznamen, — „Messalina“, „Polsterfleisch“, „Baronin“ u. a. m. —. Alles in allem: ein Buch voll sprühenden Lebens, ein Beitrag zur Psychologie der Millionenstadt und eine Fundgrube für den Sexual- und Seelenforscher!

12) Bud, Elsa Maria: **Dr. Gallieni.** München 1923, Drei Masken Verlag.

Von Werner Buhre.

Zwei Grundtendenzen bestimmen Können und Leben Dr. Gallienis, des berühmten Chirurgen, die Tag- und die Nachtseite seines Wesens. Der Lustmörder in ihm sehnt sich nach der Wollust des Schneidens ins blühende Fleisch, der Musiker in ihm gibt ihm die Kraft zur Sublimierung und die Sicherheit und Zartheit beim Operieren, mit der er Mozart auf seiner Geige spielt. Arbeit, Musik und fester Schlaf füllen sein Leben, bis die Liebe zu einer ihm unerreichbaren Frau sein Selbstgefühl zerschlägt und ihm die Melodie raubt. Seine letzte Operation in dieser Zeit mißlingt. Um dem drohenden Kleinheitswahn zu entgehen, vielleicht auch aus neugeborenem Haß gegen alles bisher Geliebte, wird er im Dämmerzustand fast zum Mörder seines Freundes Murphy. Die Psychoanalyse rettet ihn zunächst, jedoch entweicht er ihr vorzeitig, und vielleicht ist der Roman, soweit er Gallieni betrifft, nur der Roman einer vorzeitig abgebrochenen Psychoanalyse. Er heiratet kurz darauf, vermag aber, von seiner Arbeit und seinen eigenen Konflikten zu stark beansprucht, nicht, die lebenshungrige junge Frau bei sich zu halten. Aus seinem Minderwertigkeitsgefühl heraus versagt er ihr auch die letzte Möglichkeit, ihrem Leben an seiner Seite Inhalt zu geben: ein Kind. Anita, jung und einsam, sucht und findet den rechten Gefährten. Still und zäh geht der Kampf um das Glück zwischen beiden — dargestellt in den dichterisch schönsten und reinsten Kapiteln des Buches. Zwar fehlt es auch sonst nicht an solchen Höhen, aber häufig scheint doch die künstlerische Gestaltungskraft durch die allzu sehr betonte Einsicht in den Ablauf der Mechanismen des Unbewußten gehemmt zu werden. Die Frage ist aufzuwerfen, ob nicht alles psychologische Wissen, wenn es im Schaffen bewußt bleibt, den Dichter lähmt. Die Entscheidung in jenem Kampf bringt wieder Murphy, der Maler, der von seiner Frau geistig vergewaltigt und innerlich aus der Bahn geworfen ist. Der Haß gegen die ihm überlegene, für ihn unangreifbare Frau treibt ihn zum Wahnsinn und zum Mord an Anita. — Das Buch ist in der Darstellung der Seelenspaltung und Bisexualität des Mannes wie in der Fülle feiner und interessanter Bemerkungen eine für eine Frau ungewöhnliche literarische Leistung.

Referate.

1) Amantea, Giuseppe: **Die örtliche Anästhesierung in verschiedenen Fällen sexueller Übererregbarkeit.** Rassegna di studi sessuali III, Nr. 5, 1923.

In dieser aus dem Baglionischen physiologischen Universitätsinstitut zu Rom stammenden, sehr ausführlichen Abhandlung verbreitet sich der Verf. in bemerkenswerter Weise über die Zusammenhänge der peripherischen reflexogenen Zone mit der Erektion und Ejakulation und ihre tierexperimentalen Grundlagen. Für den Menschen steht naturgemäß die Ejaculatio praecox mit ihren Ausschreitungen (ante portas) bei den Sexualneurasthenikern obenan. Das kardinale Heilmittel, das sich in verschiedenen — referierten — Fällen in seiner Applikation als 5—10proz. wässerige Lösung auf die Glans ohne schädliche Nebenwirkungen bewährt hat, ist das Stovain, das auch bei den krankhaften Pollutionen, den schmerzhaften Erektionen der Gonorrhoiker, beim weiblichen Geschlecht für die homologe Klitorisgegend und beim masturbatorischen Drang Beachtung verdient. Ohne die berichteten Erfolge zu beanstanden, kann ich nicht umhin, auf die mannigfaltigen in der deutschen Literatur hervorgehobenen Nebenwirkungen des Arzneikörpers (Benzoylaethyldimethylaminopropanolum hydrochloricum) zu verweisen, das in der neuesten Ausgabe des Reichsmedizinalkalenders als entbehrlich bezeichnet wird.

Fürbringer.

2) Busacca, Attilio: **Die Reglementierung der Prostitution in Tunis.** Rassegna di studi sessuali III, Nr. 6, 1923.

In dieser freimütig gehaltenen Abhandlung gewährt der Verf. einen auf offenbar zuverlässige statistische Erhebungen prominenter Ärzte gestützten überraschenden Einblick in die Prophylaxe der venerischen Krankheiten im genannten Staate, dessen Bevölkerung ungewöhnlich hohe, gewissen russischen Bezirken eigene Zahlen für die syphilitisch Infizierten aufweist (Araber 50—80 Proz., einheimische Juden 20—60 Proz., Europäer 20—50 Proz.). Das Gesetz von 1903 verbot dem untersuchenden Arzt, der sich auf die Bejahung oder Verneinung der Gesundheit der Prostituierten bzw. die Bezeich-

nung der Krankheit zu beschränken hatte, jede Einmischung in die Verwaltungsangelegenheiten und die Behandlung der als krank Erkannten. Auch dem neuen Reglement (1923), das mit rigorösen Sanktionen gegen die Prostituierten operiert, aber die anderen Mädchen und Frauen und besonders die Männer völlig außer acht läßt, versagt der Autor seine Billigung. Er fordert die Anzeigepflicht des Arztes, die vollständige Heilung der Krankheit während ihrer Dauer, die jährliche unterschiedslose Fahndung auf die Wassermannsche Reaktion im Bereich der ganzen Bevölkerung, die Warnung vor dem Geschlechtsverkehr während des infektiösen Stadiums und die Bestrafung der Infektion bei Zuwiderhandlungen. Man vergleiche die Abhandlungen von Montesano und Pestalozza im Novemberhefte 1922 dieser Zeitschrift (S. 236/7).

Fürbringer.

3) Sorge, **Mario**: **Die Frage des Salvarsans.** Rassegna di studi sessuali III, Nr. 5, 1923.

Der Autor, ein warmer Freund des Mittels, vertritt an der Hand eines guten Stücks der in- und ausländischen maßgebenden Literatur die Überlegenheit der Heilwirkung der Arsenikbehandlung der Syphilis allen anderen Methoden gegenüber und die große Seltenheit unglücklicher Zwischenfälle. Der Gegensatz letzterer zu der Unzahl der durch das Salvarsan vom sicheren Tode Erretteten verwirke das Recht, gegen die moderne Therapie zu lärmen und zu toben. Fürbringer.

4) Barducci, Domenico: **Noch einmal über den Ursprung der Syphilis.** Rassegna di studi sessuali III, Nr. 6, 1923.

Der Autor, Professor an der Universität Siena, beharrt auf seinem im Februarhefte 1923 (S. 319) dieser Zeitschrift referierten Standpunkt, daß die Lues wahrscheinlich amerikanischen Ursprungs sei und sich 1493 im Anschluß an die erste Rückkehr von Columbus in Spanien verbreitet habe. Er sucht die von Sigerist vertretenen Argumente für eine bereits am Ende des 12. und besonders um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Italien gepflogene Quecksilbertherapie der Krankheit (s. diese Zeitschrift Bd. 10, Heft 11) durch den Hinweis auf die damalige Behandlung verschiedener Hautkrankheiten mit Merkurialien zu entkräften. Vollends unbewiesen sei ein Zurückdatieren der Syphilis ins klassische Altertum; die Schilderungen der Krankheitssymptome seitens der Historiker und satyrischen Dichter berechtigten nach keiner Richtung zu einer Identifizierung mit Äußerungen syphilitischen Charakters. Die Hypothese, daß die Seuche zur Zeit der Kreuzzüge vom Orient aus durch den Marseiller Hafen nach Frankreich und Norditalien gelangt sei, entbehre der Grundlage. Zum Schluß regt der Verfasser eine von Syphilographen und Historikern aller Länder geleitete Umfrage zur Entscheidung der zeitlichen Invasion der Syphilis in Europa an.

Fürbringer.

5) Haustein, Hans: **Die Statistik der Syphilis.** Zentralblatt f. Haut- u. Geschlechtskrankheiten u. deren Grenzgebiete Bd. 8, H. 4/5.

Die vorliegende Arbeit Hausteins unterscheidet sich von den gewöhnlichen medizinischen statistischen Arbeiten durch eine sehr starke Kritik des benutzten statistischen Materials. Die Untersuchungen verwenden vornehmlich die statistischen Erhebungen Norwegens, Dänemarks, Estlands, Schwedens, Islands, Finnlands, der Schweiz, der Tschecho-Slowakischen Republik, Rußlands, Australiens und der Vereinigten Staaten. Die Statistik in der Medizin hat es sich häufig sehr leicht gemacht, aus dem Vergleich zweier Kurven oder Vorgänge ohne weiteres gerade Beziehungen zueinander zu erklären. Es wurde dabei nur zu leicht vergessen, daß 2 Größenordnungen in einer Funktion mit zahlreichen Variabeln nur dann miteinander zu vergleichen sind in ihrer Abhängigkeit, wenn eine Konstanz der übrigen Variabeln gegeben war. Dieses ist eine selten erfüllte Bedingung. So kann es zu völlig falschen Beurteilungen kommen. Beispielsweise die auf Grund der Statistik der allgemeinen deutschen Krankenhäuser behauptete Vermehrung der Syphilis nach Einführung der Salvarsantherapie ist solch Irrtum. Man hat vergessen zu berücksichtigen, daß die Novelle zum Krankenkassengesetz von 1903 einen vermehrten Krankenkassenzugang infolge Kassenbehandlung der Geschlechtskranken bewirkte und daß die Einführung einer neuen Therapie wie der Salvarsantherapie von 1910 bis 1911 alle alten Fälle mit neuen Hoffnungen verstärkt der Behandlung zuführte.

Aus der Statistik der syphilitischen Geburten ergibt sich mit aller Entschiedenheit die Beziehung zwischen außerehelichem Geschlechtsverkehr und der dabei herrschenden Promiskuität und den Geschlechtskrankheiten.

Die aus den nordischen Ländern gewonnenen Statistiken frischer Fälle ergeben deutliche Schwankungen in der Häufigkeit der Erkrankungen. Die Zunahme der Geschlechtskrankheiten fällt dabei mit Zeiten wirtschaftlicher Hochkonjunkturen zusammen und ebbt ab bei flauen. Diese Ergebnisse, die psychologisch verständlich sind, zeigen den Zusammenhang zwischen Sexualleben und ökonomischem Verhältnisse in ganz anderem Sinne als es bei der Prostitutionsfrage häufig behauptet wurde. Auch Haustein weist darauf hin, daß im Prostitutionsmarkt das Angebot größer ist und die Kaufkraft des Kunden den maßgebenden Faktor darstellt.

Aus einer Tabelle aus Helsingfors ergibt sich, wie Kriegsindustrie und Steigerung der Löhne zu einer größeren Promiskuität der Jugendlichen und damit einer Zunahme der Geschlechtskrankheiten geführt hat.

Frauenüberschuß spielt dabei ebenfalls eine bedeutende Rolle. Das Deutschland der Nachkriegszeit hat z. B. mit einem Überschuß von $2^1/_2$ Millionen Frauen zu rechnen.

Über die Häufigkeit luetischer Ansteckungen ist folgendes zu sagen:

In Hamburg muß jeder 4. Mann und jede 7. Frau, in Stockholm jeder 8. Mann und jede 13. Frau und in Hannover jeder 4. Mann und jede 6. Frau mit einer syphilitischen Ansteckung rechnen.

Für die Ledigen aber verschieben sich diese Zahlen derart, daß in Hannover 60,5 Proz. aller bis zum 50. Lebensjahr ledig Gebliebenen eine Lues akquiriert haben.

Die Zahl der Syphilitiker bei den das 50. Jahr Überlebenden ist z. B. in Hamburg für Männer 40,15, für Frauen 20,99; in Hannover 25,9 und 22,4; in Stockholm 17,85 und 9,80 und in Helsingfors 12,5 und 9,45.

Aus einer anderen Statistik ergibt sich die Zahl der gleichzeitig infiziert in den Hauptstädten herumgehenden Bewohner. Danach sind $^1/_4$ der Männer, $^1/_{10}$ der Frauen in Hamburg, $^1/_5$ und $^1/_7$ in Hannover und $^1/_{10}$ bzw. $^1/_6$ der Stockholmer geschlechtsreifen Bevölkerung luetisch infiziert.

Auch über die ungenügende Behandlung erfahren wir einige Zahlen, die sich im Rahmen der bekannten deutschen Erfahrungen halten.

Die Untersuchungen erfassen nur die Erkrankungen an Syphilis und zeigen mit großer Eindringlichkeit das ganze Geschlechtselend. Die Zahlen würden weit größer werden, wenn noch die Gonorrhöe in Betracht gezogen würde. Finkenrath.

6) Kurtzahn, H.: **Hodenverpflanzung im Tierexperiment.** Verh. d. Deutsch. Ges. f. Chir., 47. Tag, 1923.

In den vom Verf. am Hunde angestellten Versuchen verfiel das überpflanzte Material unter allen Umständen im Verlaufe einiger Wochen der Nekrose, gleichviel ob mit der bisher üblichen Technik oder mit der vom Verf. neu erdachten Methode der Injektion (lebenden Organbreis) gearbeitet wurde. Verf. hält gestützt darauf ein dauerndes Einheilen und Funktionieren von Hodentransplantaten beim Menschen für unmöglich; die beschriebenen Erfolge aber müssen demgemäß — sofern nicht Suggestion ihre Ursache ist — durch die Resorption des nekrotisierten Transplantates bedingt worden sein. Aus diesem Grunde empfiehlt Verf. für die Zukunft statt der beim Menschen bisher üblichen Technik die natürlich in vielfacher Hinsicht angenehmere Methode der „Injektionsüberpflanzung" anzuwenden, die es gleichzeitig auch erlauben würde, das Mitspielen suggestiver Momente bei erfolgreicher Behandlung auszuschließen.

Slotopolsky.

7) Vallisnieri, Antonio: **In den After mündende Scheide.** Rassegna di studi sessuali III, Nr. 4.

Eine den Papieren des hervorragenden, als Professor der theoretischen Medizin 1730 in Padua verstorbenen Autors entnommene, im damaligen italienischen Stil geschriebene Abhandlung vorwiegend historischen Interesses. Er traf die Mißbildung als zufälligen Befund bei der gerichtlichen Sektion einer 22jährigen Frau an, die an einer ihr seitens ihres Liebhabers zwecks sexueller Erregung beigebrachten übergroßen Dose von Kantharidenpulver unter qualvoller Strangurie und hohem Fieber zugrunde gegangen war. Es fand sich ein doppelter, durch eine derbe Membran geschiedener Uterus mit je einem Ovarium vor. Die eine Zervix bzw. Vagina war normal beschaffen, die andere kommunizierte mit dem Rektum mittels eines den Zeigefinger bequem passieren lassenden Loches oberhalb des Spincter ani. Der Verf. wirft die Frage der Schwängerungsfähigkeit des abnorm gelegenen Organs „vom Standpunkt der Physik und Moral" auf, ohne eine Lösung des „intrikaten Problems" zu wagen. Fürbringer.

8) Kukez, Ernesto: **Über das Geschlechtsverhältnis in den Kriegsgeburten.** Rassegna di studi sessuali III, Nr. 3, 1923.

Unter Berichterstattung über einschlägige Beobachtungen einiger Autoren in verschiedenen Ländern Europas gibt der Autor beachtenswerte, genau tabellierte Zahlen für die Jahre 1911—20 aus dem statistischen Amt der Stadt Triest, deren Einwohnerschaft in der Periode 1915—18 infolge besonderer politischer Bedingungen ungewöhnlich unter ökonomischen und moralischen Nöten gelitten hat. Ausgegangen wird von dem Normalverhältnis, das sich im Mittel für die Lebendgeborenen des männlichen Geschlechts zu denen des weiblichen auf 104 : 100 stellt, für die Totgeborenen auf 130 : 100. (Ausgleich und selbst Überwiegen des weiblichen Geschlechts in den Jahren der Pubertät.) Bei der Zusammenfassung der Lebend- und Totgeburten ergab sich als durchschnittliches Normalverhältnis für die Vorkriegszeit 110 : 100, für 1915 ein überraschendes Absinken auf 106 : 100, weiterhin ein allmähliches Ansteigen bis auf 115 : 100 im ersten Friedensjahre (1919). Noch beträchtlicher war der Abstieg für die Lebendgeborenen: 102 : 100 im Jahre 1915, 106 : 100 im Jahre 1917, während das Verhältnis für die Totgeborenen im Jahre 1917 sich gar auf 234 : 100 erhob und 1920 noch 205 : 100 betrug. Diese für Triest geltenden konkreten Ziffern geben zu bedenken. Sie finden keine hinreichende Erklärung in dem von anderer Seite vertretenen Zusammenhang mit einer Verminderung der Schwangerschaftsunterbrechungen überhaupt im Kriege und speziell der Abnahme der männlichen Frühgeburten aus Anlaß der wohltätigen Verlängerung der Intervalle zwischen den Entbindungen. Vielmehr müssen noch andere Faktoren im Spiele sein.

Fürbringer.

9) Hofstätter, R.: **Experimentelle Studie über die Einwirkung des Nikotins auf die Keimdrüsen und auf die Fortpflanzung.** Virchows Archiv f. pathol. Anat. u. Physiol. Bd. 244, 1923.

Im Hinblick auf die Angaben über Impotenz bei Rauchern und über Funktionsstörungen der Generationsorgane bei stark rauchenden Frauen und Tabakarbeiterinnen wäre der Nachweis einer spezifischen, bzw. elektiven schädlichen Wirkung des Nikotins auf Geschlechtsfunktion und Keimdrüsen sehr interessant. Die Untersuchungen H.s zeigen jedoch nach Ansicht des Ref. nur, daß bei schwerer Nikotinvergiftung im Tierversuch, wie a priori kaum anders zu erwarten, auch die Sexualfunktion und die Keimdrüsen geschädigt werden (Herabsetzung der Libido, Aborte, lebensschwache Nachkommenschaft, Hodenatrophie im histologischen Bilde). Slotópolsky.

10) Romagna-Manoia, A.: **Sexuelle Neurasthenie und Erziehung.** Rassegna di studi sessuali II, Nr. 4, 1922.

Großenteils bekannte, aber eindrucksvoll vorgetragene Hinweise auf die Zusammenhänge der Sexualneurose der unerfahrenen Jünglinge mit Hypochondrie züchtenden falschen Bewertungen der Onanie als Sünde, verängstigenden Androhungen unheilvollster Krankheiten als Folgen der Gewohnheit und sonstigen Irrlehren. Der aussichtsreiche Kampf besteht weniger in der Psychotherapie und medikamentösen Behandlung als in einer mit der Verschleierung aufräumenden sachgemäßen und taktvollen Aufklärung. Fürbringer.

11) Manoia, Achille Romagna: **Sexuelle Erscheinungen des modernen Lebens.** Rassegna di studi sessuali II, Nr. 1, 1922.

Eindrucksvolle Schilderung der Zusammenhänge des Anstiegs der sexuellen Störungen nervösen und psychischen Ursprungs mit den neuzeitlichen zumal großstädtischen Unsitten gegenüber früheren dezenteren Gewohnheiten. Beschuldigt werden besonders die schamlose Kleidung der Frauen, die modernen Tänze, die verführerischen Darbietungen der Theater, Operetten und Lichtspiele, die Ausstellung von Nuditäten und schlüpfrigen Bildern, die pornographische Literatur. Also alles wie bei uns. Der Autor fordert in erster Linie eine strenge Erziehung und Ausbildung des sittlichen Willens der Jugend, da die gesetzgeberische Bekämpfung keine Sicherheit bietet. Fürbringer.

12) Horney, Karen: **Zur Genese des weiblichen Kastrationskomplexes.** Internat Zeitschr. f. Psychoanalyse, IX. Jahrg. 1920.

Karen Horney sieht nicht allein im Penisneid die Grundlage des weiblichen Kastrationskomplexes. Ihres Erachtens setzt sich vielmehr der Penisneid des Mädchens aus drei

Faktoren zusammen: Harnerotik, aktiver und passiver Schaulust, Onanie. Da die lustbetonte Ausübung dieser drei Momente beim weiblichen Geschlecht im Gegensatz zum männlichen infolge des anatomischen Baues stark erschwert ist, entsteht hieraus beim Mädchen ein primär nicht vorhandenes Gefühl der Benachteiligung und des Neides dem Knaben gegenüber. Eine noch umfassendere Problemstellung ist nach Karen Horney folgende: Ist der Penisneid wirklich der Träger und die treibende Kraft des weiblichen Kastrationskomplexes? Verfasserin versucht an zahlreichen Fällen zu zeigen, daß der Penisneid nur ein verstärkendes Moment in der Entstehung dieses Komplexes ist und daß vor allem die Ablehnung des Weibseins in dem Vorgang der Vateridentifizierung infolge Scheiterns am Ödipuskomplex als Hauptursache des Kastrationskomplexes zu betrachten sei. Erich Hoffmann.

13) Friedländer, A. A.: **Zur Psychologie und Psychotherapie der Angst und Zwangsneurosen.** Münchn. med. Woch. 6. Nov. 1923, S. 1383.

An Hand einiger Krankenfälle zeigt Friedländer, wie Angst- und Zwangsneurosen nicht immer einseitig auf sexuelle Erlebnisse (Freud, Stekel) zurückzuführen seien. Auf Grund eigener Untersuchungen und besonders der Heilerfolge will Friedländer die Kranken nicht nur als unter der Herrschaft von Sexualkomplexen stehende Menschen, sondern als Opfer jener Einwirkungen betrachtet wissen, die der Lebenskomplex als solcher im Gefolge hat. Erich Hoffmann.

14) Halverron, H. Jeanette (Wisconsin): **Die Fruchtbarkeit abhängiger Familien.** Am. Journ. of Soc., November 1923.

Verf. untersuchte die Fruchtbarkeit von 100 amerikanischen Familien, d. h. von Familien, bei denen der Vater und der väterliche Großvater sowie die Mutter in Amerika geboren waren und bei denen die Mutter über 45 Jahre alt war oder wenn sie zwischen 40 und 45 war, seit 8 Jahren nicht mehr geboren hatte. Als abhängig wurden solche Familien erachtet, die seit mehreren Jahren öffentliche Unterstützung bezogen. In den 100 genau untersuchten Familien waren 649 Kinder geboren worden, die Zahlen per Familie schwankten zwischen 1 und 13; 8 Kinder kamen 19mal vor. 20 Familien hatten weniger als 5 Kinder, 61 zwischen 5 und 8 und 19 mehr als 8 Kinder. Die Zahl 6,49 Kinder, die durchschnittlich auf jede dieser Familien kommt, wird verglichen mit 3,35 Kindern, die auf je eine von 1895 unabhängiger Familien kommt. Schließt man bei den unabhängigen Familien die unfruchtbaren mit ein, so beträgt die durchschnittliche Kinderzahl nur 2,8. Die Eltern dieser Familien hatten noch durchschnittlich 5,44 Kinder. Es zeigt sich also, daß heute abhängige amerikanische Familien fast doppelt so viel Kinder erzeugen als unabhängige Familien. Verf. vergleicht dann noch weiter diese Zahlen mit den geneologisch nachgewiesenen Zahlen der alten (aristokratischen) amerikanischen Familien und findet, daß vor 1700 auf 1 Frau 7,37 Kinder kamen, daß diese Zahl aber ständig herabging, bis von 1870—79 nur noch 2,77 Kinder auf 1 Frau aus diesen besten Familien kam. Das Heiratsalter bei den abhängigen Familien war für Männer 24,5, für Frauen 19,6 und damit niedriger als bei den unabhängigen. Die Männer waren meist ungelernte Arbeiter, ihre Väter waren vielfach noch Bauern gewesen. Ihre Erziehung war sehr schlecht, nur wenige hatten den üblichen Schulkurs durchgemacht. Die Religion übte auf die Kinderzahl keinen Einfluß aus. Noch ist zu erwähnen, daß 14 Proz. der Eltern geistig minderwertig waren, 13 Proz. waren Alkoholisten. Verf. glaubt, daß die von ihr angeführten Zahlen einen traurigen Ausblick auf die Zukunft des amerikanischen Volkes geben. J. P. zum Busch.

15) Winslow, Mary N.: **Verheiratete Frauen als Fabrikarbeiterinnen.** Journ. Soc. Hyg., Oktober 1923.

Man kann diese Frage nur lösen, wenn man gleichzeitig die ökonomischen Notwendigkeiten der Industrie, die sozialen Bedürfnisse der Familie und die menschlichen Bedürfnisse des Individuums betrachtet. Leider fehlt uns noch zu viel statistisches Material, um alle diese Fragen zu beantworten. Die beste Lösung wäre natürlich die, den Mann so gut zu bezahlen, daß es die Frau nicht nötig hat, außerhalb des Hauses zu arbeiten. So lange dies aber nicht geschieht, muß man alles versuchen, um das Los der verheirateten Industriearbeiterin zu erleichtern, da sie unzweifelhaft die schwerste Arbeit leistet. J. P. zum Busch.

16) Richards, Horence H.: **Die sexuelle Erziehung und die Schulen.** Journ. Soc. Hyg., Oktober 1923.

Auf Grund eines vom amerikanischen Erziehungsbureau ausgeschickten Fragebogens hat sich herausgestellt, daß von den 12000 höheren Schulen in den Vereinigten Staaten etwa 2400 Unterricht über sexuelle Fragen erteilen. Verf. beschreibt nun, wie dieser Unterricht in der höheren Mädchenschule in Philadelphia gehandhabt wird. Eine gewisse Grundlage sollen schon die unteren Schulen legen, in den höheren Schulen soll dann ein indirekter Unterricht in den Stunden der Biologie, Physiologie und Hygiene, der Körperausbildung und auch in anderen Fächern stattfinden. Fast überall lassen sich Anknüpfungspunkte finden, diese Fäden sollen schließlich durch den direkten Unterricht eines geschickten und taktvollen Arztes zusammengeknüpft werden. In der Schule, an der der Verf: arbeitet, wird seit 12 Jahren dieser Unterricht erteilt, und zwar mit sehr gutem Erfolge. J. P. zum Busch.

17) Gilman, Catherque Cooke: **Über eine Organisation, die den Müttern in ihrer Verantwortlichkeit für sozialhygienische Erziehung beisteht.** Journ. Soc. Hyg., Oktober 1923.

Obwohl eine fast allgemeine Einigkeit darüber besteht, daß die Eltern und besonders die Mütter ihre Kinder in sozialhygienischer Hinsicht und besonders in geschlechtlichen Fragen unterrichten sollten, so gibt es doch nur wenige Einrichtungen, die sich damit beschäftigen, die Mütter für diesen Unterricht vorzubereiten. Seit 1916 hat die Womens Cooperative Alliance of Minneapolis es unternommen, die Mütter durch sorgfältige ausgebildete Frauen, die selbst Mütter sind, über diese Fragen aufzuklären. Dies geschieht durch Hausbesuche und durch Vorträge in Vereinigungen kirchlicher und sozialer Art, die Mütter zusammenfassen. Der Unterricht besteht aus 8 Vorträgen, außerdem erhalten die Teilnehmer eine Anzahl leichtverständlicher Drucksachen zum Studium. Sowohl die Mütter selbst als z. B. auch die Geistlichkeit bringt der Sache großes Interesse und tatkräftige Hilfe entgegen. J. P. zum Busch.

18) Gosline, Harold S.: **Ein vernünftiges System des sexuellen Unterrichts.** Journ. Soc. Hyg., November 1923.

Verf., der Arzt am staatlichen Irrenhause Rhode Island ist, wendet sich gegen die jetzt herrschende Art des sexuellen Unterrichts. Die Mehrzahl der Leute, die sich damit beschäftigen und darüber reden und schreiben, verstehen von der ganzen Sache nichts und schaden mehr als sie nützen, da sie der Jugend, ebenso wie die Bibel von manchen Perversitäten reden, die dieser sonst meist völlig unbekannt blieben. Jeder sexuelle Unterricht muß individuell sein, alle Massenaufklärung ist zu verwerfen. Die vorhandenen Schulkliniken, die Fabrikkliniken usw. bieten gute Gelegenheit, an das Individuum heranzukommen, als Lehrer sollte nur der Arzt in Frage kommen, sei es nun der Haus-, Schul-, Fabrik- oder ein Arzt an einer venerischen Poliklinik usw. Verf. bricht zum Schluß noch eine Lanze für eine mehr allgemein durchgeführte Beschränkung der Geburten. Namentlich im Anfang der Ehe sollte eine Geburt verhindert werden, bis beide Ehegatten auf ihr neues Leben eingestellt sind, bis sie ökonomisch leidlich sicherstehen und bis beide Teile ein Kind wünschen. J. P. zum Busch.

19) Worthington, George B.: **Gesetzliche Maßnahmen zur Verhinderung der Kontrolle der Geburten.** Journ. Soc. Hyg., November 1923.

Zusammenstellung der gesetzlichen Bestimmungen, die sich in einer Anzahl von Staaten der Union finden und die sich gegen kontrazeptive Maßnahmen wenden. J. P. zum Busch.

20) Smith, Willard C.: **Eine wirksame Ausstellung für soziale Hygiene.** Journ. Soc. Hyg., November 1923.

Verf. beginnt seine Arbeit mit dem Satze, daß die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ebensosehr ein erzieherisches als ein ärztliches Problem sei. Er beschreibt dann genau die Einrichtung einer Hygiene-Ausstellung, wie er sie mit geringen Mitteln und großem Erfolge in Washington abgehalten hat. Natürlich spielt das Cinema und die Verteilung von Druckschriften eine große Rolle. Die ganze Einrichtung erscheint aber sehr praktisch und nachahmenswert. J. P. zum Busch.

21) Popenoe, Paul: **Eugenische Ausblicke bei der Illegitimität.** Journ. Soc. Hyg., Dezember 1923.

Verf. steht den Schwierigkeiten, die dem unehelich geborenen Kinde bevorstehen, durchaus verständnisvoll gegenüber, als Eugenist verwirft er aber alle Versuche, die darauf ausgehen, die unehelichen Kinder den ehelichen rechtlich gleichzustellen, da dies nur dazu führen muß, die Zahl des kakogenen Individuums in einem Volke zu vermehren und indirekt das Ideal der monogamen Ehe zu zerstören. Eine Analyse der unehelich geborenen Kinder (etwa 1 auf 60 in den Vereinigten Staaten) ergibt, daß die Mütter meist sehr jung (unter 18) und aus niedrigen Ständen sind, auch die Väter sind meist unter 21. Ferner hat sich herausgestellt, daß die Mütter meist geistig minderwertig sind. Es ist durchaus nicht wünschenswert, daß die Eltern dieser Kinder, wie es von wohlmeinenden Menschen so oft geschieht, veranlaßt werden, zu heiraten, da diese Ehen meist unglücklich werden. J. P. zum Busch.

22) Meyers, Arthur W.: **Der Neo-Malthusianismus.** Journ. Soc. Hyg., Dezember 1923.

Als man begann, bei Entbindungen Chloroform oder Äthernarkosen zu machen, da wurde in England von den Kanzeln gegen diese Eingriffe in den Willen des Schöpfers gepredigt und es wurde prophezeit, daß durch derartige Maßnahmen die Unsittlichkeit und die unehelichen Geburten außerordentlich zunehmen würden. Ebenso wird heutzutage vielfach gegen jede Beschränkung der Geburtenzahl geeifert und dabei ganz vergessen, daß tatsächlich in Amerika etwa 30 Proz. aller Schwangeren durch künstlichen Abort ihre Schwangerschaft unterbrechen. Meyers weist nun darauf hin, daß eine hohe Geburtsziffer eigentlich nur noch in den unteren Gesellschaftsklassen gefunden wird und daß hierdurch und durch die der modernen Medizin möglich gewordene Erhaltung vieler schwacher und kränklicher Kinder die Rasse immer mehr verschlechtert wird. Die natürliche Auslese, wie sie sich in allerdings grober Weise in der Natur findet, wird mit zunehmender Zivilisation so gut wie ganz ausgeschaltet. Besonders fruchtbar sind die Minderwertigen. Da man nun die sexuellen Begierden mit allen guten Ermahnungen und Belehrungen nicht aus der Welt schaffen kann, so ist es dringend nötig, daß nicht nur die oberen Klassen (die es am wenigsten brauchen), sondern vor allem die unteren Stände im Gebrauche antikonzeptioneller Mittel unterwiesen werden und es muß dem Publikum klargemacht werden, daß nicht die zu kleinen, sondern die zu großen Familien an vielen Übelständen schuld sind, unter denen wir heute leiden.

J. P. zum Busch.

23) Levi, Ettore: **Die Kontrolle der Geburten** (Neomalthusianismus). Rassegna di studi sessuali IV, Nr. 1.

Sehr lesenswertes, inhaltsvolles, vom Direktor des hygienischen und sozialen Instituts zu Rom in der italienischen Gesellschaft für das Studium der sexuellen Fragen gehaltenes Referat über die Entwicklung der Lehre und ihren Stand pro und contra in verschiedenen Ländern unter Zitation fast ausschließlich außerdeutscher Autoren. Die Bewegung wird vom individuellen, kollektiven, biologischen (physio-psychologischen und eugenischen) und moralisch-religiösen Standpunkt behandelt, u. a. auf das Wohl von Mann, Frau und Kind, die weitgehende Verbreitung des Präventivverkehrs besonders in Holland, England, Österreich und Japan selbst mit dem Ziel der offiziellen Einführung im Gegensatz zur gesetzlichen Fesselung in Nordamerika, aber auch auf die von den Neomalthusianern selbst bekämpften Auswüchse verwiesen. Überraschend die Beanspruchung englischer Geistlicher, daß das antikonzeptionelle Prinzip mit der christlichen Moral nicht in absolutem Widerspruch stehe. Der Bericht schließt mit der Anerkennung einer im Programm der Beförderer liegenden Vornehmheit und seiner Belebung durch einen Zug hoher Idealität sowie mit der Unterstreichung der Wichtigkeit der eugenischen Studien. Beachtenswert die im selben Hefte veröffentlichte Aussprache, an der sich Pestalozza, Capasso, Martelli und Baglioni teils zustimmend, teils unter Hinweis auf gewisse freilich zum Teil auf schwachen Füßen stehende Unzulänglichkeiten und Bedenklichkeiten des Präventivverkehrs beteiligt. Im Schlußwort ruft der sich mit seinen Gegnern auseinandersetzende Vortragende zur Mitarbeit aller Beflissenen auf einem Felde auf, das eine bessere Zukunft dem Schutze des Geschlechts sichert.

Fürbringer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Der Abonnementspreis beträgt vom 1. April ab **vierteljährlich**

3.— Goldmark.

(Friedenspreis 4.— Mk.) und ist unaufgefordert auf das Postscheckkonto Dr. jur. Albert Ahn in Bonn Nr. 8032 Köln einzuzahlen.

Der Auslandspreis beträgt vierteljährlich 0.75 Dollar.

A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn
(Dr. jur. Albert Ahn).

Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER

INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

VON

REDIGIERT VON

Dr. MAX MARCUSE, BERLIN

XI. BAND JUNI 1924 3. HEFT





BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Der Abonnementspreis beträgt vom 1. April ab **vierteljährlich**

3.— Goldmark.

(Friedenspreis 4.— Mk.) und ist unaufgefordert auf das Postscheckkonto Dr. jur. Albert Ahn in Bonn Nr. 8032 Köln einzuzahlen.

Der Auslandspreis beträgt vierteljährlich 0.75 Dollar.

A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn

(Dr. jur. Albert Ahn).

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

XI. Band Juni 1924 3. Heft

Einiges zum Präventivverkehr.

Von Prof. Fürbringer
in Berlin.

Das Septemberheft des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift bringt einen „Präventivverkehr und Sterilität“ betitelten Aufsatz des Brooklyner Frauenarztes Pirkner, der seit mehreren Jahren mit gleichsinnigen Abhandlungen wissenschaftlich hervorgetreten. Der unter allen Umständen bemerkenswerte Inhalt der Abhandlung hat ein „gewisses Erstaunen“ des holländischen Arztes Rutgers, der durch seine Schriften zugunsten des Neomalthusianismus weiteren Kreisen bekannt geworden, ausgelöst und dieses sich in eine Entgegnung im Dezemberhefte (S. 222) umgesetzt. Ich muß die Kürze des letzteren schon um deswillen bedauern, als der Autor u. a. durch seine von ihm zitierte Arbeit „Rassenverbesserung“ und sein neuestes, von Finkenrath und mir in dieser Zeitschrift vor Jahresfrist (IX. Band, 12. Heft) besprochenes, umfassendes Sammelwerk „Das Sexualleben in seiner biologischen Bedeutung“ ungeachtet so mancher Schwäche seine Legitimation, sich zum Thema zu äußern, bewiesen hat.

Gleich Rutgers fühle ich mich, nachdem ich bereits in der von Stutzin herausgegebenen spanischen Monatsschrift „Vox medica“ (3. Jahrg., Heft 10) niedergelegten Abhandlung zu den Darlegungen Pirkners Stellung genommen, gehalten, in dieser Zeitschrift, nicht ohne freundwillige Zustimmung des Herrn Redakteurs, zu der ja nimmer alt werdenden Frage unter spezieller Auseinandersetzung mit dem Autor das Wort zu ergreifen und meine Berechtigung mit der auf eine lange Frist blickenden Beschäftigung mit dem so widerspruchsvoll beantworteten Problem, das viele unbewiesene und abwegige Deutungen ausgelöst, zu begründen. Wenn ich in dieser Richtung manchem in der Materie ausgiebig unterrichteten Leser einen etwas zu ausführlichen Vorbericht biete, so wolle er in Ansehung des Umstandes, daß die Entwicklung der Lehre von der fakultativen Sterilität, trotz der Fülle der einschlägigen Literatur, einem nicht geringen Bruchteil der Ärzte keineswegs geläufig sein dürfte, Nachsicht üben. Es sind nunmehr 2 Jahrzehnte ins Land gegangen, daß ich zum ersten Male in Senators und Kaminers „Krankheiten und Ehe“ [1]) das Thema bearbeitete. Im Grunde hatte ich mich, seit der so verschieden gewerteten Propaganda Hasses (alias Mensinga) [2]) der den Interessen des

[1]) München 1904. Abschn. VI: Sexuelle Hygiene in der Ehe.
[2]) Über fakultative Sterilität. Berlin 1888.

Staates an der Bevölkerungszunahme durch eheliche Geburten drohenden Gefahren ausschreitender neumalthusianischer Bestrebungen und Betätigungen wohl bewußt, auf den besonders von Löwenfeld[3]) eingenommenen Standpunkt gestellt. Dieser um die Erörterung der ganzen Frage verdiente Neurologe hat u. a. das Ergebnis seiner durch beherzigenswerte, nicht zum wenigsten aus der eigenen Erfahrung abgeleitete Gründe gestützten Erwägungen dahin zusammengefaßt, daß malthusianische Vorkehrungen in jeder Ehe, in welcher der Mann es nicht für sein unantastbares Recht hält, ohne Rücksicht auf das Wohl und Wehe der Frau seine sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen, früher oder später zur Notwendigkeit werden. Haben schon damals neben ausgesprochenen Gegnern nicht wenige erfahrene und urteilsfähige Autoren[4]) gleichsinnige Anschauungen vertreten, so durfte ich 10 Jahre später in der zweiten, von Noorden und Kaminer herausgegebenen Auflage des genannten Sammelwerks an dem beunruhigenden Ereignis des inzwischen unverkennbar hervorgetretenen wesentlichen Geburtenrückgangs nicht vorübergehen; es mußte mit Bestimmtheit abgelehnt werden, daß mit der großen an ihm beteiligten Gruppe der freiwillig von den Eheleuten, vorwiegend aus Anlaß der fortschreitenden Verteuerung des Lebensunterhalts und des steigenden Hanges zum Wohlleben, vereinbarten Beschränkung der Nachkommenschaft der Arzt als solcher etwas zu tun habe. Aber es blieb nach Ausschaltung der sozialen Indikation noch immer ein stattlicher Machtbereich für seine Zuständigkeit: Die rein medizinische Indikation, also die Gefährdung der Gesundheit der Frau, und das Gebot der Eugenik. Hatte doch schon v. Gruber unbeschadet seiner eindringlichen Mahnung zur Vorsicht in der ärztlichen Empfehlung des Präventivverkehrs, die Erzeugung voraussichtlich nicht gesunder Kinder als ein Verbrechen angesprochen. So habe ich nach abermals 9 Jahren im einschlägigen Artikel des groß angelegten, vor wenigen Monaten erschienenen Max Marcuseschen Handwörterbuchs der Sexualwissenschaft[5]) zu wiederholen nicht Anstand genommen, daß der Arzt für diese Gruppen, so wenig er angesichts des Tiefstandes von Zeugungswillen und Gebärfreudigkeit eine liberale Haltung zu den Wünschen der Klienten aus sozialen Ursachen einnehmen darf, als um so berufenerer Berater das Recht und die Pflicht hat, die individuelle Indikation zu stellen und bejahendenfalls die nötigen Mittel und Wege an die Hand zu geben. Es fehlt nicht an einer überzeugungstreuen Bundesgenossenschaft im Lager maßgebender Sachverständiger. Ich verweise, um nur einen in den letzten Jahren besonders fruchtbaren Autor herauszuheben, auf die Vertretung eines „allerelementarsten" menschlichen Rechts durch Max Marcuse[6]), der das Ziel aller generativen Leistung nicht in

[3]) Sexualleben und Nervenleiden. 3. Aufl. Wiesbaden 1903 (6. Aufl. 1922).

[4]) Sie zu nennen, würde den Rahmen dieser Abhandlung überschreiten. Ich verweise auf das Original.

[5]) Bonn 1923.

[6]) Der eheliche Präventivverkehr, seine Verbreitung, Verursachung und Methodik. Stuttgart 1917. — Wandlung des Fortpflanzungs-Gedankens und -Willens. Bonn 1918. — Die sexuologische Bedeutung der Zeugungs- und Empfängnisverhütung in der Ehe. Stuttgart 1919.

der Quantität, sondern der Qualität des Nachwuchses erblickt. Und entzieht sich der Praktiker achselzuckend der Verantwortlichkeit, wer soll, frage ich, den Rat in diesen hygienisch wichtigen Dingen geben?

Man bemesse meine Überraschung bei der Kenntnisnahme vom Inhalt des Pirknerschen Aufsatzes nach den vorstehenden Erörterungen, insoweit der Autor mit ihnen unvereinbare Anschauungen proklamiert und entsprechende Normen festsetzt. Ich schicke voran, daß ich selbstverständlich das von ihm hochgehaltene Prinzip der alten Medizin „nihil nocere“ mit ihm teile. Habe ich doch die strengste Gewissenhaftigkeit bei der Empfehlung der antikonzeptionellen Maßnahmen als prima lex hingestellt, und die Unerträglichkeit der Erleichterung des sterilen Beischlafs durch die Aufklärung über die Technik seitens der Tagespresse und Industrie in ihren Auswüchsen zu aufdringlicher und selbst den Nebenzweck des sträflichen Aborts verschleiernder Reklame lebhaft beklagt. Aber so strenge Buße unsere Gesetzgebung über den letzteren verhängt, sie bedroht die Anwendung künstlicher Mittel zur Empfängnisverhütung nur unter der — den außerehelichen Geschlechtsverkehr mitberücksichtigenden — Bedingung mit Strafe, daß die „zu unzüchtigem Gebrauche bestimmten“ Gegenstände an dem Publikum zugänglichen Orten ausgestellt, ihm angekündigt oder angepriesen werden. Durch Pirkner erfahren wir, daß die Erteilung antikonzeptionellen Rats und Anwendung der bekannten Mittel seitens des praktizierenden Arztes durch das Strafgesetz im Staate Neuyork nach neuerlicher Ablehnung der beantragten Freigabe für Verheiratete, durch das Senatskomitee verboten ist. So wenig mich die Auslösung eines Kopfschüttelns ob solcher Bestimmung zur Vermutung eines Irrtums in der Berichterstattung berechtigen darf, kann ich unter Bezugnahme auf die vorstehenden Auseinandersetzungen zu fragen nicht umhin, mit welcher Begründung der Autor der „plumpesten Unsitte“ der Schwangerschaftsverhütung die Geltung eines in europäischen Kulturländern schon „beinahe überwundenen Standpunktes“ beilegt. Ist doch der Präventivverkehr nach der Auskunft Rutgers' in unseren älteren Kulturländern, die über mehr Erfahrung auf diesem Gebiet als die Vereinigten Staaten Nordamerikas verfügen, „allgemein üblich“. Und wenn Pirkner mit offenbarem Einverständnis die Verurteilung der künstlichen Verhinderung der natürlichen Folgen des geschlechtlichen Verkehrs seitens einer deutschen Juristin als unästhetisch, die Selbst- und gegenseitige Achtung und damit das eheliche Glück untergrabend zitiert, so bedaure ich bei aller hohen Würdigung der ärztlichen Ethik die Gefolgschaft versagen zu müssen. Dies auch angesichts der noch immer hier und da von beachtbarer Seite vertretenen Neigung, die Zunahme der künstlichen Befruchtungsverhinderung als eine „Äußerung der Dekadenz“ zu deuten, im Gegensatz zur Beanspruchung, daß sie eher als eine „Hebung des Niveaus des moralischen Niederganges“ zu werten sei. Ethische Überzeugungen sind eben nicht weniger verschieden als religiöse. Man nehme Kenntnis von dem Protest Rohleders[7])

[7]) Der Neomalthusianismus. Leipzig 1901.

gegen die Auffassung der antikonzeptionellen Maßnahmen als meist unmoralisch und unchristlich[8]), als etwas, das die Natur schonungslos strafe; ein Urteil, das Pirkner in der These zu verallgemeinern nicht zögert, daß jede Art der Einmischung in physiologische Funktionen von der Natur übel vermerkt werde, und das er rückhaltlos speziell für die künstliche Unterbrechung des Geschlechtsaktes wiederholt. Für diese exemplifiziert er auf das unangenehm empfundene unterbrochene Nießen, die Unzulässigkeit der Ablenkung der der Selbst- und Rassenerhaltung dienenden Lustgefühle, den Zorn des beim Fressen gestörten Hundes, die Notwendigkeit der ungestörten Hingabe zum künstlerischen Antrieb und zum Kunstgenuß. Es liegt mir ebenso fern, eine gewisse Berechtigung solcher, freilich cum grano salis aufzunehmender Vergleiche zu beanstanden, als die Harmlosigkeit der ungemein verbreiteten Sitte oder Unsitte des Fraudierens zu verfechten. Die Frage kann jedoch letzten Endes nur empirisch-praktisch gelöst werden, und die Beweisführung gipfelt in der die Grenzen der Schädlichkeit festlegenden Erfahrung. Freilich gehen da die Meinungen seit Jahrzehnten überraschend auseinander. Ist man doch so weit gegangen, die Gewohnheit zu einer Hauptursache der Neurasthenie (und Tagespollutionen) zu stempeln. Ich selbst muß, mich auf eine jahrzehntelange unbefangene Beobachtung stützend, eine der radikalen Fassung des Autors entsprechende obligatorische Schädigung des Nervensystems ablehnen. Selbstverständlich darf der Begriff einer Störung des naturgemäßen Ablaufs des Erregungsmechanismus, geeignet, eine ungünstige Rückwirkung auf die Innervationszentren bei beiden Geschlechtern auszulösen, nicht von der Hand gewiesen werden, der genußvermindernden Hemmung beim Mann durch die Anspannung des Willens beim Einbruch der Akme des Orgasmus nur beiläufig zu gedenken. Allein die auffallend hohe Zahl der Klienten, an denen der jahrelange Coitus interruptus spurlos vorübergegangen, beweist wieder einmal die innerhalb weiter Grenzen sich bewegende Unabhängigkeit des Geschehens von der Richtigkeit der theoretischen Voraussetzungen. Mit der Zunahme meines Beobachtungsmaterials hat sich meine Überzeugung befestigt, daß sich nachteilige Dauerwirkungen auf das Nervensystem der Hauptsache nach auf die Gruppe der Neuropathen, Neurastheniker, Hysterischen und Psychastheniker beschränken. Nicht die „Unnatur“ des Einzelakts, die ja, da die beim männlichen Partner doch erfolgende Ejakulation im Grunde einen dem regel-

---

[8]) Wie selbst Geistliche sich zu solch abfälligem Urteil stellen, davon gibt eine — wenig bekannt gewordene — in Augsburg vor 12 Jahren erschienene Schrift von K. Wieland, einem katholischen Priester, einen konkreten Begriff. Der freimütige Autor bezieht sich auf die Tatsache, daß die römisch-katholische Kirche sich über die Frage, ob die Empfängnisverhütung Sünde sei, nicht geäußert, und beansprucht, daß, was die Natur selbst als gesetzmäßige Funktion vollzieht (Pollutionen), auch dem Menschen freiwillig zu tun sittlich erlaubt sei. Weder sei die Samenvergeudung sündhaft noch der Mensch verpflichtet, sich Nachkommen zu schaffen; sonst wären Priester und Nonnen Verbrecher. Den Ehegatten müsse es freistehen, bis zu welchem Grade sie von dem ihnen zustehenden Rechte der leiblichen Vereinigung Gebrauch machten. Daß die präservativen Mittel künstliche Präparate seien, tue nichts zur Sache. — Solche Anschauungen geben zu bedenken. Wer wollte zweifeln, daß sie, so wenig man auch alle Folgerungen restlos gelten lassen wird, einen gesunden Kern einschließen.

rechten sich nähernden Ablauf des Orgasmus gewährleistet, zur fraglichen wird, schadet, sondern der Exzeß, der das glimmende Nervenleiden auflodern läßt (Phobien, Angstäquivalente). Niemals vermag nach dem Urteil maßgebender Psychiater die etwa aktivierte Neurose infolge langjähriger Fortsetzung der Gewohnheit in Geisteskrankheit auszuarten. Die sinnlich veranlagte Gattin — die frigide scheidet ganz aus — die unter dem Ausbleiben der Entlastung leidet, ist nicht schlimmer daran, als bei der so häufig beklagten Inkongruenz der Akme des Orgasmus überhaupt trotz der Nichtunterbrechung des Aktes. Gehört doch ein gewisser Grad von Ejaculatio praecox zum Naturell vieler gesunder Männer. Nicht verschwiegen werden darf die mit bemerkenswerter Frequenz geübte Nachhilfe, die die sexuell bedürftige Frau zu ihrem guten Recht kommen läßt und im Ehebett nicht als unsittlich gewertet werden darf. Ich vermag also nicht einzuräumen, daß, wie Pirkner meint, die Frau am ehesten des Congressus interruptus „überdrüssig" wird, die Entwicklung der sexuellen Neurasthenie mit der Neigung zum Chronischwerden „am häufigsten und subjektiv fühlbarsten, aber auch objektiv nachweisbar" bei der Gepflogenheit zutrifft und Steigerungen bis zur höchsten Hysterie und anderen Psychoneurosen eine ausschlaggebende Rolle spielen. Daß die Beschuldigung der Übung als Ursache chronisch entzündlicher Prozesse in der hinteren Harnröhre und organischer Erkrankungen der Beckenorgane auf schwachen Füßen steht, des eigentlichen Beweises entbehrt, sei nur nebenbei bemerkt. Vorübergehende Reizzustände und Menorrhagien sollen für Disponierte nicht abgelehnt werden.

Den Kondomgebrauch anlangend hat Pirkner noch keine wirklich zartfühlende Frau gefunden, die mit dieser Gewohnheit zufrieden gewesen wäre. Gerade der beste Kondom sei ein „bedenkliches Beruhigungsmittel" und werde zu einer Falle, in welcher sich dessen beste Freunde nicht selten selbst fangen. „Allgemein bekannt" sei das Ereignis reichlichen Samenaustritts beim Zurückziehen bei erschlaffendem Membrum. Solchen Berichten widersprechen meine durch ungezählte Kontrollen gestützte Erfahrungen durchaus. Ich nehme auf meine einschlägigen Ausarbeitungen Bezug, nach denen ich mit einer nicht kleinen Gruppe von Sexuologen dem ungeheuer verbreiteten Kondom die erste Stelle unter den antikonzeptionellen Mitteln zuweise, nicht nur, weil er als relativ sichere Vorkehrung — unfehlbar ist kein Apparat — für Mann und Frau fast vollkommen unschädlich ist bzw. die mit dem Coitus interruptus verknüpften Nachteile vermeidet, sondern auch die Gattin für die rücksichtsvollere und saubere Handhabung nur dankbar zu sein pflegt. Die Sicherheit anlangend ist selbstverständlich gute Ware und — hier nicht weiter zu erörternde — technische Behandlung notwendige Voraussetzung.

In gutem Einverständnis mit Pirkner befinde ich mich bezüglich der Unsicherheit so mancher bei dem weiblichen Partner in Anwendung gebrachter antikonzeptioneller Vorrichtungen und der durch sie nicht selten veranlaßten Schädigungen. Das gilt von der Chargierung der Vagina mit gewissen Sperrapparaten oder spermatötenden Antiseptizis sowie den Scheiden-

spülungen. Ich habe mich darüber in den bezeichneten Abhandlungen ausgesprochen und muß zur Vermeidung glatter Wiederholungen auf ihren Inhalt verweisen. Der Leser findet da die durch ungezählte, auch meine eigenen Erfahrungen begründeten Bedenklichkeiten des ursprünglichen Okklusivpessars und seiner Modifikationen sowie der noch gefährlicheren, unter Umständen schwerste Entzündungszustände der Beckenorgane herbeiführenden Intrauterinstifte gewürdigt; gleichermaßen die auch andererseits, so namentlich von Posner und Rohleder monierten Nachteile der wirklich oder vermeintlich spermavernichtenden Einlagen und physikalisch wie chemisch zweischneidig wirkenden Spülungen mit ihren unliebsamen Enttäuschungen und Auslösungen von Reizungsbeschwerden und Katarrhen [9]).

Auf anderem Boden steht die von Pirkner — wohl zur Überraschung eines stattlichen Leserkontingentes — unterstrichene Gefahr dahin lautend, daß die Antikonzipientien, die sich großenteils noch immer einer weiten Verbreitung und annehmbaren Erfüllung des erstrebten folgenlosen Geschlechtsverkehrs erfreuen, zur für den Arzt wie die Betroffenen „sehr peinlichen" Sterilität der Frau nach Monaten oder Jahren führen. Mir gehen darüber als Nichtgynäkologen ausreichende Erfahrungen ab. Meines Wissens fehlt es auch an statistischen Erhebungen, in welchem Prozentsatz das beklagenswerte Ereignis eintritt. Beachtenswert aber, daß es, wie es Rutgers mit Erfahrungsbeweisen begründet hat, in Holland zur Genüge bekannt ist, daß der allgemein übliche Präventivverkehr nicht zur dauernden Sterilität führt. Ich will die vom amerikanischen Autor ins Feld geführten Argumente (Nichtimplantierung des Eies, seine frühe Abtrennung infolge der permanenten Kongestion zum Uterus und Schleimhautschädigung, Kongestionsprozesse im Eierstock, Entwicklungsstörungen der Graafschen Follikel) als theoretsich berechtigt nicht beanstanden. Wenn aber behauptet wird, daß das Geschlechtsgefühl bei den meisten antikonzeptionellen Methoden abgestumpft werde und dieses zur Erzielung einer Befruchtung in vielen Fällen „durchaus notwendig" sei, ja sogar viele Frauen ganz genau wüßten, wann sie empfangen hätten, weil mit dem fruchtbaren Geschlechtsakte bei ihnen ein „ganz anderes" Gefühl als bei einem unfruchtbaren Koitus verbunden gewesen, so vermag ich auf Widerspruch nicht zu verzichten. Ich muß da meine Auseinandersetzungen „zur Frage der relativen Sterilität" im Julihefte dieser Zeitschrift 1914 in Erinnerung bringen, wo ich mich eingehend zu dem in der Laienwelt mehr

[9]) Inzwischen hat Pust (D. med. Wchnschr. 1923, Nr. 29) ein „brauchbares" Intrauterinpessar erfunden und ausgiebig erprobt. Sein „Frauenschutz" ersetzt die starre Verbindung von Halsteil und Knopf durch Seidenwicklungen und eine Silkwormschleife, weshalb selbst jahrelanges Sitzen ohne Störung versichert wird. Als neuester spermatötender „chemischer Schutzkörper" wird, nebenbei bemerkt, von Bösenberg (Großberliner Ärzteblatt 1924, Nr. 9) eine Injektion von wassergelöstem „Confidol", einem komplizierten Gemisch von Aluminium acetico-tartaricum, Wein-, Essig-, Borsäure und Kal. orthooxychinolinosulfuricum als weder reizwirkendes noch den Geschlechtsgenuß beeinträchtigendes Mittel, von dem ihm Mißerfolge nicht bekannt geworden sind, empfohlen. Ob und auf welche Weise der Autor sich von der sicheren Tötung sämtlicher Spermatozoen überzeugt hat, ist der Abhandlung nicht zu entnehmen.

oder weniger festgewurzelten Glauben an den Orgasmus des Weibes als Bedingung der Befruchtung geäußert. Es sind gewiß ernst zu nehmende Autoren, welche ursächliche Beziehungen zwischen Dyspareunie und Sterilität vertreten und für letztere die Nichtauslösung der die Weiterbeförderung der Spermien in den Uterus unterstützenden Reflexe verantwortlich machen. Und wenn ich selbst in dieser Richtung eine gewisse Begünstigung der Konzeption durch die wollüstige Erregung der Gattin während des Aktes nicht geleugnet, so geben mir doch die recht häufigen Bekundungen meiner mit Nachkommenschaft gesegneten Klienten und Kientinnen, daß die letzteren des Orgasmus entbehrt, nicht das Recht, für eine schwerwiegende Beeinträchtigung der Empfängnisse auf diesem Wege einzutreten. Nicht wenige Sachverständige verhalten sich in gleicher Weise ablehnend, und um nur den Verfasser der bekannten, der mangelhaften Geschlechtsempfindung des Weibes gewidmeten ausführlichen Schrift[10]) O. Adler herauszuheben, so redet sein Hinweis auf die Fülle der von der ärztlichen Praxis gelehrten Befruchtung ohne weibliches Geschlechtsempfinden eine deutliche Sprache. Man bedenke endlich die notorisch zahlreichen Vorkommnisse von Konzeptionen trotz Notzucht, sinnloser Trunkenheit, tiefen Schlafs und gewohnheitsmäßiger Abwehr des intimen, bei der Frau nur Gefühle der Unlust weckenden Verkehrs. Alles in allem: Für gewisse Fälle mag der Orgasmus des Weibes für die Befruchtung eine mitbestimmende Rolle spielen; eine notwendige Voraussetzung ist er aber nicht.

Obzwar die Pirknersche Abhandlung noch so manchen Anknüpfungspunkt für eine Bestätigung oder aber Entgegnung bietet, so die Wertigkeit des Vorschlags einer gesetzlichen Anzeigepflicht für wahrnehmbare Schwangerschaften und die — von Rutgers beanstandete — Tubenoperation, glaube ich zur Vermeidung eines Raummißbrauchs die Aussprache ob des mehr theoretischen Charakters des Inhalts schließen zu sollen. So wenig auch dieses und jenes Problem Anspruch auf endgültige Klärung erheben kann und so häufig scheinbar gefestigte Anschauungen durch ergiebige ausgereifte Prüfungen eine wesentliche Erschütterung erleiden, möchte ich doch nach Lage der Sache die Frage, ob und in welcher Begrenzung der Arzt antikonzeptionelle Mittel verordnen darf, um meine Fassung in der Vox medica zu wiederholen, als vorwiegend „en sentido liberal“ entschieden ansprechen[11]).

---

[10]) Berlin 1919. 3. Aufl.

[11]) Anmerkung während der Korrektur: Der Zufall fügt es, daß inzwischen der Direktor des hygienischen und sozialen Instituts zu Rom Ettore Levi sich in einer inhaltsvollen Abhandlung in der Rassegna di studi sessuali (IV, 1) zur Frage des Neomalthusianismus („controllo delle nascite“) geäußert. Auf mein Referat der Arbeit in dieser Zeitschrift (Mai 1924, S. 64) Bezug nehmend wüßte ich nicht, in welcher Richtung die sehr bemerkenswerte, innerhalb weiter Grenzen mit den obigen Erörterungen im Einklang stehende Stellungnahme des Autors zu grundsätzlichen Beanstandungen Anlaß geben könnte.

Prinzipien der geschlechtlichen Differenzierung. Wesen und Entstehung, Verhütung und Bekämpfung der Homosexualität.

Von Professor Dr. med. Alfred Greil
in Innsbruck.

(Fortsetzung und Schluß.)

II.

Die Auswirkung so hoher, durchaus umstandsbeherrscht entstandener, geschlechtsspezifisch eingestellter Potentiale, der Gonaden, der Indikatoren der Orte der günstigsten Stoffwechselbedingungen muß durch den Verbrauch, die steigenden Ansprüche, die Absättigung solcher Bedürfnisse promotorisch die Resorptionsstätten in ihrem Umsatze steigern, gleichviel ob den Darm freilebender Larvenformen, das Dottersackzottenwerk oder die Plazenta, die Stoffwechselorgane der Adoleszenten fördern. Ebenso wirkt die Wasserverdunstung in den Blättern auf das Wurzelwerk zurück. Bei so enormer Proliferation der Spermiogenese, dieser überaus konzentrierten Energiespeicherung und der Dottermast so vieler Oozyten werden hochwertige Bausteine der Nukleoproteidsynthese, der Strahlensysteme, wie der mit Emissionschromatin erfolgenden Dotterbildung benötigt, Nukleinsäuren, Phosphatide, Sterine, bestimmte aliphatische und zyklische Mono- und Diaminosäuren, Elektrolyte angesprochen und diese Anforderungen heben den Gesamtumsatz, weil diese Stoffe in einem gewissen Standardwerte kreisen müssen und daher auch allen anderen Geweben, Organen und Zellarten in der betreffenden Standardhöhe angeboten werden, zugute kommen. Darin besteht somit der promotorische Einfluß der Entstehung, des Wachstumes und der Reifung der Keimstätten auf das Soma. Dieser Einfluß ist sonach umstandsbedingt erst während der Entwicklung erworben worden; cessante causa wirkt sich das so erlangte Potential aus und fördert dadurch die Gesamtheit. Jedes Potential ist im Ganzen entstanden und wirkt aufs Ganze zurück. Ein Gänserich verliert in der Brunstzeit ein Viertel des Körpergewichtes. Der Lachs, ein gefräßiger Raubfisch des Meeres, steigt rheinaufwärts bis Basel, bleibt ganz regungslos, hungert an den Laichplätzen, entgeht dadurch der Angel, magert bis aufs Skelett ab, wird fast unkenntlich. Die Ovarien wachsen von 0,4 Proz. auf 40 Proz. des Körpergewichtes; Muskulatur und Fett wird abgebaut unter der Wucht so enormer Ansprüche. Satelliden, Psychiden, Ephemeriden überleben nur wenige Tage die Eiablage. Die prachtvolle Talipotpalme treibt nur einmal, im 50. bis 80. Jahre Blüte und Frucht und stirbt dann ab (Selenka). An der Eiablage verhinderte Käfer leben länger. Es gibt parasitische Nematoden mit Ovarialschwangerschaft, deren Brut den mütterlichen Organismus bis auf die letzte Zelle aufzehrt und die mütterliche Kutikula sprengt. Ebenso schlägt auch im Genitalsinus der Pelagia ein anfänglich promotorischer Einfluß durch allzu erhebliche Ansprüche bei der Größenzunahme der Oozyte ins Gegenteil, die exhaustive Destruktion über. Inkretorische Wirkungen spielen weder bei der einen, noch der andern Phase eine Rolle. Auch das Entrometrium der Menschenaffen wird nach anfänglicher Förderung intensiver, reaktiver, dezidualer Wucherung, gewaltiger Epithelproliferation exhaustiv destruiert. Diesem Prozesse können sogar keimeigene Zellgebiete zum Opfer fallen (Raubersche, Reichertsche Membran). Hausvögel weisen am Ende der Eiablage eine erhebliche Fettleber, um 30—40 Proz. erhöhten Blutkalkgehalt auf. Fremde Eier bebrütende ältere fettschwere Bruthennen fliegen am Ende des Brutgeschäftes, infolge der enormen Ansprüche der Eigeleges ganz abgemagert, geradezu federleicht davon.

Die elektive Wirkung der hohen Ansprüche der Geschlechtsdrüsen wird in ihrem promotorischen Einflusse auf das Soma gleichsinnig unterstützt durch die andauernd unaufhörlich eingemischte Abfallquote dieser Organe. Kein anderes Organsystem liefert eine so hochwertige, reichliche Abfallquote, wie die mit solchem Überschusse entstandenen und arbeitenden Gonaden. Fortwährend atresieren Follikel, Liquor wird resorbiert, es autolysiert die übermästete Ganulosa nach dem Auftreten von Neuralfettlachen in diesen epitheloiden Mastzellen. Hoden polygamer Vögel wachsen bei der Brunst auf das tausendfache heran; ein guter Teil ihrer Spermien wird nachher mit den atrophierenden Samenkanälchen im Organ selbst, ein anderer Teil im Nebenhoden resorbiert, dessen luminales Nutzstoffangebot so hohe Differenzierung des Epithels herbeigeführt hat. Auch diese Abbruchmaterialien (Abbauprodukte) wirken nicht so sehr durch ihre Menge

als ihren Energieinhalt, ihre hochwertige Konstitution, ihre Wichtigkeit für das Teilungswachstum wie die funktionsspezifischen Anpassungsweisen promotorisch, stimulierend auf die verschiedensten Gewebe, das Gesamtsoma (Minimumgesetz). Erst nach Jahrzehnten versiegt diese Quelle, nachdem sie latente Potentiale zu gewächsartiger Wucherung entfacht hat. Manche alte Greise bieten ein ganzes Museum von Gewächsen dar. Durch Schädigung der Ovo- bzw. Spermiogenese kann dieser Abbruch beschleunigt und daher passager erhöhte promotorische Wirkung erzielt werden. (Röntgenbestrahlung, Vergiftungen usw.) Es bedarf keineswegs des umständlichen und zeitraubenden Verfahrens nach Steinach; einfache Vasektomie genügt, um durch Rückstauung der Reaktionsprodukte den Gang der Reaktion zu hemmen, Destruktionen am Samenepithel hervorzurufen. Die Wirkung tritt bei Hodenunterbindung nur prompter ein, weil jener Heronsball ausgeschaltet ist, doch würde die Einheilung von Scheiben und Streifen aus Säugerhoden genau dieselben Dienste der hochgradigen plötzlichen Vermehrung der Abbauquote, der Einmischung von Wuchs- und anderen Nutzstoffen leisten. Anfängliche Hypertrophie der interstitiellen Zellen ist lediglich ein lokaler Indikator nachbarlichen Abbaues generativer Anteile; durchaus kein Beweis einer inneren Sekretion.

Es ist unmöglich, vor der Erreichung der Seneszenz den promotorischen Effekt der hohen elektiv wirkenden Ansprüche und der Abfallquote des Überschusses abzugrenzen. Beiderlei Wirkungen fallen mit einem Schlage bei der Frühkastration aus. Infolge dieser unvermittelten Ausschaltung der bisherigen Hauptkunden des Stoffumsatzes kommt es zunächst wie bei der Spätkastration zu einer Überspannung, weil die Aufnahmsstätten anfangs noch eine Zeitlang im selben Tempo weiterarbeiten, Reserven einströmen, bis sich das Manko der Ansprüche und die Unfähigkeit der übrigen, mit nicht so hohen Potentialen entstandenen, ausgestatteten aber ebenso epigenetisch erworbenen Organe, so hohe Ansprüche zu stellen, geltend macht. Die Tiere bleiben im Wachstum zwar nicht zurück, weil die Keimdrüsen auf die Knochenbildung, den Thymus als Konkurrent gewirkt haben. Um so auffälliger sind die Erscheinungen bei der Spätkastration. Hypertrichosis, Kehlkopfwachstum, Gewächse in der Menopause sind Effekte dieser andauernd erfolgenden Autolyse der hochwertigen, reichhaltigen Abbauprodukte körpereigener Organe, dieser Massendestruktion der schon im zweiten Lebensjahre vollzähligen Oozyten, welche bei solcher Mast nicht über 50 Jahre alt werden können. Der Wirkung der Follikeldestruktion auf die Interna entspricht als Effekt des Gesamtabbaues der Follikel ins Große übertragen, auf das Soma verteilt, die Totalreduktion. Die klimakterischen Erscheinungen sind nicht Folgen des Ausfalles mystischer Ovarialhormone, sondern des Ausfalles der Ansprüche der Eierstöcke und ihrer erhöhten Abbauquote, der anfänglichen Überspannung des gesamten, anfangs in gleicher Höhe weiterarbeitenden Stoffwechselapparates — insbesondere bei den mensuellen, an unstillbaren Diarrhöen und schweren asthmatischen Anfällen der Amenorrhöischen erkennbaren Wellen. Deshalb hat auch die Organtherapie, das Injektionsverfahren vollständig im Stiche gelassen, ganz versagt. Öl wurde ins Feuer gegossen. Aderlässe, Schwitzbäder, Purgantia helfen, da wir nun einmal nicht ein halbes Dutzend proliferierender, frisch geborstener Granulosakörper vor den Zessionen implantieren, sich an der Detumeszenz beteiligen und vor ihrer Dekomposition wieder rechtzeitig entfernen können.

Man hat nicht davor zurückgescheut, sogar den Eintritt der Menstruation, eines so tiefgreifenden, den ganzen Körper durchbebenden konstitutionellen Vorganges von der Inkretion eines gelben Körpers hervorgerufen und beherrscht zu denken. Zu diesem Behufe sollte sich der Follikelsprung in der Intervallmitte vollziehen, damit der Granulosa Zeit gegeben sei, die „femininen Sexuallipoide" für die „prägravide" Umwandlung des Korpusendometriums „behufs" leichterer Einbettung des Keimlinges zu produzieren. Wochenlang sollte die Eizelle auf die postmenstruelle Besamung warten. Wir wissen heute, daß die Eizelle der Wirbellosen wie der Menschen nur während der kurzen Frist der Richtungsteilungen besamungsfähig, normalbefruchtungsfähig sind. Die alte Erkenntnis der Praktiker, daß das menschliche Weib den Säugern gleich am Ende der Menses die größte Libido und Empfängnisfähigkeit habe, ist durch die Beobachtungen bei Kriegsurlauberkindern, sodann an männlichen Hermaphroditen mit mensuellen schweren Beschwerden bestätigt worden. Damit fällt diese Hypothese, welche zwischen dem Kulturmenschen und den Urmenschen und Anthropoiden eine unüberbrückbare Kluft geschaffen hätte, in sich zusammen. Die morphologischen Erhebungen, daß der Follikelsprung in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle, wie gesetzmäßig bei den Tieren nach dem Höhepunkt der Brunst, postmenstruell erfolgt, ist damit bestätigt. Bei monöstrischen Formen kann die der Brunst nachhinkende Luteinreaktion mit dieser überhaupt nicht in primäre Beziehung gebracht werden. Das Endometrium ist schon längst abgeschwollen, das Männchen anlockende, die Detumeszenz besorgende Brunstsekret — das Homologon der Eierklar- und Kalkschalenproduktion der Oviparen — durch den

erweiterten Muttermund nach außen abgeflossen, die Aktivierung und Wanderung der Spermien erleichtert, die Befruchtung schon längst vollzogen, wenn die Keimblase sich etwa 8—10 Tage nach dem Follikelsprung in eine abgeschwollene, blasse Schleimhaut einbettet. Bei keinem Säuger ist die Naturwidrigkeit der Einbettung in eine brünstige Schleimhaut möglich, für den menschlichen Keimling infolge der raschen Folge der Wellen zu einer enormen Gefahrenquelle geworden. Amenorrhöische Mädchen, die jahrelang mensuelle Epistaxis hatten, klimakterische Frauen, Laktierende sind plötzlich ohne alle „prägraviden" Vorbereitungen schwanger geworden. Die Keimblase erschließt sich infolge ihres enormen Potentiales ebenso den kargen Nährboden der Douglasserosa, wie das Mesenteriolum einer Nebentube. Eine mit Lipoiden, Glykoproteiden, Eiweißkörpern, Glykogen, Arsen, Kali strotzend beladene, enorm hyperämische, hochgeschwollene menstruelle Schleimhaut ist für das zarte Reis einer (0.6 mm) menschlichen Keimblase ein durchaus ungeeigneter, viel zu überwertiger Nährboden. Die mensuelle Abscheidung dient nur mehr der Detumeszenz des Weibes, der Kontrektation der Männchen, der Aktivierung der Samenfäden. Es war ein denkmethodischer Fehler, die Prinzipien menschlichen plan- und zweckmäßigen, zielstrebigen Handelns in so plumper unerfahrener Weise auf die Embryonalentwicklung (Determinanten-, Mosaik-, Inkrettheorie) anzuwenden.

Auch die heterosexuellen Implantationsversuche an vorher Kastrierten, in der Entwicklung begriffenen Ratten (Steinach) liefern keinen Beweis für die Inkretionstheorie, die Existenz einer innersekretorischen, interstitiellen Zwitterdrüse (Ovariotestis). An nicht kastrierten Tieren mißlangen sie vollends. Es ist also der plötzliche Ausfall der Hauptkunden nötig, welche den ganzen Umsatz auf solche Höhe gebracht haben. Dadurch werden andere Organsysteme unvermittelt begünstigt. Werden nun auch noch die Abbauprodukte zerstörter, langsam und nur teilweise anwachsender, gegensätzlicher Keimdrüsen dauernd eingemischt, so summieren sich synergisch zwei Faktoren und das reziproke Überwiegen der Bausteine für heterosexuelle Gonadenleistungen beeinflußt sämtliche, in ihrer vollen Entfaltung begriffenen Organe. So kann das maskulinierte Weibchen größer werden, als dessen Brüder, weil die implantierten Hoden infolge der Unmöglichkeit, die Reaktionsprodukte, die Spermien wegzuschaffen, in ihren generativen Anteilen vollends zugrunde gehen — ganz abgesehen von den schweren Ernährungsstörungen. Die Mast der interstitiellen Zellen ist lediglich ein lokaler Indikator nachbarlichen Abbaues, eines hochwertigen Energieangebotes, nie und nimmer ein Beweis der Inkretion, einer Drüsentätigkeit. Der Ansprüche und Abfallquote ihrer Hoden ganz plötzlich beraubte, junge, in Entwicklung begriffene Männchen werden plötzlich mit einschleichend, dauernd eingemischten, stetig zunehmenden Abbauprodukten schwesterlicher Ovarien überschüttet. Darauf müssen die Mammae, das Haarkleid ansprechen, ebenso wie die Klitoris der parabiotisch vereinigten Weibchen auf Hodenautolysate: Penikulus (Sand). Diese Erscheinung ist aber noch lange kein Beweis einer interstitiellen Pubertätsdrüse, einer innersekretorischen Tätigkeit der sich mästenden Interna atresierender Follikel. So haben wir also die Inkretionstheorie als durchaus unbewiesen und höchst unwahrscheinlich abzulehnen, den promotorischen Einfluß der stetig steigenden *elektiv* wirkenden Ansprüche und der Abfall-, Abbau- und der Überschußquote gegeneinander in ihrer synergischen Funktion abzuschätzen. Die Grundlage für diese Erkenntnisse bildet die Aufdeckung der Dynamik der Entstehung der Gonaden, der umstandsbeherrschten epigenetischen Erwerbsweise dieser höchsten Potentiale vielzelliger Organismen. Wir müssen daran festhalten, daß jede Zelle, jedes Zellorgan, jedes Zellprodukt der gesamten Deszendenz der Keimzelle, des Embryos wie der Adnexe stets sexualspezifisch eingestellt ist und daher eine zelluläre wie zellenstaatliche Lokalisation der Geschlechtsbestimmung ausgeschlossen ist.

Die Auswirkungen der Implantation heterosexueller Keimdrüsen und der Parabiose mit heterosexuellen Partnern lassen es unwahrscheinlich erscheinen, daß die Geschlechtsbestimmung bei den Säugern durch den Heterochromosomenmechanismus erfolgt, wie er bei zahlreichen Wirbellosen festgelegt ist. Letztere erweisen sich nämlich gegen solche Eingriffe in ihrem morphologischen und physiologischen Verhalten, ihrem Triebleben durchaus refraktär, sind in keiner Weise umstimmbar. Das Vorhandensein eines zweiten Heterochromosoms in sämtlichen Zellarten und Zellen, allen Geweben und Organen beherrscht deren Stoff- und Energiebestand und -wechsel, den zellulären Funktionsquotienten in so eingreifender Weise, daß auch völlig einheilende heterosexuelle Gonaden diese Konstitution durch ihre Ansprüche und Abfallquote nicht abzuändern vermögen. Die leichte Beeinflußbarkeit der Säuger, namentlich auch hinsichtlich des Trieblebens, spricht also gegen eine so schwerwiegende starre, unabänderliche konstitutionelle Einstellung durch prägnante, die Zahl der Kernsegmente betreffende heterometrische Zellteilungen der Spermatiden. Eine metagame Abänderung der sexuellen Konstitution

erscheint im normalen Entwicklungsgang überhaupt vollkommen ausgeschlossen, heterosexuelle Gonaden werden auf solche Weise nie gezüchtet werden können. Im Momente der Befruchtung muß spätestens das Geschlecht bestimmt sein.

Der auffällige Knabenüberschuß junger und älterer Erstgebärender, insbesondere von Frauen, welche älter sind als die Männer, über 40 Jahre, nach den stürmischen ersten Ehejahren bei seltenerem Geschlechtsverkehre verblühter, weniger anreizender Frauen (May), von geschlechtlich ausgeruhten Männern, insbesondere auch der Urlauberkinder, ferner die keineswegs den Mendelregeln folgende Proportion 226 : 100 mit Einschluß aller Totgeburten, welche nicht durch den Letalfaktor restlos zu erklären ist, sprechen gegen die Geschlechtsbestimmung durch Spermien. Die Annahme, daß Spermien ohne X-chromosom sich rascher bewegen und daher mehr Chancen zur Besamung haben, kann wohl nicht ernst genommen werden, weil über die Motilität die Abkömmlinge des Spermiozentrums entscheiden. Nachdem sämtliche Oozyten zur Zeit der Geburt, spätestens im zweiten Lebensjahre vollzählig vorhanden sind und sicherlich in ihrer Konstitution einzeln nicht umgestimmt werden können, so muß die sexuelle Einstellung im gesamten Oozytenbestande einer Virgo (500 000) bereits festgelegt sein. Frisch besamte Erstgeschwängerte weisen somit einen ursprünglichen, weder durch die Folgen von Spermanoch Trophoplasmaresorptionen, Schwangerschaftsvergiftungen alterierten Zustand auf. Es müssen also unter obiger Annahme mehr nach männlicher Eigenart konstituierte (Prävalieren der Faktoren des Teilungswachstums) Oozyten zur vollen Reife gelangen und ausgepellt werden, die mehr auf luxurierenden, funktionsspezifischen, vegetativen Ansatzstoffwechsel eingestellten, Weibchen bestimmenden Oozyten in den Ovarien in der Minderheit sein. Die Nebenfaktoren, Auspellungswiderstände, räumliche und Stoffkonkurrenz unter den Oozyten sind ja allenthalben dieselben, wirken nicht elektiv. Schon die Größenunterschiede menschlicher Eier (0,25—0,35 mm), die Unzahl atresierender Follikel sprechen gegen eine volle Gleichartigkeit und Gleichwertigkeit der Konstitution aller Oozyten. Die Eimästung auf zehnfachen Leberzelldurchmesser ist eine prägnante Konstitutionsprobe, bei welcher unzählige Oozyten ihre Minder- und Unterwertigkeit bekunden. Es erscheint vollkommen ausgeschlossen, daß alle schon im frühen Fötalleben einsetzenden, Ureier sondernden heterometrischen Zellteilungen, die folgenden Teilungen der so gesonderten und konstituierten Oogonien durchaus äqual homometrisch erfolgen. Es müssen konstitutionelle Unterschiede vorhanden sein, die nicht nur den Kernbestand, sondern vorzugsweise den Granularapparat des Protoplasmas s. l., Atemfermente usw. betreffen. Eine Ophryotrochaoocyte teilt sich knapp vor dem Eintritt in die Eimast anscheinend äqual, alsbald treten tiefgreifende Unterschiede zwischen den zusammenhängenden Schwesterzellen, des Oozyte und der Nährzelle hervor. Bei Myzostoma wiederholt sich dieser Vorgang antipodial, bei Apus teilt sich inzwischen die erstabgefurchte Nährzelle; diese Prozesse können sich ein zweites-, drittes Mal wiederholen, strenge genealogische Verhältnisse 1 : 5 und 1 : 7 resultieren. Auch bei Dinophilus entzieht sich der Mechanismus dieser heterometrischen Mitosen unseren mikroskopischen Hilfsmitteln. Erst an den verschiedenen Größenverhältnissen der herangemästeten, männchen- und weibchenbestimmenden Eizellen werden sie offenbar. Ein primärer Überschuß männchenbestimmender Eier in den menschlichen Ovarien kann also sehr wohl bestehen und im Prozentverhältnisse der ausgepellten und besamten — dieser Konstitutionsprobe unterworfenen — Eier zum Ausdrucke kommen. Nun wissen wir, daß in den Initialphasen heterosexueller Parabiosen die Gonaden beider Partner aktiviert werden, Spermiogenese und Ovogenese anfangs gesteigert ablaufen (Matsujama). Erst in der zweiten Phase treten die regressiven Veränderungen ein. Störungen der mensuellen Zyklik werden keineswegs am besten durch feminine Sexuallipoide aus Corpora lutea, sondern im Gegenteil durch Spermin-, Hypophysen- und Kalksalz-Injektionen behoben (Köhler). So ist also anzunehmen, daß bei häufigerem Geschlechtsverkehr durch Spermaresorption oder durch Trophoplasma-Einmischung aus männlichen Fruchtsäcken als Nachwirkung weibchenbestimmte Oozyte und der von ihnen promotorisch und elektiv beeinflußte Follikelapparat in höherem Maße aktiviert werden, als die männchenbestimmten Eier. Diese Stimulation könnte Reifung und Follikelsprung beeinflussen, so daß die Überzahl der männlichen Oozyten dadurch nicht so zur Geltung kommt, wie bei unberührten virginalen oder nicht mehr so reizenden älteren Frauen, weil mehr weibchenbestimmende Eier reifen. Jedenfalls ist aber damit zu rechnen, daß das Kontingent der Oozyten keineswegs ein konstitutionell-genotypisch-einheitlich, absolut gleichartiges, homozygotes Material darstellt. Es müßte mit ganz eigentümlichen Dingen zugehen, wenn die ohnedies durch die ersten heterometrischen Zellteilungen im Keimepithel und den Genitalsträngen (Eiballen) auf enorm erhöhten Umsatz eingestellten Ureier bzw. Oogonien bei solcher Komplikation ihres Stoff- und Energiebestandes und -wechsels sich äqual homometrisch und nicht auch asymmetrisch

und neuerlich heterometrisch — nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden, also mit reziprok überwiegender Einstellung der Funktionsquotienten der Tochterzellen teilen sollten. Sämtliche übrigen Zellarten weisen stets bei Steigerung des Umsatzes das Eintreten solcher Teilungen auf, bzw. kommen durch solche zustande. Auf die primäre Sonderung von Ganglien- und Scheiden- oder Gliazellen folgen in beiden Lagern unzählige, in mannigfachster Weise ausgerichtete, heterometrische Zellteilungen, welche in der einheitlichen Funktion des Gesamtorganes zur vollen Geltung kommen. In den Ovarien aber werden hierdurch individuelle Eigenart, Potentiale zwischen den Individuen (Artgenossen) begründet.

III.

Wir sind nun genügend vorbereitet, um das Problem der Homosexualität, der gleichgeschlechtlichen Sexualempfindungen und -triebe in Angriff zu nehmen. Der Umstand, daß Homosexuelle in ihrem Habitus, dem Ausbau ihrer äußeren Geschlechtswerkzeuge, eine durchaus artgemäße sexuelle Einstellung bekunden, Männer keine Spur von Minderleistungen, Hypospadie (als feinsten Indikator), Frauen keinerlei Klitorisverlängerung (Penikulus usw.) aufweisen, erstere mit temperamentvollen Frauen zeugungsfähig und -kräftig, letztere auf den rechten Weg gebracht, liebevolle Gattinnen, aufopfernde, besorgte Mütter ihrer vollwertig entwickelten und ausgetragenen Kinder werden, spricht gegen pro- und syngame genuin germinal krankhafte, abnorme Einstellungen der Konstitution. Es ist also nicht anzunehmen, daß abnorme heterometrische Zellteilungen im Oo- oder Spermatogonien- bzw. -zytenbestande, Unstimmigkeit der Amphimixis den abnormen Zustand herbeigeführt haben. Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß sich solche zelluläre Konstitutionsanomalien und -störungen ausschließlich im Sexualempfinden äußern und nicht auch den gesamten Entwicklungsgang beeinflussen. Auch abnorm lange Wartezeiten der nur während der Richtungsteilungen (Polkörperchenabfurchung) artgemäß besamungsfähigen Eier oder der Spermien sind wenigstens bei einer Kategorie von Homosexuellen als syngame Faktoren wohl auszuschließen, kaum so elektiver Auswirkung bei dem Erwerbe der Psyche fähig. Diese Faktoren kommen vor allem bei der Entstehung der echten und Scheinzwitter sowie sexueller Abiotrophien mit in Betracht. Die Charybdis der menschlichen Entwicklung sind die Schwangerschaftsvergiftungen, das beispiellos artwidrige Milieu einer übermäßigen Trophoplasmaaktivierung der mütterlichen Stoffwechselorgane, insbesondere der Plasmadrüsen, wodurch ein übermäßiges Nutzstoffangebot von größtem Energiereichtum entsteht. Überwertigkeiten, Frühreife, Gewächsbildungen auch des Keimepithels kommen auf solche Weise zustande. Schleichend erfolgt der Übergang von der initialen übermäßigen Trophoplasmaaktivierung in die Trophoplasmaintoxikation, vom Agens zum Virus, von der physiologischen Gewächsträgerin zur Gewächskranken (Trophoblastinvasion, Trophoblastom). Umfangreiche Destruktionen, Blutungen, Gerinnselbildungen, Kolloidödeme, Störungen des Zellstoffwechsels charakterisieren diese Situation. Schon in den ersten Wochen (zur Zeit des Erwerbes des hohen Potentiales über der Urnierenkammerreihe) kann eine urämische Intoxikation infolge der Kolloidödeme der Glomeruli, der Ernährungsstörungen des Tubularapparates durch interstitielle

Ödeme in der enorm gespannten Kapsel sich anbahnen; die Urniere wird dadurch nicht mehr vollends von harnfähigen und harnpflichtigen Stoffen entlastet; im Gegenteil, sie ist dadurch veranlaßt, vikariierend für die mütterlichen Organe einzutreten. Dadurch kann das Potential der Gonade, die Proliferation wie die heterometrischen Zellteilungen in den entstehenden Gonaden in unabsehbarer Weise geschädigt und beeinträchtigt werden. Cholämische Intoxikationen (infolge der eliminatorischen Eindickung der Galle, der Berstung von Gallenkapillaren) hat übermäßige Reizung der Schilddrüse und anderer mütterlicher Plasmadrüsen zur Folge, kann symbat Überwertigkeiten, reizbare Schwäche der verschiedensten maternen und fötalen Organsysteme herbeiführen. Diabetische und Autointoxikationen bedingen nicht minder eigenartige und schwere Beeinträchtigung der mütterlichen Funktionen, des Konstitutionserwerbes des Fötus. Längere Zeit bestehende flächenhafte Plazentarinfarkte, uteroplazentare Blutungen, Hämo-, Blasenmolen bedingen schwere Abiotrophien, die sich synchron und symbat an den verschiedensten Organsystemen äußern, in mannigfachster Weise mit anderen Störungen kombinierbar sind. Alle diese intrauterinen Milieuwirkungen offenbaren sich als Schädigungen der Gesamtkonstitution an den verschiedensten Organsystemen im Consensus partium. — Es ist ausgeschlossen, daß somatisch vollwertige Homosexuelle aus solchen Föten hervorgehen. Für diese Kategorie von Homosexuellen, welche auch in ihrer Kindheit keinerlei perverse Neigungen in Spiel und Umgang erkennen lassen, kommen nach unseren obigen Ausführungen nicht etwa interstitielle Zwitterdrüsen, eine interstitielle Ovariotestis der Hoden bzw. Ovarien in Betracht. Ein Ansinnen auf derartige Untersuchungen ist in foro a limine abzulehnen. Die durchaus negativen Befunde von Poll, Benda, Mühsam und Scheunig bekräftigen unsere entwicklungsdynamischen, theoretischen Einwände.

Die Kategorie somatisch normaler und fortpflanzungsfähiger Urninge und Urninde ist offenbar das Opfer postnatal einstürmender Einflüsse. Die suggestive Kraft des Milieus wird vielfach unterschätzt; sie beherrscht unser Denken, Fühlen und Wollen. Harmonisch gestimmte Wechselwirkungen von Mensch zu Mensch können uns zu enormen, ungeahnten Leistungen anspornen, uns über uns selbst sozusagen hinauswachsen lassen; ebenso kann auch die unheimliche Macht der Verführung uns vor uns selbst erniedrigen. Erste, tiefe verfrühte, artwidrige sexuelle Eindrücke, eine ganz unvorbereitet überwältigende sexuelle Erregung kann zu abwegigen Wiederholungen drängen, besonders wenn eine scham- und skrupellose, gesellschaftsfeindliche, gewinnsüchtige Propaganda diese Attentate auf die keimende Sexualität fördert. Wir unterschätzen das Angelernte, Anerzogene, das Eingeredete und Eingebildete, die Nachwirkungen erster tiefer Eindrücke und Erlebnisse auf sexuellem Gebiete. Ein vollkommen normal veranlagter Jugendfreund, mit dem ich fast von Kindheit an verkehrte, heute ein glücklicher Familienvater, bekam etwa mit 18 Jahren im Schwimmbad eine höchst peinliche Erektion, als sich ihm ein auffallend hübscher molliger Knabe auf den Schoß setzte, ihn spielend zärtlich liebkoste. Die Szene wiederholte sich nicht wieder; wäre hierzu Gelegenheit vorhanden

gewesen, wer weiß, was sich daraus entwickelt hätte. Es lag durchaus kein Actus par necessitè vor, wie er sich auf Schiffen, in Gefängnissen (mutuelle Onanie) abzuspielen pflegt. Analoge okkasionelle Momente der Auf- und Anregung, ein förmliches Hineingezogenwerden in diese Sphäre sind auch von Mädchen bekannt geworden, die sich später in glücklichster Ehe verheirateten (Klienberger).

Es ist bisher viel zu wenig beachtet worden, daß gewohnheitsmäßig gewordene Masturbation normaler wie neurolabiler Personen mit durchschnittlichem oder erhöhtem Detumeszenztrieb durch solchen protrahierten Sinnentaumel, raffinierten Sinnenkitzel die naturmäßige sexuelle Entspannung als unterwertig, unbefriedigend empfinden läßt. Mit dem Geschicke der Lustknaben, der Routine einer lesbischen Prostitution, der Virtuosität des Sapphismus, Lambitus, einem förmlich gezüchteten lesbischen Tribadismus (Rohleder), welcher mit der Zeit die Klitoris auf Daumendicke heranwachsen, die von Bißnarben übersäte Glans sich verdicken läßt, können eben normale Ehegefährten nicht konkurrieren. Dazu bedarf es Individuen des eigenen Geschlechtes, der absoluten Unmöglichkeit natürlicher Entspannung der Detumeszenz, um solche Perversitäten auf die Spitze zu treiben, zu Gewohnheiten zu machen, denen der Mensch völlig untertan wird. Sind überzivilisierte Menschen, hastende nervöse Großstädter auf solche Reize eingestellt, solchem Laster verfallen, so bedarf es einer völligen Änderung der Lebensweise, des Milieus, Fernhaltung aller Entgleisungsmöglichkeiten, um sie zu beruhigen, auf natürliche Bahnen zu lenken. Nur hingebungsvolle, aufopfernde Ehepartner werden solchen Erlebnissen, Eindrücken und Gewohnheiten, solcher Befriedigung, die eben nur das höchste Raffinement eines Gleichgeschlechtlichen in aufreizend wirkender Nuance zu bieten vermag, die Wage zu halten vermögen. Insofern wäre diese Kategorie eigentlich als eine Pseudohomosexualität zu bezeichnen, denn hinter ihr verbirgt sich das äußerste Raffinement protrahierten, eigenartigen, unnachahmbaren, gekünstelten, extremen Sinnenkitzels. — Mannweiber und Weibmänner sind selten homosexuell.

Eine andere Gruppe von Homosexuellen sind präpsychotische Personen, für welche die gleichen okkasionellen Momente bereits eine schwere Konstitutionsprobe bedeuten. Willensschwache, hemmungslose, übererregbare, schlaffe, empfindsame, weichliche, ängstliche, gedrückte, verzagende, weinerliche Menschen ohne Selbstvertrauen, haltlos mit herabgesetzter Urteilskraft, erhöhter Einbildungskraft, phantastische Pläneschmiede, grübelnde, schwärmende, unaufrichtige, suggestible Naturen mit frühzeitig und besonders stark entwickeltem Geschlechtstrieb, exzessiv der Masturbation ergebene Erwachsene, schizoide Charaktere unterliegen besonders leicht Milieuwirkungen der beabsichtigten oder unbeabsichtigten Verführung. Ihre Triebunsicherheit und -schwäche, ihre unklare Sexualeinstellung ist eine Teilerscheinung der Konstitutionsanomalie, ihrer gesamten psychophysischen Unausgeglichenheit, die wohl zumeist intrauterin erworben ist, denn Eltern und Geschwister sind vollkommen normal, triebsicher, unbescholten und nicht konsanguin. Es besteht jedoch auch die Möglichkeit, daß die Mutter — oder die Großmutter mütter-

licherseits zur Zeit der Entstehung und Differenzierung der Gonaden der Tochter (der Mutter des Patienten) — eine frühzeitige Gestationstoxonose mit prävalierender urämischer Eigenart durchgemacht hat, welche die heterometrischen Zellteilungen im Keimepithel und den Genitalsträngen, Eiballen abträglich beeinflußt, verflacht, Mittelwerte geschaffen hat. Solche Oozyten können sich zwar voll heranmästen, aber ihre sexuelle Einstellung ist nicht scharf ausgeprägt. Derartige leichtest geschädigte Ovarien können durch ihre Ansprüche und ihre hochwertige Abfallquote das Soma promotorisch beeinflussen, so daß an der mütterlichen Konstitution nichts Auffälliges zu beobachten ist. Die Gestationstoxonose muß in ganz bestimmten Entwicklungsphasen ihren Höhepunkt erreicht haben, an welche sich die Großmutter nicht mehr zu erinnern weiß; sie hat ihre abnormen Schwangerschaftsreaktionen vielleicht gar nicht bemerkt oder für etwas Selbstverständliches gehalten. Später oder früher durch heterometrische Teilungen gesonderte Oogonien und Oozyten anderer Schübe können sexuell vollwertig eingestellt sein. An Söhnen kommen solche Erscheinungen nicht so elektiv zur Geltung, weil die Spermiogenese des gleichartig gebauten indifferenten Samenepithels erst im Freileben, in der Pubeszenz einsetzt. Niemals werden aber auch diese Verirrungen allein auf das Konto pro- oder metagamer, pränataler Einflüsse zu setzen sein. Postnatal einwirkende Milieufaktoren, die zu vermeiden gewesen wären — was ja auch von den pränatalen Momenten gilt — haben diese Schwächlinge in soziale Konflikte gebracht. — Sehr viele Psychopathen sind nicht homosexuell.

Eine dritte Kategorie von Homosexuellen ist somatisch durch den eunuchoiden Typus ausgezeichnet. Die Eunuchoiden machen zirka 20 Proz. der Schizophrenen aus und stellen ein nicht unerhebliches Kontingent zur Homosexualität (Weil, Kretschmar). Diese hoch- und schlankwüchsigen, die normale Proportion der Ober- und Unterlänge (100 : 100) bis auf 100 : 126 überschreitenden, infolge der fortgesetzten Längenentwicklung und Belastung meist Genua valga aufweisenden Menschen haben haselnuß- oder bohnengroße Hoden, weiche Haut, minimale Körper- und Gesichtsbehaarung, knabenhaft hohe Stimme, unansehnlichen Kehlkopf, kleine Thyreoidea, manchmal Katarakt, repräsentieren jedoch keine atavistische, asexuelle Mittelform, denn Wirbeltiere sind nur durch schärfste Ausprägung sexueller Gegensätzlichkeit in sämtlichen Entwicklungsstadien das geworden, was sie sind. Diese zurückgezogenen, scheuen, verschlossenen, schüchternen, abweisenden, mißtrauischen, teilnahmslosen, unselbständigen, arbeitsscheuen, autistischen, weichlichen, interesselosen Menschen gehen aus sanften, stillen, artigen Muster- und Mutterkindern hervor, welche verzärtelt und verhätschelt werden (Damenkinder), mit der Pubertät immer boshafter, schwieriger zu behandeln, störrisch, blasiert, nachlässig, zu haltlosen Bummlern werden, die ein förmliches Vergnügen daran finden, andere in ihren Sumpf hinabzuziehen. Auch diese Kranken und Krankhaften können aus vollkommen normalen, rechtzeitig befruchteten Geschlechtszellen hervorgegangen sein, sind das Opfer artwidriger intrauteriner Systembedingungen der Entwicklung. Oft genug wird die Einkinder-

sterilität der Mutter und die totale Sterilität des Kindes zugleich erworben. Diese Extreme sind u. U. die günstigste Lösung der Situation. Polyzystische Degeneration der Ovarien, schwere Hodenhypoplasien der Neugeborenen sind zugleich mit Massenatresie der mütterlichen Oozyten erworben worden. Unabsehbar sind die Nachwirkungen der Gestationstoxonosen auf den maternen Oozytenbestand, der mit dem gesamten hämopoetischen Systeme, allen maternen Plasmadrüsen synchron und symbat geschädigt wird. Dadurch kann die qualitativ so überaus konzentrierte Energiespeicherung der Oozyten, die sexuelle Einstellung der Oozyten, die erste Auswirkung ihrer Potentiale unabsehbar beeinträchtigt werden. Daraus ergeben sich die familialen, komplexen Erscheinungen. Mutter und ältere Geschwister können normal erscheinen; die folgende Gravidität setzt auf allen Linien mit ganz abnormen Systembedingungen ein. Alles kommt auf den Zeitpunkt der Exazerbationen, die Dauer, Art und Intensität der Gestationstoxonosen an, welche unerschöpflicher Variation fähig sind. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß auf solche Weise die sexuelle Einstellung der Oozyten zwar nicht ins Gegenteil abgeändert, aber doch abgeschwächt, einem indifferenten Mittelwerte genähert werden kann. Es kommt auf die besondere Art der Schädigung an, ob gestaltliche oder nur funktionelle Minusleistungen, Scheinzwitter oder perverse Naturen entstehen. Doch ist die Auswirkung dieser primären zellulären Konstitutionsanomalie stets an sämtlichen Organen und Zellarten aufzudecken. — Ist in der Ahnentafel der Homosexuellen eine väterliche Abartung in der Aszendenz oder den Kollateralen erwiesen, dann ist stets zu beachten, daß sich der Einfluß der ausschließlich zellulären Konstitution der Spermien nicht nur auf den entstehenden Embryo erstreckt, sondern zugleich auch auf die Adnexe. Das in den mütterlichen Organismus so vorbildlich einschleichend eingemischte Trophoplasma wird auch von männlichen Zellorganen produziert: dadurch gewinnt die Spermie einen unabsehbaren Einfluß auf den mütterlichen Stoffwechsel; so können u. U. neue Gestationstoxonosen induziert werden. Kommen dazu auch noch andere neue, ungünstige, artwidrige Fortpflanzungsbedingungen, so entstehen ätiologisch fast unentwirrbare Krankheitsbilder. So können aus unbescholtenen Familien Verbrecher hervorgehen, soziale Versager, Gesellschaftsfeinde, die auch der Homosexualität ergeben sein können.

Die Erkenntnis der Entwicklungsdynamik der Gonaden und übrigen Organe überträgt dem Arzte die dringliche Verpflichtung, den endogenen, germinalen oder intrauterinen (genuin-kongenitalen) Erwerb der Konstitutionanomalien, insbesondere derjenigen, deren prägnanteste und störendste Teilerscheinung die Sexualität betrifft, zu verhüten. Das ist in unserer Macht gelegen. Vor allem kann und muß der Neuerwerb in gesunden Familien verhütet werden. Unter den bisher geduldeten Verhältnissen war es bei jeder Schwangerschaft möglich, daß Kinder bestkonstituierter, nicht konsanguiner, unbescholtener Eltern die schwersten Dysplasien und Dysfunktionen der Genitalsphäre metagam erwerben konnten. Unzählige Geschädigte paaren sich und offenbaren bei ihrer Fortpflanzung mütterliche oder großmütterliche Schwangerschaftsstörungen. Diese Konstitutions-

probe können wir nicht zuvorkommen. Wir haben kein Recht, solche Ehen zu verbieten. Wir müssen sie aber überwachen und dafür sorgen, daß sie nicht durch neue Folgen elterlicher Unerfahrenheit artwidrige Fortpflanzungsbedingungen kompliziert werden. Die Erziehung ist auf das sorgfältigste zu überwachen, planmäßig und zielbewußt durchzuführen. Alle in der Kindheit sich offenbarenden Neigungen und somatischen Eigentümlichkeiten müssen dem Hausarzte bzw. Konstitutionsambulatorien mitgeteilt und ins Personalblatt eingetragen werden.

Die vollzogene Tatsache einer rein postnatalen oder kombinierten prä- und postnatalen Schädigung, der Auswirkungen antisozialer Milieueinflüsse kann nur durch Fernhaltung aller weiteren Verführung, Eindrücke, Erlebnisse, der Aufreizung in Wort und Bild bekämpft werden. Sachgemäße ärztliche Belehrung hat vollen Einblick in das Wesen und die Entstehungsweise des Zustandes, entwicklungsdynamische Aufklärung zur Voraussetzung. Alle undisziplinierten Spekulationen einer romantischen Biologie, der Keimplasma-, Mosaik-, Determinanten- wie Inkretionslehre, einer interstitiellen Ovariotestis müssen fallen gelassen werden, um für Forschung und Heilung den richtigen Weg wiederzufinden. Der Arzt muß sich durch seine überzeugenden Darlegungen, seine sichere Führung das volle Vertrauen des Kranken erwerben. Er muß zu dessen Beruhigung die volle Wucht der postnatal einstürmenden Einflüsse auf labile Konstitutionen eindrucksvoll schildern, um diese zu kompensieren. Der Paarung solcher Schwächlinge ist die größte Sorgfalt der Auslese zuzuwenden, damit die Nachlässigkeit in der Wahl des früheren Umganges aufgewogen werde. Das Rekurrieren auf Anlagefehler, auf abnorme Genenbestände des Keimplasmas, auf das Angeborene, auf „M"- und „F"-Zellen muß glattweg abgeschnitten, ganz und gar müssen die postnatalen Momente in den Vordergrund gestellt werden. Deshalb ist auch wohl die Implantation menschlicher oder von Säugern stammender Gonaden in seiner effektiven und suggestiven Wirkung keineswegs sicher. Stets ist damit zu rechnen, daß diese so überaus hochwertige Abfall- und Abbauquote der Autolyse verfallender, aus vollem Umsatze herausgerissener implantierter Keimdrüsen eine allgemeine Aktivierung hervorruft, welche vom Arzte und dem verständigen Ehepartner geschickt ausgenützt werden muß, um die Sexualhandlung ins rechte Geleise zu bringen. In vielen Fällen ist das Sexualempfinden nicht gestört. Mit drakonischer Strenge ist der § 175 gegen Verführer zu handhaben. Pränatal Geschädigte dürfen nicht gestraft, müssen gebessert, geführt werden, um die intrauterinen Milieuwirkungen zu kompensieren. Es wäre ein Zeichen der Dekadenz, im § 175 etwas „Vorsintflutliches" zu erblicken, für dessen Abschaffung einzutreten. Im Gegenteile: er muß auf das schärfste gehandhabt werden und auch auf die Urninde angewendet werden — vor allem aber gegen Verführer.

Ebenso muß verhütet werden, daß wegen Vergehen eingebrachte Jugendliche das überfüllte Untersuchungsgefängnis als angehende Verbrecher und Perverse, bei der Vergewaltigung infizierte Mädchen die überfüllten Krankenräume als Dirnen verlassen.

Wir kommen sonach von einer ganz anderen — der entwicklungsdynamischen und konstitutionspathogenetischen — Seite her zu einer Bestätigung des treffenden Urteiles, welches Foerster bei der Bearbeitung des Nervensystemes im Handbuche der pathologischen Physiologie von Lüdcke Schlayer gefällt hat: „Die heute mit soviel Reklame in weiteste Kreise getragene Ansicht, die Homosexualität sei immer die Folge von angeborenen endokrinen Störungen, ist zwar zur Unterstützung der Tendenzen der hauptsächlichen Vertreter dieser Meinung sehr geeignet, widerspricht aber vollkommen der klinischen Beobachtung" (l. c. S. 304). Die Steinachsche Theorie ist a limine abzulehnen, in keiner Weise wissenschaftlich begründet.

Nachdem wir so den Begriff der Homosexualität seiner Mystik entkleidet haben, muß auch noch an dem hybriden, sprachlich unrichtigen Worte Kritik geübt werden. Nach dem Vorschlage Kalinkas ist das Wort Parasexualität als sprachlich richtig einzuführen.

Hinsichtlich einzelner Details vergleiche:

Ab- und Entartung der Konstitution durch Gestationstoxonosen. Ztschr. f. Konst. 1. VIII.
Entstehung krankhafter Zwittrigkeit und anderer Störungen der geschlechtlichen Beziehungen. Ztschr. f. Konst. 1. 10, 1923.
Luteinreaktion und Menstruation. Arch. f. Gyn. 121, 1923.
Allgemeine Betrachtungen über das Wesen und die Entstehung der Konstitution, mit besonderer Berücksichtigung der kranken Frau. Ber. über d. ges. Gyn. II, 3.
Keimesfürsorge, Entstehung und Verhütung der Schwangerschaftsvergiftungen. Leipzig 1923. K. Kabitzsch.

Bücherbesprechungen.

1) Bauer, Max: **Liebesleben in deutscher Vergangenheit.** Berlin 1924, Dr. P. Langenscheidt.

Von Studienrat Gustav Jung.

Wie Bauer in dem Vorwort zu seiner fleißigen Arbeit sagt, versucht er, abgerundete Einzeldarstellungen zu bieten, die die vorliegenden Sittengeschichten ergänzen sollen. Der Verfasser gibt im allgemeinen nicht neues Material, sondern erweitert dieses, gruppiert es um. Die Einzeldarstellungen gewinnen ihre Beziehungen durch eine anfangs chronologische Betrachtungsweise, die sich später zwanglos der Art des Stoffes anpaßt.

Eine allgemein gehaltene Darstellung der Urzeit leitet das Buch ein, während die sich anschließende Werdezeit sich mit der von Grausamkeit und Wollust befleckten Zeit der Merowinger beschäftigt, um dann Karls des Großen und seiner Töchter bekanntes Liebesleben darzulegen. Das dem Hofe der Adligen angegliederte Frauenhaus, das sich gelegentlich zum Harem auswuchs, die Rechtlosigkeit der Unfreien in sexueller Beziehung werden quellenmäßig belegt. Das Erstnachtrecht konnte, meint Bauer, brauchte aber nicht ausgeübt zu werden. Vielmehr war es möglich, die Braut durch Geld von der Schmach zu lösen. Auch ich stimme mit Ploß-Bartels für die Ansicht, daß es allmählich zu gleichsam symbolischer Ausübung gelangte und schließlich verschwand. Das interessante Weistum von Wilzhut zeigt die Frau als Vermögensteil des Mannes. Bereits fielen trübe Schatten auf das Eheleben, das die Zeit mitunter für ein notwendiges Übel ansah.

Die Zeiten des Rittertums, für die A. Schultz wertvolle Vorarbeit geleistet hat, stellen die Quellen als eine Epoche starker Sinnlichkeit dar, in der vor allem das edle Frauenwild erjagt wurde. Reiches sittengeschichtliches Material bietet die mittelhochdeutsche Dichtung, von der die Novellistik mit Vorsicht zu verwenden ist, die ja der Zeit entsprechend Freude am Anstößigen bekennt. — In dem Umstande, daß Sigune ihre nackte Schönheit dem Schionatulander darbietet, ist vielleicht nicht lediglich ein erotisches Entgegenkommen zu sehen. — Im großen ganzen ist die Vrouwe Venus allgewaltig. Sehr klar offenbart dies der Holzschnitt von Hans Baldung Grien: Aristoteles und Phyllis, der da sagt: Das Genie aller geistigen Erkenntnis ist dem Weibe untertan.

Die Schilderung bäuerlichen Lebens zeigt den Einfluß des Minnedienstes in vergröberter Form. Die wenig prüde Art der Dorfdirnen begünstigte derbe, handgreifliche Werbung. Die Einrichtung der Probenächte — in einem späteren Kapitel

findet sich weiteres Material, z. B. aus Fischers bekanntem Buch — diente den Dörflern dazu, einander von der geschlechtlichen Potenz zu überzeugen. Galt doch als Zweck der Ehe Erzielung eines Erben, wie dies Landrechte und Weistümer belegen. Das oft behandelte Liebesleben der Kleriker, das ja schon in der Vergangenheit den Mittelpunkt der Skandalchronik bildete, schließt sich als dankbares Thema an. Kulturgeschichtlich interessante Liebesbriefe der Klostergeistlichkeit illustrieren dieses, während der sittliche Tiefstand der Ordensritter nach Vehse gekennzeichnet wird. Verdächtige Fachkenntnis sexueller Vergehen atmen die Bußbücher. Sadistische Triebe lebten sich in Klosterzellen aus. Das Schicksal der heiligen Elisabeth, deren blindes Vertrauen vielleicht durch Konrad von Marburg zu unsittlichen Zwecken mißbraucht wurde, und ähnliche Erscheinungen zeugen von gesteigertem Fanatismus.

Breiteren Raum nehmen die Darstellungen der Prostitution ein. Mittelalterliches Bordellwesen wird beleuchtet, der Bestimmung für Juden Erwähnung getan. Die Frauenhäuslerinnen, zunftmäßig organisiert, wurden vom Stadtrat gegen unlauteren Wettbewerb geschützt. Den empfindlichsten Stoß erlitt das Bordellwesen durch die so furchtbar auftretende Syphilis. Das Geschäft übernahm in der Folgezeit mehr die fahrende Dirne, eine Vorgängerin der heimlichen Prostitution, die besonders als Troßdirne dem Heere folgte. Bilder unterstreichen Wesentliches im Kapitel, das mit der Furchtbarkeit des 30jährigen Krieges endet. Den Badesitten der Vergangenheit hat ihrer kulturellen Bedeutung gemäß der Verfasser verhältnismäßig ausführliche Bedeutung geschenkt. Nachdem am Eingang das Bedürfnis des häufigen Badens in dem fast gänzlichen Fehlen der Unterwäsche und der fabelhaften Verbreitung des Ungeziefers gefunden wird, der Begriff der Nacktheit gestreift ist, zieht B. u. a. die bekannte Schilderung Poggios über Baden heran. Hinweise auf die Reinigungsbäder der Jüdinnen sind angeführt. Wieder war die Syphilis der Grund zum Verfall der öffentlichen Bäder. Den Tanz möchte ich mit E. Fuchs als in stilisierte Rhythmik umgesetzte Erotik ansprechen. Die einzelnen Arten, die Tanzwut und die das Erotische betonenden Spiele haben schon für manche Untersuchung wertvollen Stoff geliefert.

Die Studien über den außerehelichen Geschlechtsverkehr zeigen z. B. die maßlose Rohheit der Zeit unehelichen Geburten gegenüber. Auf Grund reichen Materials werden Kuppelei, Ehebruch, die viel weiter als heute gehaßte Blutschande, Bestialität, Notzucht usw. geprüft. Bezeichnende Beispiele für den Aberglauben der Zeit, z. B. über die Wirkung des semen virile nach Jahren werden gegeben. Der Abschnitt über die Ehe erweitert manches schon Erwähnte. Gelegentlich der Berührung der Vielehe beschäftigt sich B. mit der Geschichte der Wiedertäufer.

Bei der Preisung menschlicher Leibesschönheit durch Schrift und Bild erfreuen sich die weiblichen Reize besonderer Spezialisierung. Geschlechtliche Aktivität betonte vor allem die Mode in ihren Auswüchsen: dem Hosenlatz, dem Weiberspeck, Gänsebauch usw., wie dies die Kleiderordnungen oder bildliche Darstellungen beweisen. Die Osphresiologie spielte selbstverständlich eine Rolle. Manches volkskundliche Material, die Anwendung von Arcana, die Dreckapotheke, das Nestelknüpfen usw. erwähnt B., der gute Kenner dieses Gebietes in seiner Arbeit über „Liebeszauber und Hexenwesen". Die scheußliche Grausamkeit des Hexenhammers zeugt vom Wahnsinn der Zeit, gegen die ein Spee so mutig angekämpft hat. Die sittliche Verworfenheit des Absolutismus, unter welschen Einflüssen bietet das Kapitel: Hofluft. Nach der Behandlung so starker menschlicher Mängel, denen sich vielleicht manche Tugend hätte entgegensetzen lassen, klingt die Schrift mit der Hoffnung auf künftige Entwicklung des Liebeslebens zum Guten und Schönen aus.

Die leicht verständliche, ansprechende Darstellungsweise läßt das Buch, dessen Text durch Bilder ergänzt wird, als Lesestoff für breitere Kreise geeignet erscheinen. Daß B., vielleicht mit Rücksicht auf den zu erwartenden Lesekreis, durch Literaturnachweise die Schrift nicht über Gebühr belasten wollte, leuchtet mir ein; doch wären diese dem tiefer schürfenden Laien — der Fachmann weiß die Quellen auch so zu finden — vielleicht angenehm. Das Fehlen eines Sachregisters wird im allgemeinen durch ein ausführliches Inhaltsverzeichnis ersetzt.

2) Ellis, Havelock: **Die Homosexualität** (Sexuelle Inversion). Sexualpathologische Studien, Bd. VIII. Autor. Übersetzung nach der 3. engl. Originalauflage von Helmut Müller. 2. vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig 1924, Kurt Kabitzsch.

Von Dr. med. Erich Arndt.

Seit dem letzten Erscheinen des besonders für England geschriebenen Werkes sind vierzehn Jahre verflossen. Ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, hat Ellis die

um das Doppelte angewachsene Literatur in einem geschichtlichen Überblick und durch die ganze Arbeit hin eingehend und kritisch berücksichtigt. Sechzehn neue Lebensgeschichten sind hinzugekommen, weniger belehrende entfernt, Symonds Untersuchungen über griechische Knabenliebe mit anderen, jetzt weniger bedeutsamen, Anhängen gestrichen, dafür sind zwei interessante Studien über „Homosexualität bei Landstreichern“ und „Schulfreundschaften der Mädchen“ (erstere von Josiah Flynt) eingefügt.

Schon der englische Titel „Sexuelle Inversion“ soll darauf hindeuten, daß Ellis auf seinem Standpunkt beharrt, der in Gleichgeschlechtlichkeit eine angeborene Eigenschaft sieht. Diese Auffassung durchzieht das Werk und bestimmt jede Stellungnahme zu den Einzelfragen. Dabei hält sich Ellis mit Vorteil vom polemischen Ton meist fern, um dadurch in sachlicher Beweisführung desto überzeugender zu wirken. Material sucht Verf. im Historischen (der packendste Abschnitt), in wissenschaftlicher und schöner Literatur und vor allem in achtzig Lebensgeschichten, von denen achtunddreißig, zum Teil ausführliche und tiefergehende, mitgeteilt werden. Die Kapitel über „Wesen und Theorie der Inversion“ gipfeln in der Erkenntnis Platos und Parmenides', die in erweiterter Gestalt in neuerer Zeit aufgenommen ist: daß Bisexualität, sowohl in der Keimentwicklung wie im kindlichen und erwachsenen Organismus, aller gleichgeschlechtlichen Möglichkeit und Verwirklichung zugrunde liegt. Aus der organischen Tatsache der zweigeschlechtlichen Anlage löst sich infolge der angeborenen Perversion oder der angeborenen Disposition früher oder später (Fall Wilde) die Homosexualität als Folge anomaler Keimmischung heraus. Homosexualität ist also nach Ellis, entsprechend der herrschenden wissenschaftlichen Anschauung, eine Variation, eine Anomalie, aber keine Krankheit, keine Degenerationserscheinung, wenngleich der Erbfaktor und nervöse Labilität eine wichtige Rolle spielen. Diese Anschauung findet ihre Stütze in der heutigen Erkenntnis über „innere Sekretion“ in Beziehung zur Geschlechtlichkeit. „Die Folgerungen“ ergeben sich von selbst: Heilbarkeit ist kaum möglich — die Heilungsmöglichkeit durch Implantierung von Keimdrüsengewebe bespricht Ellis noch nicht —, der Paragraph 175, verschärft in England, ist widersinnig, ungerecht und nutzlos. Der Code Napoleon trifft hier das Richtige: nur die Erregung öffentlichen Ärgernisses und der Verkehr mit Minderjährigen wird bestraft.

Ellis' Werk kann sich an Bedeutung des Materials, Vertiefung in Einzelfragen, Vollständigkeit und allgemeiner Durchgeistigung des Gegenstandes — die einzelnen Tatsachen werden öfter gar zu platt nebeneinandergereiht — nicht mit dem enzyklopädischen Werke Hirschfelds messen. Demgegenüber gewinnt es aber durch Kritik, Sachlichkeit und Übersicht, so daß es einen zuverlässigen Führer durch das umstrittene Gebiet darstellt.

Die Übersetzung Helmut Müllers paßt sich fließend dem schlichten Stil des Verf. an. Ein Namen- und Sachregister erleichtert die Orientierung über das inhaltreiche Werk.

3) Henning, Hans: **Der Geruch.** Ein Handbuch. 2. gänzlich umgearbeitete u. vermehrte Aufl. Leipzig 1924, J. A. Barth. VI u. 434 S. mit 14 Abbild. im Text. 16 Gmk., geb. 18 Gmk.

Von Dr. med. O. F. Scheuer.

Aus der kleinen im Jahre 1916 erstmalig erschienenen Schrift Hennings über den Geruch ist ein umfangreiches Handbuch für die Gebiete der „Psychologie, Physiologie, Zoologie, Botanik, Chemie, Physik, Neurologie, Ethnologie, Sprachwissenschaft, Literatur, Ästhetik und Kulturgeschichte“ geworden. Warum Henning das Gebiet der Sexuologie auf dem Titelblatt des Handbuches nicht ausdrücklich erwähnt, darüber den Kopf sich zu zerbrechen, wäre müßig. Doch ist nicht zu viel gesagt, wenn wir das Handbuch auch für den Sexualforscher als überaus wichtig und wertvoll bezeichnen. Denn wenn auch kein besonderes Kapitel des Buches die sexuelle Osphresiologie behandelt, so finden sich fast in jedem Abschnitte desselben zahlreiche Stellen, die über die Beziehungen des Geruchssinns und der Gerüche zum menschlichen und tierischen Sexualleben bedeutsame Aufschlüsse geben. „Im Anfang war der Geruch“ gilt auch für die Sexualwissenschaft, denn der Geruchssinn leitet, wie der Autor in der Einführung seines Buches sagt, bis zu den allerhöchsten Tieren die lebenswichtigsten Funktionen, nämlich Ernährung und Fortpflanzung. Es würde den Rahmen des Referates überschreiten, wollte man näher auf die einzelnen Stellen des Buches, die die sexuelle Osphresiologie betreffen, eingehen. Doch seien die Kapitel, die von besonderer Bedeutung für den Sexuologen sind, hervorgehoben. So vor allem Kapitel 3, das „Ethnologie und Geruch“ betitelt ist und das vom Spürsinn der Naturvölker, vom Rassengeruch, vom individuellen Geruch und der Folkloristik des Geruches handelt. Daß das Kapitel „Die Tiere und der Geruch“ für den Sexualforscher von außerordentlicher

Wichtigkeit ist, braucht nicht erst betont zu werden. Hier fesselt uns besonders der Abschnitt 4 „Die Darwinsche Theorie und die Geschlechts-, Abwehr- und Mimikry-Gerüche“. Im Kapitel 22 „Parosmie“ sei besonders auf den Abschnitt „Parosmie der Schwangeren“ hingewiesen. Auch in den Kapiteln „Sprache und Geruch“, „Geruchsästhetik“, „Geruch und Dichtung“ findet der Sexuologe eine reichliche Ausbeute für sein Fach. In dem letztgenannten Kapitel legt Henning vor allem anderen dar, inwieweit die europäischen Dichter Brockes, Schiller, Percy Shelley, Heine, Baudelaire, Flaubert, Zola, Huysmans, Jakobsen, Altenberg und d'Annunzio den Geruch in ihre Dichtungen einbezogen haben. Doch will der Autor alle die von ihm angeführten dichterischen Stellen nicht als Kuriosität aufgefaßt wissen, sondern sie seien zugleich „Schulfälle für bisher in der Psychologie noch nicht beachtete Formen des Gefühls, des Vorstellungslebens, des Phantasieverlaufes, des ästhetischen Eindruckes, des Ich-Erlebnisses usf. namentlich hinsichtlich der Komplexqualität, der Zuordnungen und der Erlebnisstruktur“. Und wenn wir in diesem Kapitel noch die Abschnitte „Die geruchlichen Kunststile“, „Morgenländische Geruchspoesie“ und „Der duftende Hauch“ erwähnen, so wollen wir damit auf das reichhaltige Material des Buches für den Sexuologen hinweisen. Doch darf bei der ungeheueren Vielseitigkeit des Geruchslebens, wie der Autor mit Recht in der Einleitung seines Buches sagt, ein einzelnes Kapitel nicht für sich isoliert genommen werden. Das Buch muß als ganzes studiert und durchforscht werden, soll es auch für den Sexuologen von Nutzen sein.

4) **Cohn, Emil: Judentum. Ein Aufruf an die Zeit. München 1923, Georg Müller.**

Von Dr. phil. Richard Samuel.

Das Buch eines jüdischen Geistlichen, der die Judenfrage negativ und positiv von jüdischer Seite entscheiden will und ihre Bedeutung als Menschheitsfrage erkennt. Der der Wahrheit mutig ins Auge sieht und in dem kritischen Teile das Gesicht des herrschenden Durchschnittsjuden, des Geldmenschen, des Literaten, des starr Orthodoxen, des nationalistischen Zionisten, des gesicherten Honoratoren, sogar der formlos bewegten Jugend schonungslos aufdeckt und der im eigentlichen Aufruf (dem kleineren Teile des Buches) einen Weg zu weisen glaubt in eine neue echte jüdische Form hinein. Alles, was der Verfasser sagt, kommt augenscheinlich aus ehrlichem Herzen. Aber alle seine Gedanken werden in einem ungeheueren Wortschwall ertränkt. Aus Kritik wird Geschimpfe, aus Bejahungen werden Hymnen, aus berechtigtem Selbstbewußtsein über das eigene Volk unerträgliche Hybris. Die Kritik an der Zeit, die der Kritik an dem gegenwärtigen Juden vorausgeschickt wird, ergeht sich in einigen abgebrauchten Schlagworten, ohne daß das furchtbare Ringen, das sich in den Tiefen der jetzigen Menschheitsseele abspielt und manch positive, wenn auch noch chaotische, Richtung zeigt, erkannt würde. Und im Aufruf, der auf 70 Seiten zum Volk und zur hebräischen Sprache, zur Gläubigkeit, zur religiösen Übung und zum Gebet und zur neuen jüdischen Form ruft, — es sind das die drei Pforten, die der Verfasser „aufreißt“ — maßt sich derselbe eine Führer-, ja eine Erlöserrolle an, in einem solchen Bombast der Rede, daß man nur mit Widerwillen dieser im Schwulst einer bildüberbürdeten, wohl dichterisch sich glaubenden Sprachweise zu Ende folgt. Vieles klingt an Gustav Landauers bekannten Aufruf zum Sozialismus an, aber *dieses* Buch ist von Geist und wirklicher Dichtkraft erfüllt, während in Cohns Schrift von Geist keine Spur, dagegen allzuviel von gefühlsberauschter, zur Klarheit ganz unfähiger Seele zu finden ist. Selten ist in einem Buch, das mit solchen Ansprüchen auftritt („nicht ich bin es, der diese Worte redet, sondern etwas hat angehoben, zu rufen in mir: der jüdische Geist“, S. 14; „ich weiß einen Weg zur jüdischen Wirklichkeit, wahrhaftig, ich weiß einen Weg“, S. 181 usw.), weniger Neues, weniger Wirkliches gesagt worden.

In der Kritik an der gegenwärtigen Zeit läßt sich der Verfasser auch über die Einstellung der Gegenwart zu erotischen und sexuellen Fragen aus. „Drei große Perversionen sind es, aus denen sich alles erklärt und durch welche allen die große sinnbildliche Erfassung des modernen Menschen ermöglicht wird, die Perversionen des Kapitalismus, des Sexualismus und des Nationalismus.“

Die Perversion definiert der Verfasser als Setzung des Mittels zum Zweck. Als Zweck und Sinn alles Geschlechtlichen und Erotischen werden in dem „Liebe“ überschriebenen Kapitel Ehe und Zeugung erklärt und mit diesem Maßstab an der Hand über die Zeit der Stab gebrochen, ohne daß ihre Not und ihre tiefen ernstzunehmenden Konflikte gewürdigt werden. Gewiß hat Cohn recht, wenn er die beklagenswerten Ausartungen des modernen (*nur* modernen?) Sexuallebens geißelt, das im Vordergrund stehende „Verhältnis“ (das er kühn definiert als „die durch den Zeitgeist sanktionierte Vergeudung der Zeugungskraft, die sinnlose Liebe“, S. 53), den außerehelichen Ge-

schlechtsverkehr, die Geilheit und Zotenhaftigkeit und das gerade in jüdischen Kreisen vielfach übliche Verspekulieren der Frau als Wertobjekt (S. 111 ff.). Aber die folgenden apodiktischen Sätze:

„Die Ehe ist das sanktionierte Verhältnis der Geschlechter zueinander, mithin dem Zufall enthoben und dem Schicksal gegeben: Sie ist die sinnvolle Liebe und alle andere nur sinnvoll, wenn sie die Ehe zum Ziele hat. — — Wer heiratet, dient dem einzigen Zwecke, zu dem ihn das Leben geschaffen hat: der Zeugung neuen Lebens. — — Wo der Sinn der geschlechtlichen Liebe verloren ging, schwand die Liebe und blieb pure Geschlechtlichkeit; all das ist die Liebe, die nur in den Mitteln wählt, . . . es ist die ehefeindliche, zeugungs- und lebensfremde erotische Haltung“ (S. 51-55) —

beweisen, daß der Verfasser die wirklichen Probleme, die Not unserer Zeit, nicht erkennt oder wenn, sie nur von einem einseitigen kirchlich-dogmatischen Standpunkt aus zu beurteilen weiß. Ruft er doch gerade bei diesen Fragen des öfteren jüdische Religionsgesetze herbei, so z. B. daß Kinderlosigkeit ein Scheidungsgrund sei. Ferner aber huldigt der Verfasser mit dieser Auffassung dem alten Vorurteil, daß Liebe und Fortpflanzungstrieb identisch seien, ein Vorurteil, das durch M. Marcuse gerade unter Heranziehung religionssoziologischer Gesichtspunkte entscheidend wissenschaftlich kritisiert worden ist (Max Marcuse, Wandlungen des Fortpflanzungs-Gedankens und -Willens. Bonn 1917). Wenn man gar dieses Vorurteil als Norm der Zeit aufstellen will, so weiß man die Wirklichkeit und ihre schicksalhaften Notwendigkeiten eben doch nicht einzuschätzen. Es geht nicht, daß man solche Fragen aufwirft, ohne gewisse soziologische Voraussetzungen zu berühren. Allerdings, das lehnt der Verfasser ab, dazu hat er keine Zeit (S. 54). Aber auch abgesehen davon ist dem Verfasser als einer von vielen Einwänden zu bedenken zu geben, daß ein nicht auf Ehe und physische Zeugung abzielendes Liebeserlebnis seinen Sinn erhalten kann durch geistige Geburten. Warum nicht das triviale Beispiel Goethes, Friderikes und des I. Teils Faust hier anführen und auf Gundolfs Ausführungen über das Wesen und den Sinn dieser Liebe hinweisen?

5) Groener, Maria: **Hominibus Bonae Voluntatis.** Das Buch vom Weibe im Lichte Schopenhauers. Nürnberg 1923, Verlag „Der Bund“. 136 Seiten.

Von Dr. phil. Else Voigtländer.

Die Predigt der Liebe, des Erbarmens, des gegenseitigen Verstehens, die das kleine Buch enthält, würde bessere Wirkung tun, wenn sie dem kritischen Verstande nicht allzuviel zumutete. So dürfte es z. B. schwer halten, in den Vorgängen der Zellteilung einen Beweis für den Schopenhauerschen Satz, daß der Intellekt von der Mutter, der Wille vom Vater sich vererbe, zu finden.

Als letzter Grund für die Unvollkommenheiten des abendländischen Weibes wird das Vergessen des „indischen Ritugeheimnisses“, des „Rechtes auf die Vollmondnacht“ angesehen.

Ein hochgemuter Glaube an die Erlösung des Mannes durch das Weib wechselt mit überspannter Selbsterniedrigung und Opfersucht.

Folgende Sätze mögen den Geist des Buches zeigen:

S. 24: „Das Weib ist das physische Gefäß, in dem der Mann sein metaphysisches Ich keltert, das Weib ist das Wiegenbettlein des Mannes, das Mittel zu seiner Selbsterkenntnis, der Weg zu seiner Kreuzigung und Auferstehung. . . . Das Weib gebiert nicht das Kind als ein neues, nie dagewesenes, eben erst aus dem Urgrunde erwachtes, sondern es gebiert den Mann, seinen eigenen Mann. . . . Das lebendige kleine Etwas, das das Weib gebiert . . . ist nur um des Mannes willen sein, ist der Mann in seiner Spiegelung.“

6) Jakobi, W.: **Die Stigmatisierten.** Beiträge zur Psychologie der Mystik. München 1923, J. F. Bergmann.

Von Privatdozent Dr. med. Karl Birnbaum.

Verf. unterzieht die Stigmatisationen, d. h. gewisse Bildungen von Wundmalen nach Art der Jesus zugeführten Wunden, einer systematischen wie kritischen, historischen und medizinisch-psychologischen Betrachtung. Er stellt fest, daß die Stigmatisierten in ihren weiblichen Vertretern (die die Mehrzahl bilden) hysterische Persönlichkeiten sind, daß die Stigmatisationen selbst auf suggestivem und autosuggestivem Wege zustande gekommen sind und daß bei den historisch berühmten Fällen der Religionsgeschichte besonders günstige Vorbedingungen für ihr Zustandekommen boten: eine das Seelenleben bis in die innersten Tiefen bewegende religiöse Erregung, Schwächung des Körpers

durch Askese und lang anhaltendes Fasten, ekstatische Zustände, mystisches Sich-Versenken in die blutigen Bilder von Jesu-Wunden und glühendes Streben, völlig in dem Erlöser aufzugehen und teil an seinen Schmerzen zu haben. Auf das Hineinspielen erotischer Unterströmungen, ein durch die Abgeschlossenheit des Klosterlebens irregeleitetes Sexualleben speziell bei den weiblichen Stigmatisierten wird ausdrücklich hingewiesen, auch charakteristische Belege werden dafür gebracht. Alles in allem ergibt sich so eine durch die umfassende Materialsammlung wie die sachliche Verarbeitung wertvolle Darstellung, deren Inhalt freilich dadurch leidet, daß ein etwas einförmiger Stoff aus dem reichen religionspsychopathologischen Gebiete ausgewählt ist.

7) Zeller, Moritz: **Die Knabenweihen.** Eine pyschologisch-ethnologische Studie Bern 1923, Paul Haupt. 4 Mk.

Von Dr. Max Marcuse.

Die — das Urteil sei vorangestellt: an Fleiß und gedanklicher Durchdringung des Stoffes vortreffliche Untersuchung Zellers ist in dem völkerkundlichen Institut der Universität Bern vorgenommen worden und versucht, auf Grund ausführlicher und guter Quellen eine psychologische Erklärung der Knabenweihen zu finden, deren Bedeutung im Leben der primitiven Völker unabschätzbar groß und in den Festen und Riten auch der Kulturmenschheit zwar weniger auffallend, aber ebenfalls erheblich ist. Der erste Teil (S. 2—95) bringt ein allgemeines Bild der Pubertätsweihen bei den verschiedenen Völkern und trotz der Verschiedenartigkeit einzelner Gebräuche den Eindruck entschiedener Übereinstimmungen im wesentlichen. Der zweite Teil (S. 96—125) gibt einen Überblick über die wichtigsten Erklärungsversuche, wobei der Verfasser meist durch ausführliche Zitate objektiv referiert; nur gegen die Ansicht von C. G. Jung, der die Knabenweihe (Beschneidung = Kastration = symbolische Tötung) als Opferung zum Zwecke der Wiedergeburt durch die Mutter betrachtet, polemisiert er kurz. Der dritte Teil (S. 126—158) endlich will zum inneren Verständnis der Knabenweihen gelangen, indem er die verschiedenen Deutungen auf die Quellen anzuwenden und die am meisten befriedigende Methode zu ermitteln sucht. Diese ist nach Ansicht Zellers die Psychoanalyse. Die Begründung dieses Resultates erscheint dem Referenten in der Hauptsache gelungen.

Für eine neue Auflage der Arbeit beansprucht der gründliche Beitrag „Feste und Riten" F. v. Reitzensteins im „Handwörterbuch der Sexualwissenschaft" Berücksichtigung.

8) Ackers, Maximilian: **Freundinnen.** Ein Roman unter Frauen. Hannover, Paul Steegemann.

Von Heinrich Bandholdt.

Das Thema homosexueller Erotik hat noch nicht den großen Epiker gefunden. Weder auf männlicher noch auf weiblicher Seite. Auf dieser ist zu nennen der lesenswerte Roman „Skorpion", „Der Weihrauch" und ein paar Bücher der jüngst verstorbenen reichbegabten Helene von Mühlau. Auch „Freundinnen", das eine Berliner Schauspielerin zur Verfasserin hat, wird dem interessanten Steegemann-Verlag kaum den ersehnten Sensationserfolg bringen. Thema: Die Liebe zweier junger Schauspielerinnen, 1. Teil (mit lyrischem Einschlag): Mädchenjahre, 2. Teil: Beruf, Bühne, Großstadtwirbel. Schluß: Ruth, die ältere der beiden, heiratet einen Schauspielerkollegen, — warum, erfährt man eigentlich nicht —, obwohl Ruths homosexuelle Anlage feststeht. — Dazwischen (leider zuweilen in einem nervösen, fahrigen Stil) ein paar gute Bemerkungen über falsche sexuelle Erziehung, Beschränktheit unaufgeklärter Verwandten, Vorschläge zur Besserung der Dinge („wenn kluge vornehme Frauen von Stand, Bildung und Lebensart endlich den Mut hätten, ihre Liebe zu bekennen —") und recht „instruktive" Bilder vom Kurfürstendamm („es war modern, daß eine reiche Frau eine Freundin hatte, es gehörte zum guten Ton —"), Besuch in der kokaingesegneten Damenkneipe und — nicht ohne Raffinement — eine kleine Verführungsszene. — Alles in allem als ganzes zu salopp, oberflächlich und hysterisch aufgeregt. Dem Sexualpsychologen gibt das Buch wenig: mit Bemerkungen von der „neuen Modekrankheit" ist die tiefernste Materie nicht erledigt, man würde gern aus dem Munde einer Sachkennerin gründlichere Aufklärung empfangen über Psychologie und Physiologie junger Weiblichkeiten, die „licht wie ein Mädchen und herb wie ein Knabe" sind und empfinden, sich nicht als männer„feind", wohl aber als männer„gleichgültig" fühlen, weil sie „nicht wissen, was ein Mann ist" — —!

Referate.

1) Proteus: **Die Geschlechtskrankheiten der heißen Länder.** Rassegna di studi sessuali IV, Nr. 1, 1924.

In Anlehnung hauptsächlich an die Erschließungen von Manson, Castellani, Chalmers und Lustig berichtet der Autor über den Krankheitscharakter in den Tropen im Gegensatz zur Erscheinungsform in den einheimischen Zonen. Zu unterscheiden 2 Hauptgruppen. Die erste umfaßt die Syphilis, den weichen Schanker, die Blennorrhagie und die inguinale Lymphogranulomatose, die zweite die endemische Funikulitis, die „Sutika" (puerperale Diarrhöe) sowie gewisse Formen der Bilharziakrankheit und Filariasis. Herauszuheben, daß die Araber bis zu 75 Proz. syphilitisch infiziert sind und bei den — die Schamhaare gewohnheitsmäßig rasierenden — Negern der Initialaffekt mit Vorliebe in der suprapubischen Gegend sitzt. So häufig aus Anlaß der mangelhaften Behandlung die ulzerösen Tertiärerscheinungen, so selten die Parasyphilis (Tabes, Paralyse). Schwierig die Unterscheidung von der sehr oft die Wassermannsche Reaktion gebenden Frambösie. Die Gonorrhöe führt viel häufiger als in Europa zu Arthritis, Endokarditis und Sepsis. Die Leistengeschwüre setzende Lymphogranulomatose („quarta malattia venerea") ist noch wenig erschlossen. Die gefährliche und selbst tödlich endende endemische eitrige Entzündung des Vas deferens hat eine Streptokokken- oder Nemostadeninfektion zur Voraussetzung. Behandlung operativ. Die ebenfalls bedenkliche indische Sutika tritt einige Wochen post partum mit unregelmäßigem Fieber ein. Die durch das Trypanosoma equiperdum erzeugte „Dourine" der Pferde wird während des Koitus übertragen. Behandlung mit dem von Kleine bei der Schlafkrankheit als wirksam befundenen „205 Bayer". Fürbringer.

2) Capparoni, Pietro: **Welche Syphilisbenennung, „Morbus gallicus" oder „Male napoletano" ist die ältere?** Rassegna di studi sessuali IV, Nr. 1, 1924.

In dieser ausführlichen, für ein kürzeres Referat nicht geeigneten Abhandlung kommt der Autor auf Grund einer kritischen, von ausgesprochenem Talent für historische Forschung zeugenden, reizvoll dargestellten Betrachtung zum Schlusse, daß die gallische Krankheit als frühere Bezeichnung zu gelten hat. Beachtenswert u. a. eingehende Zitierungen in lateinischer Sprache aus den Werken des veronesischen Anatomen und Chirurgen Benedetti (1450—1512), die Wiedergabe eines langen, mit einem eigenartigen, einen Syphilitiker darstellenden Dürerschen Kupfer ausgestatteten Briefes des Arztes Ulsenius sowie eines „galanten", vom spanischen Priester und vermutlichen Arzte Delicado in einer „Lozana andalusa" aufgenommenen Zwiegesprächs von Kurtisanen aus den Jahren 1523/24. — S. meine die Abhandlungen von Barducci und Sigerist betreffenden Referate in dieser Zeitschrift (IX, S. 319 und X, S. 280). Fürbringer.

3) Braun, H.: **Die künstliche Sterilisierung Schwachsinniger.** Zentralbl. f. Chir. 1924, 3.

Es gibt in Deutschland 100—200 000 Schwachsinnige und 75 000 Idioten. Ihre Fortpflanzung bedeute eine außerordentliche soziale und rassische Schädigung; ihr könne durch die künstliche Unfruchtbarmachung dieser Minderwertigen abgeholfen werden. Das Gesetz, durch das die künstliche Sterilisation (im Gegensatz zur künstlichen Schwangerschaftsunterbrechung) nicht geregelt wird, hindere den Arzt nicht an derartigen Maßnahmen, wenn er die Operation für notwendig hält. Der Anregung Boeters' folgend (s. diese Zeitschr. Bd. X, S. 305 f.), hat Braun daher in letzter Zeit vier Schwachsinnige im Krankenstift Zwickau sterilisiert.

Es muß betont werden, daß die von dem Verf. vor der Operation geforderte Indikationsbescheinigung eines Psychiaters und Einwilligungserklärung der Eltern resp. des Vormundes keineswegs geeignet sind, den Eingriff rechtlich zu legalisieren, und daß auch die rassenhygienischen Begründungen des Verf. einer wissenschaftlichen Kritik nicht standhalten. Max Marcuse.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER

INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

VON

REDIGIERT VON

Dr. MAX MARCUSE, BERLIN

XI. BAND — JULI 1924 — 4. HEFT





BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

XI. Band | Juli 1924 | 4. Heft

Sexualvandalische Gebräuche im Altertum und im Mittelalter.

Von Dr. jur. Hans Schneickert,
Dozent für Kriminalistik a. d. Universität Berlin.

Von jeher war die Observanz der Volksgemeinden und Völkerschaften in sexualibus reich an Variationen und Erfindungen, sei es den Geschlechtsakt fördernd und verherrlichend, oder verpönend. Wenn wir an den alten Brauch des sogenannten „Haberfeldtreibens" in den bayerischen Bergen erinnern, der seit Hunderten von Jahren bis in unsere Tage eine Art heimlicher Volksjustiz (Femgericht) darstellt, so muß es uns doch auffallen, daß es gerade sexuelle Angelegenheiten waren, welche die Haberer zu ihrer sachlichen Zuständigkeit erklärten. Daß sie sich dabei aber als wahre Verbalsadisten austobten, erfahren wir, wenn wir z. B. Georg Queris Geschichte des Haberfeldtreibens in seiner „Bauernerotik und Bauernfehme" (München 1911) lesen. Oder erinnern wir uns an das wiederholt gemeldete Vorkommnis aus der neuesten Zeit, Mädchen, die sich mit Angehörigen des Besatzungsheeres eingelassen haben, die Zöpfe abzuschneiden oder sie in anderer Weise an den Pranger zu stellen. Im Kriege aller Zeiten hat man den vandalischen Brauch der Sexualverstümmelung der Toten und Verwundeten auf dem Schlachtfeld beobachtet.

Daß heute noch viele Völker, namentlich in Afrika, rohe Sexualsitten pflegen, wie vor allem die Beschneidung, Verstümmelung, Vernähung und Wiederaufnähung des weiblichen Geschlechtsteils, erfahren wir aus dem Werke von Ploß-Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 8. Aufl., Leipzig 1905, Bd. I, S. 244 ff. Teils bezweckte man damit, den übermäßigen Geschlechtsverkehr und Bevölkerungszuwachs einzuschränken, teils spielte die Eifersucht dabei eine Rolle, teils wollte man aber auch die leidige Frage der Keuschheit und Jungfräulichkeit durch radikale Beseitigung des dafür angesehenen Merkmals, des Jungfernhäutchens, jeglicher Debatte entziehen. Wenn dabei, was zuweilen auch vorkam, ein junges Mädchen (meistens geschah die Operation durch Frauenhand im 7. bis 10. Kindesjahr) verblutete, wurde es glücklich gepriesen, da es dann in Mohammeds 7. Himmel eingegangen sei. (Ploß-Bartels, a. a. O., S. 251.)

Eine reich fließende Quelle solcher sexualvandalischen Gebräuche, aber auch mancher tragikomischer Hochzeits- und Brautwerbungssitten, bietet Döplers „Schauplatz der Leibes- und

Lebensstrafen“ (Sondershausen 1693), ein umfangreiches, über 1100 Seiten umfassendes Werk, das an verstreuten Stellen die nachfolgenden Kulturkuriosa enthält, die ich hier, in einige Gruppen eingeteilt, zusammengestellt habe.

1. Beschneidung, Kastration, Exstirpation.

Semiramis, des Königs Ninus von Assyrien Gemahlin und unkeusches Weib soll den Brauch der Kastration zuerst erfunden haben, nämlich Knaben, die man zu Diensten in den Frauengemächern verwendete, ihrer Mannbarkeit zu berauben. Andere schreiben diesen Brauch einem gewissen Gerlabus zu, der zur Vermeidung des Ehebruchs sich kastrieren ließ und den abgeschnittenen Geschlechtsteil, in einem Gefäß mit Honig, Myrthen und Spezereien verwahrt, dem König Antiochus versiegelt übersandt haben soll. Die Ägypter ließen denjenigen, der eine Freigelassene schändete, kastrieren, ebenso die Ehebrecher, was auch die Römer und Perser taten, ebenso diejenigen, die sich eines Frauenraubes oder der Notzucht oder Unzucht mit Kindern und Tieren schuldig gemacht hatten, sowie solche, die einen anderen zu Unrecht kastriert hatten.

In England wurden die Falschmünzer und Wilddiebe kastriert; bei den alten Franken wurden die leibeigenen Knechte kastriert, wenn sie sich strafbar machten.

Die Georgianer in Albanien ließen die Diebe kastrieren, damit sie keine Kinder zeugen konnten, die ebenfalls wieder Diebe hätten werden können; auch die Ehebrecher wurden dort kastriert.

Von einigen großen Potentaten berichtet man, daß sie zur Verhinderung einer Erbfolgeänderung Blutsverwandte und männliche Anverwandte kastrieren ließen.

Als custodes pudicitiae wurden bei den Herrschern zuerst Greise oder Eunuchen von altersher bestellt. Auch die Priester des Tempels der Diana waren Eunuchen. Später wollten auch andere Frauen verschnittene Diener ins Gemach zur Bedienung haben, die es manchmal aber so arg getrieben hatten, daß sie Weiber und Jungfrauen zu Huren machten. „. . . Licet enim exsecti sint Eunuchis testiculi . . ., tamen ardent illi libidinis flammis et exercent similia viris non castratis.“ Daher wurden sie allmählich sehr verachtet, so daß ihre Ausrottung verlangt wurde, womit Kaiser Augustus auch den Anfang machte, dessen Beispiel bald auch andere Herrscher folgten.

Adramyntes, der Lydier König, war der erste, der auch Weiber ausschneiden ließ und zu seinen Diensten brauchte. Von Origines wird berichtet, daß er sich kastrieren ließ, damit er nicht von Fleischeslust geplagt werde, während es Leontius, Bischof zu Alexandrien, aus dem gegenteiligen Grunde tat, nämlich um desto freier und sicherer kourtesieren zu können.

Im Königreich Pegu in Indien wurde den weiblichen Kindern die Vulva zugenäht, bis auf eine kleine Öffnung. Wenn sie sich später verheiraten wollten, wurde sie wieder geöffnet. Ein Brauch, von dem Ploss-Bartels in dem oben zitierten Werke berichten, daß er noch bis in die neueste Zeit bei zahlreichen Volksstämmen in Afrika in Übung sei.

Johann von Essen hatte von dem Herzog zu Cleve das Privilegium erlangt, im Lande das Vieh zu verschneiden. Als er erfuhr, daß seine Tochter Geschlechtsverkehr hatte, öffnete er ihr mit Gewalt den Leib und verschnitt sie, wie er es beim Vieh zu tun pflegte, heilte sie und hatte sie so unfruchtbar gemacht. Dafür wurde er vom Herzog zur Geldstrafe von einigen hundert Talern verurteilt. Über den Brauch der Unfruchtbarmachung des Weibes, um sie zum Kindergebären untauglich zu machen, haben auch andere Autoren des Altertums schon berichtet.

In Ägypten wurde die Kastration auch aus Aberglauben geübt gegen gewisse Krankheiten.

Eine eigenartige Art der Beschneidung junger Bräute wird von einigen afrikanischen Volksstämmen berichtet: Sie beschmierten deren Geschlechtsteile mit Honig, ließen ihn eintrocknen und brachten dann Ameisen auf diese Stelle, bis diese Haut und Haare entfernt hatten, so daß diese Stelle dann wie eine rauhe Baumrinde aussah.

In Phrygien hieb man denjenigen die Hand ab, welche andere oder sich selbst kastrierten; bei den Römern wurden solche auch strafweise deportiert.

Hadrian, Justinian und andere Herrscher hatten die Entmannung bei hohen Strafen verboten. Das Haus, in dem mit Wissen und Willen des Eigentümers kastriert wurde, wurde vom Staate konfisziert. Den Juden, welche Christen beschnitten, wurden alle Güter weggenommen, auch wurden sie aus dem römischen Reich auf ewig verbannt, was auch denjenigen widerfuhr, welche sich als Christen auf jüdische Art beschneiden ließen.

Döpler hebt lobend hervor, daß jetzt, d. h. also im Jahre 1693, in Deutschland kein Verbrecher mehr zur Strafe kastriert werde, obwohl zu unserer Zeit die Kastration gewisser Verbrecher im Sinne künstlicher Selektion wieder empfohlen wird.

2. Defloration.

Bei einigen Völkern in Afrika (Adrymadien, Canarior) hatte keine adlige Jungfrau sich verehelichen können, bis sie ihre Virginitas dem König offeriert hatte, um ihm Gelegenheit zur Ausübung einer Art jus primae noctis zu gewähren, von dessen Bestehen zugunsten des Leibherrn im Mittelalter uns ja auch berichtet wird. Einem König in Kephalenien, der forderte, daß ihm die Bräute seiner Untertanen zur Defloration gebracht werden sollten, ist dies schlecht bekommen: Ein Jüngling, Antenor genannt, verkleidete sich als Weib und verbarg ein Schwert in seinen Kleidern, mit dem er den Tyrannen im Bett erstach. Zur Ehre und Belohnung für seine Heldentat wurde er von seinen Volksgenossen zum Heerführer ernannt.

Ähnliche Deflorationsbräuche sollen auch im Königreich Schottland und von dem heidnischen König Evenus III. eingeführt gewesen sein. Der schändliche Brauch soll in Schottland von König Malcolinus III. im Jahre 1096 wieder abgeschafft bzw. durch eine Geldgabe pro redemtione virginitatis abgelöst worden sein.

Die Volsinienser haben ihre Töchter vor ihrer Übergabe an den Bräutigam ihren Knechten zur Defloration überlassen. Ende des 17. Jahrhunderts hatten die Indianer noch den Brauch, ihre Bräute durch die Braminen (Brahmanen, Priesterkaste) deflorieren zu lassen und belohnten sie sogar noch für diese Mühewaltung mit Geld.

Die Einwohner von Tarnassari und Malacca ließen ihre Bräute mit Vorliebe von andersgläubigen Fremden deflorieren.

Die heidnischen Einwohner von Gaa führten ihre Bräute zu ihrem Abgott Pagode, an welchem ein männliches Glied aus Elfenbein angebracht war, woran sich diese Mädchen unter närrischen Zeremonien mit großen Schmerzen selbst deflorierten.

Zu den Arten der Degradatio kann auch der üble Brauch der Römer gerechnet werden, daß sie die Jungfrauen, die aus Strafe ums Leben gebracht werden sollten, nicht als Jungfrau sterben, sondern sie erst durch den Scharfrichter im Gefängnis deflorieren, schänden und dann erst strangulieren ließen.

3. Braut-Auswahl und -Offerten. Hochzeitsbräuche.

In Sparta waren die Weiberröcke, namentlich die der ledigen Frauenspersonen, vorn und an den Seiten nicht zugenäht, sondern standen offen, daß man, wenn sie gingen, ihre bloßen Hüften sehen konnte, wodurch die Männer aufgereizt werden sollten. Die Jungfrauen im Pelepones gingen nackt, nur mit einem netzartigen Mantel bedeckt, so daß man ihre Geschlechtsmerkmale noch gut sehen konnte.

Toxilli waren Völker in Indien, die den Brauch hatten, heiratsfähige, aber aussteuerlose Töchter in die Stadt mit Trommeln und Pfeifen auf den Markt zu führen. Wenn schaulustiges Volk hinzukam, hob die Braut den Rock erst hinten bis unter die Arme auf und ließ sich so eine Weile nackt anschauen; dann hob sie auch noch vorn die Röcke hoch. Wenn einer vorhanden war, dem das Mädchen gefiel, schloß er gleich mit dem Vater den Heiratskontrakt ab und kaufte demnach keine Katze im Sack.

Bei der Auswahl von Frauen für Fürsten in Moskau, Persien, Meden, wie auch bei den Römern fand eine genaue inspectio ventris durch kunstgeübte Weiber statt, um etwaige Körpermängel festzustellen. Auf der Insel Abraxa kamen Braut und Bräutigam vor der Eheschließung zusammen, um sich nackt zu besehen und nicht betrogen zu werden [1]).

Karl Valerius, der älteste Sohn des Franzosenkönigs Philipp, begehrte eine sizilische Dame zur Braut. Da deren Vater hinkte, glaubte der junge Erbprinz, daß der gerade Gang seiner Tochter nur künstlich hergestellt sei und verlangte vor der Verehelichung die Besichtigung ihrer Hüften und Schenkel, was auch geschah und zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen war, so daß sie Königin von Frankreich werden konnte und auch wurde.

---

[1]) Hier wird man an die Probenacht, die heute noch in manchen Gegenden eine Rolle spielen soll, erinnert. Etwas ähnliches behandelt Ludwig Thoma in seiner Bauerngeschichte „Die Probier" im „Assessor Karlchen" (München 1907).

Kaiser Maximilian II. hatte, wie im Jahre 1690 berichtet wurde, zwei Bewerbern um eine seiner natürlichen Töchter folgenden Wettstreit auszufechten aufgegeben. Der Kaiser ließ zwei nach ihrer Größe gemachte Säcke ihnen in die Hand geben mit der Bedingung, den Gegner in den Sack zu stecken; der Sieger sollte die Tochter als Frau erhalten, was dem einen auch gelang.

Ein Volk, die Dapsolyber, hatten eine merkwürdige, aber originelle Art, auch ihre häßlichen und alten Weiber an den Mann zu bringen. Zu einer bestimmten Jahreszeit mußten sich die heiratsfähigen Personen beider Geschlechter an einem finsteren Orte versammeln, und zwar Männer und Frauen gesondert. Wenn sie nun alle beisammen waren, wurden die Lichter ausgelöscht und beide Gruppen zusammen gelassen. Was einer in diesem Wirrwarr gerade erhascht hatte, ob schön, ob häßlich, ob jung, ob alt, ob gut, ob böse, das mußte er auch behalten.

Die alten Babylonier und Thrazier hatten ein anderes Mittel erfunden, um auch die häßlichen Mädchen zu verheiraten. Jährlich einmal wurde ein Hochzeitsmarkt veranstaltete, bei dem zuerst die schönsten Mädchen versteigert wurden. Wenn nun die Schönen alle verauktioniert waren, nahmen sie das dafür eingegangene Geld und verteilten es nach Maßgabe der Häßlichkeit an die Übriggebliebenen. Wer also die Schönste haben wollte, mußte auch das meiste Geld geben, und wer mit der Häßlichsten vorlieb nahm, der bekam mit ihr auch das meiste Geld.

Auf der Insel Zypern haben die heiratsfähigen Mädchen den landenden Fremden an der Meeresküste ihre Jungfrauschaft verkauft und damit solange Handel getrieben, bis sie sich ihr Heiratsgut verdient hatten. Daher war dieses Land der Venus gewidmet, welche deswegen auch Dea Cypria oder potens Cypri genannt wurde. Ähnliche Bräuche herrschten auch bei den Szythen und Korsen.

4. Ehebruch, sein Beweis und seine Bestrafung.

Um den Ehebruch eines Weibes oder die verlorene Virginitas festzustellen, hatte man zu Zeiten des Kaisers Konstantin des Großen in Konstantinopel eine Statua Veneris aufgerichtet, um welche die verdächtige Frauensperson herumgehen mußte. Wurden dabei wider ihren Willen, gewissermaßen durch verborgene Kraft bewirkt, daß ihre Röcke hochgehoben wurden, daß man die Schamteile sehen konnte, so war das Weib des Ehebruchs oder des Verlustes der Virginitas überführt. Keuschen Frauen und Jungfrauen sollte bei einem solchen Rundgang um die Statue nichts widerfahren.

Einem ähnlichen Zwecke diente „der Stein in Rom“, der noch zur Zeit des Berichtes (also 1693) nicht weit vom Sabinerberg zu sehen gewesen sein soll, der einen Kopf mit aufgesperrtem Maul darstellte. Die des Ehebruchs angeklagten Weiber mußten niederkniend die Finger der rechten Hand in dieses Maul stecken und schwören, daß sie unschuldig seien. War der Schwur richtig, dann konnte die Schwörende die Hand ohne Schaden wieder herausziehen, andernfalls biß ihr das Bild die Finger ab.

Von der Insel Zypern wurde etwas Ähnliches berichtet. Zu Nicosia seien zwei nahe beieinanderstehende Marmorsteine zu finden gewesen, zwischen welche sich die Angeschuldigte stellen mußte, wenn sie ihre Tat leugnete. War sie schuldig, so wurde sie von den beiden Steinen erfaßt und solange gedrückt, bis sie bekennen mußte; im Falle der Unschuld widerfuhr ihr nichts.

Bei den Juden des alten Testaments kannte man die Tortur nicht, sie wandten andere Mittel an, zweifelhafte und verborgene Dinge zu erforschen und die Wahrheit an den Tag zu bringen, entweder das Los oder das sogenannte Fluchwasser; nach dem jüdischen Gesetz (5. Mos. V, 12 ff.) mußte eine des Ehebruchs beschuldigte Frau stark bitteres Wasser, das sogenannte „Fluchwasser“ trinken; konnte sie dies ohne jede Stockung, so galt sie für unschuldig.

Von alters her hatte man den Juden, wenn sie mit einer Christin Ehebruch getrieben hatten, zur Strafe das membrum virile abgeschnitten. Diese Strafe war noch im Jahre 1308 in Deutschland gebräuchlich. Auch bei den alten Franken, bei den Ägyptern, Griechen und Persern war die Strafe der Kastration beim Ehebruch in Anwendung.

Die Pisidier in Asien hatten, wie Plinius meldet, den Brauch, beide Ehebrecher auf einem Esel reitend mehrere Tage in allen Straßen herumzuführen; ebenso die Cumäer und die alten Türken.

Ordalien (Gottesurteile) waren auch zur Feststellung eines Ehebruchs gebräuchlich: die Angeschuldigte mußte z. B. glühendes Eisen in die Hand nehmen und verbrannte sich die Hand, falls sie schuldig war, andernfalls nicht.

Von einem Bericht über andere grausame Bestrafung des Ehebruchs im Altertum und Mittelalter soll hier Abstand genommen werden.

5. Kriegsgebräuche.

Nach der Eroberung der von Darius abgefallenen griechischen Städte in Kleinasien kastrierten die Perser die jungen Knaben und entführten die schönsten Mädchen nach Persien zum Zwecke der Unzucht.

Alexander der Große hatte, nachdem er die Szythen und Thrazier mit Gewalt unterjocht hatte, an den Orten, wo er tapferen Widerstand der Völker erfuhr, steinerne Säulen aufrichten lassen, die an der Spitze mit einem in Stein gehauenen membrum virile verziert waren, als Zeichen ihrer Tapferkeit; wo er diese nicht feststellen konnte, ließ er die errichteten Säulen mit einem weiblichen Geschlechtsteil bildlich verzieren zum Zeichen ihrer Memmenhaftigkeit.

Als die Türken Konstantinopel erobert hatten, zogen sie die Weiber, mit denen sie Unzucht getrieben hatten, splitternackt aus, banden sie lebendig an einen Baum und schossen mit Pfeilen nach ihrem Geschlechtsteil, um ihn für andere untauglich zu machen.

Die Kaffern auf der Insel Mosambique schnitten ihren gefangenen Feinden die Geschlechtsteile ab und schickten die Entmannten, soweit sie nicht getötet wurden, wieder zum Gegner zurück, damit sie keine Kinder mehr zeugen konnten, die ihre Feinde hätten werden können. Die abgeschnittenen Geschlechtsteile wurden gedörrt und zu einer Halskette zusammengesetzt dem König vorgezeigt, der solche Heldentaten mit dem Rittertitel belohnte.

6. Verschiedenes.

a) Nacktheit und öffentliche Unzucht.

Wenn bei den Massageten (ein Szythenvolk in Asien) einem Manne ein Weib begegnete, das ihm gefiel und dem er beiwohnen wollte, legte er sein Gewehr oder was er sonst bei sich trug, beiseite und gebrauchte das Weib öffentlich ohne jede Scheu, es mochte zusehen, wer wollte; dann ging er seiner Wege. (Nach Herodot.) Ebenso verrichteten die Nasamonen, Angyläer, Gindanen und Stymphaler solche Geschäfte auf öffentlichen Straßen, was man auch von Diogenes berichtet hat, weshalb er den Beinamen Cynicus oder hündisch erhielt, weil die Hunde sich auch ohne Scheu auf den Straßen paaren.

Romulus hatte ein Gesetz gegeben, daß Mannspersonen, die sich nackt von einem Weibe würden anschauen lassen, das Leben verwirkt haben sollten. Als der Kaiserin Livia, der Gemahlin des Augustus, einige nackte Männer begegneten und man diese gleich töten wollte, hat sie ihnen durch folgende Auslegung das Leben geschenkt: Den ehrlichen keuschen Weibern seien nackte Männer nichts anderes als leblose Bilder und Statuen. Selbstverständlich waren Mann und Weib damals auch im Bade strenge getrennt, was aber in Deutschland schon anders war. Andererseits ließen sich die vornehmen Römer bei Tafel von nackten Mädchen und Frauen bedienen.

Lycurgus hatte bei den Athenern ein Gesetz eingeführt, das die Ringkämpfe und andere öffentliche Spiele zwischen nackten Männern und Frauen billigte. Es hat aber auch im Altertum nicht an Gegenvorstellungen gefehlt, die auf die Gefährlichkeit aufreizender Nacktheitsgebräuche hinwiesen und mit erschreckenden Beispielen aufwarteten, insbesondere auch in der heiligen Schrift. Schließlich kam es bei vielen Völkern allmählich zur Androhung strenger Strafen, die dem Schutz der gegenseitigen Keuschheit dienen sollten.

b) Wahrheitserforschung und Beweissicherung.

Abgesehen von den oben an anderer Stelle schon erwähnten, auf krassem Aberglauben beruhenden „Wahrheitserforschungsmittel", der „Ordalien", seien hier noch einige andere erwähnt.

Gegen den Betrug einer geschiedenen Ehefrau oder hinterlassenen Witwe in Beziehung auf die Erbfolge, besonders in den adeligen Geschlechtern, hatte man von alters her eine inspectio ventris eingerichtet, mit der einige ehrliche, unparteiische, geschickte und erfahrene Hebammen beauftragt wurden; ebenso zur Erforschung und Feststellung der Virginitas bei denunziertem, aber geleugnetem Kindesmord. Solche inspectio ventris wurde auch erfordert, wenn propter impotentiam coeundi Eheleute untereinander uneins wurden und geschieden sein wollten und der Mann diesen Einwand erhob.

Die Hermaphroditen oder Zwitter wurden besichtigt, damit man wisse, welches Geschlechtsorgan bei ihnen prävaliere, was nötig war sowohl wegen der Erbfolge in Ritter- und Manneslehnsgütern, als auch der Heirat wegen, damit nicht Mann mit Mann oder Weib mit Weib ehelich verbunden würden.

c) Gemeinschaftsleben.

Eine Anzahl alter Völker, insbesondere in Äthiopien und Persien, hatten die Weiber in Gemeinschaftsehe. Es sind auch die Kinder aus den gemeinsamen Einkünften aufgezogen worden, bis sie fünf Jahre alt waren. Wenn sich dann herausgestellt hat, daß ein solches Kind dem Gesicht nach einem gleichgesehen habe, sei es ihm gegeben worden, der es zu sich genommen und als sein Kind anerkannt und groß gezogen habe. Bei dieser Verteilung wurde auch die Mutter über den mutmaßlichen Vater eines Kindes gehört.

Die Gindaner in Lybien hatten, wie Herodot berichtet, gleichfalls die Weiber gemeinsam; sie trugen rauhe Pelzröcke; wenn nun ein Mann ihr beiwohnen wollte, mußte er diesem Weibe zuvor einen Knoten in den zottigen Rock knüpfen. Hatte ein Weib viele solcher Knoten in seinem Pelzrock, dann wurde es zu den begehrtesten und daher vornehmsten gezählt.

Von einer Königsprinzessin des Altertums wird erzählt, daß sie nach einem Landesgesetz das Eheweib ihrer fünfzehn Brüder sein mußte [1]). Nun bestand der Brauch, daß, wenn einer die Schwester besuchte, er seinen Stab vor der Kammertür liegen lassen mußte, um den anderen dadurch ein Zeichen zu geben, daß sie nicht stören dürften. Bald wurde aber dieses fünfzehnmännerige Weib ihrer fünfzehn Brüder überdrüßig und erdachte sich eine List, indem es sich einen ähnlichen Stab herrichtete und vor die Kammertür legte. Als die Brüder einer nach dem anderen kamen, mußten sie unverrichteter Dinge wieder abziehen, solange der Stab vor der Tür lag. Erst als einmal alle fünfzehn Brüder beisammen waren, erkannten sie, daß sie getäuscht worden seien und verklagten die Schwester beim Vater als Ehebrecherin. Nachdem sie aber ihre Unschuld nachgewiesen hatte, wurde sie freigesprochen. (Vergil.)

Die funktionelle Einkind-Sterilität.

Von Dr. P. Orlowski
in Berlin.

Außer der Sterilität, die ihre Ursache in den anatomischen Veränderungen als Folge einer gonorrhoischen Anfangsinfektion hat, gibt es noch eine Sterilität, die mit einem Fehlen des weiblichen Orgasmus nach einmal erfolgter Anfangsschwängerung zu tun hat. Zunächst seien die zwei vorkommenden Typen an zwei Beobachtungsfällen kurz skizziert.

Die 37jährige Handwerkersfrau M. von einem Frauenarzte überwiesen, da die geringen anatomischen Veränderungen (leichte Anteflexio mit minimaler Retroversio) keine genügende Grundlage für die vorliegende Sterilität geben. Sie ist sieben Jahre älter als ihr Ehemann. Sofort zu Anfang der Ehe erfolgte Schwängerung, es wurde, angeblich wegen hoher Nervosität der Frau, von einem Gynäkologen eine Auskratzung vorgenommen; seitdem ist trotz verschiedener Kuren — Thelygan, Ovariin, Thure-Brandt-Massage — Schwängerung nicht mehr erfolgt. Sie gibt an, im Verlauf ihrer Ehe das Gefühl des Orgasmus höchstens zwei- bis dreimal, und zwar nur nach Alkoholgenuß gehabt zu haben, meint, daß die Ejakulation bei ihrem Manne sehr schnell erfolge, ihr Mann halb impotent sei. Die schon wiederholt vorgenommene Untersuchung des männlichen Spermas zeigte auch mir ein normales Bild. Bei sorgfältiger Anamnese ergab sich, daß beim Manne von einer Ejakulation praecox nicht die Rede sein konnte. Die zum Überfluß vorgenommene Untersuchung der Urethra posterior zeigte auch einen völlig normalen Colliculus seminalis.

von X., 55 Jahre alt, Offizier a. D., wird vom Frauenarzt zur Behandlung seiner Ejakulatio praecox überwiesen; ist seit fünf Jahren in zweiter Ehe verheiratet; die Frau wurde gleich zu Anfang der Ehe schwanger; das Kind starb nach normaler Tragezeit aus unbekannten Gründen ab und wurde erst nach drei Wochen entfernt. Es sind mehrere Frauenärzte inzwischen konsultiert worden, da eine neue Schwangerschaft nicht eintrat.

[1]) Inzestehen gab es auch bei den Arabern, Assyrern, Ägyptern, Galatern, Persern und Irländern, während andere Völker, z. B. die Inder, die Blutschänder mit dem Zeichen eines weiblichen Geschlechtsteils im Gesicht brandmarkten.

Einer hat, da stets normaler anatomischer Befund festgestellt wurde, die Vermutung ausgesprochen, durch die tote Frucht könne in den 3 Wochen eine toxische Resorptionsschädigung der Ovarien eingetreten sein. Der Ablauf der Menstruation ist indes normal. Die Libido der Frau sei sehr erheblich und die Ehe daher stark zerrüttet; außerdem werde dringend ein Erbe erwünscht. Der Ehemann bietet das Bild eines gut erhaltenen 45jährigen, hat starke Libido, die Erektion sei durchaus normal, nach einigen Friktionen erfolge Zusammenklappen und nachher Ejakulatio bei gutem Orgasmus. Der typische begleitende Symptomenkomplex einer Colliculushypertrophie, die auch urethroskopisch bestätigt wurde. Ebenso lag ein typischer anamnestischer Befund vor: 12jähriger Coitus-interruptus seit Geburt des letzten Kindes der ersten Ehe und in der Zwischenzeit, drei Jahre, mehrere frustran libidinöse Verhältnisse. Sperma normal.

Also in beiden Fällen fehlender Orgasmus der Frau, einmal durch Frigidität der Frau, einmal durch mangelhafte Potenz des Mannes. Letztere Frau behauptete das Orgasmusgefühl überhaupt nicht zu kennen. Sie wäre sicher beim ersten Geschlechtsverkehr gravida geworden, in einem Gefühl von Schmerz und Aufregung wäre sie nahezu besinnungslos und nicht Herr ihrer selbst gewesen; von der ersten Frau gab der Ehemann ausdrücklich an, daß sie zu seinem Erstaunen noch virgo gewesen wäre, von der zweiten habe ich es nach Lage der Dinge als wahrscheinlich angenommen.

Die Voraussetzung: Orgasmus ist zur Konzeption notwendig, Ausnahmen würden, falls vorkommend, die Regel bestätigen, kann und soll nicht erörtert werden; immerhin muß das einmalige Auftreten bei dem ersten oder den ersten Verkehren wahrscheinlich gemacht werden.

Der Orgasmus der Frau hat 4 Auslösungsstellen: 1) die spez. sexuellen peripheren, 2) die diffusen sensiblen Körperoberflächen, 3) die kortikalen assoziativen Reize; man kann sie als sekundäre oder akzidentelle zusammenfassen, sie kommen gleicherweise beim Manne vor, wenn naturgemäß die 2. und 3., je männlicher der Mann ist, immer mehr zurücktreten; und als 4) die nur dem Weibe eigenen, die Erhaltung der Art über alles Akzidentelle hinaussichernden Reize, die ihre Ausgangspunkte nach dem heiligen Augustinus vielleicht in jeder Zelle des weiblichen Körpers haben, die wir, an eine Stelle lokalisierend und ihre Art unklar umschreibend, die vegetativ Zwischenhirnlich-Stimmungsmäßigen nennen wollen. Letztere würden das mütterliche Weib, selbst wenn die Vis bei Vergewaltigung keine grata, wenn gegen 1 negativ umstimmend 2 und besonders 3 wirkten, zum Orgasmus und zur Konzeption führen können; letztere machen die grande amoureuse, die 1 und 2 und 3 völlig und zeitlich in Gewalt gab, die durch jeden allein ihren Orgasmus auslösen kann, in einem unbewußten Augenblick zur unerwünschten Mutter, letztere führen auch die frigida trotz steter mangelhafter Erregung oder Erregungsmöglichkeit von 1 und fehlender Ansprechung von 3 in unglücklicher oder nicht passender Ehe zur gelegentlichen Kenntnis des Höhepunktes; letztere können auch bei der Durchschnittsfrau, bei der 2 und 3 immer mehr abstumpfen und bei der bald wie beim Mann allgemein der Orgasmus eine lediglich Funktion von 1 wird, erwachen, und sie zu dem unbegreiflichen und unverständlichen Schritt eines Ehebruchs treiben.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, dieses interessante Gebiet durch Erweiterung der Kombinationsmöglichkeiten der vier weiblichen Typen weiter auszuspinnen; die funktionelle Einkindsterilität kommt nur bei der frigida und der grande amoureuse vor; bei der frigida werden bei dem ersten oder den ersten Verkehren 1 und 2 nicht erregt, die negative Betonung von 1 fällt daher begünstigend fort,

die ungeheure Erregung von 3 durch Erwartung und Neugier führen mit 4 zu dem Orgasmus, der in Zukunft, nachdem der Reiz der Neuheit fortfällt, und die Lustbetonung von 1 und 2 unterblieben ist, nicht mehr erreicht wird.

Bei der grande amoureuse erwacht die Lustbetonung von 1 so schnell — wahrscheinlich wird sie schon das erstemal positiv empfunden — daß mit 2 und 3 der Orgasmus sofort gelingt. Da nun weiter die Lustbetonung von 1 so schwach ist, so verkehrt sich 3 im Falle der Ehe und Gebundenheit — in Haß, Abscheu, die sich zunehmend steigern.

Zum Schluß noch einige Worte über die Therapie. Was den Fall der frigida anlangt, so kann es nach meinen Erörterungen, die die absolute frigida ausschließen, keine Behandlung geben. Ich habe auch noch niemals nach spärlicher direkter Erfahrung und ziemlich großer indirekter durch Briefwechsel mit Kollegen, die mit solchen Frauen verheiratet waren, den geringsten Erfolg von Medikamenten, Duchen, Elektrisierungen usw. gesehen. Hätte der Ehemann eben das über das Normale herausgehende Plus, um 1 entsprechend zu erregen und das Irrationelle, um auf 3 zu reagieren, so wäre die betreffende eben nicht mehr frigide.

Der Mann der grande amoureuse, die keine Kokotte zu sein braucht, die eine gute Mutter werden kann und schließlich in der Ehe eine Durchschnittsfrau wird, braucht nur 1 zu genügen. Die Behandlung ist also die der männlichen Ejakulatio praecox, über die ich mich ausschließlich in meiner „Impotenz des Mannes“, III. Auflage, geäußert habe. Hier nur einige allgemeine Bemerkungen. Die Frage nach Ablauf der geschlechtlichen Funktionen wird selbst von dem gebildeten Manne stets mit „völlig normal“ beantwortet werden, selbst wenn die Kenntnis des Ausbleibens des weiblichen Orgasmus vorhanden ist. Der durch Colliculus Hypertrophie bedingten Ejakulatio praecox, entspricht eine normale Erektion, die erst nach Jahren nachzulassen beginnt, eine normale. meist gesteigerte Libido und ein normaler Orgasmus. Daher sind viele selbst gebildete Männer nicht davon zu überzeugen, daß sie die Ursache der relativen Frigidität und Sterilität sind. Ein extremer Fall wurde mir vor einem halben Jahre von einem Frauenarzte überwiesen, bei dem die Ehefrau, die aus der früheren Ehe, das Gefühl des Orgasmus kannte, seit zwei Jahren verheiratet war, ohne orgastisch und ohne schwanger geworden zu sein. Der Ehemann, ein früherer sehr kräftiger eleganter Offizier von 39 Jahren, übte täglich, meist zwei- bis dreimal den Koitus aus. Wenn auch für die verständige Frau, die Tatsache, daß ein geistig beschäftigter Mann täglich mehrfach den Geschlechtsverkehr erstrebte, ein Beweis körperlicher oder geistiger Erkrankung war, so wäre es für den Arzt da doch ein Beweis geistiger Unzulänglichkeit gewesen, auch nur den Versuch zu machen, einen solchen Mann von seiner absoluten und nicht nur relativen Ejaculatio praecox, demgemäß Halbimpotenz zu überzeugen. In anderen Fällen gelang es bei sorgfältiger und langsamer Anamnese dem Manne seine funktionelle Unzulänglichkeit klar zu machen. Anderseits kann, wie der erste Fall zeigt, der Ehemann völlig normal und doch für die betreffende Frau eine relative

Ejakulatio praecox haben. Man muß daher über gewisse absolute Daten verfügen. Bei der Annahme, daß der Koitus stets mit der gleichbleibenden Partnerin, in regelmäßigen Abständen und automatisch erfolgte, wird beim 30jährigen Manne praeter propter der Orgasmus nach 30, beim 40jährigen nach 40, bei 50jährigen nach 50 Friktionen zur Ausführung kommen. Auf selbstverständliche Einschränkungen, auf die weitgehende Wirkbarkeit der Reize 1 durch 2 und 3 braucht nicht eingegangen zu werden. Es muß noch die Einschränkung automatisch besonders betont werden. Daß der Koitus durch die Technik, selbst von einem Halbimpotenten, natürlich mit dem Resultat weiterer Verschlechterung, gelegentlich verlängert werden kann, ist hinlänglich bekannt. Weniger bekannt ist, daß die Ejakulation eine, vielleicht die einzige, vegetative Funktion ist — abgesehen von der Blase —, über die die Hirnrinde einzelner Menschen eine gewisse Herrschaft erlangt hat, wie pathologisch die Hysterica über die Vasomotoren (Stigmata), der Fakir über den Herzrhythmus, die Hypnotisierte über die Vasomotoren (E. Weber). Doch soll das von mir in einer ausführlichen Arbeit über die Bedeutung des Colliculus als Zwischenschalteinervationsorgan zusammenfassend erörtert werden. Erscheint die absolute Ejakulatio praecox des Mannes gesichert, so wird man sich zu einer Untersuchung der Urethra posterior des Colliculus seminalis erst dann entschließen, wenn sonstige somatische Symptome, eine somatische Beteiligung der Nachbarorgane, wahrscheinlich machen. Da kommen vor allem die Schleimhäute der Posterior und des Blasenhalses in Frage. Fast stets wird man da das gelegentliche Auftreten, mit und ohne Behandlung leicht vorübergehende Schleimhautkatarrhe feststellen können, die unter der Diagnose: postgonorrhöischer Katarrh, Menstruationsurethritis, Streptokokkusurethritis usw. behandelt sind und bei Beteiligung des Blasenhalses: das Gefühl des Nachträufelns, des Nichtfertigseins mit dem Miktionsakte, häufigen Urindranges am Tage u. a. m. Ergibt die nach Feststellung typischer Anamnese, typischen Verlaufs- und typische Begleitsymptome vorgenommene Urethroskopia posterior nun eine deutliche Colliculushypertrophie, so wird die mit Galvanokaustik und 20 Proz. Argent. vorgenommene Ätzungsbehandlung, je nach dem mehr infiltrativen oder hyperämischen Zustand des Gewebes in 3—1 Sitzungen die Rückbildung des Colliculus zur Norm erreichen. Wenn wir auch im Dunkeln sind über das Wie der Wirkung, so ist nach meiner jetzt 19jährigen Erfahrung an der materiellen Wirkung nicht zu zweifeln, in letzten Jahren haben ja auch eine große Anzahl amerikanischer, englischer, französischer Autoren meine Angaben vollinhaltlich bestätigt. Wie schon erwähnt, hoffe ich in absehbare Zeit eine befriedigende, anatomisch gestützte Erklärung des Wirkungsmodus vorlegen zu können. Heute sei nur soviel bemerkt: Ein subspinales, sympathisches Zentrum hat wie bei der Blase automatisch diese vegetative Funktion reguliert; ist in die Entwicklungsreihe mit der Suprematie des zerebrospinalen Systems zugunsten des spinalen lumbosakralen Zentrums enttront, in unserer Entwicklungszeit hat es für die, die im Geschlechtsverkehr nicht mehr eine automatische, rhythmische, vom Zerebrum

wesentlich unabhängige, der Fortpflanzung dienende vegetative Funktion sehen, sondern eine regulierte, vom Zerebrum indirekt jederzeit in Aktion gesetzte, über das Normale ausgedehnte, daher zeitlich verlängerte, kaum noch automatische Funktion, sondern Lustquelle und Lustbetätigung sehen, eine gewisse Selbständigkeit als Zwischenschaltinnervationsorgan zur Vermeidung größerer Schädigungen wiedererlangt. Diese Andeutungen müssen einstweilen genügen. Die Colliculushypertrophie kann also nicht von praktischer Bedeutung werden, bei dem einfachen gesunden Menschen, dem der Koitus stets ein automatischer, egoistischer Akt ist, der aber deswegen doch zur Befriedigung des Partners führte. Die Beseitigung der Colliculushypertrophie, die eine Blockierung dieses Innervierungsorganes beseitigt, kann natürlich den Lüstling, das sind wir als Mitglieder eines überzivilisierten, kranken Volkes leider alle mehr oder weniger, nicht herstellen; sie beseitigt nur die Blockierung, dann muß der Patient den Rat erhalten, naturgemäß zu leben und geschlechtlich zu verkehren, also automatisch egoistisch, denn nur die Rückkehr zur Natur kann ihn gesunden, nicht irgendwelche erdiftelte, trotz aller Erkünstelung rohe Eingriffe. Wer nicht die Hoffnung hätte, daß die weiten Volkskreise, die im steten Konnex mit der Mutter Erde, weniger allerdings mit der städtischen Handarbeit, im Grunde genommen gesund geblieben sind (wenn allerdings zugegeben werden muß, daß auch sie durch die Berührung mit dem noch zivilisierteren Nachbarvolk schon erheblich gefährdet erscheinen) im wesentlichen gesund geblieben sind, daß sie unser Volk zur Gesundung führen werden, der müßte allerdings verzweifeln.

Über die sonstigen Ejaculatio-praecox-Formen nur folgendes. Eine psychische Ejaculatio praecox kommt vor, sie ist extrem selten, nur per exclusionem zu diagnostizieren. Möglich, daß für sie die Gedankengänge der Psychoanalytiker zur Erklärung anzuführen sind. Häufiger ist die angeborene Ejaculatio praecox; leider bin ich über sie noch zu keiner, auch nur vermutungsweisen Klarheit gekommen. Jedenfalls hat sie nichts mit der vagotonischen Ejaculatio praecox zu tun, bei der man noch sonstige Stigmata der Vagotonie finden wird; da wird die spezifische Behandlung mit Atropin und Kalzium schöne Erfolge zeitigen. Schließlich ist noch die Erschütterungs-Ejaculatio praecox zu nennen, die häufig wiederholte sexuelle Exzesse zur Ursache hat; nur daß sie meist zur Erschöpfungserektionsschwäche, seltener — man muß da wohl eine angeborene Umkehrung der Widerstandskraft der beiden Zentren annehmen — zur Schwäche des allgemein kräftigeren Ejakulationszentrums führt. Hier kommt wie bei der parallelen Erektionserscheinung nur absolute sexuelle Ruhe, besser gesagt Keuschheit, für längere Zeit in Betracht.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen *).

Achter Kongreß der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung vom 21.—23. April 1924 in Salzburg.

Von Fr. Schultz-Hencke.

Im Mittelpunkt des Kongresses stand die historische Selbstbesinnung, wie sie Freud auf dem letzten Kongreß vor $1^1/_2$ Jahren in Berlin in die Preisaufgabe gefaßt hatte: „Das Verhältnis der analytischen Technik zur analytischen Theorie." Gewiß hatte es einige Mühe bereitet, dieses Thema in seiner ganzen Weite, und doch bestimmt genug zu erfassen. Es erfuhr seine nähere, inhaltliche Charakterisierung durch die im Mittelpunkt der Diskussion stehenden Themen. Man hatte wieder eine lange Zeit praktischer Tätigkeit hinter sich, man war dem alten Gesetze psychoanalytischer Arbeit gefolgt: Zunächst tastend den Problemen der einfachen therapeutischen Tagesleistung auf den Leib zu rücken; dann aber, mit resoluter Selbstbesinnung auf dessen Werdegang, dem bereits Geschaffenen seine theoretische Formulierung zu geben.

Dennoch wurden diese allgemeinen Themen wieder, entsprechend der Einstellung psychoanalytischer Wissenschaft auf eine zunächst immer weiter zu vertiefende Grundlage, am ersten Vormittage zurückgestellt und Vorträge klinischen Inhalts gaben das Fundament.

Wie es in einer vorwiegend von Männern geschaffenen Wissenschaft selbstverständlich ist — noch im neuesten Buche von Ferenczi ist das deutlich und dem Autor bewußt —, werden die Fragen zunächst meistens unter dem Aspekt männlicher Psychologie in Angriff genommen. Vielleicht hat ein unbewußtes — oder sogar bewußtes? — Schuldgefühl es veranlaßt, daß eine Frau die Reihe der Vorträge begann, und zwar:

Dr. Helene Deutsch, Wien, mit einer: Psychologie des Weibes in den Funktionen der Fortpflanzung.

Hier wurden wohl zum ersten Male in außerordentlich umfassender Form eigentlich alle Ergebnisse der Psychoanalyse zu einem großartigen Entwicklungsbilde der weiblichen Sexualpsyche zusammengefaßt. Nur wer diese psychologischen Fakta in anschaulicher Lebendigkeit bereits wieder und wieder in eigener Analyse oder der von Patienten hatte, konnte es wagen, die kondensierte Fülle des verwerteten Materials auf sich wirken zu lassen, dann aber auch war der Eindruck gestalteter Totalität von größter Eindringlichkeit. Wie sich aus der Fülle frühkindlicher Wünsche, das Sexualobjekt, den bewunderten Penis des Vaters, durch Saugen oder Abreißen in Besitz zu nehmen, allmählich über die Klitorissexualität die Vagina als Zentrum der Lustwünsche herauslöst. Wie die Menstruation noch einmal die Vagina entwertet und sich deren Erotisierung dann trotzdem durchsetzt in einer Wiederholung des ursprünglichen Verlangens in Gestalt des aktiven Saugens, bis im vaginalen Orgasmus der Höhepunkt des ersten Abschnittes dieser Entwicklung erreicht ist. Er wird abgelöst und vervollständigt durch einen weiteren: den Geburtsakt. Er wird wieder erreicht durch eine Entwicklungskette, in der das Aufnehmen und Behalten durch polar entgegengesetzte, zerstörerische Tendenzen: Erbrechen, Eßgelüste, und eventuell Wehen bis zum Abortus, gestört ist, bis die Kindsbewegung den endgültigen Besitz subjektiv psychisch bestätigt. Dann erfolgt noch einmal eine Steigerung in der Identifikation mit dem Kinde und so eine Wiedererreichung des frühkindlichen, narzistischen Glückes, das wenigstens einen Abglanz darstellt der pränatalen absoluten Geborgenheit. Im Säugen des Kindes erfüllt sich der uralte Wunsch, selbst aktiv im Sexualobjekt lebendige Kräfte zu wecken.

Dr. James Glover, London: Notes on an unusual form of Persersion.

Der Kern von Glovers Ausführungen war eine durch die Fülle der angeführten Einzelheiten überzeugend nachgewiesene Zurückführung folgender perverser Einstellung auf die Munderotik: Ein verheirateter Mann steht unter dem Zwang, eine Reihe bestimmter Fragen an eine Frau (die ernährende Mutter) zu stellen, um in sexuelle Erregung geraten zu können. Dazu die Notwendigkeit einer Situation, in der ebenso zwanghaft Alkohol genossen wird. Das den Patienten störende Symptom, um dessentwillen er den Arzt aufsuchte, war typischer Weise eine schwere Potenzstörung.

---

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!

Dr. J. Harnik, Berlin: Der Zählzwang und seine Bedeutung für die Psychologie der Zahlvorstellung.

Der Vortragende betont, ergänzend zu der bisher am häufigsten geäußerten Auffassung des Zählzwanges als einer Äußerung des analerotischen Gebietes, das sadistische Element darin, wie es bereits von Reik und Róheim, in bezug auf das Zählen angegeben wurde. Das Beherrschenwollen, der Bemächtigungstrieb dem Objekt gegenüber äußere sich im Zählen. Eine Reihe von Beispielen geben ein anschauliches Bild der dabei beteiligten Komponenten. Eines davon, eine Kindheitserinnerung, zeigt, wie sich im Spiel dreier kleiner Mädchen, verschluckte Johannisbeeren im Stuhl später wieder eifrig herauszuzählen, anales Interesse und das registrierende Zählen vereinigt. Theoretische Überlegungen beziehen diese Betätigung auf die sogenannte analsadistische Organisationsstufe der Sexualität, die menschliche Kunst des Zählens auf eine entsprechende Sublimierung.

Weitere Spekulationen verwerteten Roheims Forschungsergebnisse, nach denen bei äußerst primitiven Indianern, den Seri, unverdaut entleerte und wieder genossene Fruchtreste im Grabkult große Bedeutung haben, dahin, daß wohl im Bereiche dieser eigentümlichen Seite ihrer Wirtschaftsform das primitivste Zählen sich entwickelt habe.

Dr. Hans Liebermann, Berlin: Über monosymptomatische Neurosen.

Dieser Vortrag hob sich aus den bisherigen und auch den folgenden beiden heraus. Er stand gewissermaßen mit einem Fuß auf dem Boden der reinen Empirie, denn er sprach: über monosymptomatische Neurosen, machte also ein sehr deutliches äußeres Merkmal zum Ausgangspunkt der Betrachtung. Andererseits bestand sein Kern aber in einem therapeutischen Ratschlag: „Trefft Ihr solche monosymptomatischen Fälle, z. B. ein ganz isoliert stehendes bronchiales Asthma sicher psychogener Herkunft, so laßt einmal das übliche langwierige Verfahren beiseite, nehmt Euer ganzes, in der Psychoanalyse geschultes Wissen um die aktuelle Veranlassung eines neurotischen Symptoms, seine Eingliederung in ein neurotisch aufgebautes Leben, zusammen, und stanzt nun durch eine Korrektur dieses schiefen Lebens das Symptom aus ihm heraus! — Wie weit diese Auffassung von Liebermann, entwickelt aus einem eingehender beschriebenen Fall, eine Anregung zu werden vermag, muß die Zukunft lehren. Die bewußte Einschränkung auf monosymptomatische Fälle, spricht eher dafür als dagegen, wenn es „monosymptomatische“ Neurosen im eigentlichen Sinne überhaupt gibt.

Dozent Dr. Felix Deutsch, Wien: Die Psychoanalyse am Krankenbett.

Es hat sich erwiesen, daß auch organische Krankheiten wesentlich stärker vom Psychischen abhängen, als man bisher, begründet!, annahm. Es ließ sich der experimentelle Nachweis erbringen, daß z. B. chronische Lungenerkrankungen den Charakter gerade ihrer Chronizität zu einem Teil sicher aus einer psychischen Überdeterminierung beziehen. Gelang es dem Analytiker, in persönlich oft recht diffiziler Zusammenarbeit mit dem Internisten, sich so sehr an Stelle der fürsorglichen und geliebten Mutter des Patienten mit all ihren seelischen Wechselbeziehungen zu setzen, daß der Patient sich einem solchen Verhältnis zum Arzt völlig hingab, so war es möglich, seine Lebensangst, statt in eine Verschlimmerung seiner Symptome, allmählich in direkte Angst zurückzuverwandeln, geschah dies in fein und vorsichtig dosierter Form, so erlaubte schließlich die Bewußtmachung der zugrundeliegenden Verhaltungsweisen den Verzicht auf Angst und Symptome, z. B. Fiebererhöhung, starke Rasselgeräusche. Weiterhin setzte eine Wiedererfüllung normalen Lebens- und Liebestriebes mit jener im Symptom verschwundenen Energie ein, und damit die schließliche Gesundung. D. h. der seelisch bedingte Antrieb zur organischen Erkrankung wurde übergeführt im wesentlichen in den Trieb zur sozialen Erfüllung im Orgasmus.

Dr. Karl Abraham, Berlin: Beiträge der Oral-Erotik zur Charakterbildung.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Einzelzüge einer Charakterentwicklung, die immer zu einem sehr erheblichen Teil an frühkindliche Lustbetätigungen gebunden sind, über die bisher mehr oder weniger deutlich erkannte und aufrechterhaltene Grenze des sogenannten analsadistischen Stadiums zurückreichen, nämlich bis zu einer Zeit, in der alle Wünsche in einer lustvollen Betätigung des Mundes gipfeln. Hier, also im Säuglingsalter zeigt sich zum ersten Male, wie der junge Mensch mit der ihm entgegenstehenden Umwelt fertig zu werden vermag. Wie ihm das Geben und Nehmen gelingt, wie es sich in der Regel verhalten zu müssen glaubt, um zur Erfüllung seiner Wünsche zu gelangen. Es mag genügen, anzuführen, daß z. B. auch die besondere Art wissenschaftlicher Betätigung häufig Züge aufweist, die man sehr wahrscheinlich auf früheste Stadien der Entwicklung wohl wird beziehen dürfen. Bekannt sind diejenigen Naturen,

denen das Aufnehmen sehr großer Quantitäten neuen wissenschaftlichen Materials geradezu ein Bedürfnis ist, und darunter wieder solche, denen nur die sofortige Wiederausstoßung „liegt", andere, die sich zwar mit allem Guten anfüllen, aber nur schwer zur Weitergabe durch die Rede zu bewegen sind.

Diskussion über das Verhältnis der psychoanalytischen Theorie zur psychoanalytischen Technik.

Die nun folgende Diskussion über das Verhältnis der psychoanalytischen Theorie zur psychoanalytischen Technik umfaßte außer den einleitenden Worten von Dr. Ernst Jones und den abschließenden kurzen Bemerkungen von Ferenczi und Rank in der Hauptsache 3 größere Vorträge. Dr. Jones in seiner Introduktion: berührt als Kernfrage die, worauf sich theoretisch und therapeutisch das entscheidende Material der Psychoanalyse aufbaue. Sind es die direkten Erinnerungen an frühkindliche Situationen und Reaktionen, die dem Erwachsenen zum allergrößten Teil nicht mehr zugänglich zu sein pflegen? Und wie weit sind sie es? Was vermag sie eventuell zu ersetzen? Denn das sei die entscheidende Tat Freuds: er habe zwischen die beiden, in unendlich mühevoller Arbeit immer neu erörterten Gebiete der dispositionellen, phylogenetischen, pränatalen Elemente des Seelenlebens einerseits und die aktuellen Phänomene andererseits das riesige und bislang in den wesentlichsten Teilen unbekannte infantile Erlebnismaterial eingeordnet.

Die 3 Vorträge zeigten übereinstimmend, daß für die heutige Technik das Herbeiführen von direkten Erinnerungen nicht mehr im Vordergrunde steht. Diese geben ein sehr bedeutsames Beweismittel an all den Stellen ab, wo psychologische Zusammenhänge nur geahnt werden können, und ihre eindeutige Erfassung als gewagt erscheint, der erheblichste Teil der Aufmerksamkeit aber gilt den Phänomenen der sogenannten Übertragung. So behandelten die Vorträge eine besondere Wendung des gegebenen Themas: Die Theorie der Technik. Es erfolgte eine Selbstbesinnung und eine Rechenschaftsablegung über all das Warum und Wozu der heutigen Technik, die hervorgewachsen ist aus unmittelbarer, zunächst wohl vielfach völlig unreflektierter, Erfahrung der Tagesarbeit.

Dr. H. Sachs, Berlin, streifte in seinen metapsychologischen Gesichtspunkten, noch einmal kurz die Möglichkeit zweier weiterer Auffassungen des gestellten Themas: die Beziehung zwischen Empirie und Technik überhaupt, die sich von der in anderen Wissenschaften nicht unterscheide, und dann die Frage nach der historischen Entwicklung jener Beziehung. Beide Fragen lägen dem heute Aktuellen ferner, das vielmehr auf die Wesenszusammenhänge der verschiedenen technischen Möglichkeiten ziele. — Was stellt die Hypnose dar? — Eine narzistische Übertragung. Und Heilen heißt im Gegensatz dazu: Anpassung an die Realität. Warum genügt die Deutung nicht? — Weil das Ich zensuriert und das Ichideal am Analytiker Kritik übt. Was bedeutet die analytische Auflösung dieser Widerstände? — Entzweiung von Ich und Es, das sich bisher als das Stärkere erwies. Freiwerden von Libido. Diese wendet sich tastend dem Analytiker zu und damit nach außen. Und sie kann sich ihr zuwenden, so lange er statt individueller Mensch mehr oder weniger Phantom für den Analysanden ist. Wird diesem dann auch der Übertragungsvorgang durchsichtig, so fällt dieser von ihm ab und die freiwerdende Libido wendet sich der Wirklichkeit zu.

Dr. Franz Alexander, Berlin: Metapsychologische Darstellung des Heilungsvorganges.

Worauf es in der Psychoanalyse ankommt, ist immer wieder: anschauliche Lebendigkeit der Vorstellungen vom Seelischen. Man kann, wenn man die Anfänge der Algebra beherrscht, keine Wurzel dritten Grades lösen. Auch dann nicht, wenn man mühselig den einzelnen Schlußstufen zu folgen vermag. Weshalb? „Weil die Übung fehlt", d. h. auf analytischem Gebiet: die Fülle am Material des Verstehens. — So gab Alexander im wesentlichen den gleichen Stoff wie Sachs, aber durchgeführt unter neuen Gesichtspunkten: Zwei Wege gibt es, mit der Realität fertig zu werden: den autoplastischen: die Seele paßt sich der Realität an; den alloplastischen: Die Seele paßt sich die Realität an. Was tut die Neurose? In verwickelter, ungeeigneter, angstvoller, schiefer, introvertierter Form das erstere. Wie geht die Heilung vor sich? Die Seele fixiert neu, unter allmählicher Aufgabe ihrer unökonomischen Reflexmechanismen, ihr Ziel: die alloplastische Anpassung. Und — verzichtet Schritt für Schritt auf das Unmögliche. Die Zusammenfassung aller autoplastischen Reflexmechanismen, das Überich, gestattet dann der Seele im allgemeinen einen ausreichenden Genuß des Lebens. Ist es möglich, dem Ich die Funktionen des Überich anzuvertrauen, so erfolgt eine Aufhebung der Reflexe und ihr Ersatz durch bewußte Lebensgestaltung unter Einsatz der vollen Realität. Ein erheblicher Widerstand setzt sich dem entgegen, denn da die Reflexe, die das Überich zusammensetzen, die einzigen, dem kranken „geläufigen" sind und er keinen Anlaß hat, den Vorschlägen anderer Individuen zu trauen, so hält er am Überich reflexartig krankhaft

fest. Es erfolgt eher ein immer tieferes Zurückgreifen auf noch frühere infantile Stufen als das Gegenteil, bis das Erlebnis der Analyse es erlaubt, im Analytiker nicht mehr den feindlichen Vater, sondern die gütige Mutter zu sehen, der gegenüber jene verfehlten Reflexe nicht am Platze sind. Diese gefühlsmäßige Einsicht, einmal vollbewußt erlebt, gestattet dann, auch in der übrigen Welt soweit die gute Mutter zu sehen, daß eine Neurose als Kampfmittel überflüssig wird.

Dr. Sándor Rado, z. Z. Berlin: Zur Technik und Theorie der Behandlung. (Empirische Begründung.)

Wieder ein neuer Gesichtspunkt; nur ein Wort scheinbar und doch eine neue Anschaulichkeit: Nicht Hypnose als Ausgangspunkt, sondern „die hypnotische Neurose". Wenn das der Fall ist; was folgt daraus? Was bedeutet es für die Therapie, wenn die Hypnose eine erlaubte Ödipussituation darstellt: Bereitwillige Hingabe an den erzürnten Vater, bereit zur Strafe, d. h. bereit zur passiven Liebe? — Dann ist z. B. die hypnotische Katharsis, die einmal eine so große Rolle spielte, gleich einem hysterischen Anfall. Es findet also die Zersplitterung eines Symptomes ins Motorische statt, ohne daß am grundlegenden Mechanismus etwas geändert wurde. Und das soll doch geschehen. So muß der Heilungsvorgang im Wachen erfolgen. Aber wieder sucht der Kranke einen Ausweg. Er verwandelt doch vielleicht die Analyse in eine Hypnose, indem er so reagiert, als solle er „bloß" geheilt werden. Er gehorcht also. Oder er trotzt. Dem Sinne nach, dem Sinne seiner Reflexe (nicht an Absichtlichkeit ist gedacht). Wohin aber soll die Libido, die so in die quasi Ödipussituation abfließt? — Ins denkende Bewältigen realer Anforderungen. — Auch in diesem Vortrag eine Erweiterung, nicht der Erkenntnis an sich, sonden ihrer dinglichen Fülle.

Melanie Klein, Berlin: Zur Technik der Frühanalyse.

Die besonderen Aufgaben der Analyse ganz kleiner Kinder bis zu 5, 6 Jahren, erfordern besondere Maßnahmen. Grundvoraussetzung: daß die neurotischen Hemmungen, die sich am Spiel und beim Spiel äußern, der Ödipussituation, irgendwelchen verdrängten Sexualstrebungen den Eltern beziehungsweise Erziehern und Geschwistern gegenüber, entspringen. An die Stelle der freien Assoziation tritt die direkte, der Sprache des Kindes angepaßte, aber unverblümte Deutung von Spielhandlungen, die in Gegenwart des Analytikers vorgenommen werden. Statt des Traumes bietet beim kleinen Kinde das Spiel in symbolischer Form das Unbewußte dar. Es ist nicht zu befürchten, daß man „zu früh" deuten könne. Die einfache Logik der mitgeteilten Sexualzusammenhänge, immer bezogen auf das Drama des Spieles, geht ein oder bleibt unberücksichtigt. Soweit sie eingeht, dient sie zur Aufhebung des Schuldgefühls und übt damit die therapeutische Wirkung. Selbst von Todeswünschen ist sofort unmittelbar und eindeutig zu sprechen. Ein möglicher Weg der Deutung ist das Spielen des Analytikers selbst. Wollen sich Affekte austoben, so dienen unzerbrechliche Möbel diesem Zweck. Wendet sich der Trieb an oder gegen den Analytiker, so erfolgt eine möglichst geringe reale Gewährung; das Spiel soll aufsaugen. So ließ sich im Spiel z. B. folgender Fall beobachten: Ein Junge hatte mit 16 Monaten allein mit dem Vater Bücher lesen wollen. Mit 18 Monaten liebte er nur die Mutter, nicht den Vater. Als Symptome bestanden: Angst vor Tieren, Pavor nocturnus. Im Spiel zeigte er anfangs: Eine Reise zu einer Frau. Später reiste er zu Männern. Schließlich saß er wieder auf dem Schoß des Vaters, war aber gut mit der Mutter. Wesentliche Momente für die Neurosen- und Charakterbildung bilden die sadistische und die orale Auffassung des Koitus.

Dr. Wilhelm Reich, Wien: Die Bedeutung der genitalen Libido für die psychoanalytische Therapie.

Reich gab zwei außerordentlich interessante Statistiken. Im Wiener psychoanalytischen Ambulatorium zeigten unter 51 Fällen, keine Frau einen normalen, vaginalen Orgasmus, ein Mann normale Potenz. — Unter 169 Fällen (von 40 keine Angaben), ein Mann und keine Frau ein geordnetes genitales Primat. — Daran schließt sich die Frage: Ist hier eine Umkehrung möglich? Darf man annehmen, daß jemand abstinent oder impotent-frigid sei und doch nervengesund? Der Vortragende verneinte: immer lägen dann Züge prägenitaler Regression vor.

Dr. Ernst Simmel, Berlin: Die psychophysische Bedeutsamkeit des Intestinalorgans für die Urverdrängung.

Der Vortragende unternimmt es, die Illusion vom „seeligen Dasein" im Mutterleib zu zerstören. Wie lange hat es gedauert, bis man sich dazu entschließen konnte, das Gebilde „Mutterleibsphantasie" völlig ernst zu nehmen. Simmel geht über den nächsten Schritt: die Annahme direkter Erinnerungsspuren an den dortigen Aufenthalt, also nicht bloß von Phantasien, noch hinaus, und differenziert unsere Vorstellungen von der zugrunde liegenden Realität. Es handelt sich nicht um ein Gleichmaß „irgendwie" und „überhaupt", sondern um ein Gleichmaß von Libido-Zu- und Abfuhr ohne Kenntnis des

spendenden Objektes. Auch nach der Geburt entspricht das Kind zunächst dem Gastrulastadium mit lediglich entodermalen und ektodermalen Erlebnissen. Ein wichtiges analytisches Stadium sei daher erreicht, wenn nicht nur (ektodermal) gedacht würde, sondern der Darm mitspreche. Es folgt die Schilderung einer Patientin, deren Erinnerungen in der Hypnose bis in den Mutterleib zurückgereicht hätten und deren häufig auftretendes Intestinalgurren während der Analyse auf wichtige Zusammenhänge hinwies. Der Vortragende glaubt weitgehend an eine psychogene Herkunft der Appendizitis.

Dr. Karl Landauer, Frankfurt a. M.: Realwert und Lustgewinn psychischer Krankheitsmechanismen.

Eine der wichtigsten Arbeitshypothesen der Psychoanalyse ist die Zweckmäßigkeit eines psychischen Geschehens wie Traum, Symptom, Krankheit. Es wird die Frage aufgeworfen, ob dies auch für die der Krankheit zugrunde liegenden Psychomechanismen zutrifft, und es wird nachgewiesen, daß sie nicht nur lustvoll, sondern nötig zur Anpassung an die Außenwelt sind. Auch ihr Zuviel oder ihre gegenseitige Behinderung bedingen Krankheit.

Dr. Carl Müller-Braunschweig, Berlin: Kritik einiger Grundtendenzen des seelischen Geschehens.

So manches wissenschaftliche Bestreben krankt an seiner Tendenz, zu einer monistischen Zusammenfassung der verschiedenen Prinzipien einer Objektwelt zu gelangen. Aus den verschiedensten Gründen wird auch vielfach leidenschaftlich ein Dualismus verfochten. So verständlich der Wunsch, so wenig beweiskräftig meist die These. Müller-Braunschweig sucht für die Psychoanalyse den Weg zur Vermeidung dieser Übel. Er bescheidet sich in kluger Voraussicht der später doch sonst immer wieder notwendig werdenden Einschränkungen und nimmt von vornherein mehrere Grundtendenzen des seelischen Geschehens an, auch allein schon auf psychoanalytischem Gebiet: Lust- und Unlustprinzip, Tendenz zum Anschwellen und zur Abfuhr, Bindungstendenz, Wiederholungszwang und andere werden gegeneinander abgegrenzt, mit besonderem Hinweis auf die Gefahr, psychisch Charakterisiertes gleich analog im Organischen wiederfinden zu wollen. Als Aufgabe: dieRanggliederung der Tendenzen zu schaffen. Als nächste: die Verschränkungs- und Verdichtungsmöglichkeiten der verschiedenen Tendenzen systematisch zu betrachten. An den Beispielen der Introjektion, Projektion, Identifizierung und Introversion werden diese methodologischen Bemühungen erläutert.

Dr. Siegfried Bernfeld, Wien: Kritik der bisherigen Anwendung der Psychoanalyse auf die Pädagogik.

Der Vortragende beabsichtigte keine kritische Auseinandersetzung, sondern eine Kritik im Sinne kritischer Selbstbesinnung auf die Möglichkeiten und Grenzen der Psychoanalyse hinsichtlich der Pädagogik. Wie innerhalb jeder Geisteswissenschaft gibt die Psychoanalyse nur Psychologie, nichts sonst. Und die Geisteswissenschaft ist weiter. Die Pädagogik spricht außer von seelischen Tatsachen von Zielen, von Werten. Zwar können diese und die Wertungsakte analysiert werden, aber gewertet wird abgesehen von der Psychologie des Wertens. Seit den frühesten Zeiten der Menschheit tobt der Kampf für und gegen bestimmte pädagogische Ziele und Maßnahmen. Typische Zeiten wechseln miteinander ab. Welchen Wirkungsgrad jene Prinzipien jeweilig hatten, wissen wir nicht. Vielleicht so gut wie gar keinen. Der Pädagoge, der Ziele setzt, und innerlich im Stande dazu sein muß, kann gar nicht anders, als optimistisch sein. Die Psychoanalyse führt eher zum Pessimismus. Junge Pädagogen meinen oft, die Psychoanalyse könne zu einer „Besserung“ der Menschheit führen. Das ist sehr unwahrscheinlich. Es ist wohl leichter möglich, einen Erwachsenen zu erziehen, als ein Kind; die Kindheit ist die unplastischste Zeit. Was wissen wir über ein 3jähriges Kind? Eigentlich nur Diagnostisches. Die Möglichkeit seiner Entwicklung ist unübersehbar. Der Erwachsene mag äußerlich tun, was er will, er muß den Weg seiner erworbenen Mechanismen gehen. Die aber kann man nachträglich und in bestimmten Grenzen korrigieren. — Dies betrifft das einzelne Kind. Anders sei es bei hundert und mehr Kindern. Da könne eine allgemeine durchschnittliche Prognose abgegeben werden: z. B. werde bei einer beträchtlichen Zahl von Kindern ihr Sadismus in Mitleid und Gesellschaftsneigung verwandelt werden. Dabei kommt es hinsichtlich des Lehrers weit weniger auf dessen individuelle Wünsche und Ziele an, als auf seinen Ort innerhalb eines sozialen Körpers.

Dr. Theodor Reik, Wien: Die Erschaffung des Weibes.

Reik wendet die Deutungstechnik des Traumes auf ein besonderes mythologisches Problem an: Was bedeutet die Erschaffung des Weibes aus der Rippe Adams? (Genesis). Warum gerade dieses Bild? Er sieht in ihm die Verdichtung aus eigentlich zwei aufeinanderfolgenden Vorgängen, die erst sekundär aufeinander bezogen wurden: Die Rippenoperation = Beschneidung, dann die Erschaffung des Weibes. Es handle sich um die Bearbeitung eines Pubertätsritus: Beschneidung, dann Erlaubnis zur Ehe. — Weiter-

gehend sieht Reik in der gesamten Paradies- und Sündenfallsgeschichte folgende Reihe: Vertreibung aus dem Paradies (Geburt), Sündenfall (das Inzestbegehren und die Auflehnung gegen den Vater = Gott), Pubertät und Beschneidung (Ehe, Loslösung von der Familie und Gründung einer neuen Familie). Die Umkehrung aufgefaßt wie ein umgekehrt zu lesender biographischer Traum. Dessen latenter Inhalt die tatsächlichen Schicksale der ersten Menschengeneration.

Dr. Géza Róheim, Budapest: Totemismus und Drachenkampf. Róheim bezieht sich auf die neuesten Schriften von Rank und Ferenczi, die, so könnte man sagen, jene anfänglich so sehr bekämpfte „Mutterleibsphantasie" im wesentlichen zum Gegenstande haben und sich eingehend mit derjenigen Regression befassen, die am weitesten zurückliegt. Róheim unterzieht seine bisherigen ethnologischen Ergebnisse noch einmal der Durchsicht und findet in einer Reihe altbekannter Riten eine deutliche, sinnvolle Bezogenheit auf den Geburtsvorgang, den Wunsch, ihn „rückgängig" zu machen mit den zwei Wendungen: Angst vor ihm und Sehnsucht, ihn noch nicht durchgemacht zu haben. Diese Ängste hängen sich an das Totemtier. Es lasse sich eine Reihe aufstellen: Bäche, Wasser als Totem. Dann Bäume; dann menschenfressende Tiere; dann Tiere, die vom Menschen gegessen werden. Es folgen spezielle Hinweise auf einzelne sagenhafte Vorstellungen, die den Helden in symbolischer Form in den Mutterleib, den Drachen, den Walfisch, versetzen. Wie die Geschichte vom Jona, die außerdem als Weissagung in bezug auf den dreitägigen Aufenthalt von Christus in der (Mutter) Erde aufgefaßt wird. Eine andere Wendung die des rettenden Mutterleibes in Gestalt des Delphins, wobei auf das Wort Delphys = Gebärmutter hinzuweisen sei. Auch die Bezeichnung der Hellenen = Fischleute und die Bestattung ihrer Leichen im Wasser betreffe denselben Zusammenhang: vom Fisch gekommen, zum Fisch gegangen.

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Der Einfluß der sexuellen Abstinenz auf gefangene Sperlingsvögel.

Bei der Mehrzahl der Vogelarten, die wir um ihres Gesanges willen zu unseren Hausgenossen machen, sind draußen in der Natur die Männchen viel zahlreicher als die Weibchen. Infolgedessen sind im Freileben viele Männchen in ihrer sexuellen Betätigung beeinträchtigt, während die Weibchen wohl nur sehr selten in diese Notlage kommen. So läßt sich vermuten, daß auch in der Gefangenschaft die Männchen diesen Zustand leichter ertragen werden, als die Weibchen. Die Erfahrungen eines Menschenlebens lehrten tatsächlich Prof. Fritz Braun (Danzig-Langfuhr), der darüber in der „Umschau", Illustr. Wochenschr. über die Fortschritte und Wissenschaft und Technik berichtet, daß gefangene Männchen durch die erzwungene Ehelosigkeit in ihrer Gesundheit kaum geschädigt wurden. Die Hauptfolge dieses Zustandes ist dem Pflegeherrn in der Regel sogar recht erwünscht, da der Vogel weit länger und stärker singt, als wenn er das Fortpflanzungsgeschäft in regelrechter Weise erledigt hätte. Die mitteldeutschen Vogelliebhaber sagten darum wohl von solchem sangsfreudigen Hagestolz, er „singe sich seinen Steißzapfen fort" und erklärten durch diesen derben Ausdruck den wahren Sachverhalt gut. Daß diese Männchen dadurch keinen Schaden an ihrer Gesundheit nehmen, ergibt sich schon daraus, daß eifrig singende schwarzköpfige Grasmücken ein Alter von 26 Jahren erreichten. Ein Grauedelsänger, den Prof. Braun in Einzelhaft verpflegt, ist schon seit dem Jahre 1911 in seinem Besitz. — Dabei war dieser fleißige Sänger zeitlebens — auch heute noch! — geschlechtlich leicht erregbar; braucht Prof. Braun ihn doch nur neben den Käfig eines Männchens irgendeiner Finkenart zu hängen, um fast augenblicklich den kriegerischsten Brunstgesang auszulösen. Anders steht es dagegen mit den Weibchen. So oft es auch vorkommen mag, müssen wir es doch immerhin noch als Ausnahme bezeichnen, wenn sie im kleinen Einzelkäfig Eier legen. Am häufigsten erlebte Prof. Braun es bei Dompfaffen, Stieglitzen, Erlen- und Birkenzeisigen. Zu einem vollen Gelege brachte es bei ihm kein Weibchen in solcher Einzelhaft. Dagegen begannen gar nicht so wenig von ihnen während der Brütezeit ihrer Art auf dem Boden zu hocken, so daß diese brütelustigen Weibchen mitunter als krank erschienen und die Art ihres Zustandes erst richtig erkannt wurde, wenn sie nach Ablauf der Brütezeit wieder munter und beweglich umherhüpften. Allerdings ging die Sache nicht immer so glimpflich ab. Häufig genug hatte der nicht in gesetzmäßige Bahnen einlenkende Erregungszustand auch schlimmes Siechtum zur Folge. In der Regel waren es auszehrungsartige Krankheitserscheinungen, denen die Vögel mitunter

recht schnell erlagen. Am häufigsten erlebte Prof. Braun das bei dem Stieglitz, aber auch Dompfaffenweibchen sind ihm schon unter Krankheitserscheinungen zugrunde gegangen, die am einfachsten durch die unterbliebene Brut und damit verbundene Erregungszustände zu erklären sind. Sonst bemerkte er äußerlich auffällige Erregungszustände, wie etwa jene Bewegungsweisen, welche die Männchen zur Begattung auffordern sollen, körperlich nur bei Erzenzeisigen. Dagegen bekundeten Kanarienweibchen (die als Haustiere allerdings nicht unbedingt in den Kreis unserer Betrachtungen gehören) während der Zeit geschlechtlicher Erregung — wispernd und flügelzuckend — auch ihrem Pfleger gegenüber eine merkwürdige Zanksucht, deren hysterisches Gepräge ganz offenkundig war.

Bücherbesprechungen.

1) Vaerting, M.: **Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie.** II. Band der Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib. Karlsruhe 1923, G. Braun. 254 Seiten.

Von Dr. phil. Else Voigtländer.

Nachdem in dem früheren Buche der Verf. „Die weibliche Eigenart im Männerstaat und die männliche Eigenart im Frauenstaat" die Frage vom soziologisch-historischen Standpunkte aus behandelt worden war, wendet sich Verf. in dem vorliegenden Bande rein psychologischen Problemen zu. Der erste Teil beschäftigt sich mit Fehlern der herkömmlichen Geschlechterpsychologie, die sich aus der Vorherrschaft eines, des männlichen Geschlechtes ergeben. Die Tendenz der eingeschlechtlichen Vorherrschaft geht dahin, Unterschiede der Geschlechter zu vergrößern, Ähnlichkeiten zu verkleinern. Verf. zieht hierbei die Arbeiten der differentiellen Psychologie heran, insbesondere die Untersuchung von Heymans über die Psychologie der Frauen, bei denen tatsächlich die rein zahlenmäßigen Unterschiede weit geringer sind, als dem Gewicht, das ihnen die Interpretation beimißt, entspricht. So findet sich nach Heymans die vielberühmte Emotionalität bei 59,8 Proz. Frauen und 46,9 Proz. Männern. Da nun fast die Hälfte der Männer ebenfalls emotionell ist, kann man nicht die Emotionalität als die zentrale weibliche Eigenschaft erklären, wenn man diese Überzeugung nicht anderswoher gewonnen hat. — Offensichtlich ist auch die Tendenz, Ergebnisse der Geschlechterpsychologie im Sinne einer weiblichen Inferiorität zu interpretieren. Wenn z. B. bei Mädchen bessere Leistungen gefunden werden, wird nicht, wie bei entsprechenden männlichen Leistungen selbstverständlich, ein Schluß auf Mehrbegabung gezogen, sondern versucht, die Mehrleistung auf irgendwelche andere Umstände, etwa größeren Fleiß, zurückzuführen. Eine Folge der Vorherrschaft, die sich nicht nur im Verhältnis der Geschlechter, sondern überall als rein menschliche Eigenschaft im Verhältnis des Herrschenden zum Beherrschten zeige, ist die Neigung, Eigenschaften, die den Herrschenden im Lichte der Überlegenheit zeigen und seine Herrschaft stützen sollen, dem Beherrschten beizulegen, so Ungerechtigkeit, Schwatzhaftigkeit, Neigung zu Gehorsam und Unterordnung, Unselbständigkeit, Kleinlichkeit. Daß Neigung zu Schwatzhaftigkeit beim Manne sehr häufig vorkommt, wird treffend mit dem Hinweis auf das bekannte Ausplaudern politischer und militärischer Geheimnisse belegt, ebenso darauf aufmerksam gemacht, wie Gehorsam im Verhältnis der Männer untereinander eine womöglich noch größere Rolle spielt, als in dem der Geschlechter. Bedeutsam ist auch der „Herrscheranalogieschluß", d. h. daß der Herrschende als selbstverständlich annimmt, daß seine Mängel beim Beherrschten in verstärktem Maße sich finden müßten. Da z. B. den meisten Knaben Mathematik schwer fällt, hielt man es für selbstverständlich, daß die Mädchen dieselbe erst recht nicht lernen könnten und machte daher nicht einmal den Versuch mit ihnen.

Im Mittelpunkte des Buches steht jedoch „eine neue Erkenntnis, die unter dem Begriff der Sexualkomponente hier zum ersten Male in die Psychologie eingeführt wird. Diese Erkenntnis macht nicht nur eine grundlegende Umwälzung der heutigen Geschlechterpsychologie notwendig, sondern ist auch gleichzeitig für das ganze Gebiet der angewandten Psychologie von weittragender Bedeutung.

Die Zweigeschlechtlichkeit der Menschheit gibt der Seele eines jeden Menschen ein doppeltes Gesicht. Die männliche Psyche reagiert auf den Mann ganz anders wie auf das Weib, und die weibliche Psyche reagiert ebenso auf beide Geschlechter verschieden. Dem eigenen Geschlecht zeigt die Seele sich von ihrer sexuell neutralen Seite, dem anderen von ihrer geschlechtsbetonten. Sobald deshalb Personen verschiedenen Geschlechtes in geistige Berührung kommen, ist mit der Möglichkeit einer sexuellen Influenz

zu rechnen. Die psychische Seite dieses Vorganges haben wir die Auslösung der Sexualkomponente genannt." Dieselbe muß natürlich nicht in jedem Falle einer Begegnung von Personen verschiedenen Geschlechtes eintreten, sie tut es schätzungsweise in etwa 15 Proz. bei einer erstmaligen geistigen Berührung. (Das Wesen der Sexualkomponente selbst wird einigermaßen vage gelassen. Gemeint ist offenbar nicht nur eine sexuelle Erregung im engeren Sinne, sondern jedes irgendwie durch das Geschlecht nuancierte emotionelle Verhalten im weitesten Umfang.)

Das Wirken der Sexualkomponente im Verein mit den Herrschaftsvorurteilen erschwert und verfälscht weitgehend die objektive psychologische Erkenntnis besonders der Frau, weil die bisherige „Geschlechtspsychologie in ihren Grundzügen ein einseitiger Vergleich des Mannes zwischen der Frau und seinem eigenen Geschlechte ist." Daher kommt bei der Frau die geschlechtsbetonte, beim Manne die neutrale Seite in den Vordergrund. Die angebliche größere Emotionalität des weiblichen Geschlechtes z. B. ist daher im wesentlichen nur ein Schein infolge der Auslösung der Sexualkomponente, die als emotiver Faktor wirkt. In der Tat zeigen die angeführten „Beweise" für dieselbe, Erröten, Unruhe, Befangenheit die Wirkung der Sexualkomponente sehr deutlich. Die Beispiele aus der Literatur über größeres Mitgefühl des weiblichen Geschlechtes beziehen sich fast alle auf Verhalten der Frauen Männern gegenüber, während umgekehrt das Verhalten der Frauen untereinander dem Manne oft gleichgültig, ja grausam erscheint, weil der Frau gegenüber s e i n Mitgefühl stärker erregt ist. Eingehend wird auf die Untersuchungen von Miß Thompson hingewiesen, die bei Männern stärkere Affektäußerungen fand als bei Frauen, also offenbar eine Wirkung der Sexualkomponente, ohne daß sich die Autorin ihr von der landläufigen Meinung abweichendes Ergebnis erklären konnte. —

In den mehr praktischen Auswirkungen zeigt sich der Einfluß der Sexualkomponente besonders im Verhältnis des Richters zur weiblichen Angeklagten. Es wird von Männern selbst mehrfach hervorgehoben, daß es dem Richter schwer fällt, weiblicher Schönheit, Eleganz und Tränen gegenüber die Objektivität zu bewahren, — nur wird dieser Umstand nicht gegen die Einrichtung alleinigen männlichen Richtertums, sondern zu Lasten des weiblichen Geschlechtes als solchem gebucht, während umgekehrt die Befürchtung größerer Sentimentalität der Frau dem Manne gegenüber als ausschließender Grund für ihre Befähigung zum Richteramt gilt.

Besonders eingehend beschäftigt sich Verf. mit der Rolle der Sexualkomponente in Erziehung und Schule. Das Übergewicht männlicher Lehrkräfte in den Mädchenschulen, besonders in den oberen Klassen setzt das junge weibliche Geschlecht einseitig den Wirkungen der Sexualkomponente aus, die zwar Fleiß und Ehrgeiz anregt, aber als emotiver Faktor die Intelligenzleistung herabsetzt. Die mitgeteilten Beispiele und Belege sind zum Teil sehr drastisch und in der Tat kann man auch vielfach von Lehrern selbst hören, daß sie den Unterricht in oberen Mädchenklassen als „gefährlich" und unpassend empfinden.

Zu begegnen ist dem nachteiligen Einfluß der Sexualkomponente und der Vorherrschaft nur durch volle Gleichberechtigung der Geschlechter und gleichen Anteil derselben besonders in Erziehung und Justiz.

Das Buch enthält zweifellos bedeutsame Erkenntnisse und Gesichtspunkte. Sicher ist die Berücksichtigung der Machtverteilung und der Sexualkomponente geeignet, auch im Gebiete der psychologischen Forschung Irrtümer zu eliminieren und den Zugang zur Wahrheit zu eröffnen. Ob jedoch die Beachtung dieser beiden Faktoren jeden psychischen Geschlechtsunterschied aufheben kann, möchte ich bezweifeln und bestreiten. Im Hinweis auf meine eigenen Darlegungen in Heft 4 dieser Zeitschrift (1923), die sich vielfach unabhängig davon mit denen Vaertings berühren, möchte ich meine Überzeugung dahin formulieren, daß von den beiden Faktoren vorzüglich getroffen werden die Werturteile über die Geschlechter und die zahlenmäßige Vergleichung der konkreten Anhäufung von Charakter- und sonstigen Eigenschaften bei diesen. Nicht berührt von ihnen werden jedoch formale Unterschiede des Erlebens, wie die mehr nach außen, auf das Objekt gerichtete männliche und die mehr nach innen, auf die eigene innere Bewegtheit gerichtete weibliche Einstellung. Die Anerkennung der Einflüsse von Vorherrschaft und Sexualkomponente schließt die wesensmäßige Fragestellung nach einer männlichen oder weiblichen Nuance derselben Eigenschaft, etwa Mitleid, Gefühl, Intellekt usw. nicht aus. Wenn z. B. die „Emotionalität" des weiblichen Geschlechtes nicht darin besteht, daß es mehr Gefühle habe als das männliche, so kann doch mit ihr gemeint sein der andere Ablauf und die andere Motivierung der Gefühle. Männliche Gefühlserlebnisse werden mehr vom Gegenstand und Anlaß her motiviert, weibliche regen sich gegenseitig an, die ganze Persönlichkeit wird durch sie mehr affiziert und mitgenommen. D i e s e r Unterschied mutet als größere Emotionalität an und veranlaßt die häufigeren

Urteile über weibliche Personen als emotionell, während anderseits Vaerting Recht hat, den bei Heymans gefundenen Unterschied von 14 Proz. nicht so groß zu finden, um daraufhin zu behaupten, daß das männliche Geschlecht erheblich oder wesensmäßig gefühlloser sei als das weibliche. —

Was die Kritik an der Arbeit von Giese und mir anlangt, so ist zu bemerken, daß schon der Titel „Vorversuche über den Einfluß des Versuchsleiters auf das Experimentalergebnis" andeutet, daß es sich um keine endgültig sein sollenden Ergebnisse handelt, sondern um eine Aufforderung auf dem hier eingeschlagenen Wege weiterzuforschen. Die ungleiche Anzahl von männlichen und weiblichen Versuchspersonen war gewiß mißlich, aber natürlich nur der Not gehorchend entstanden. Da aber nur Einzelversuche vorgenommen wurden, fiel jedoch der von Vaerting vermutete Einfluß der Versuchspersonen untereinander weg. Daß, augenscheinlich infolge der starken persönlichen Verschiedenheit der beiden Versuchsleiter der persönliche Einfluß den des Geschlechtes, gemessen an dem prozentualen Leistungszuwachs überstieg, war zahlenmäßiges Ergebnis der Untersuchung entgegen den Erwartungen der Autoren, also keine Folge einer Voreingenommenheit im Sinne der herrschenden Anschauungen. Anerkennung der Sexualkomponente muß ja auch rein individuelle Einflüsse nicht ausschließen. Im übrigen war bei 7 Versuchsarten eine Einwirkung durch das Geschlecht des Versuchslehrers wahrzunehmen, 4mal in förderndem, 3mal in nachteiligem Sinne, entgegen 9 Tests, bei denen die Persönlichkeit des Versuchsleiters allein zu wirken schien. Bei 6 von 20 Versuchspersonen, also bei 30 Proz., läßt sich der Einfluß der Sexualkomponente auch aus ihren Aussagen und Verhalten direkt vermuten, so daß der von Vaerting erhobene Vorwurf, die zu geringe Anzahl von Versuchspersonen habe zu wenig Gelegenheit zum Wirken der Sexualkomponente geboten, hinfällig wird. — Wenn im übrigen die Sexualkomponente bei erstmaligen Begegnungen nur in etwa 15 Proz. sich geltend machen soll, verringert sich ihre Bedeutung doch ganz erheblich, muß also bei einer großen Anzahl von Versuchspersonen noch mehr zurücktreten!

Im einzelnen wäre noch manche Behauptung der Verf. anzufechten. So scheint sie mir den Einfluß der Erziehung auf die Beschäftigungen und Neigungen der Kinder, wie überhaupt die äußeren Umstände auf Kosten der Anlage stark zu überschätzen. Kinder sind im allgemeinen sehr spontan in ihren Neigungen und lassen sich auch nicht so leicht etwas aufdrängen, was ihnen nicht zusagt. So gibt es manches kleine Mädchen, das die Puppe liegen läßt, und wenn dies nicht öfter geschieht, wird man doch spontane Neigung und kein Erziehungsprodukt anzunehmen haben.

Noch ein weiterer Gesichtspunkt wäre der Tendenz des Buches entgegenzuhalten. Bei der Gestaltung der Lebensweise der Geschlechter spielen auch Kulturwerte eine Rolle. Im Vergleich zu den reichen Persönlichkeitswerten weiblichen Wesens im Mittelalter und der Goethezeit etwa bedeutet die moderne nüchterne Berufstätigkeit in vieler Hinsicht eine Verarmung, — ein Vorwurf, der allerdings den Mann in gleicher Weise trifft. Aber trotzdem würden bei völliger Gleichheit auch manche Werte verschwinden, und wenn auch die wissenschaftliche Erkenntnis über Geschlechtsunterschiede durch Gleichheit der Bedingungen gefördert wird, so scheint es doch nicht angängig, das Leben überhaupt nach den Anforderungen des wissenschaftlichen Experimentes gestalten zu wollen.

Alles in allem genommen wird jedoch niemand, der sich mit den einschlägigen Fragen beschäftigt, an dem Buche vorbeigehen dürfen.

2) Pestalozza, A. von: **Das Wunderkind.** Ein Beitrag zur Psychologie der Hochbegabten. (Wegzeichen für Erziehung und Unterricht.) Leipzig 1923, S. Freytag.

Von Privatdozent Dr. Karl Birnbaum.

Das Heftchen, das sich als eine „Hauspädagogik für Hochbegabte" zu empfehlen sucht und also letzten Endes auf praktische Ziele hinstrebt, bietet auch wissenschaftlich Verwertbares dar: Es gibt in kurzer Darstellung eine Psychologie der hochwertigen Frühbegabung an der Hand ausgewählter Fälle und ermöglicht durch eine Literaturzusammenstellung zugleich die Gewinnung des sehr zerstreuten und ungleichwertigen Materials.

3) Küppersbusch, Marta: **Das Alkoholverbot in Amerika.** Die nationale Prohibition in den Vereinigten Staaten von Amerika und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung. München und Leipzig 1923, Verlag von Duncker & Humblot. XI, 223 S. 4,50 Mk.

Von Dr. Alexander Elster.

Es gibt nicht viele Fälle, in denen ein sozialbiologisches Weltexperiment gemacht wird. Das Alkoholverbot in Amerika ist ein solches — nicht etwa weil es sozial-

hygienisch zu erweisen hätte, welche Folgen eine Massenabkehr vom Alkohol in einem Volke nach sich ziehen wird, sondern weil es sozialbiologisch zu zeigen hat, ob eine solche Massenabkehr unter den heutigen wirtschaftlichen, kulturellen und seelischen Bedingungen der menschlichen Gesellschaft möglich und durchführbar ist. Für die Sexualwissenschaft bietet der Ausgang dieses Experiments Interesse nicht allein wegen der Beziehungen des Alkoholismus zum sexuellen Leben, sondern zugleich auch in sozialpsychischer Hinsicht für das Problem der Regelung des Genußlebens durch Einwirkung der Vernunft. In letzterer Beziehung muß das Experiment nach den Darlegungen der Verfasserin dieses reichhaltigen und trefflichen Buches bereits als positiv entschieden bezeichnet werden: man hat, mag auch an Ausnahmen manches zu verzeichnen sein, eine Massenabkehr von einem gewohnten und als Genußerhöhung gewerteten Brauch durchgeführt und andere Genüsse — Fruchtlimonaden, köstliche Obstgetränke, Erfrischungen aller Art — an die Stelle gesetzt und tatsächlich sie in den Massengebrauch, nicht nur als Spezialistentum in Familien- oder Lokaleigenheiten eingeführt.

Diese Feststellung darf dem Buche der Marta Küppersbusch einwandfrei entnommen werden, weil die Untersuchungen und Darlegungen der Verfasserin wissenschaftlich ernst, sorgfältig und so objektiv sind, wie sie es unbeschadet einer überzeugten Stellungnahme sein können. Denn daß das Buch in gewissem Sinne zu einem „quod erat demonstrandum" gelangt, ist ihm nicht als Subjektivität oder unwissenschaftliche Einseitigkeit auszulegen. Die Verfasserin hat die Frage, ob die Prohibition wirklich in Geltung und als im Erfolg anzusehen ist, sowohl auf Grund eines sehr reichen literarischen Materials aus den verschiedensten Lagern wie namentlich durch eigenen Augenschein an Ort und Stelle untersucht, und wenn hiernach auch begreiflicherweise die verschiedenen Einzelstaaten der Union voneinander abweichen in dem Grade der „Trockenheit", den sie erreicht haben und den sie festhalten, so ist doch dieser Grad der Trockenheit ein sehr erheblicher und wird im wesentlichen nur durch die überseeische Einwanderung gestört. Die größten Schwierigkeiten dürfen als überwunden gelten, da es sich nicht mehr lediglich um eine zwangsvolle Bindung des Trinkwillens handelt, sondern um eine bereits vielfach in Fleisch und Blut des Amerikaners übergegangene Entwöhnung, ja Abwendung vom geistigen Getränk. Die oft gehörte Behauptung, die Verhältnisse bezüglich des Alkoholtrinkens seien schlimmer als vor der Prohibition, erweist sich bei näherem Zusehen als ein unbegründetes, nachgeplappertes Schlagwort, zu welchem nur die eine Tatsache eine gewisse Veranlassung gibt, daß dort, wo noch getrunken wird, die Getränke schlechter und teurer und ihr Genuß mithin schädlicher ist. Nach vorsichtiger Schätzung wird heute der Gesamtkonsum auf etwa 30 Proz. des vor dem Alkoholverbot geschehenen Jahreskonsums beziffert, manche Beurteiler sprechen sogar nur von 10 bis 15 Proz. Die Verfasserin gibt eine Fülle von Zahlen, untersucht den Gang der Durchführung und die weiteren Aussichten des Alkoholverbots, führt das Werden und die Aussichten auf die geschichtliche Entwicklung der ganzen Angelegenheit zurück und sucht auch die Beziehungen zu dem Charakter des Amerikaners aufzudecken (u. a. S. 27 ff.), woraus der Erfolg erst recht deutlich und auch durchaus glaubhaft wird. Die Daten, die sie für die gesundheitliche und die volkswirtschaftliche Bewertung des Alkoholkonsums gibt, bestätigen die bisher schon in dieser Hinsicht bekannten Tatsachen. Dies bezieht sich namentlich auch auf die hier besonders interessierende erneute Darlegung der engen Beziehungen zwischen Alkoholismus und Unsittlichkeit (S. 35), die starke Wirksamkeit der Frauenvereine für die Einführung der Prohibition (S. 95), den Rückgang der Geschlechtskranken seit dem Alkoholverbot, der allerdings noch nicht als sehr erheblich anzusprechen ist (S. 191/92), den Einfluß des Alkoholverbots auf die Gestaltung des Familienlebens (S. 210). Es ist, wie gesagt, nichts grundsätzlich Neues, was sich da an Wirkung der Alkoholenthaltsamkeit ergibt, aber es ist sehr wertvoll als erneute umfassende Bestätigung der bisherigen Erfahrungen und ganz besonders als Beweis für die Tatsache, daß ein frisches, und nicht etwa übermäßig puritanisches, Leben vereinbar ist mit dauernder und allgemeiner Enthaltsamkeit von einem Stimulans.

4) Gleichen-Rußwurm, Alexander von: **Liebe.** Eine Kritik der verliebten Liebe. Stuttgart 1923, J. Hoffmann.

Von Dr. Richard Samuel.

Gleichen-Rußwurm liebt es, Bücher zu schreiben, in denen große nicht leicht zu erschöpfende Probleme des Lebens in leicht faßbarer runder Form dem Publikum schmackhaft gemacht werden; einem Publikum, das nicht die größten Ansprüche stellt und doch mitreden will. Und so ist es leicht verständlich, daß solche den Stoff universal behandelnden Werke reichlich summarisch in ihren Untersuchungen und Urteilen ausfallen. So ist es auch in dem vorliegenden Werk über die Liebe. In galanter Sprache, im Salonton

werden unzählige Anekdoten aus allen Kulturepochen der Menschheit erzählt, das Schicksal berühmter Liebender beleuchtet und dazwischen philosophische Bemerkungen über das Wesen der Liebe eingestreut, meist dem Munde der gleichzeitig Lebenden Weisen entnommen. Die gesamte menschliche Kulturgeschichte wird unter dem Zeichen der „verliebten Liebe" geschaut. Aber dieser Begriff ist überhaupt kein Begriff, und wenn auch das einleitende Kapitel „Vom Begriff und Wert der verliebten Liebe" zu handeln verspricht, so entzieht sich doch der Verfasser einer klaren Begriffsbestimmung, weil es eben jede Äußerung der Liebe von der rein psychischen bis zur mystischen für seine Darstellung braucht. So segeln denn unter der Flagge der „verliebten Liebe" die verschiedensten Gestalten: Eros, Amor, Venus, Minne, Kupido, die Liebe Platons und die Christi, die Liebe Dantes und die Kasanovas. Rußwurm beginnt mit der Liebeskunst Indiens, verherrlicht die reine Schönheits- und Genußwelt des Griechentums, stellt aber als Ideal der abendländischen Liebesauffassung das Minnewesen des mittelalterlichen Rittertums dar, das am tiefsten das „Erziehungsamt der Liebe" (zuerst bei Plato) erfüllt habe, und im Schlußwort meint er gar, daß nur neue Parzivale, Siegfriede und Tristane Europa nach der verflossenen Weltkatastrophe vor völliger Barbarei retten können.

Im wesentlichen stellt das Buch nichts anderes dar, als die Widerspiegelung der Liebe in der Weltliteratur. Und auch hier werden nur die großen Höhepunkte herausgehoben. Diese Art der Darstellung gibt aber keineswegs ein Bild der Wirklichkeit in der Liebesauffassung der Zeiten, sondern meist nur ein ideales Abbild oder mehr noch, Ausdruck der Sehnsucht nach besserer, schönerer, idealerer Wirklichkeit. Um das Wesentliche der Liebesauffassungen der Zeiten und ihre Wirklichkeiten zu finden, muß man schon in tiefere Abgründe steigen, im Literarischen vor allem die niedere Publizistik, die Gelegenheitsdichtung, die Epochen der aufsteigenden und niedergehenden Literatur betrachten. Aber es genügt überhaupt nicht Literatur- und Philosophiegeschichte zu solchem Beginnen. Kulturdokumente aus allen Geistesgebieten müssen herangezogen werden, um eine derartige Wirklichkeit der Liebesauffassung zu erfahren.

Aber auch wenn wir im Rahmen der Untersuchung, den Verf. sich gestellt hat, bleiben, so ist Vieles außerordentlich schwach gezeichnet. Wieviel mehr ließe sich über den Einfluß des Marienkultus auf das Liebesleben des Mittelalters sagen; die mystische Literatur ist gar nicht gestreift. Und die Literatur des 17. Jahrhunderts von Hoffmannswaldau, Gryphius, Lohenstein u. v. a. ist für die Schilderung der Liebesauffassung das Barock gar nicht ausgeschöpft. Auch über die Romantik wäre viel Wesentlicheres zu sagen. Symptomatisch ist es doch, daß über die große Liebeskünstlerin der Zeit, über Karoline Schlegel-Schelling, mit einer Zeile hinweggegangen wird, die lautet: „Zuweilen begibt es sich, daß eine romantische Schöne schwärmt für mehrere Männer auf einmal, wie Karoline Schelling." (!) Kleist wird vollständig mißverstanden und ebenfalls ganz oberflächlich erfaßt, während er doch neben Novalis und Karoline das eigenartigste und rätselhafteste Verhältnis zur Liebe gehabt hat, tiefer und problematischer wohl, als Wagner, mit dessen Verhältnis zu Mathilde Wesendonck das Buch in breiter Darstellung, diese Liebe als Höhepunkt der mystischen und erziehenden Liebe schildernd, schließt. Auf Pobleme pathologischer Natur, auf die Abirrungen großer Leidenschaften, auf die Bedeutung der Prostitution geht der Verfasser nur in Nebenbemerkungen ein. Fast scheint es, als ob es nicht zum guten Ton des Buches gehörte, solche Dinge zu besprechen. Dieser Ton ergeht sich meist nur in Andeutungen und verläßt niemals die Sphäre einer leisen poetisch-schwingenden Gehobenheit.

5) Sigrando, Siegmund: **Moral und Weib.** Eine Studie über Ehe und Ehereform. Leipzig 1923, Otto Hillmann Verlag. 48 Seiten.

Von Dr. phil. Else Voigtländer.

Verf. geißelt in scharfen Worten die Ungerechtigkeit der herrschenden Sexualmoral, welche die ungeheuerlichsten Grausamkeiten gegen das Weib sanktioniere. Als zukünftige Gestaltung der Moral schlägt er die „eheliche Promiskuität" vor, d. h. die Einrichtung des Hausfreundes bei strenger sexueller Enthaltsamkeit beider Geschlechter vor der Ehe.

6) Ossendowski, Ferdinand: **Tiere, Menschen und Götter.** Frankfurt 1923, Sozietäts-Druckerei.

Von Werner Buhre.

Der vielversprechende Titel hält für den Sexualforscher nicht, was man erwartet. Die abenteuerliche Reise Dr. Ossendowskis durch die Mongolei ist in ihrer sachlichen, doch nicht unpersönlichen Darstellung ungewöhnlich interessant. Doch finden sich Zu-

sammenhänge sexueller Natur nirgends auch nur angedeutet. Die eingehende Schilderung des religiösen Lebens des tibetanischen und mongolischen Buddhismus, die einen breiten Raum in dem Buche einnimmt, zeigt aber deutlich, daß die üppig blühenden buddhistischen Mysterien und Wunder (der Verfasser erzählt von ganz merkwürdigen Halluzinationen und Visionen, die er selbst bei den Lamas erlebte) und die streng asketische Lebensweise der Priester und des Volkes sich offenbar vielfach gegenseitig bedingen. Die mitgeteilten mystischen Legenden und Lehren zeigen daher auch eine sehr reiche, sexuell bestimmte Symbolik. Das Buch hat mit Recht großes Aufsehen erregt. Es führt uns in Tiefen religiösen Lebens und Erlebens, von denen die Zivilisation dem Abendland kaum mehr als eine dumpfe Ahnung und Sehnsucht gelassen hat.

Referate.

1) Monakow, Constantin von: **Die Neurosenfrage einst und heute.** Aus „Fünfzig Jahre Neurologie". Zürich 1924, Art. Institut Orell Füssli.

Die biologische Betrachtungsweise des Abbaues und Wiederaufbaues der Funktion durch Insulte im Organismus hat auch für die Neurose ihre Geltung; zwischen psychischen und somatischen Störungen besteht kein Gegensatz. Vielmehr dokumentiert sich auch hier die Einheit im gänzlichen menschlichen Organismus. Als Verf. im Jahre 1877 in die Praxis trat, gab es noch keine „Nervenärzte" oder „Psychotherapie"; die psychische Behandlung bestand im wesentlichen in banalen Trostworten, mitleidbezeugenden und passenden oder nicht passenden improvisierten Witzen — gelegentlich, den Hysterischen gegenüber, auch in Grobheit oder — bei Abulie oder Unart — in disziplinarischen Mitteln. Der Anteil der Psyche bei der Neurose wurde sehr unterschätzt. Erst allmählich bricht sich die Ansicht durch, daß der Schwerpunkt bei der Neurose in einer Störung auf seelischem Gebiete liegt. Als besonders wichtig kam dann hinzu das Studium der Erscheinungen des Hypnotismus und der Suggestion, die Abgrenzung der Neurasthenie als einer besonderen Krankheitseinheit durch Beard, die spätere Abtrennung der Psychasthenie von Janet, die Lehren von Forel und Magnan, die rationelle Psychotherapie von Dubois (Persuasionstherapie) und die Psychoanalyse Freuds. Bezüglich letzterer führt Verf. aus, daß die meisten der von Freud eingeführten begrifflichen Abgrenzungen noch durchaus provisorischen Charakter tragen und wesentlicher Korrekturen und Ergänzungen, vor allem auch einer Anpassung an die neuen wissenschaftlichen Ermittlungen auf dem Gebiete der biologisch-physiologischen Psychologie, bedürfen. „Die Stellung der ‚Libido' Freuds zum wissenschaftlichen Instinktproblem ist unklar und schwankend." — Die eigene Betrachtungsweise des Verf. über das Wesen der Neurose ist folgende: Das Zustandekommen einer Neurose hat (abgesehen von der erblichen Disposition) stets eine weit in die Jugendzeit greifende Periode der Vorbereitung und ein schwankendes Latenzstadium zur Voraussetzung. Ätiologisch wichtig sind besonders seelische Traumata in der allerersten Kinderzeit, aber — im Gegensatz zu Freud — nicht nur sexueller, sondern viel allgemeinerer Natur: wie z. B. lieblose Behandlung, Streit in der Familie, Verwahrlosung, dann allerdings auch frühzeitige Wekkung des Sexualtriebes usw. Im reiferen Alter kommen vor allem in Betracht: sexuelles Unglück, gewaltsame Beeinträchtigung des persönlichen Gedeihens, Katastrophen und Antastung des Ansehens und der Ehre. Damit aber eine Neurose akut manifest wird, sind überdies noch Einzelerlebnisse erforderlich, die mit heftigen Affektausbrüchen verbunden sind. Der Mechanismus der Neurose trägt sowohl mit Bezug auf die psychische als die somatische Komponente tatsächlich gleichzeitig den Charakter der Verteidigung, aber auch den einer Reparaturtendenz resp. Kompensation, und besteht im wesentlichen in einem ungelösten Kampfe oder Kompromiß zwischen den verschiedenen phylogenetisch alten und den phylogenetisch jungen Instinktformen. „Alle Krankheiten beziehen sich auf das lebende Protoplasma . . . Im Zentralnervensystem leidet — sei es infolge unrichtigen Gebrauches der Organe oder in Zusammenhang mit einem verkehrten Leben, sei es infolge einer von außen zugeführten Gewebserkrankung — stets entweder vorwiegend die Maschine, d. h. das zerebrospinale Nervensystem resp. der Kortex, oder es leidet die instinktive Welt, deren Mutterboden am Bodengrau der Ventrikel in der Innervation des inneren Drüsensystems, in den Plexus chor., im Ependym und Gliaschirm liegt. Oder beides zusammen. M. a. W., wir haben es zum Teil mit Veränderungen der nervösen Strukturen, zum Teil mit sekretorischen Störungen zu tun."

Kurt Mendel.

2) **Greil, Alfred: Entstehung krankhafter Zwittrigkeit** und anderer Störungen der geschlechtlichen Beziehungen. Kritik der Inkretionstheorie. Zeitschr. f. d. gesamte Anatomie u. Konstitutionsforschung 1924.

Verf. unternimmt den originellen Versuch, an die Stelle aller herrschenden Theorien der Sexualität und der sexuellen Merkmalsbildung, sofern sie auf präformierende und germinative Faktoren spezifischer Art aufgebaut sind, eine eigene rein epigenetische Erklärung der sexuellen Differenzierung zu setzen. Er wendet sich also gegen die Lehre von den genotypischen Geschlechtsfaktoren und gegen die Annahme, daß in der Chromosomenzahl bzw. in den Heterochromosomen ein Geschlechtsdifferentiator gegeben sei. Tatsächliche Einwendungen gegen die feststehenden Befunde vermag er freilich nicht zu machen; es bleibt bei ziemlich unerquicklicher Polemik gegen die Konsequenz dieser Befunde, die „symbolistischen Denkbequemlichkeiten" des Mendelismus und der Keimplasmatheorie. An deren Stelle glaubt er zur Erklärung dieser Befunde mit der allgemeinen „entwicklungsdynamischen" Deutung auskommen zu können, daß das „Chromatin-Übergewicht" als quantitativer Faktor genüge, um weibliche Sexualentwicklung auszulösen, ohne daß dem X-Chromosom eine spezifische differenzierende Qualität zugeschrieben werden müsse. Ebenso heftig lehnt er die hormonale Erklärung sexueller Merkmalsbildungen ab, auch hier ohne jede Achtung vor den Tatsachen, nur deshalb, weil er sie mit dem Erklärungsprinzip der Epigenesis für unvereinbar hält. (Was sie durchaus nicht ist. Ref.) Seine gereizten Ausfälle gegen Roux und die Entwicklungsmechaniker sind recht unerfreulich. Sachlich geht die Kritik der gonadischen Inkretionshypothesen nicht über die tatsächlichen Einwände hinaus, die von Benda, Poll, Stieve, Aschoff, Tiedje schon besser formuliert worden sind.

Läßt man diese einseitige und grundlos blinde Polemik gegen Andersdenkende beiseite, so ist der positive Versuch einer Darstellung der epigenetischen Sexualgestaltung zweifellos interessant und verdienstlich. Durch ein großes und gutes Belegmaterial ist er freilich nur insoweit gestützt, als er die Phylogenese der Gametie und die stammesgeschichtlichen Varianten und Entwicklungsweisen des Gonochorismus umfaßt. Die embryologischen und organogenetischen Kapitel der Säuger-, besonders der Menschenbiologie ersetzen vielfach jede exakte Einzelerklärung durch die Wiederholung der gleichen allgemeinen Schlagworte: „Nutzstoffangebot, Potentialerwerb, umstandsbedingter lokaler Anpassungseffekt." Im wesentlichen kommt Greil zu folgenden Schlüssen: Die Gonaden unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Entstehungsweise nicht prinzipiell von anderen Organen. Schritt für Schritt läßt sich in der Reihe der Wirbellosen und Wirbeltiere ihre allmähliche Spezialisierung aus ursprünglich gleichartigen Zellen verfolgen. Diese vollzieht sich unter Bedingungen, welche in der Keimzelle noch gar nicht bestanden, sondern sich erst bei der Zellvermehrung im Laufe der Entwicklung ergeben. Die Entscheidung, ob ein beliebiges Areal der Seitenplatten Leibeshöhlenepithel und Mesenchym liefert oder eine Gonade aufbaut, hängt ausschließlich (! sic! Ref.) vom Nutzstoffangebot ab. Es gibt bei Vertebraten keine Keimbahn. Geschlechtszellen sind lokale epigenetische Anpassungseffekte zellulärer Differenzierung. Dieser Gedanke wiederholt sich, ohne exakte taktische Nachweisung seiner Richtigkeit, in immer neuen Variationen.

Ihm entsprechend nimmt Greil auch zur biologischen Erklärung sexueller Zwischen- und Fehlbildungen Stellung. Zu Beginn seiner Studie gibt er über dieselben eine synoptische Zusammenstellung, die in bezug auf Vollständigkeit und Kritik das beste an der ganzen Arbeit ist. Leider verbietet der Raum, auf Einzelheiten derselben einzugehen. Er versucht dann am Schlusse, die ätiologischen Momente ihrer Entstehung epigenetisch aufzustellen. Als solche nimmt er an: abartige Bedingungen der elterlichen Urnieren- und Keimdrüsenbildung; abnorme und unvollkommene Zellteilung der Ur- und Vorgeschlechtszellen; Unstimmigkeit zweier sich vereinigender Gameten; abnorme „Wartezeiten" der Eier oder der Spermien; intrafötal wirkende trophische und toxische Einflüsse (wobei er die Schwangerschaftstoxikosen in einer für den Kliniker schwer verständlichen Weise in ihrer fötal-formativen Wirkung überwertet). Also ein buntes, nicht immer konkret verifizierbares Bild, dessen Bezug zu Greils „epigenetischem" Standpunkt nicht recht durchsichtig ist.

Trotz des mit großem Aufwand arbeitenden Verf. ist somit der Erklärungswert seiner Ergebnisse sowohl im allgemeinen als auch im Hinblick auf seine speziellen Probleme ein recht magerer. Und angesichts dessen hätte Verf. sich durchaus eines geringeren Maßes von Ironie und ablehnender Heftigkeit gegen die Schule Weismann-Correns befleißigen dürfen. Dennoch möchte man wegen vieler interessanter und anregender Einzelgedanken das Original dem aufmerksamen Studium der Fachleute gerne empfehlen — wenn es nicht in einem fast unverstehbaren, geradezu verschrobenen Stil verfaßt wäre. Kronfeld.

3) Weber, L. W.: **Kastration und Sterilisation geistig Minderwertiger.** Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. XC, 1924.

Sehr klare und einsichtsvolle Polemik gegen die Ansichten und Forderungen Boeters' (s. diese Zeitschr. Bd. X, S. 305 f.). Aus sehr überzeugend wirkender grundsätzlicher Erwägung, aus der kritisch zitierten Literatur und aus eigener, durch instruktive Fälle belegter Erfahrung widerspricht Weber der eugenischen und therapeutischen Über- und der Gefahren-Unterschätzung nicht nur der Kastration im engeren Sinne, sondern auch der bloßen Sterilisation durch Vasektomie resp. Tubektomie und durch Röntgenbestrahlung und beanstandet insbesondere die gänzliche Unzulänglichkeit der Diagnose „Schwachsinn" für die individual-, sozial- und vor allem rassenhygienische Würdigung des Falles und somit für eine wissenschaftlich und praktisch hinreichend begründete Indikationsstellung zur Sterilisierung; auch die ärztlich-ethischen Bedenken gegen die von Boeters vertretenen, überdies in sehr anfechtbarer Weise propagierten Forderungen werden mit gebührendem Nachdruck herausgehoben.

Max Marcuse.

4) Ewald, G.: **Fraktionierte Kastration** mittels Röntgenstrahlen und Operation bei einer menstruell rezidivierenden Psychose. Münchn. med. Wochenschr. 1924, Nr. 11.

51jährige Frau wurde wegen menstruell rezidivierender manisch-melancholischer Psychose röntgenologisch und operativ kastriert, zeigte aber weiterhin ganz die gleichen periodischen Vorgänge, die vorher von den Ovarien diktiert zu werden schienen. „Man kann sich infolgedessen des Eindruckes nicht erwehren, daß die Periodizität der Menstruation keineswegs allein abhängig ist von der Ovarialtätigkeit, sondern daß dieselbe eine Teilerscheinung ist allgemein-biologischer Vorgänge, die sich im weiblichen Organismus periodisch abspielen, wenn man nicht annehmen will, daß der Organismus in einer ganz verwunderlichen und seiner sonstigen Anpassungsfähigkeit recht zuwiderlaufenden Beharrungstendenz hier an einmal eingefahrenen Geleisen festhält, sich also auch Jahre nach Entfernung eines für einen Vorgang maßgebenden Organes immer noch der gleiche Vorgang, jetzt ohne Leitung, wiederholt. Jedenfalls lehrt der vorliegende Fall, daß es nicht nur spezifisch ovariell-hormonale Einflüsse sein müssen, die das Parallelgehen einer Psychose mit der Menstruation bedingen, sondern daß auch bei völligem Fehlen der ovariellen Hormone ein periodisches Geschehen im Organismus existiert, das psychoseauslösend zu wirken vermag." Max Marcuse.

5) Neter, Eugen: **Zum Problem des Knabengeburten-Überschusses.** Münchn. med. Wochenschr., Nr. 11, S. 340.

Die eigenartige Tatsache, daß nach größeren Kriegen ein Knabengeburtenüberschuß statthabt, wird durch einige neuere statistische Untersuchungen an Hand instruktiver Kurven dargestellt. Die Versuche durch Parallelkurven zum Knabenindex der Unehelichen, dem Knabenindex der Totgeburten oder gestorbenen Säuglinge, dem ersten oder zweiten Kinde, erweisen sich als unzulänglich, um das Dunkel, das letzten Endes immer noch hinter diesem Problem steht, aufzuhellen. Auf jeden Fall ist eine Zunahme des Knabengeburtenüberschusses nach diesem Kriege zu verzeichnen, seine Gründe sind aber noch völlig unklar. Finkenrath.

6) Lenz, Fritz: **Die Übersterblichkeit der Knaben im Lichte der Erblichkeitslehre.** Archiv f. Hygiene 1923, Bd. 93, S. 126 ff.

Den mannigfachen Erklärungsversuchen über die Übersterblichkeit der Knaben geht Lenz nach. Aus seinen statistischen Untersuchungen, die mathematisch von allen Seiten sondiert werden, erweist er einen umgekehrt proportionalen Zusammenhang zwischen Säuglingssterblichkeit und Knabenübersterblichkeit. Lenz erklärt die Erscheinungen der Übersterblichkeit der Knaben aus den Lehren der modernen Erblichkeitsforschung. Die Entscheidung über die Geschlechtsbildung beim Menschen ist von mendelnden Erbanlagen abhängig, wobei das weibliche Geschlecht homogametisch und das männliche heterogametisch ist. Ein Teil der rezessiven krankhaften Erbanlagen kommt daher in der Regel nur im männlichen Geschlecht zur Auswirkung. Daraus folgert Lenz die Übersterblichkeit der Knaben infolge Neigung zu krankhaften Erbanlagen. In diese Anschauung fügt sich seine statistische Feststellung, daß diese Übersterblichkeit der Knaben geringer ist bei gleichzeitig hoher Säuglingssterblichkeit. Finkenrath.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Fortsetzung siehe umseitig!

Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER

INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

VON

REDIGIERT VON

Dr. MAX MARCUSE, BERLIN

XI. BAND | AUGUST 1924 | 5. HEFT



BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

XI. Band August 1924 5. Heft

Der Erotiker Heinrich Heine.

Von Studienrat Gustav Jung
in Frankenberg i. Sa.

Den Endzweck der Weltgeschichte, das Ahnen des Universums nennt Novalis, der Gestalter zarter Innigkeit, die Liebe und deutet darauf hin, daß den irrationalen Faktoren, der mystischen Intuition, dem Gefühl, der Liebe eine immer bedeutendere Stellung im romantischen Geistesleben angewiesen wird. (Henri Lichtenberger.) Verinnerlicht mit stärkster gefühlsmäßiger Betonung, mannigfaltig in jeglicher Beziehung wirkt es auf die Entwicklung von Heines Individualität, die in jenem wurzelt. Wird doch fast sein gesamtes lyrisches Schaffen von den großen Herzenserlebnissen seiner Jugend geformt.

Will man das Wesen Heinischer Erotik entschleiern, so erscheint es vielleicht geboten, seelische Anlagen des Dichters als Vorbedingungen seiner Entfaltung zu beleuchten. Dem Charakter der treusorgenden Mutter, der praktischen, verständigen Hausfrau gesellen sich die Züge, die Heine vom Vater erbte, der drängende Trieb nach Lebensgenuß und Frohsinn. (Elster, Heines sämtl. Werke I, Einl. S. 4.) Desgleichen entspringen dem jüdischen Rassentypus die glühende, hyperbolische Empfindungsweise des Orients. (Elster I, 121.) Als am frühesten auffallenden Zug bei dem zukünftigen Dichter nennt G. Brandes eine immer zunehmende Nervosität, eine ungewöhnliche Schärfe des Gehörs und des Geruchs.

In der so früh auftretenden Reizbarkeit wollen manche (Rahmer, S., H. Heines Krankheit und Leidensgeschichte, Berlin 1901 u. Hirth, Heines Briefwechsel I, 1892) eine der Anfangserscheinungen eines aus Vererbung hervorgegangenen Nervenleidens erblicken.

Trägt doch wie Lichtenberger meint (Heine als Denker), sein gesamtes Geistesbild die Merkmale eines grausamen Nervenleidens. Welche suggestive Macht bereits in zarter Jugend Begegnungen mit dem weiblichen Geschlecht bergen konnten, beweist eine Darstellung seines Bruders Maximilian. Dieser erzählt uns, wie gelegentlich einer Deklamation Heines dessen Augen auf ein schönes, blondlockiges Mädchen fielen, das auf der vordersten Reihe saß. Er stockte, wiederholte sich, sah mit großen, offenen Augen auf den bewußten Platz und sank ohnmächtig nieder. Wenn man nicht etwa der im Saale herrschenden Hitze diesen Vorfall zuschreibt, sondern sich Heines Ansicht anschließt und die rätselhafte Einwirkung des jungen Mädchens annimmt, so muß man von einer ungewöhnlichen, pathologisch anmutenden Aufnahmeempfindlichkeit reden. —

Rahmer betont auch (s. o. S. 3) den Einfluß jenes sonderlichen Großoheims Simon van Geldern. Wundersam waren die Einflüsse auf Heines Gemüt, und so manche seelischen Eigenarten erscheinen uns begreiflich. Das völlige Versinken in die bunten, abenteuerlichen Irrfahrten des Großoheims ergriff Heines Einbildungskraft so sehr, daß er selbst in das Leben des Verstorbenen hineinwuchs und gewissermaßen eine Fortsetzung des Lebens jenes längst Dahingegangenen zu leben meinte. Jenes wunderliche Doppeldasein mit seinem Tageleben und Nachtträumen wich erst nach einem Jahre dem Bewußtsein eines wieder zur Einheit gewordenen Zustandes. Doch geheime Spuren, Idiosynkrasien, Handlungen, die im Widerspruch zu Heines Denkweise standen, gleichsam Nachwirkungen aus der geschilderten Traumzeit blieben, und sie geben uns ein Bild von dem verworrenen Sinnenleben des Knaben. Braucht man auch nicht unbedingt, wie ich bereits in meinem Buche: Die Darstellung des Weibes in H. Heines Werken betonte, mit Max Kaufmann (Heine und die moderne Seele) Züge eines „Neurasthenikers, Hysterikers, stark erblich Belasteten“ anzunehmen, so ist doch eine anormale Anlage nicht zu bestreiten. Scheint sich doch wie bei Nietzsche auch bei Heine unvermeidlich das Dekadenzproblem aufzudrängen. —

Ob vielleicht eine Krankheit aus der Studentenzeit (vgl. mein Buch S. 48), die noch zu behandeln sein wird, und deren Bestehen noch nicht erwiesen ist, zu der eigentümlichen seelischen Struktur mit beigetragen hat, ob sie später die Empfänglichkeit des Dichters für alles Problematische, alles Widerspruchsvolle des Weibes zu einem ungewöhnlichen Nervenreiz in sexueller Beziehung steigerte, mag dahingestellt sein.

Aus der Enge des Kleinbürgertums flieht, lechzt Heines Sehnsucht nach Schönheit, schweift seine von romantischen Einflüssen gespeiste Phantasie nach dem einsamen Freihause, wo verfehmte Weiblichkeit Gestalt gewonnen hat in der schönen Scharfrichterstochter Josepha, deren Bild des Dichters Liebe mit Farben malt, die den schwülen Duft des Pathologischen und Dekadenten atmen. Heines Worte verraten, wie stark die Wirkung der hohen, schlanken Mädchengestalt mit der engen Quarteronentaille auf seine empfängliche Künstlerseele gewesen sein muß. Ihre Schönheit mit den feinen Hüften bedeutet ihm, dem Verehrer unirdischer Reize, mehr als die der so brünstig geliebten marmornen Statuen. Aus dem bleichen, edel geschnittenen Antlitz blicken große tiefdunkle Augen, die ein unlösbares Rätsel aufzugeben scheinen. Schmale, hochaufgeschürzte Lippen trotzen der Welt. Blutrotes Haar hängt in langen Locken über die Schultern herab. Zusammengebunden unter dem Halse, erweckt es bei Heine, der von den Reizen des Ungewöhnlichen, Seltsamen gebannt ist, den Anschein, als quelle aus dem abgeschnittenen Halse das rote Blut. Fast wollüstig spielt Heines Phantasie bis ins Grausige. —

Wenn aber auch nicht allein aus dem Zauber jener geheimnisvoll selbst in Träumen nicht mit Menschen Lebenden, sondern von Tieren träumenden Mädchengestalt die Phantasie sich eine Art erotischen Schönheitsideals schuf, so sind natürlich auch die Wirkungen romantischer Traditionen nicht zu unterschätzen. Jeden-

falls keimt in Heines Herzen eine Neigung, in der E. Elster zwar keine die Brust ausfüllende Liebe erkennt, immerhin doch ein von ferne melancholisches Wetterleuchten, eine jener Gewalten, die einst mit Sturm und Gewitter über des Dichters Haupt einherziehen sollten.

Sein Kuß auf die Lippen der marmorbleichen Josepha entsprang allerdings nicht allein zärtlicher Neigung und seelischer Wahlverwandtschaft, sondern auch dem Hohn gegen die alte Gesellschaft und die dunklen Vorurteile.

Wiederum scheidet sich des Dichters Wirklichkeit in des Lebens Sonnenhelle von einem wundersamen Traumdasein, in dem er spricht und singt wie Josepha. Beider Seelen sind auf einen wunderbaren, harmonischen Klang gestimmt. Gehörte doch auch Heine einem in mancherlei Weise unterdrückten Volke an. Das fluchbringende Unheil, das die Liebe der Unehrlichen zu bringen vermag, deutet darauf hin, wie Heines Liebe nach Joh. Volkelt, dieses wunderbare Gebilde, märchenhaft schaurig und doch so leichtsinnig froh, mit Entzückung genießend, schon während dieses Genusses das bange Vorgefühl entsetzlichsten Elends in sich trägt.

Bleiches, Kaltes, Statuenhaftes lockt Heines sehnsüchtige Liebe, dem, wie wir sehen werden, die Bilder antiker Schönheit die kühlen Marmorlippen reichen, Träume, die ein verstorbenes Königskind mit blassen Wangen umspielen. Wilde Liebeslust bebt in den phantastischen Gebilden seiner wilden Phantasie. Lohn für die grausige Liebesnacht ist die Seligkeit. Aus der großen Kirchhofsphantasie, einem Niederschlag jener frühen Erlebnisse, hallt eine unheimliche Stimmung, die die Himmelsfreude der Engel, das Höllenleid der Menschen als Liebe bezeichnet.

Heine, für dessen Leben und Wirken die Liebe so bedeutsam erscheint, hat die Beziehungen zu der zarten, schönen Josepha als ein Präludium bezeichnet, das der großen Tragödie der reiferen Periode vorausging, als ein provisorisches Fegefeuer, in dem man sich an das Gebratenwerden gewöhnen soll.

Des Dichters Liebe, die später zu der wundervollen Blüte mit dem berauschenden Duft emporblühen sollte, so führte ich es in meiner genannten Schrift aus, ist schon in wildem Keimen begriffen. Nach Elsters Meinung nähert sich das eigentümliche Wohlgefallen an den Schauern des Todes, dem Krankhaften. Ein lockender Kitzel ist dies für nicht ganz gesunde Naturen. In der von Kontrastgefühlen beherrschten Seele Heines verbinden sich, wie der genannte Forscher betont, Liebesregung und Kirchhofsgrauen zu einer alle Sinne spannenden Wirkung.

Nachdem sich Heine zu Frankfurt, wo er in die kaufmännische Laufbahn eingeführt werden sollte, wie es scheint, mit Leib und Seele in den ersten holden Rausch flüchtiger Minne verloren hatte (Elster), siedelte er nach Hamburg über, wo ihm ein „goldener Stern" der Liebe leuchtete.

Neues Licht fällt auf Heines Leben. Nun erklingen die grellen, unheimlichen Töne seiner Dichtung zuweilen gedämpfter. Zu Amalie Heine, der schönen Tochter seines reichen Hamburger Oheims, die im höchsten Grade bestimmenden Einfluß auf die seelische Entfal-

tung Heines gewann, fühlte er sich in unwiderstehlicher Liebe hingezogen. Nur wenige Briefstellen geben uns Aufklärung über die tiefe Neigung, die seit 1816 in Heines Seele lebte. In nicht ganz ehrlicher Weise hat man auch diese zu leugnen gesucht. Gewiß bildet für diese Liebe Heines Jugenddichtung geradezu eine Fundgrube. Die nur wenig jüngere Kusine stieß ihn auf eine unbegreifliche Art ab und zog ihn zugleich wieder gewaltsam an. In ihren Augen glaubte er im selben Augenblicke liebendes Wohlwollen und auch wieder bittersten Hohn zu erkennen. Allein das arme, liebende Herz will noch nicht zurückweichen. Heine erscheint sich als ein wahnsinniger Schachspieler, der „beim ersten Stein" die Königin verloren hat und noch um sie spielt.

Der Aufenthalt in der Nähe der Geliebten und lange vergebens nach ihrem alleinseligmachenden Anblick oft vergebens schmachten, stürzt ihn in wilde Verzweiflung. Aber obgleich Amalia den Dichter schnöde demütigt, kommen ihm seine Poesien nun viel sanfter und süßer vor, wie in Honig getauchter Schmerz.

Sentimentalische Sehnsucht seufzt aus den Worten, die Amalie umspielen. Selige Märchen durchwoben vom dämmernden Mondenglanz raunen von einem Glücke, das keine Erfüllung kennt.

Weibliche Sinnenschönheit findet gelegentlich ihren Ausdruck in scharfer Prägnanz, birgt sich doch auch oft in den Formen der Tradition.

So wird die Gestalt der Zuleima, die der Liebe zu Amalia ihre Entstehung verdankt, von dem nervös-schwärmerischen Sehnen des Dichters geformt. Ein Zauberschleier weicher romantisch-orientalischer Pracht umhaucht den süßen Leib der Angebeteten.

Rein Sinnliches wird durch den Versuch einer Analyse psychologischer Probleme in den Schatten gestellt, wobei im allgemeinen Heines Gefühlsweise nicht von der harmonischen Einheit, sondern der widerspruchsvollen Vielheit bestimmt wird.

Immer klarer wird uns, wie Max Fischer (Heinrich Heine, der deutsche Jude) betont, daß so viele seiner Gedichte unerfüllte Sehnsucht beweisen. Hier zittert kein Genuß nach, Heine liebt Amalia unglücklich, deren Bild aus dem Jahre 1830 uns fast spöttisch überlegen anschaut.

Dem Empfindungsleben des unglücklich Liebenden drückt eine pessimistische Stimmung einen gewissen Stempel auf. Als Ausfluß hiervon erblickt der Dichter, dem die Liebe entzückende Marter und wonniges Weh bereitet, im Weib, dem Gegenstand seiner Sehnsucht, einen Zwitter von Schrecken und Lüsten.

Der Traum wird ein wichtiges Mittel, halb im Boden der Wirklichkeit, halb in der Sphäre des Übersinnlichen wurzelnde Gefühle auszudrücken. Manche Vorstellungen gleichen schon ganz Halluzinationen. Bilder lösen sich in Nebel auf, wenn die Vorahnung die Nichtigkeit eines vielleicht nur eingebildeten Genusses feststellt.

Die Stimmung, daß nichts von Dauer sei, auch die eigene Neigung nicht, wächst sich in eine Art Nihilismus aus (Jung, Heine S. 82). Da der Liebe keine männliche Erfüllung wird, findet sie keinen Niederschlag in einem Form gewordenen Erlebnis, in einer

lebensstarken Dichtung wie bei Goethe, sondern sie flieht in den Traum.

Dem über seine Gefühle reflektierenden Dichter bietet Eros nur Qual, nur Schmerz, nur Leid. Nur im blauen Reich der alles verschönenden Träume blüht sonst unerreichbares Glück der Liebe. Ja, auch dies verneint Heines Pessimismus. Ist doch die Liebe nicht nur „das Allerschlimmste", sondern auch das „Allerdümmste"!

Die Entwicklung Heinischen Liebesempfindens läßt sich dann begreifen, wenn man bedenkt, daß der Dichter an der Gemütsverfassung litt, manches an sich Unbedeutende, das in seiner erregbaren, ungemein empfänglichen Seele starken Widerhall fand, symbolisch aufzufassen.

Verhältnismäßig früh eintretende Enttäuschungen weckten in dem Dichter düstere Grundstimmung. Dem Präludium folgte die Tragödie, das tief unglückliche, erste große Herzenserlebnis.

Immer schärfer formuliert sich Heines Ansicht: Der Weibesliebe erwächst verhängnisvolles Schicksal.

Als Heine vom endgültigen Verlust der Geliebten durch ihre Vermählung mit dem Gutsbesitzer John Friedländer in Königsberg erfuhr, befiel ihn eine unbeschreibliche Erregung. Hatte er sie doch mit der ganzen Heftigkeit seines beweglichen Gemüts leidenschaftlich geliebt (Elster).

Die nordisch düstere Tragödie „Ratcliff", mit der der Dichter vom roten Buch der Liebe die urgeheimnisvollen sieben Siegel hinweggerissen zu haben glaubte, begründet immer fester die gewonnene Anschauung. Durch wilde Phantasie gesteigerte Liebe hallt aus dem Werk. Schon taucht die unselige Methode auf, sich dem wild-geheimnisvollen Zauber der Geliebten zu entziehen, indem er des Herzens Qual im Rausch zu betäuben sucht.

In Hamburg wäre gewiß hierzu Gelegenheit gewesen. Um wieviel eher bot vielleicht das Studentenleben zu Göttingen eine solche dem jungen Heine. In der Tat erhellen die allerdings einander widersprechenden Urteile über die Sittlichkeit der Studenten die Sachlage, wie dies die instruktive Schrift von O. F. Scheuer „Heinrich Heine als Student" beweist.

So sagt Oehme in seinen „Göttinger Erinnerungen": „Die Sünden contra sexum wurden gar nicht geheimgehalten; sie bildeten leider nur zu oft den Gegenstand des Gesprächs. War eine feile Dirne in der Umgebung Göttingens, so begab man sich dahin, oder man ging nach Cassel."

Vielleicht wundert man sich um so weniger, daß ein „offenes Zuschautragen geheimer Krankheiten" stattfand, und daß eine ungeheure Anzahl der Studenten von der Liebesseuche angesteckt waren, wenn man hört, daß ein angesehener Arzt riet, „der Gesundheit wegen Ausschweifungen beym Frauenzimmer zu begehen" (Scheuer S. 30).

Nach Goedekes Behauptung soll sich Heine dort eine Krankheit zugezogen haben, die seine Ausschließung aus der Göttinger Burschenschaft veranlaßte. Sicherlich denkt er an eine syphilitische Infektion. Nun wäre ja Gelegenheit hinreichend vorhanden gewesen,

besonders da nach S. Rahmers Ansicht (S. 49) Heines stark erotische Veranlagung sich in häufigen, sinnlichen Ausschweifungen erging.

Mit Scheuer und anderen Forschern möchte ich Goedekes Behauptung zum mindesten als fragwürdig bezeichnen, da keine Quelle angegeben ist, die sie bestätigt.

Scheuer meint, „bei der grenzenlosen Offenheit Heines in der Darstellung seiner Erlebnisse, auch der in puncto veneris, müßte sich doch in seinen Werken und Briefen irgendeine Stelle finden lassen, aus der man auf eine venerische Krankheit schließen könne". Den Grund für die Entfernung aus der Burschenschaft erblickt er in der Verletzung des Keuschheitsprinzips schlechthin, und zwar begangen in der „Knallhütte" bei Bowenden (S. 31 f.).

Der Leser der „Harzreise" (erinnert sich) gleich an eine andere Version dieses Namens, nämlich an „Bovdin". Ein paar hoffnungsvolle Jünglinge läßt Heine in der Nähe dieses Ortes mit einem „Weibsbild, das dort sein horizontales Handwerk treibt", sich amüsieren (Elster, III, S. 19). Max Fischer (s. o. S. 33) meint, Heine sei überhaupt nicht der verführerische und sieghafte Mann gewesen. Grabbe wollte dem „bleichen, schwächlichen" Menschen nicht glauben, daß er eine Frau besessen habe. Frauen gegenüber „sentimental, zerfließend, hingegeben", habe der zwischen Sehnsucht und Erfüllung schwankende Heine seine erotischen Erlebnisse bei Frauen gefunden, die man ohne Schwierigkeiten erobert und von denen Unter den Linden gegrüßt zu werden, eine Art Blamage war.

Aber all dieser flüchtige Genuß gröberer Sinnenfreuden ließ die leidenschaftliche Gewalt der Liebe zu Amalie nicht vergehen. Sie mit ihren so schmerzlichen Erfahrungen ließ erst, wie von Ernst Elster scharfsinnig nachgewiesen ist, im Sommer 1823 ein von fern leuchtender Stern erblassen.

Aus dem einen Liebestraum glitt er gleichsam in den anderen. Die dichterischen Formen beider fließen, wie ich früher betonte, in mancherlei Stimmungen gewiß oft ineinander über. Kann man doch nicht verhehlen, daß bei allen feinsten unterscheidenden Schattierungen die Persönlichkeit Amaliens die fundamentale Grundstimmung auch wegen ihres zeitlich früheren Eindrucks für Heines Fühlen bildet.

Allzu hold ist der neue Liebestraum. „Liebe im Bündnisse mit dem Tode ist unsterblich." Sie ist für Heine die höchste und siegreichste aller Leidenschaften. Aber indem der Dichter einen wahren Hymnus auf die erste Liebe singt, die nur mit dem tragischen Tode endigen könne, so läßt doch die deutsch-jüdische Sentimentalität manches ahnen. Der zweiten großen Glut fehlt der Glaube an die Unsterblichkeit. —

Zunächst freilich festigt Heines zerrissenes Wesen eine lebensfreudigere Stimmung. Seligkeit und Glück jauchzt diese Liebe in unmittelbarer Frische. Dann erblühen in der Erinnerung Bilder voll schwermütiger Süße. Die Gedanken tasten an verharschende Wunden vergangener Herzensnot, verblühte Sehnsucht, die auch den glücklos Liebenden zum Gotte machte. Schon umschattet Mißtrauen den zweiten Liebesfrühling. Vielleicht können wildeste, herrlichste Gefühle sich dereinst in zahme Lauheit wandeln, die Augen, Lippen

und Hüften, einst zu schauerlicher Begeisterung entflammend, nun mit Gleichgültigkeit betrachten.

Wie trostlos ist es, im heißesten Rausche an künftige Nüchternheit, an Kühle zu denken!

Der Dichter sinkt zurück in jene Anschauungen, die erste weltschmerzliche Regungen keimen ließen. Alle Hoffnungen, die dem gesundenden Herzen entsprossen waren, sterben. Schon gilt dem Dichter Liebeswort fast als Lüge. Zuschanden werden muß das Schönste, der Frühling und die Liebe. Das dualistische Prinzip, den Liebe und Weib verkörpern, birgt als Wesenskern den Schmerz.

Wiederum sollten flüchtige Abenteuer, schnell begonnen, schnell abgebrochen, mit Frauen, deren Gunst nicht allzu schwer zu erringen war, den Enttäuschten schadlos halten. Doch ließen sie nur doppelte Bitternis zurück.

Sein äußeres Leben gestaltete er nach seinen Worten toll, wüst, zynisch und abstoßend. Zum schneidenden Gegensatze seines inneren Lebens machte er es, das sich als ein brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt darstellte.

Jedenfalls erschöpft sich Heine niemals in idealistischer Liebessehnsucht; der wilde Schrei nach vollem Sinnenglück durchzittert sein Leben. Trotz aller Sentimentalität zeigt er sich als Realist in der Liebe. In seiner ironischen Weise schreibt er dies einmal seinem Freunde Möser: „Ich bin nicht mehr Monotheist in der Liebe, sondern wie ich mich zum Doppelbier hinneige, so neige ich mich zu einer Doppelliebe. Ich liebe die medizeische Venus, die hier auf der Universität steht, und die schöne Köchin des Hofrats Bauer."

Düsterem Pessimismus, der allerdings in seinem Liebesempfinden überwiegt, begegnet sprudelnde Lebenslust. Mit der angedeuteten krankhaften Überspannung hängt, wie Karl Blanck (Heine und die Frau, S. 7) andeutet, Feinheit und Intensität der Sinnesempfindung zusammen, eine erhöhte Genußfähigkeit zarter Organe, die diesen Künstler aus einem einzigen Augenblick unendliche Beseligung und Anregung schöpfen läßt.

„Gottlob! ich lebe!" ruft er aus. „In meinen Adern kocht das rote Leben, unter meinen Füßen zuckt die Erde, in Liebesglut umschlinge ich Bäume und Marmorbilder, und sie werden lebendig in meiner Umarmung. Jedes Weib ist mir eine geschenkte Welt; ich schwelge in den Melodien ihres Antlitzes, und mit einem einzigen Blick meines Auges kann ich mehr genießen als andere mit ihren sämtlichen Gliedmaßen, Zeit ihres Lebens. Jeder Augenblick ist mir ja eine Unendlichkeit." (Elster, Heines Werke, III, S. 137.) Der große Pulsschlag der Natur lebt in der Brust des liebenden Dichters, in dessen Worten sich die das ganze All umspannende Lust des Dichters offenbart.

An sich unbedeutende Ereignisse „ein Seitenblick aus schönem Auge, das Vorbeigleiten eines Kleides, der Anblick oder die Berührung einer schlanken Hand lassen das erregbare Herz in Jubel und Schmerz erbeben." (Blanck, S. 8.)

Die in Schweigen gehüllte Begegnung mit der schönen Frau aus Celle am Strande von Norderney wird zum süßesten, mystisch lieb-

lichsten Ereignis, der geheime Druck ihrer Hand läßt Heines Seele zittern und glühen. Das verlassene nordische Herz blüht und klingt wie vormals. Eine braune oder blonde Sonne hat die schlafenden Blumen seines Herzens wachgeküßt. Der Blick einer lächelnden Spinnerin nimmt sein Herz gefangen. Franscheskas Schönheit, die ihn an die Venus Canovas erinnert, berauscht seine Erregbarkeit. Vielleicht ist die Liebe eine Art Elektrizität. Denn dem Dichter kommt es vor, als schlage im Augenblicke des Verliebens ein elektrischer Strahl plötzlich in unser Herz ein.

„Ach! diese Blitze sind die verderblichsten. Nicht jede Liebe wirkt blitzartig; manchmal lauert sie wie eine Schlange unter Rosen und erspäht die erste Herzenslücke, um hineinzuschlüpfen; manchmal ist es nur ein Wort, ein Blick, die Erzählung einer unscheinbaren Handlung, was wie ein leichtes Samenkorn in unser Herz fällt, eine ganze Winterzeit ruhig darin liegt, bis der Frühling kommt und das kleine Samenkorn aufschießt zu einer flammenden Blume, deren Duft den Kopf betäubt."

Den Dichter, der das Wesen der Liebe nicht ergründen kann, versetzen die Reize Italiens in eine wahre Liebestrunkenheit. Er glaubt, die ganze Welt tanze. Die Berge taumeln entzückt, und es wetterleuchtet so lieblich wie lichte Küsse. Die Seele jauchzt, wenn er der Zeugen seiner Liebesfreuden gedenkt, der toskanischen Nächte, wenn er der Nymphen sich erinnert, die mit bräutlichen Tänzen ihn umschwebten. Beseligt schaut er in das Antlitz Franscheskas, das einer sehnsüchtig weißen Rose gleicht.

Aber diese glänzende Zeit des Glückes unterbrechen Stunden voll Gram und Elend. Mit Beziehung hierauf sagt des Dichters Nichte Marie Embden-Heine (Erinnerungen an H. Heine): „Hier hatte er in Liebe und Wonne geschwelgt und sich auch den Keim seiner Krankheit geholt, denn wie eine emsige Biene flog er von der einen zu der andern und war nie satt." Mit Recht betont Scheuer (S. 25), daß für diese Behauptung allerdings kein Beweis erbracht wird.

Trotz alledem sagt Heine: „Mein Herz wird immer lieben."

Einem abstrakten Spiritualismus gegenüber vertritt er einen sinnenfreudigen Sensualismus. Dem kalten, positiven Grabe, der Verneinung aller Sinnenfreude entgegen fordert er Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien."

„In Klängen, die zum Teil schon Nietzsches Empfindungen vorwegnehmen", wendet er sich gegen eine „Aschermittwochsreligion", die das Fleisch verdammt und seine Freuden beschneidet. Ob ihm, wie M. Fischer meint, die höchste Religiosität die starke und lustvolle Entfaltung des fleischlichen Lebens ist, mag dahingestellt sein.

Vielleicht ist die Art, die Frauen sich in der Mehrzahl zu denken, dem Wunsche entsprungen, quälende Schmerzen hoffnungsloser Jugendliebe zu betäuben.

Gérard de Nerval sagt, Heine habe ihm selbst gestanden, nachdem er das Paradies seiner Liebe verloren hätte, sei die letztere für ihn nur noch ein Handwerk geblieben. (Schmidt-Weißenfels, Über Heinrich Heine, Berlin 1857, S. 14.)

Carl Blanck hat recht, wenn er betont, die hergebrachte Unterscheidung von hoher und niederer Minne dürfe nicht förderlich sein, solange sie lediglich die oberflächliche Millionärstochter über das zarte, scheue Mädchen aus dem Freihause oder das märchenfrohe Bergmannskind heraushöbe. Weckt doch gerade diese Gestalt ein so tiefes Liebesgefühl voll süßer Innigkeit. Ihr und des Dichters Liebestraum blüht empor zum Glücke voller Wunder. Wie leuchtet hier das Symbol der Seligkeit, die Frauenreiz in keuscher Liebesleidenschaft zu bieten vermag! Wie weich ruht der Glückliche in den Armen der Geliebten!

Ein mystisches Band fesselt die Liebenden, die einander im Traume schauen, bevor sie sich kennen. Liebe überdauert Todesmacht. Nur in ihr ist die Wahrheit. Außerhalb gesetzmäßiger Bande lebt sie. Sie steht gewissermaßen jenseits von Gut und Böse.

Nun ist Heine nichts weniger als ein sentimentaler Schwärmer und trägt seine epikuräischen Ansichten, wie Lichtenberger meint, mit Frivolität zur Schau, die ihm ernste Leute nur schwer verzeihen könnten. Seine Liebe ersehnt nun vor allem die sinnlichen Reize des Weibes, „den Leib, so zart und jung". Trübe Erfahrungen lehren das Ergebnis, Weibesliebe zeige Unheil. Wildem Taumel der Herzen folgt lähmende Ernüchterung. „Ausgetrunken ist der Kelch, der mit Sinnenrausch gefüllt war." Aschermittwochsworte! Wie selbstverständlich, daß die Küsse lügen!

Weibesliebe gewinnt Gestalt in der Sphäre, die den Odem wollustheischend austrinkt und den armen Leib mit Löwentatzen zerfleischt.

„Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Lust unermeßlich."

Und doch möchte der Dichter das todesdunkle Rätsel grauenhaft-süßer Liebesgewalt nicht lösen. Mit der Lösung aller im Dämon Eros lebenden Spannung, mit dem Schwinden jener geheimnisvollen Gewalt, die den Anstoß zu allem Schönen gibt, fiele diese Welt in Trümmer. (Jung, S. 142.)

Selbst Zeiten höchsten Glücksempfindens bieten nicht restlose Erfüllung reinsten Liebesglückes; denn den heimlichen Schlangenschwanz birgt selbst die schönste Meerfee.

Und doch beherrscht den Dichter oft ein unwiderstehlicher Hang, eine wilde Sehnsucht nach dem Dämonischen im Weibe, ein Wunsch sich aus der Brust das Leben küssen zu lassen. Vielleicht gewinnt des Dichters Vorstellung vom Weibe am stärksten Form in der Loreley, dieser bekanntesten Gestalt Heinischer Dichtung. Reine Harmonie tönt ihm die Liebe nicht mehr wider. Zwar ist seine Seele so empfindlich, die Weihe alter Symbole und wundersamer Gläubigkeit in sich nachzittern zu lassen. (Fischer.) Aber sein krankes Herz kann keine Mutter Gottes zu Kevelaer heilen.

Wenn er auch als schönheitstrunkener, vom Sensualismus durchdrungener Hellene vor dem Standbilde der hochgebenedeiten Göttin der Schönheit, „unserer lieben Frau von Milo" im Louvre zusammenbricht, so ist es vielleicht zu bezweifeln, ob sein Geist immer in den formenstrengen, aber kalten Linien des absoluten Schönen die Erfüllung letzter Sehnsucht gefunden hätte. Bildet doch sein ab-

straktes, spiritualistisches Nazarenertum einen nicht zu unterschätzenden Faktor seiner Persönlichkeit. Dem wollüstig Modernen kam es weniger auf den klaren Ausgleich der Sinne und des Geistes, als auf das mehr oder weniger starke Hervortreten eines Bestandteiles von ihnen an.

Sentimentale Schwärmerei, stille, wunschlose Verehrung sieht neue Welten in den Augen einer Friederike Robert liegen. Voll Entzücken schauen die Augen den weißen Leib der schönen Gräfin Kalergis. Wilde Sinnlichkeit löst solche Gefühle ab und berauscht sich an dem dämonischen Reiz der ungezähmten Schönheit Pomare, deren Anblick alle Liebesgötter in Heines Herzen aufjauchzen läßt.

Mit dem Verständnis des genießenden Lebemannes macht der Dichter feine Unterschiede zwischen zarten, zierlichen Reizen der Unschuld und reifer Schönheit. Gröberer Sinnengenuß hält ihn nicht lange gefangen, wenn er auch das Fleisch wieder in sein Recht einsetzen will. Des Weibes Leib ist ihm ein Gedicht, in das er sich Tag und Nacht versenken will. Aber ob auch zuweilen das Liebesbegehren Heines aus einer Umarmung in die andere zu taumeln scheint, nirgends erwächst eigentliche Befriedigung. Ein Evangelium der Freude will Heine verkünden, die Kirche vom dritten, neuen Testament bauen, das die „dumme Leiberquälerei" vernichten will. Da Gott sich in der ganzen Natur, im Universum manifestiert, erscheint es gleichgültig, was wir lieben; denn jedes Wesen ist ein nicht unwürdiger Teil des Alls. Unstillbar ist die Glut der Riesenwollust, die in sein Herz dringt. Enfantins Lehre von der Rehabilitation des Fleisches nimmt Heine gefangen, der sich zu einer Art Pantheismus in der Liebe bekennt, der Gott selbst in unsern Küssen erscheinen läßt. Süße Wildheit der Sinne verficht das Prinzip freier Liebe, gewinnt aber für solches Gefühl Gestalten individualistischen Gepräges, und sein Sinn sucht die Symbolik schöner Formen zu ergründen.

Die Jahre 1834 und 1835 reißen ihn in den Strudel rasender Menschlichkeit, und nach seinen Worten sitzt er bis an den Hals in der Liebesgeschichte, die ihn alles vergessen läßt. Rosige Wogen umbrausen ihn gewaltig, und sein Hirn ist betäubt von wütendem Blumenduft. An J. Campe schreibt Heine: „Ich Tor glaubte, — — — ich sei den ewigen Göttern gleichgestellt in Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung — und siehe! ich tobte wieder wie ein Mensch, und zwar wie ein junger Mensch." (Hirth, II, 74.) Zwar beschwichtigen sich unter dem Einflusse seiner schönen Freundin Christina Belgiojoso, auf deren Schlosse Jonchère er in der Nähe von Saint-Germain weilt, die aufgeregten Sinne; aber ein übermächtiges Gefühl raubt ihm die Klarheit des Schauens und Denkens. Seine Leidenschaft zieht ihn jedoch nicht zu dem „schönsten und edelsten und geistreichsten Weibe"; vielmehr ist er „verdammt, nur das Niedrigste und Törichtste zu lieben".

Im Oktober 1834 hatte Heine eine schöne junge Französin Crescentia Eugenie Mirat, ein außergewöhnlich frisches, liebenswürdiges, leidenschaftliches Mädchen kennengelernt. „Ihr reizender Mund, der beim Lachen eine Reihe blendend weißer Zähne erblicken ließ, die Grübchen ihrer Wangen, ihre zarte Hautfarbe, ihr

kastanienbraunes Haar, ihre wohlklingende Stimme wirkt bestrikkend auf die Seele des Dichters. Sie ward nach kurzer Zeit mit ihm in Liebe vereinigt, und es begann jetzt für Heine eine Zeit bacchantischen Rausches und übersprudelnde Sinnenlust.“ (Elster, I, S. 91.) Alle seine Empfindungen finden sich, wie ein Brief von Lewald sagt, im Hohenlied Salomos.

Wohl hatte der Dichter sich von der übermächtigen Leidenschaft zu der kleinen Schuhverkäuferin losreißen wollen. Jedoch konnte er sich der Wirkung des vergnügungssüchtigen, putzliebenden, aber allbewunderten Mädchens auf die Dauer nicht entziehen. Er nahm die Geliebte in seine behagliche Wohnung in der Cité Bergère als Lebensgefährtin auf. (Elster; I, S. 92 f.) Nur schwer vermochte selbst Heine Mathilde — so nannte er die Geliebte — durch den Strudel aufregender Freuden zu folgen; schließlich genoß er „mit vollsaugender Seele alle Süßigkeiten der Lustsaison.“

Durch beständige Unbeständigkeit der Laune erheiterte Mathilde dem Dichter das Leben. Ihrer Eifersucht scheint die seine, die vielleicht mitunter nicht ganz unbegründet war, nichts nachgegeben zu haben. Der Gedanke an die Möglichkeit einer Trennung, hervorgerufen durch die „Wildheit der teuern Person“, schlief mehr und mehr ein, und am 31. August 1841 heiratete er die Geliebte, mit der er sich „schon länger als sechs Jahre täglich“ zankte.

Immerhin erkaltete seine Liebe zu seinem „kleinen Hausvesuv“ mit der notdürftigen Bildung niemals. Mathilde war ihm trotz des ungestümen Temperamentes das innigste Lebensbedürfnis.

„Seit acht Jahren“, schreibt er an seinen Bruder Max, „liebe ich sie mit einer Zärtlichkeit und Leidenschaft, die ans Fabelhafte grenzt. Ich habe seitdem schrecklich viel Glück genossen, Qual und Seligkeit in entsetzlichster Mischung, mehr als meine sensible Natur ertragen konnte.“

Einst hatten die Wünsche des Dichters sentimentalisch jungfräulich zarte Schlankheit ersehnt. Üppige Fülle reifer Weiblichkeit umkreisen seine Gedanken. Die Sinnenschönheit der Venus aus dem Tannhäuserlied erblüht vor uns. Er selbst wird zum Helden der Sage, den die Leidenschaft zerglüht. Ist auch der Teufel, den man Liebe nennt, der schlimmste, so will er gern mit seiner Seele des Fleisches Lust bezahlen, denn die Seligkeit, die die Liebe bietet, vermag für alles zu entschädigen. Dem wilden Wasserfalle gleicht sie, dessen Fluten kein Damm zu hemmen vermag. Alles ist dem Liebenden um Rausch feil. Der süße Wein, der ihm kredenzt wird, die Rosen, die als Kränze sein Haupt umdufteten, die wilden Küsse haben ihn krank gemacht. Nach Bitternissen schmachtet der Betörte. Scherzen und Lachen war zu viel; Tränen sind jetzt seine Sehnsucht, und statt mit Rosen möcht er mit spitzen Dornen sein Haupt umkrönen. Fast mit Entsetzen erfüllt ihn die Schönheit des Frauenleibes, wenn er an die Vergänglichkeit der Zeiten denkt. Niemals wird der weiche Liebreiz des Venusberges seine geheimnisvolle Gewalt über ihn verlieren. Wie solche Gefühle die Dichtung wild durchbluten, so schreibt seine Briefe die süße Not der Sinne: „Diese“, sagt Hirth (I, S. 87), „läßt Heine glühende, aber nicht bezwingende Töne anschlagen, die oft schrill und heiser vor Leiden-

schaft klingen, sich aber nicht schmeichelnd ins Herz stehlen. An die ‚tollste der Tollen' richtet er in kurzen Worten gelegentlichster Trennung hastig zu Papier gebrachte Liebesklagen, die nur die Sehnsucht nach der körperlichen Nähe der Geliebten enthalten. Feinere Schatten und zartere Farben konnten diese Briefe leicht entbehren, Mathilde hatte sich an ihnen niemals entzückt."

Statt geistiger Worte, die ihm eheliche Liebe einer tief unter ihm stehenden Frau nicht bieten konnte, ergehen sich seine Sinne in unerhörten Wonnen des Genusses. Trotzdem ist solch verhältnismäßig mehr äußerliche Wirkung seines morgenschönen Weibes dauerhaft genug, um die vergötternde, eifersüchtige Zärtlichkeit nicht zu zerstören. Ob wir Mathilde nun mit Elster als treue, liebevolle Pflegerin, als Trost in der Not ansehen, oder ob wir alle Fischers Ansicht beipflichten, der sie in den Zeiten von Heines Krankheit gleichgültig über die Boulevards flanieren läßt, der Dichter hat in ihr die „engelsüße Person", die „einzige Freude seines Lebens" gesehen. Vielleicht sind selten schönere Worte über eheliche Liebe von einem neueren Dichter gesprochen worden. Sie erscheint als innigste Verschmelzung seelischer Erhebung und Sinnenlust, männlichen und weiblichen Begriffs. Beider Trennung bedeutet Tod.

Immer zittert in Heines Herzen eine tiefe, ungestillte, unruhige, angstvolle Sehnsucht.

Kaum ist ihr im Leben volle Erfüllung geworden. Und der Dichter versucht den inneren Sinn des weiblichen Prinzips wie einer fremden Erscheinung zu ergründen. In der Jugend, sagt der Dichter, sei die Liebe stürmischer, aber nicht so stark, so allmächtig wie später. Auch sei sie in der Jugend nicht so dauernd, denn der Leib liebe mit, lechze nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe und leihe der Seele allen Ungestüm seines Blutes, die Überfülle seiner Sehnenkraft. Später, wo diese aufhöre, wo das Blut langsamer in den Adern sintere, wo der Leib nicht mehr verliebt sei, liebe die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote stehe, da sie nicht so gebrechlich sei wie der Leib, nehme sie sich Zeit und liebe nicht so stürmisch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenschlicher.

Heine, dessen Seele die Hymne vom schönheitstrunkenen Sensualismus durchklang, folgte nur seinem unerbittlichen Schicksal, wenn er jetzt dem Spiritualismus der Nazarener seine Überzeugung lieh. War er doch kein göttlicher Bipede mehr, kein weinumlaubter Dionysos, sondern ein armer, totkranker Jude, dessen furchtbare Leiden jede Regung der Sinne zu einem ohnmächtig-kraftlosen Begehren machte.

Der zartnervige, geistreiche Dichter, dessen scheue Liebessehnsucht einst die Form süßer Schwermut in dem sich verzehrenden Asra und der wunderschönen Sultanstochter am Springbrunn gewonnen hatte, mußte nun neben seinen Leiden die Launen einer zwar geliebten, aber doch herzlich unbedeutenden Frau mit in Kauf nehmen. Nach Jahren schmerzvollster, quälendster Entbehrung, furchtbarstem Elend flammt das weiche Herz des Dichters, der kaum im Leben weibliche Ebenbürtigkeit sein Eigen genannt hatte, im letzten glühenden Fiebertraum empor. Nervös verfeinerte Töne,

Klänge von unsagbar duftiger Süße, die wie das leise Rauschen der Äolsharfe umschmeicheln, feiern, zitternd in bezaubernder Kraft, letzte, tiefe Liebe zu der anmutig, überirdisch zarten Frauengestalt, die sich in weichem Troste über den namenlos Leidenden der Matratzengruft in der Avenue Matignon zu Paris beugt. Wenn auch die Neigung zur guten Mathilde, die seinem Wunsche wohl nicht ungern folgend sich Erholung verschafft, nicht schwindet, so ist es doch, als wenn das „französisch heitere Tageslicht“ erblasse und ein müdes Herz heimfinde. Einen „Genius“ nennt Elster die seltsame Frau, eine Deutsche, die als Camilla Selden bekannt geworden ist, Heinrich Heines „Mouche“.

„Sie war schlank und hatte blaue verlockende Augen, und braunes Haar umrahmte ihr zartes Gesicht. Hier war die gleichbürtige Frau, die er immer hatte entbehren müssen; hier strömte ihm das junge Leben entgegen, nun da er ein Sterbender war. Seltsam wehmütige Stunden schenkte diese Frau dem mit dem Tode Ringenden, selige Wonnen, die um so gesteigerter waren, da die Inbrunst der Liebe ihnen versagt war. Sie entlockte Heines Seele noch den letzten Ton, noch süßesten Klang, noch bitterstes Weh.“ (Fischer S. 59 f.)

Die „wild brünetten Sonnenbrände“ waren dem Dichter schlecht bekommen, und er hatte sich nach der zarten Frauenhuld einer Blonden, mit Augen sanft wie Mondschein, gesehnt. Die Sehnsucht schien erfüllt. Statt der gefährlichen Sorte der Tigerkatzen, die er früher lange Zeit geliebt hatte, bietet sich ihm nun die anmutige Lieblichkeit. Freilich dürstet es den Kranken zuweilen nach den glühendsten Genüssen. Überallhin verfolgt sein wilder Hauch die „letzte Blume“ seines „trübseligen Herbstes“ mit toller Zärtlichkeit. Mehr und mehr fällt das Irdische ab, und die „Mouche“ wird zum ideegewordenen Traumbild. Allein noch kein völlig Erschöpfter ist dieser vergehende Heine der Matratzengruft. Bereits ganz aufgegeben von den Ärzten, will er noch einmal alle Süße des Lebens dieses traulichen Erdennestes, auskosten.

Briefe von herzzerreißender Liebesgewalt und Dichtungen voll einer Reinheit, einer Heiligkeit des Gefühls wie nie zuvor durchdrungen, umhüllen in weichen Farben das geliebte Bild der „Mouche“ mit dem Schleier einer schauervollen Mystik und malen das in traumhafte Romantik getauchte Entzücken an ihrem rätselhaft wildem Liebreiz. Bezaubernde, halb kranke Weichheit sucht schließlich nur Seelisches zu erfassen, läßt Liebesschönheit als unwesentlich dahinsinken in beruhigendes Dunkel und Tod, der als die beste Wollust gilt. „Eine letzte verheißungsvolle Offenbarung aus dem Lande seiner Sehnsucht“, nennt H. Blanck die letzte Trösterin des sterbenden Dichters.

In einem seiner Gedichte läßt Heine den Ritter sich schlafend stellen, damit er die der Meerestiefe entstiegenen Nixen, die ihn im Mondenschein küssen, nicht wie wandelnden Spuk verscheucht.

Der Traum zeigt dem Dichter ein Liebesglück, das das Leben seiner tiefsten Sehnsucht verweigert. Reizvollste und anmutigste Gesichte geben flüchtige Erfüllung des Unerfüllten im Traum- und Märchenland. Heines krankhaft-nervöses Liebessehnen spinnt seine

Süchte zum Überirdischen, die die sonnenklare Wirklichkeit nicht stillen kann. Wie betörend ist der Eindruck der kranken und toten Frauen auf dies flammende Herz! So zieht ihn die Liebe hin zur kleinen Veronika, nachdem sie schon viele Jahre gestorben ist. Eines Tages malt ihm die Erinnerung ihr liebes, vergessenes Bild, ohne daß er sich dessen bewußt wird, warum es ihn beunruhigt. Schließlich will es ihn gar nicht mehr verlassen. Ganz in diese geheimnisvolle Liebe versunken, lebt er sechs Wochen dahin, bis seine Seele in die rohe Wirklichkeit hineingequält wird.

In die Seligkeit, die der Anblick von Italiens Schönheit erstehen läßt, zittert die Erinnerung an die tote Maria. Und wie einst wandelt ihn ein Grauen an, aber ein süßes Grauen, das er einst empfunden hatte, als er in der einsamen Winternacht seine Lippen auf die Marias drückte, die keinen Fehler hatte, außer daß sie tot war.

Eine schauerliche Neigung fesselt das kranke Gemüt Heines an die Gestalten der Kunst, die stillen Bilder antiker Schönheit, an die überirdischen Erscheinungen des Märchens. Hinabgestürzt ins hohe Gras lag sie unverstümmelt, Diana, die marmorne Göttin. In der hellen Sommernacht erglüht der Knabe zu den rein-schönen Gesichtszügen und dem straffgeteilten, vollen Busen. Schauerliche Beängstigung stößt ihn ab, knabenhafte Lüsternheit zieht ihn zu ihr hin. Endlich küßt er die Göttin mit einer Inbrunst, mit einer Verzweiflung, wie nie zuvor im Leben. Niemals konnte er die grauenhaft-süße Empfindung vergessen, die seine Seele durchflutete, als die beseligende Kälte der Marmorlippen seinen Mund berührte.

Aber wenn es auch die Weiber verstehen, uns auf dreißigtausend Arten, wie Heine den Maximilian gestehen läßt, unglücklich und auf eine einzige glücklich zu machen, so hat er doch den Einklang gleichgestimmter Seelen, die glückliche Liebe gekannt, zu einem holden Traumwesen der Phantasie, das ihn auf dieser Welt am meisten beglückte. Wenn auch diese Liebe nichts von Erfüllung im landläufig erotischen Sinne barg, so schwelgte er doch noch lange nach dem Erwachen aus diesem Traume in dem Nachgefühle dieses Liebesglücks. „Ich war“, so lauten Heines Worte, „lange wie getränkt von unerhörten Wonnen, die schmachtende Tiefe meines Herzens war wie gefüllt mit Seligkeit, eine mir unbekannte Freude schien über alle meine Empfindungen ausgegossen . . .“

In einer verdrießlichen Herbstnacht stellt sich des Dichters Phantasie in einem großen, wüsten Walde das Vergehen der Schönheit in einem Tanze dar, den schöne, nackte Frauengestalten aufführen. — Rohe Pöbelstimmen erklingen. Ein katholisches Mettenglöcklein kichert, und der Traum zerfließt in Nebel. —

All diese sinnlich-mystisch-ätherischen Phantasien, die überirdische Märchenhaftigkeit gestorbener, erdachter, der Sagen entnommener Frauengestalten, Nixen, Nymphen, Spuk- und Traumwesen mit heißer, oft brünstiger Liebe beunruhigen, durchtollen nächtlich den Schädel des Sterbenden.

Man hat Heine schlaffe Jahre in der äußerlichen Sinnenfreudigkeit vorgeworfen, vielleicht besonders veranlaßt durch die allzugroße Offenheit dieses „Propheten des fanatischen Ehrlichkeitsfanatismus“ (Otto Ernst), mit der der Dichter über sein Privatleben be-

richtete. Jedenfalls betrachtete sein Künstlerauge ganz anders als das des Genußmenschen die heitere Schönheit anmutiger Sinnenwelt. „Heilig ist diesem vermeinten Lästerer alles Dasein. Seines Schaffens reichste und hellste Quelle, die lichte freudige Sinnenwelt, ist ihm göttliche Offenbarung." (Blanck S. 12.)

Voll Entrüstung schreibt er, der Verehrer von Weibesschönheit: „Ich habe jüngst ein Buch gelesen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es liefe keine Phryne über die Pariser Boulevards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem ehrwürdigen Korrespondenzler solche saubre Anekdoten nachgesprochen werden, ich kann aber dem Verfasser jenes Buches die Versicherung geben, daß ich, selbst in meiner tollsten Jugendzeit, nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeistert ward durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Passion, jene große Passion, die ebenfalls göttlicher Art, weil sie uns von allen selbstsüchtigen Kleingefühlen befreit und die eiteln Güter des Lebens, ja das Leben selbst hinopfern läßt."

Natürlich haben manche seiner Gegner auch solchen Worten keinen Glauben geschenkt, wie sie denn überhaupt seiner ganzen Persönlichkeit wenig Achtung zollen. Ihnen erscheint er als Mensch, der entweder ein kaltes liebloses Gemüt besitzt oder mit einigen wenigen Gefühlen, die er maßlos übertreibt, posiert. Vorgeworfen werden ihm zügellose Sinnlichkeit, zynische Schamlosigkeit, ruchlose frivole Verletzung der Frauenwürde, Bedürfnis nach Luxus und Wohlleben. (Man vergleiche die Schriften von Nietzki „H. Heine als Dichter und Mensch". S. 132, Berlin 1895 und Xanthippus „Was dünkt euch um Heine?" S. 2, 100, Leipzig 1888.) Man hat an der Echtheit seiner Liebe gezweifelt, besonders da die Verwandten aus Gründen teils der Diskretion, teils der Unkenntnis eine solche bestritten. (Hüffer, Heinrich Heine, 1906.) Wem jedoch der Ausdruck seiner Freuden und Schmerzen der Liebe lediglich als eine Fiktion erscheint, der ist um seine Menschenkenntnis wenig zu beneiden. (Jung, s. o. S. 68.) Vielmehr eilt die Sehnsucht seiner Liebe „aus den friedlichen Tälern der Jugend vorbei an anmutig sanften Hängen, wo schöne stolze Frauen in lichten Gewändern wandeln, hinweg über die sonnigen Höhen und düstern Abgründe der Leidenschaft und über des Lebens schlammige Niederungen durch verwilderte Gärten mit weißen Marmorbildern, durch finstre Tannenwälder über mondhelle Elfenwiesen" ins Zauberland Avalun „und der Frauenliebe gilt sein letzter Gruß und Dank". (Blanck S. 15.) Wenn man auch Verirrungen seiner Persönlichkeit zugibt, so war Heine, um mit Otto Ernst zu reden, trotzdem eine in den Grundlagen ethische Natur. Freilich, jenen Seelenadel, jene extreme Lauterkeit eines Nietzsche hat er kaum sein Eigen genannt (Henri Lichtenberger).

Am schönsten hat vielleicht unser unsterblicher Richard Dehmel, der ewig Glutende, in seinem wundervollen Gedichte: Ein Heinedenkmal die Beziehungen des Dichters zum Weibe, und damit seine Erotik gekennzeichnet. Hinter dem Krankenstuhle des „Erdentreuen" sitzt auf der Sockelstufe eine Jungfrau, im Myrtenkranz, im Silberschleier, bräutlich, so bräutlich, wie es nur der Deutsche träumt.

Am Morgen des 17. Februar 1856 war der Dichter nach langem, quälendem Todeskampfe irdischer Liebesgewalt entglitten, in deren Niederungen sich sein Fleisch wohl manchmal verloren hatte, zu deren beseligenden, reinen Höhen sich aber Heines blaues Sehnen wieder erhob, der einst den Gedanken der Unsterblichkeit einen jungen Liebenden in den Armen seiner Geliebten finden ließ, weil er ihn hier fühlen und denken mußte.

Wo Seligkeit, ist Ewigkeit;
Hier lodern alle Liebesflammen
In eine einz'ge Glut zusammen,
Hier gibt es weder Raum noch Zeit.

Mein oben erwähntes Buch „Die Darstellung des Weibes in Heinrich Heines Werken (Ethnologischer Verlag, Dr. Friedrich S. Krauss, Leipzig 1920, 280 S.), eine philologische Studie, sucht die künstlerische Gestaltung der Frau zu erfassen. Das gesamte Material mit genauen Zitaten und Quellenangaben findet sich dort.

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Fortschritte der Sexualwissenschaft und Psychoanalyse.

Unter diesem Titel wird im Verlage von Franz Deuticke in Wien eine neue Zeitschrift von Dr. Wilhelm Steckel herausgegeben, deren I. Band (Preis 11,75 Mk.) schon erschienen ist und folgendes Vorwort enthält:

Zum erstenmal tritt das Jahrbuch der Vereinigung unabhängiger ärztlicher Analytiker vor die Öffentlichkeit. Freuds Psychoanalyse, die ursprünglich aus der klaren Quelle klinischer Krankenbeobachtung geschöpft hat, ist zum Tummelplatze von Metaphysik und Metapsychik geworden. Der Arzt erscheint fast gänzlich ausgeschaltet und Philosophen ersetzen den Mangel naturwissenschaftlicher Beobachtung durch wilde Spekulationen und mystische Theorien. Der lebende und leidende Kranke tritt immer mehr in den Hintergrund; er wird zum Vergleichsobjekt degradiert, an dem sich ethnographische, philologische und literarhistorische Gelehrsamkeit austoben. Was von analytischer Arbeit übrigbleibt, regrediert immer weiter in die ersten Lebensjahre des Kranken und schreckt nicht einmal davor zurück, den physiologischen Vorgang der Geburt als Ausgangspunkt der Parapathien anzusprechen.

Im Gegensatz zu den Publikationen der orthodoxen Freud-Schule bringt das vorliegende Jahrbuch mit wenigen Ausnahmen nur klinische Krankheitsbilder. Wir unternehmen nicht mehr und nicht weniger als die Wiedereroberung der Analyse für den naturwissenschaftlich gerichteten Arzt und die Wiederherstellung ihrer Brauchbarkeit für die klinische Medizin.

Die meisten der vorliegenden Arbeiten beschäftigen sich mit dem epileptischen Symptomenkomplex und verwandten Zuständen. Die von verschiedenen Ärzten erreichten Resultate sowie die ausführlichen Belege dürften auch den skeptischen Leser davon überzeugen, daß Freud uns mit der Analyse eine Waffe in die Hand gegeben hat, die, richtig gebraucht, mächtige Heilerfolge selbst bei solchen Krankheiten erzielen kann, die bisher für unheilbar und für ausschließlich organisch bedingt galten.

Unsere Analyse unterscheidet sich von der „Psychoanalyse" in drei Hauptpunkten. Erstens: Wir treten voraussetzungslos und ohne Verwendung einer Libidotheorie an den Krankheitsfall heran. Zweitens: Neben der Erforschung von Jugend- und Familiengeschichte versuchen wir den aktuellen psychischen Konflikt aufzudecken, der nie zu fehlen scheint. Drittens: Wir machen uns von dem mehr weniger guten Willen, den Einfällen und Assoziationen des Kranken einigermaßen unabhängig, indem wir dem Bestreben des Patienten, gerade die wichtigsten Motive zu verbergen, unsere Intuition entgegensetzen. Wie diese „aktive Methode" gemeint ist, wird aus unserem Material klar hervorgehen. Trotz dieser Gegensätze zu Technik und Theorie der Orthodoxen glauben wir Freud und seiner Lebensarbeit dadurch zu dienen, daß wir uns bemühen, die Indi-

kationen der Analyse zu erweitern, ihre Technik zu vereinfachen und das Überwuchern theoretischer Spekulation einzuschränken.

Die monographische Anordnung des Materials hoffen wir in den folgenden Bänden dieses Jahrbuches wiederholen zu können.

Bücherbesprechungen.

1) Scheidt, Walter: **Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde** (Familienanthropologie). München 1923, J. F. Lehmanns Verlag. VI u. 216 Seiten mit 11 Textabbildungen und Beigabe von anthropologischen Fragebogen. 5 Mk.

Von Dr. Alexander Elster.

Scheidt nimmt die Familienkunde in erster Linie anthropologisch; dies ist sein Ausgangspunkt, aber nicht sein Endpunkt. Sein Ziel vielmehr geht mit Recht, wie es alle wertvolle Familienkunde tun muß, ins Sozialbiologische. Sein so bescheiden auftretendes, sympathisches Buch gehört zu dem Wertvollsten, was bisher auf dem Gebiet der Familienkunde vorliegt. Der Inhalt des Buches ist, wie der Verfasser im Vorwort es umschreibt, „in der Hauptsache eine Auswahl aus den Arbeitsweisen und Ergebnissen der bisherigen Familienforschung geschichtlicher, medizinischer, anthropologischer und rassenhygienischer Richtung als brauchbare Grundlage für weitere Arbeiten," wobei der Verfasser die Art der Körperbeschreibung, -messung und -abbildung den Anforderungen familienkundlicher Erhebungen anpaßt, entsprechende Beobachtungs- und Ordnungsblätter entwirft und Vorschläge für die praktische Durchführung macht. Dies ist der Inhalt des zweiten, besonderen, Teils seines Buches, der aber in den Kapiteln über die vererbungswissenschaftliche Auswertung familienkundlicher Erhebungen und über den Wert der Familienanthropologie für Wissenschaft und Leben weit über das Technisch-Praktische hinaus in die Gebiete der sozialbiologischen Bedeutung und theoretischen Größe des ganzen Gebiets steigt. Solchen umfassenden Fragen dient auch der erste Teil des Buches, der u. a. die aufschlußreichen und gut geschriebenen Kapitel „Familie und Vererbung", „Familie und Umwelt", „Familie und Rasse" enthält. Hier stehen markante, die Anschauungsweise Scheidts klar kennzeichnende Sätze, wie etwa dieser: „Vererbt wird nicht ein Merkmal, sondern lediglich die Fähigkeit eines Lebewesens, gewisse äußere Einflüsse mit der Ausbildung eines Merkmals zu beantworten." Mit Rücksicht auf die Tatsache, daß die Verwirklichung bestimmter Erbanlagen bei Geschwistern in einer von 0 bis 100 Proz. schwankenden Erbgutgemeinschaft geschehen kann, fordert Scheidt die Beachtung von vier Regeln: nämlich, daß die naturwissenschaftliche Familienforschung stets in erster Linie darauf zu sehen hat, 1. alle Kinder eines Ehepaares in ihre Untersuchung einzubeziehen; 2. die ganze seitliche Ausdehnung der Zeugungsfolge, von der man ausgeht, in die Untersuchung einzubeziehen; 3. einheiratende Personen ebenfalls in die Untersuchung einzubeziehen; 4. Beobachtungen an entfernten seitlichen Verwandten nach Möglichkeit vorzunehmen, weil solche u. U. wissenschaftlich sehr wertvoll sind. In dem Kapitel „Familie und Umwelt", weiche ich von manchem, was Scheidt sagt, ab, insbesondere hinsichtlich des Einflusses erworbener Eigenschaften auf das Erbgut, wie ich mich ja in meiner „Sozialbiologie" darüber in einem von der herrschenden Meinung abweichenden Sinne geäußert habe. Aber das greift in das Wesentliche der Darlegungen Scheidts nicht ein, da dieses Wesentliche bei ihm vorwiegend im Exakten liegt. Einen reichhaltigen Überblick über die Vererbung einzelner Merkmale beim Menschen gibt Scheidt auf S. 75—109 auf Grund der bisherigen Forschungen und Mitteilungen, die in der Literatur vorliegen. Die exakten Forderungen, Methoden und Arbeitswinke, über die dieses Buch handelt, hier näher zu besprechen, würde zu weit führen; diese müssen gelesen werden, wenn man familienkundliche Untersuchungen mit Erfolg treiben will. Daß die Stärkung des Familienbewußtseins, der „Ahnenpflicht" des einzelnen Menschen segensreich, ja notwendig für die Entwicklung unseres Volkes ist, mit solchem Appell schließt auch dieses Buch, weil hierin ja die Ursache für das Interesse liegt, das man neuerdings in verstärktem Maße der Familienkunde entgegenbringt.

2) Moll, Albert: **Psychopathia sexualis,** von Krafft-Ebing. Stuttgart 1924, F. Enke.

Von Dr. Max Marcuse.

Es gibt keine schwierigere und durchschnittlich undankbarere literarische Aufgabe als die Neubearbeitung älterer Werke anderer Autoren. Handelt es sich überdies um ein

so charakteristisches und so berühmtes Buch wie die Psychopathia sexualis und um einen so bedeutenden und auch als Persönlichkeit so ungewöhnlichen Verfasser wie Krafft-Ebing, dann erscheint die hier geforderte Paarung zwischen Respekt und Pietät auf der einen und neuer Erkenntnis und wissenschaftlicher Ehrlichkeit auf der anderen Seite zur Unfruchtbarkeit verurteilt zu sein. Krafft-Ebings Werk, zur Zeit seiner Schöpfung grundlegend und wegweisend, hat seit bald zwei Jahrzehnten — trotz der vielen Neuauflagen — nur noch vom Ruhm der Vergangenheit gelebt, und vollends durch die sexualwissenschaftlichen Forschungen der letzten Zeiten waren Stoff und Methode so weit überholt worden, daß das Werk endgültig den historischen Denkmalen der Wissenschaft eingeordnet werden zu müssen schien. Nun hat aber Moll die außerordentliche Leistung vollbracht, es entgegen aller Vorausdenkbarkeit so von Grund auf und dennoch mit so viel Takt umzuarbeiten, daß es der „Krafft-Ebing" geblieben und gleichwohl ein echter „Moll" geworden ist. Auf rund 830 Seiten ist jetzt ein Material von großer Fülle und Reichhaltigkeit unter modernen Gesichtspunkten verarbeitet und veranschaulicht. Die Krankengeschichten entstammen zum größten Teil der ärztlichen und forensischen Beobachtung Molls selbst und waren in den früheren Auflagen nicht enthalten. Die Stoffverteilung ist gegenwärtigen Einsichten angepaßt, namentlich als wesensverschieden Erkanntes aus früheren Zusammenhängen gelöst worden; dadurch haben sich die 6 Kapitel Krafft-Ebings nunmehr in 22 Kapitel differenziert. Verblieben ist die „besondere Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung"; aber sie und die Homosexualität, von Krafft-Ebing noch gemeinsam abgehandelt, sind von Moll als zwei grundsätzlich verschiedene, wenn auch in praxi oft konkurrierende, Phänomene erkannt und deshalb jetzt getrennt voneinander erörtert. Zu einem „echten" Moll gehört natürlich eine vielfältige, nicht immer sanfte Polemik: sie ermöglicht nicht selten ohne weiteres ex ungue leonem zu agnostizieren.

Die Aufgabe des ganzen Werkes ist offenbar wesentlich eine praktische: Ärzten und Juristen einen gründlichen Einblick in die Tatsachen des abartigen Geschlechtslebens zu vermitteln, jenen mit dem Ziel, sie zu erfolgreichen Helfern ihrer Kranken, diesen, sie zu gerechten Beurteilern von wirklichen oder vermeintlichen Sexualdelinquenten auszubilden. Diese praktische Aufgabe kann kaum besser gelöst werden als es hier geschehen ist. Die Erfüllung gleich hochgestellter wissenschaftlicher Anforderungen soll sicher späteren Ausgaben vorbehalten bleiben: die Forschungen der jüngeren Psychiatrie — ihrer psychologischen wie ihrer biologischen Richtung — (Birnbaum, Kahn, Kehrer, Kretschmer, Kronfeld u. a.) — versprechen ja gerade auch der Sexualpsychopathologie reichen Ertrag. Zur Einführung aber in den gegenwärtigen Stand und die aktuelle Problematik der medizinischen Sexualwissenschaft können schon jetzt die vier einleitenden Abschnitte des Mollschen Werkes mit gutem Nutzen dienen; die gedankliche Selbständigkeit und das literarische Niveau machen diese Ausführungen besonders bemerkenswert.

3) Ferenczi, S.: **Versuch einer Genitaltheorie.** Wien 1924, Internat. psychoanalytischer Verlag.

Von Dr. Harald Schultz-Hencke.

Wie Freud seinen eigenen letzten Darstellungen auf theoretischem Gebiet, so steht auch Ferenczi den seinen mit wohlwollender Skepsis gegenüber. Er weiß, daß sein Versuch, die am Genitale beobachtbaren, biologischen, von außen gesehenen, Vorgänge in sinnvollen Zusammenhang mit den vielfachen, dynamisch ähnlichen psychischen Vorgängen des Sexuallebens zu bringen, nur eben einen Versuch darstellt mit allen methodologischen Fraglichkeiten solchen Bemühens. Aber weil er das weiß, gestattet er es sich auch, ein außerordentlich reichhaltiges Material an Beobachtungen auf beiden Gebieten durch große Linien in ein Netz einheitlichen Zusammenhanges zu verweben. Diese „utraquistische" Einstellung, dieses Hinüber und Herüber von Beschreibung der Außenansicht und möglichst einfacher Formulierung innerer Gehalte und Vorgänge, dient dem Bestreben, auf dem Wege über die Analogie beiden Gebieten neue fruchtbare Arbeitshypothesen zu liefern, seien sie inhaltlicher Art, also Vermutungen über die Möglichkeit der Beobachtung neuer Tatsachen, seien sie zusammenfassender Art, bestimmt, Altbekanntes in neuer, reicherer Ordnung zu sehen. Im Mittelpunkte seiner Darstellungen steht die ehemals so übel beleumundete „Mutterleibsregression", heute hineingestellt in eine Menge sinnvoll erfaßter Tatsachen, Phantasien und Annahmen, die ihre große Bedeutung für die wesentlichste Tendenz nicht nur aller neurotischen Erscheinungen, sondern auch für Einzelheiten der normalen Sexualvorgänge erweisen sollen. So prägt Ferenczi geradezu einen neuen Ausdruck für diese Tendenz als Richtung: den „thalassalen Regressionszug". Er verfolgt ihn hinein in vielerlei biologische und be-

schreibend-zoologische Fakta, diesen neue Deutung gebend; andererseits hinein in das nur introspektiv erfaßbare psychische Gebiet. Eine besonders eingehende Betrachtung wird der Möglichkeit weiterer Parallelen zwischen Phylogenie und Ontogenie gewidmet, so daß das „biogenetische Grundgesetz" durch eine Fülle neuen Materials begründet und ergänzt erscheint. Überall ein intensives Streben nach Vollständigkeit und weitesten Grenzen, gepaart mit subtilster Erfassung von Einzelheiten. Die Analogien sind evident; die Nachprüfung dessen, was „Analogie" hier bedeutet, überläßt der Autor der weiteren Forschung.

4) Stransky, Erwin: **Über Ehesehen.** Wien u. Leipzig 1924, Moritz Perles. 15 Seiten. 60 H.

Von Dr. Alexander Elster.

Der Wiener Psychiater und Neurologe, Professor Stransky, will in dieser kleinen Schrift „bloß etliche Erfahrungen und Erwägungen widerspiegeln, soweit sie aus der Praxis des Nervenarztes und des medizinischen Psychologen sich ergeben haben". Aber diese Erfahrungen und Erwägungen sind bei dem Verfasser noch keineswegs so ausgereift, daß sie den Gegenstand einer kurzen literarischen Behandlung abgeben können. Systematisch geht alles wild durcheinander, der Maßstab für die Beurteilung des männlichen Charakters ist blind mit demjenigen für die Beurteilung des weiblichen Charakters gemischt, und so entbehrt die hier versuchte Typengruppierung durchaus einer überzeugenden Kraft. Die Bewertung des Pathologischen geschieht hier für den Mann merkwürdigerweise ganz anders als für die Frau, und die an sich interessante Behandlung des „Brunhildentyps", der Männerfeindin, mit deutlicher Herauskehrung des Weibes als des an sich stärkeren Geschlechts wird von Stransky in sehr anfechtbarer Weise mit der Theorie vom Unterliegen dieses „in Wahrheit stärkeren Geschlechts" beim Sexualakt verknüpft. Die daraus gezogenen Folgerungen scheinen mir in der Art, wie sie Stransky gibt, völlig verfehlt. Im übrigen sollte er die Schrift erst einmal in gutes Deutsch bringen lassen; Ungetüme von Sätzen, Sorglosigkeiten im Ausdruck, Schreib- und Druckfehler in den Worten bestätigen den Gesamteindruck, daß es sich hier um eine recht oberflächlich hingeworfene Arbeit handelt. Ist diese auch nur aus einem Vortrag bzw. einem Aufsatz in einer medizinischen Wochenschrift entstanden, so bedurfte die Broschürenform doch gründlicherer Durcharbeitung.

5) Wunderle, Georg: **Frühkindliche religiöse Erlebnisse** im Lichte späterer Erinnerung. Psychologische Studie im Anschluß an eine Umfrage. Würzburg 1923, C. J. Becker. 61 Seiten.

Von Dr. phil. Else Voigtländer.

Verf. versucht die Beantwortung der Frage: „Worin und wie offenbart sich der Anfang des religiösen Lebens in unseren Kindern?" Er wählte in voller Würdigung der dagegen vorzubringenden Bedenken den Weg einer Umfrage, die er an 40 ihm bekannte Personen katholischer Konfession, bei denen er das nötige Verständnis voraussetzen konnte, richtete. 32 Antworten werden mitgeteilt und kritisch verwertet. Trotz aller Schwierigkeiten, die der Erinnerungstreue gerade auf diesem Gebiete anhaften, wird doch das Vorkommen religiöser Erlebnisse im frühen Kindesalter bestätigt. Freilich erscheinen diese stark von der Umgebung abhängig. Auslösende Momente sind: Naturereignisse (Gewitter), Familienvorkommnisse (Todesfall, religiöse Übungen in Familie und Kirche). An Gefühlen sind Furcht, Angst, Freude, Staunen, Liebe beteiligt. Nachwirkungen sind schwer feststellbar. Ein nennenswerter Unterschied zwischen weiblichen und männlichen Vp. trat in den Protokollen nicht hervor, ebensowenig irgendwelches Mitsprechen der sexuellen Sphäre.

6) Nadel, Arno: **Jüdische Liebeslieder** (Volkslieder). Berlin u. Wien 1923, Benjamin Harz.

Von Dr. Richard Samuel.

Die kleine Auswahl jüdischer Liebeslieder in dieser geschmackvollen Form ist außerordentlich wertvoll, und dem Herausgeber, Arno Nadel, ist dafür besonderer Dank zu sagen. Urtext (jenes jüdische Mittelhochdeutsch der polnischen Juden) und (nicht immer ganz gelungene) Übertragung stehen sauber nebeneinander und gewähren einen tiefen Blick in das Liebesleben des Ghettojudentum. Hier schon liegt einer der interessanten Unterschiede vom deutschen Volksliede, daß diese Lieder im Gedränge der Judengassen, in der Enge der Stadt entstanden sind und nicht in der Verbindung mit dem quellenden Leben der Natur und den Jahreszeiten. Das Naturhafte des deutschen Volksliedes, das zugleich die

Darstellung objektiviert, fehlt hier, und wenn es erscheint, so treten Elemente auf, die das seelenbefreiende deutsche Volkslied nicht kennt. Wind, Regen, Schnee, Schlamm, sternlose Finsternis begleiten die Liebenden auf ihren nächtlichen Spaziergängen durch die engen Gassen — nicht Heide, Lindenbäume, mondbeglänzter See und was die Romantik des deutschen Mittelalters alles hervorzaubert. Subjektivismus und — oft grausamer — Realismus geben also der jüdischen Volkslyrik das Gepräge. Der Subjektivismus bringt es mit sich, daß die Gefühle und Wünsche der Seele deutlicher zutage treten und nicht in Natursymbolik verhüllt werden. Das sinnlich körperliche Element ist in den jüdischen Liebesliedern durchgehend, ohne daß die Poesie dadurch gestört würde. Und wesentlich ist auch — wenn die Auswahl typisch ist — daß die verlangende Frau im Vordergrunde der Darstellung steht. Sie singt meist die Lieder, sie fühlt sich verlassen, sie phantasiert über ihre Wünsche, sie möchte sterben, weil sie unerfüllt blieben. Die Motive sind mannigfaltig, aber immer ganz aus der Sphäre des engsten Liebesverkehrs genommen, ohne Beiwerk, ohne Ausschmückung oder Verhüllung. Und was mit am eigenartigsten die sinnliche Nuance dieser Volkspoesie steigert, ist der Rhythmus dieser Lieder, der in keine Gesetze zu fassen ist, sondern leidenschaftlich abgehackt dahinstürmt, sich oft geradezu in Prosa auflöst, um wieder in weiche Melodien überzugehen. Das impulsive Gegeneinanderdrängen und sich Wiederabstoßen der Geschlechter ist hierin sinnvoll symbolisiert. —

Nadel gibt jedem Lied Erläuterungen bei, denen nicht immer zuzustimmen ist, die aber im großen und ganzen das Bild, das sich in den Texten darbietet, durch interessante Beispiele und Vergleiche erweitert. Die Notenbeilage gibt nichts Besonderes, da die Melodien nicht ursprünglich sind und Nadel in seinen Kompositionen nicht den Volkston getroffen hat.

7) Rolland, Romain: **Annette und Sylvia.** München 1923, Kurt Wolff.

Von Werner Buhre.

Dieser Roman ist das Wundervollste und Tiefste, was in der modernen Literatur über die Frau geschrieben wurde. Das elementare Erlebnis des Krieges, der noch dem letzten Buch Rollands (Peter und Lutz) als unausweichliches Fatum den Hintergrund gab, scheint abgeklungen. Nicht der Kampf gegen ein ihn von außen bedrängendes Schicksal, sondern der Kampf eines Menschen mit und um sich selbst ist hier das Thema. Mit ihren bald vierundzwanzig Jahren ist Annette Rivière doch ganz noch ein Kind. Sie kennt und liebt allein den Mann, der ihr am nächsten ist, ihren Vater, in dem sie zugleich sich selbst lieben kann. So „glich sie einer jungen Witwe", als er plötzlich stirbt. Und hier beginnt der schwere Weg, der sie vom unbewußten kindhaften Sein über alle Abgründe der Seele zur Freiheit und Erkenntnis ihres und allen Wesens führt. Der Sturm der bisher ungekannten Liebesmächte, von der entstandenen Leere emporgesogen, reißt sie ins Leben, so sehr auch ihr Nichtwissenwollen sich entgegenstemmt. In dieser Wirrnis findet sie Sylvia, ihre bisher ungekannte Schwester, und in der Liebe zu ihr vollendet sie die erste Strecke ihres Weges. Wie schwer und voller Widerstände ist, da sie doch immer unaufhaltsam vorwärtsstürmt, je mehr der Ring des Bewußtseins, die Waffe der Vergangenheit gegen die Zukunft, sich lockert und brüchig wird. „Leben ist Krieg." Kampf um die eigene Einheit, Kampf um den vollen Besitz der Geliebten, Kampf gegen diese um den Mann ist das Leben dieser ersten Epoche; Kämpfe, in denen es letztlich Sieger und Besiegte nicht geben kann.

Der zweite Teil des Buches heißt eigentlich nicht mehr „Annette und Sylvia", sondern „Annette und Roger". Die Liebe zu Sylvia löst sich aus dem Ekstatischen, wird selbstverständlicher Begleitakkord des Daseins. Die Liebe zum Mann tritt in ihre Rechte, und die zweite Phase ist der Kampf mit dem Mann um ihre innere Freiheit, die so schwer errungen und deren Sicherheit an sich ach so fraglich ist. Letzten Endes auch hier ein Kampf der inneren Triebe, sich zu geben und sich zu bewahren. Wie sie sich gibt, ohne sich zu verlieren, und wie sie am Ende in ihrem Kinde sich selbst als Mitte findet, ist unsagbar schön und tief, mit der gütigen Weisheit des Dichters gesehen. („Jetzt, Liebe, hab' ich Dich! Das Wesen, das ich liebe, bin ich selbst.")

Neben dieser schweren, ewig kämpfenden Annette steht die kleine, leichtlebende Pariserin Sylvia, köstlich in ihrer einfach sicheren Weiblichkeit, ihrer Herrschsucht und Liebe, die keine Probleme kennt. Dann aber weitet sich das Bild um Roger herum zu einer entzückend ironischen und sicheren Zeichnung der französischen Bourgeoisie. Alles das ist aus dem Erlebnis und fühlbar vom Herzen geschrieben. Wohl mag die französische Phänomenologie (kaum die Psychoanalyse) den Blick geschärft und manchen Weg ins Innere gezeigt haben. Was tut das? Man spürt nur volles Leben, Kampf um Freude und Leid.

8) Ringelnatz, Joachim: **Geheimes Kinderspielbuch** für Kinder von 5—15 Jahren. Potsdam 1924, Kiepenhauer.

Von Dr. Richard Samuel.

Ringelnatz, der grundsätzlich stets betrunkene Münchener Bänkelsänger, läßt seinen Turngedichten dieses Kinderspielbuch folgen, von dessen Bucheinband dem Leser die eigentümlichen Gestalten der Kinderweltwirklichkeit bunt entgegenleuchten: zerbrochene Puppen, aufgehängte Kinderwäsche, fliegende Schweinchen, blutendes Küchenbeil, umtanzter Froschkönig, nießender Walfisch. Hatte Ringelnatz in seiner letzten Gedichtsammlung eine der modernen „Bewegungen" ad absurdum geführt und den tönenden Sinngebungsprogrammen ihrer Führer seine grundsätzliche Sinnlosigkeit, weil Lächerlichkeit alles wirkenden tätigen Daseins entgegengestellt, so ergreift er jetzt, ins Breite gehend, ein ganzes Lebensalter, das früheste im menschlichen Dasein, um an seinen Hintergründen bereits die Sinnlosigkeit, Eindeutigkeit und Bodenlosigkeit des ganzen erwachsenen Daseins aufzuzeigen. „Geheimes" Kinderspielbuch nennt der Dichter seine Verse, in dem er von der nur scheinbar wirklichen Welt der Kindesseele abgeht, die sich in Harmlosigkeit heiterer Freude und Frische, in absoluter Reinheit und Unberührtheit sozusagen blumenhaft darstellt und hinter die Kulissen der kindlichen Seele führt, wenn sie sich allein unter sich oder bloß mit dem Stillschweigen beobachtenden Dienstpersonal oder gar mit dem Dichter zusammen weiß, der, weil er sie versteht, ihr Vertrauen hat. Der Dichter selber gibt in diesem Buch den Kindern Spiele. Er lehrt sie Abzählreime, er zeigt ihnen wie man Maikäfer malt, wie man Bergmann spielt, wie man auf moderne Weise eine Bleisoldatenschlacht schlägt, wie man Erfindungen macht usw. Er weiß, daß er ihre geheimsten Gefühle trifft, wenn er ihnen den größten Unfug anrät, sie zum Lügen anreizt, sie gegen die Eltern aufhetzt, sie die Schuld auf andere schieben läßt. Und er meint, ihren wirklichen Trieben entgegenzukommen, indem alle diese Spiellehren den Zug zur Schweinerei, zur Unanständigkeit, zur lasziven Aufreizung des infantilen sexuellen Empfindens haben, wenn also die sadistische Komponente immer wieder hervorgehoben wird. So stellt sich denn ein abstoßendes Bild der Kinderseelenwirklichkeit dar, abstoßend und unwahr deshalb, weil es in einer gemeinen Einseitigkeit die tatsächliche Wirklichkeit auf den Kopf stellt. Scheiße, Ferkel, rotzen, kotzen, Klosett, Nachttopf, Mordsgestank, tot-treten und alle nur erdenklichen Assoziationen dieser Grundbegriffe machen die Elemente dieses Buches aus. Jedes Gedicht enthält nun noch in sich selber Zweideutigkeiten und mehr oder weniger grobe sexuelle Anspielungen, die das Bild nicht erfreulicher machen. Greifen wir jenes Spiel: „Eine Erfindung machen" heraus. Ein Goldfisch oder Rollmops soll auf die Elfenbeintasten des Klaviers gelegt, dort erst totgetreten werden, „damit sie auch liegen bleiben", dann mit Bier und Zahnpulver geknetet, Seife und Zwiebeln darüber gerieben, Kupferpfennige dann eingestreut und dann langsam Salzsäure darüber geträufelt werden.

„Das allerwichtigste ist die teure
Furchtbar gefährliche Salzsäure,
Entweder findet ihr die im Klosett
Hoch oben auf einem Brett,
Oder ihr müßt euch unter das Dienstmädchen stecken,
Dürft aber ja nicht dran lecken."

Man sieht, hier ist es abgezielt auf den Allgemeininstinkt des heutigen Kabarettpublikums, dessen Lachnerven nur auf dem Umweg über die unteren Phantasiekräfte angereizt werden können. Das Buch ist ein Symptom für die Geisteshaltung der Gegenwartsdekadence, die bekanntlich Ringelnatz zujubelt und ihn witzig findet; dem Dichter ist dabei am wenigsten ein Vorwurf zu machen. Er ist ja der Narr, der nur ausspricht, was die anderen denken, der die Maske herunterreißt und der Zeit das wahre Gesicht vorhält. Seine Reimkraft und der Schwung seiner sprachlichen Rhythmik, die tatsächlich Einheit in diese sinnlosen Wortaneinanderreihungen und Assoziationen und sogar einen gewissen Wohllaut in diese Schweinereien bringen, heben ihn immerhin weit über sein Publikum hinaus.

Referate.

1) Pietrusky, F.: **Die gerichtsärztliche und sozialärztliche Bedeutung der Kastration und Sterilisation als Heilmittel.** Deutsche Zeitschr. f. d. ges. gerichtl. Medizin III. Bd., H. 2, 1923.

Verf. empfiehlt unter Anführung einschlägiger Fälle mit einleuchtender Begründung die Kastration für schwere Menstruationspsychosen, bei denen sonst eine Internierung in den besten Jahren erfolgen müßte; und zwar solle zuerst eine Röntgenbestrahlung und erst nach einem Mißerfolge mit dieser eine operative Kastration vorgenommen werden. Ferner empfiehlt P. die Kastration zur Heilung sexueller Hyperästhesie. Der einschlägige Fall, über den er berichtet, scheint aber eher ein Fall von schwerster allgemeiner Psychopathie zu sein, und die Sexualdelikte in ihm scheinen weniger durch einen abnorm starken Geschlechtstrieb, als durch eine abnorme Hemmungslosigkeit und sonstige geistige Abartigkeit bedingt, wenigstens nach Ansicht des Ref. Um so bemerkenswerter erscheint es allerdings, daß die Kastration in diesem Falle nicht nur ein Aufhören der Sexualdelikte zur Folge hatte, sondern auch den psychischen Allgemeinzustand ausgezeichnet besserte. Verf. berichtet auch von anderen Fällen, in denen nach der Kastration außer den Sexualdelikten auch die übrigen Delikte dieser Leute aufhörten. Bezüglich der theoretischen Konsequenzen ergeben sich daraus bemerkenswerte Möglichkeiten. Viel reservierter verhält sich Verf. mit Recht gegenüber der Kastrationsbehandlung der Homosexualität nach Steinach-Lichtenstern. Er berichtet über einen eigenen Fall, in welchem der Erfolg einer doppelseitigen Kastration mit nachfolgender Implantation des Hodens eines gesunden Mannes ein absolut schlechter war. Der betreffende Patient meinte sogar, daß nach der Operation vielleicht noch eine Steigerung seiner perversen Neigung eingetreten sei. (Letzteres kann man ihm nach Ansicht des Ref. sogar glauben, wenn man annimmt, daß die Homosexualität eine rein „zerebrale Angelegenheit" ist und die Inkretion des Hodens in gleicher Weise beim Homosexuellen, wie beim Heterosexuellen nur ganz unspezifisch erotisierend wirkt. Eine „Heilung" der Homosexualität durch Kastration wäre dann insofern möglich, als dann unter Umständen allmählich überhaupt jeder Geschlechtstrieb erlischt. Implantiert man aber nach der Kastration einen anderen, gleichviel, ob „normalen", oder „abnormen" Testikel, so könnte eine massive hormonale Resorption während des Zerfalls des Transplantates sogar eine vorübergehende Steigerung des perversen Geschlechtstriebes verständlich erscheinen lassen. Einer „Umstimmung" aber nach solchem Eingriff, wie sie Steinach und Lichtenstern beobachtet haben, wird man zurzeit recht skeptisch gegenüberstehen und evtl. an Suggestion zu denken haben, wobei es allerdings selbstverständlich ist, daß solche Skepsis kein Hemmnis für weitere Forschungen sein darf.) Sympathisch berührt an der referierten Arbeit die Tendenz, mit der der Verf. die Indikation zu den verstümmelnden Eingriffen, die doch immer einen fatalen scharfrichterlichen Beigeschmack haben, vom rein ärztlichen Gesichtspunkt aus zu stellen versucht — im persönlichen Interesse des Patienten vor allem: „Berücksichtigen wir aber, daß von bekannten und gewissenhaften Ärzten in voller Würdigung der gewissen Unsicherheit und der schädigenden Wirkung der Kastration diese um eine Onanie zu heilen angewandt wurde, so dürfte sie meines Erachtens mit mindestens dem gleichen Rechte vorgenommen werden, wenn durch sie ein Mensch von einem Triebe befreit werden kann, der ihn immer wieder mit dem Strafgesetz in Konflikt bringt und ihm kürzere oder längere Freiheitsstrafen mit ihren entehrenden Beigaben oder dauernde Internierung in einer Irrenanstalt einbringt."

Slotopolsky.

2) Staemmler, M.: **Über Arterienveränderungen im retinierten Hoden.** Virchows Archiv f. pathol. Anat. Bd. 245, 1923.

Im retinierten Hoden noch jugendlicher und im übrigen nicht mit Arteriolosklerose behafteter Erwachsener fand Verf. an den Gefäßen fast regelmäßig arteriolosklerotische Veränderungen (hyaline Verdickung der Intima und auch Media). Diese Veränderungen sind, wie Kontrolluntersuchungen ergaben, etwas für den retinierten Testikel Spezifisches und sind ihrerseits auf ein vitium primae formationis zurückzuführen, nämlich auf eine angeborene Unterentwicklung der Arterien. Diese aber bedinge die Hypoplasie und spätere Atrophie des kryptorchen Testikels. Aber nicht nur diese, sondern auch die Retention des Hodens als solche führt Verf. auf die primäre Hypoplasie des Arteriensystems zurück, welche sich u. a. auch in einer abnormen Kürze der A. sperm. int. äußere.

Slotopolsky.

3) Sand, Knud: **Hermaphroditismus verus glandularis alternans** bei einem 10jährigen Individuum. Skand. Arch. f. Physiol. 1923, Bd. 44.

Das Kind wurde bei der Geburt nach anfänglichem Zweifeln als Knabe betrachtet und so erzogen. Seine Entwicklung bezüglich der sekundären Geschlechtsmerkmale sowohl der somatischen, wie der psychischen blieb unbestimmt, zuletzt nahm es mehr knabenhaften Typus an. Bei der Untersuchung im Alter von zehn Jahren fand S. Genitalia externa von gemischtem Typus, als Genitalia interna aber einen Uterus mit zwei Tuben und zwei intraabdominal gelegene Keimdrüsen, von denen eine Probeexzision folgendes ergab: Rechts ist ein hypoplastischer Hoden, links ein abnorm gebautes Ovar auf frühfötaler Stufe (solide Zellmassen, keine Follikel) vorhanden. Also Hermaphroditismus glandularis altermans nach der alten Einteilung von Klebs. In der sehr interessanten Arbeit vermißt man detailliertere histologische und zytologische Angaben und bei starken Vergrößerungen gezeichnete Abbildungen. Den vorsichtigen und kritischen Erwägungen des Verf. über die praktisch in einem solchen Falle in Betracht kommenden ärztlichen Maßnahmen (Gefahr der malignen Entartung der abnormen Keimdrüsen und demgemäß Erwägung der doppelseitigen Kastration mit ev. späteren Tranplantationsversuchen, größte Vorsicht bei der Erwägung bloß einseitiger Kastration, auf jeden Fall Abwarten bis zur Pubertät und dann erst Entscheidung, auch über ev. plastische Operationen) kann nur voll beigepflichtet werden. „Es darf keinen Augenblick vergessen werden, daß es sich in dergleichen Fällen um menschliche Leiden tiefgehendster Art handelt und daß man im eigentlichen Sinne das Schicksal und das Dasein dieser unglücklichen Individuen lenken soll.“ Slotopolsky.

4) Sand, Knud: **Vasoligatur durch Epididymektomie gegen die Senilität und depressive Zustände.** Journal d'Urologie XV, Nr. 6, 1923.

Obwohl sich diese aus dem Kopenhagener Kommunehospital stammende Arbeit innerhalb weitester Grenzen mit der in englischer und dänischer Sprache abgefaßten Abhandlung gleichsinnigen Titels deckt, die der Leser im vorjährigen Juniheft dieser Zeitschrift eingehend referiert findet, verdient sie in der Richtung der jüngsten Stellungnahme des Autors eine neuerliche Besprechung. Dies namentlich, weil von den nunmehr vorliegenden 18 Eigenbeobachtungen 4 auserwählte „typische“ Fälle geschildert werden und der Verfasser, der in den letzten Jahren in der Geschichte der modernen experimentellen Sexualforschung — s. u. a. seine Arbeiten im Septemberheft 1920 und Märzheft 1922 — wissenschaftlich hervorgetreten, obwohl offensichtlich ein Anhänger Steinachs, eine wohltuende Objektivität und geradezu vorbildliche Vorsicht in den Folgerungen an den Tag gelegt. Bei dem nicht bedenkenfeien Charakter eines Anteils der Überfülle der Arbeiten pro und contra Steinach ein nicht hoch genug zu wertender Faktor!

Bezüglich der Durcharbeitung der Literatur der Vasoligatur — die gegen die Prostatahypertrophie angewandte hat mit der hier in Frage stehenden kaum Berührungspunkte —, des Ergebnisses der Sandschen Operation an einem greisen Hunde, der eigenen, offenbar sehr korrekten Technik und der möglichsten Verhinderung der Suggestion muß auf das oben erwähnte Referat verwiesen werden. Hier beschränkt sich der Autor auf einen ausführlichen Bericht über jene 4 Fälle, welche 2 Träger verfrühter Senilität mit Depression (63jährigen Bauunternehmer, 51jährigen verwitweten Arzt), einen chronisch depressiven schweren Neurastheniker (39jährigen Lyzeumsprofessor) und einen impotenten Junggesellen (37jährigen Mechaniker) betreffen. Ergebnisse: Im ersten Falle $^{5}/_{4}$ Jahre nach der doppelseitigen Nebenhodenresektion lebhaftes, heiteres Wesen, feste Hoden, keine Vermehrung der Arteriosklerose und des Blutdruckes. Zehn Monate später der gleiche Befund; Versicherung von Wohlbefinden und Arbeitsfreudigkeit sowie fast jugendlicher Potenz. Ähnlicher Status im 2. und 3. Falle einige Wochen nach dem doppelseitigen bzw. 16 Monate nach dem einseitigen Eingriff. Im 4. Falle Bericht 14 Monate nach der einseitigen Vasoligatur: Heirat vor 3 Monaten: Erektion nicht so kräftig wie in der Jugend, aber durchaus befriedigend.

Hiernach verzeichnet Sand in seinem 18 Fälle umfassenden Gesamtmaterial für das Senium 9 günstige Erfolge, 2 Versager, 2 vorübergehende Besserungen, für die Impotenz 1 negatives Resultat und 4 bedingte Erfolge („jusqu' à un certain point positifs“). Seine Schlüsse lauten dahin, daß aus Anlaß der, wenn auch zum Teil längeren, aber noch nicht hinreichenden Beobachtungsfristen trotz der von der Mehrzahl der Patienten vertretenen Befriedigung beweiskräftige und definitive Erfolge noch nicht zu bejahen sind. Die Operation sei unschädlich. Zeitweilige Kopfschmerzen und Erregungszustände werden auf die plötzliche Resorption des mit Hormonen beladenen Spermas bezogen. Die Indikation sei mit der größten Reserve zu stellen, das suggestive Element nicht mit absoluter

Sicherheit auszuschalten. Im Zusammenhalt mit den Erfahrungen anderer Autoren schienen annehmbare Erfolge der Vasoligatur in ziemlich großer Zahl begründet. Aus diesem Grunde sei die Fortsetzung der Versuche an skrupulös gesichtetem Material berechtigt. Die phantastischen Hoffnungen, welche die unselige Bezeichnung „Verjüngung" besonders in der populären Presse geschaffen, müßten aufgegeben, bescheidenere Ziele im Auge behalten werden.

In dem vor einigen Monaten erschienenen M. Marcuse schen Handwörterbuch der Sexualwissenschaft, einer hochwertigen Schöpfung, an der auch Sand durch sehr bemerkenswerte Bearbeitungen der „Keimdrüsenplantation", „Regeneration" und „Vasoligatur" beteiligt ist, habe ich bezüglich der „mißlichen" Stellungnahme des Arztes zur Steinach schen Behandlung im Artikel „Potenz und Potenzstörungen" mich dahin ausgesprochen, daß ungeachtet des hohen wissenschaftlichen Wertes der Tierexperimente des Biologen das zurzeit vorliegende Verhältnis dauernder Potenzheilungen zu den Mißerfolgen nicht eine Empfehlung mit Zusicherung annehmbarer Erfolge auf breiter Basis begründe. Der Autor wird es mir nicht verübeln, wenn in dieser Formulierung, an der Berichte aus meiner Klientel mitgewirkt, die Frage, warum er die in der Literatur niedergelegten Mißerfolge so wenig gewürdigt, erblickt werden muß. Im übrigen vermag ich, wie schon angedeutet, seine neueste Epikrise in ihrer vorsichtigen logischen Fassung nur zu begrüßen. Wir müssen uns eben unter Zurücksetzung eines endgültigen Urteils bis zur hinreichenden Mehrung einer maßgebenden Kasuistik bescheiden.

Fürbringer.

5) Porocz, M.: **Ovaralgia erotica.** Zentralbl. f. Gyn. 1924, 19.

In den letzten Jahren hatte P. Gelegenheit, die Gattinnen mehrerer, mit dem Phaenomen der raschen Ejakulation behafteter Männer zu untersuchen. Die meist jungen seit 1, 2, 4, 7 Jahren verheirateten Frauen klagten über beiderseitige Schmerzen im Unterleib. Diese Schmerzen waren bei einzelnen andauernd, bei einigen fast ständig. Bei der Untersuchung scheinen die Eierstöcke vollständig frei zu sein, aber ihre Berührung ist schmerzhaft. Die Frauen haben besondere Schmerzen beim Bücken oder Aufheben schwerer Gegenstände. Der härtere Stuhl einzelner stammte daher, daß sie sich im Falle der Notdurft der Inanspruchnahme der Bauchpresse enthielten. Andere wurden schon vom Husten irritiert. Die eine oder andere sah ganz richtig die auslösende Ursache dieses Schmerzes im vorangegangenen Koitus. Die meisten dieser Frauen fürchten sich schon beim Gedanken an den Koitus. Ihre Libido ist normal, ziemlich leicht auslösbar, aber während des rasch ablaufenden Aktes gelangen sie nicht zum Orgasmus. Im Anschluß daran bekommen sie den charakteristischen Schmerz, der — wenn sie in Ruhe bleiben können — in 2 bis 3 Tagen vergeht. Jene, deren Gatte größeren sexuellen Anspruch äußert, haben den einen Insult noch nicht überstanden, und schon folgt ihm der zweite; auf solche Weise kann ihre Schmerzhaftigkeit sich stabilisieren. In allen diesen Fällen waren die Sexualorgane im übrigen gesund, insbesondere bestanden keinerlei Symptome einer Gonorrhöe. Frauenärzte, an die sich die eine oder andere wendete, dachten nicht an den sexuellen Insult; sie verordneten warme Sitzbäder, Prießnitzumschläge usw. ohne Erfolg. Die meisten dieser Frauen sagen aus falscher Scham, daß der Akt selbst ihnen nicht angenehm und ihr Gatte der Ansicht sei, daß sie nichterregbarer, kalter Natur seien. Gerade das Gegenteil ist wahr. Ihre Libido ist normal, vielleicht sogar gesteigert. Nur daß der kurze, mit fünf, sechs, zehn Friktionen vollendete Akt sie nicht zur Befriedigung gelangen lassen kann. P. bezeichnet das Krankheitsbild als Ovaralgia erotica und stellt es in Analogie zu der von ihm im Jahre 1900 beschriebenen Epididymitis sympathica. Die Gründe, die ihn veranlaßten, diese Benennung gegenüber dem Vorschlage von Waelsch „Epididymitis erotica" aufrecht zu erhalten, bestehen übrigens auch bezüglich dieser „Oophoritis", da sie durch jede frustrane Erregung, bei normaler Libido der gesunden Frau, also auch durch die bloße sexuelle Abstinenz, die ja wesensmäßig nicht zur Befriedigung gelangende Erregungen einschließt, bewirkt werden kann. Coitus interruptus und (relative) Ejaculatio praecox des Mannes sind allerdings die häufigsten Ursachen. Es ist verdienstlich von P., die Ärzte, namentlich die Gynäkologen auf einen Zusammenhang hinzuweisen, der den Sexuologen allerdings in größerem Umfange bereits bekannt sein dürfte, und sie dadurch zu veranlassen, bei der Begutachtung und Beratung ihrer Patientinnen deren sexueller Lebensführung und gegebenenfalls der Sexualfunktion des männlichen Partners größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Max Marcuse.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER

INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

VON

Prof. Dr. J. BROMAN (Lund) — Prof. Dr. M. DESSOIR (Berlin) — Prof. Dr. G. HEYMANS (Groningen) — Dr. S. VAN HOUTEN (Haag) — Geh. Med.-Rat Prof. Dr. J. JADASSOHN (Breslau) — Hofrat Prof. Dr. L. v. LIEBERMANN (Budapest) — Geh. Hofrat Prof. Dr. K. v. LILIENTHAL (Heidelberg) — Dr. MAX MARCUSE (Berlin) — Prof. Dr. G. MINGAZZINI (Rom) — Geh. Justizrat Prof. Dr. W. MITTERMAIER (Gießen) — Geh. Sanitätsrat Dr. ALBERT MOLL (Berlin) — Prof. Dr. W. NEF (St. Gallen) — Privatdozent Dr. KNUD SAND (Kopenhagen) — Geheimrat Prof. Dr. R. SEEBERG (Berlin) — Geh. Med.-Rat Prof. Dr. H. SELLHEIM (Halle) — Prof. Dr. S. R. STEINMETZ (Amsterdam) — Prof. Dr. J. TANDLER (Wien) — Prof. Dr. A. VIERKANDT (Berlin) — Prof. Dr. L. v. WIESE (Cöln)

REDIGIERT VON

Dr. MAX MARCUSE, BERLIN

XI. BAND — SEPTEMBER 1924 — 6. HEFT





A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Der Abonnementspreis beträgt vom 1. Oktober ab **vierteljährlich**

4.— Goldmark

und ist unaufgefordert auf das Postscheckkonto Dr. jur. Albert Ahn in Bonn Nr. 8032 Köln einzuzahlen.

Der Auslandspreis beträgt vierteljährlich 1 Dollar.

A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn
(Dr. jur. Albert Ahn).

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

XI. Band September 1924 6. Heft

Carl Erich Correns.

Zur sechzigsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Von Agnes Bluhm
in Berlin-Lichterfelde.

(Mit einem Bildnis Correns'.)

Vor etwas mehr als 2 Jahren wurde hier in richtiger Erkenntnis der engen Beziehungen zwischen Sexual- und Vererbungswissenschaft von Günther Just der hundertsten Geburtstagswiederkehr Gregor Mendels, des Grundsteinlegers der modernen Erblichkeitslehre, gedacht[1]). Wenn wir heute von dieser Stelle aus Carl Correns zur Vollendung des sechsten Lebensjahrzehnts beglückwünschen, so gilt unser Glückwunsch nicht nur dem Wiederentdecker der Mendelschen Vererbungsgesetze, sondern gleichzeitig dem Forscher, der durch seine Studien über die Bestimmung des Geschlechtes und das Zahlenverhältnis der Geschlechter sehr wesentliche Bausteine zum biologischen Fundament der Sexualwissenschaft beigetragen hat.

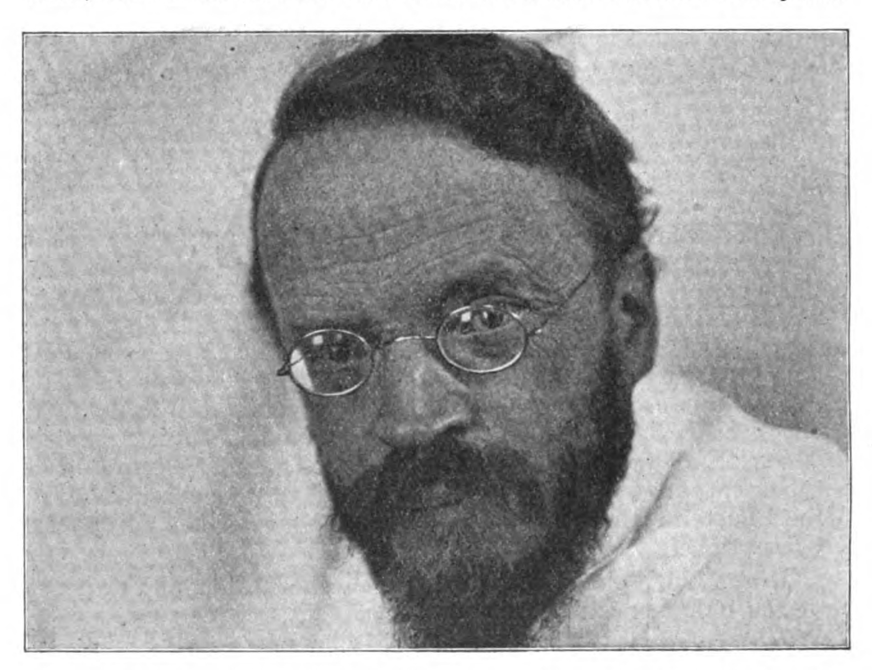
Hören wir, ehe wir auf seine diesbezüglichen Verdienste des näheren eingehen, zuvor etwas von seinem Lebensgang.

Carl Erich Correns entstammt einer Juristenfamilie, die ihres katholischen Glaubens wegen aus Flandern in das Rheinland einwanderte. (Er selbst ist in dem protestantischen Glauben seiner Mutter erzogen worden.) Sein Vater, Erich Correns, war insofern aus der Art geschlagen, als er die Rechtswissenschaft, deren Studium er auf Wunsch des Großvaters ergriffen, sobald es anging, an den Nagel hing, um, seiner Neigung folgend, Künstler zu werden. Er lebte als angesehener Historienmaler und Ehrenmitglied der Königl. Bayrischen Akademie der Künste in München, wo ihm am 19. September 1864 sein einziges Kind, Carl Erich, geboren wurde. Die Mutter, eine geborene Koechlin aus Zürich, war gleichfalls Malerin. Die Koechlins stammen aus dem burgenreichen Thurgau und leiten sich von einem dort in früheren Jahrhunderten ansässigen Raubrittergeschlecht ab. Das Gen für Raubrittertum scheint indessen in der Familie Koechlin schon seit langem durch Aufspaltung verloren gegangen zu sein. Jedenfalls ist in Carl Correns' körperlichem und seelischem Phaenotypus nicht das Geringste davon zu entdecken, und soweit die Betrachtung seiner F_1 Schlüsse zuläßt, scheint er auch genotypisch frei davon zu sein. Seiner Erscheinung nach ist er Niederdeutscher, ein Langschädel von seltener Dimension — in Klein- und Mittelstädten findet er keine ausreichende Hutgröße — mit glattem rötlichen Haar, rotem Bart, blauen Augen und zarter weißer Haut. Auf seinen Kopf trifft das oft mißbrauchte Schillerwort zu: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Im übrigen ist er kein niederdeutscher Recke, sondern von schmächtiger Gestalt. Seinem zarten Körperbau entspricht seine zarte Gesundheit, die indessen, dank einer großen Energie und eines vorbildlichen Pflichtgefühles, seiner

[1]) Zeitschrift für Sexualwissenschaft, IX, 4, Juli 1922.

Leistungsfähigkeit bisher keinen Abbruch getan hat. Es ist der Geist, der innerhalb weiter Grenzen den Körper zu meistern vermag.

Correns besuchte zunächst die Volksschule, dann das Gymnasium in München. Nach dem Tode der frühverstorbenen Eltern und einer längeren Erkrankung (Tuberkulose) kam er zu mütterlichen Verwandten nach St. Gallen. Hier trat er in die humanistische Abteilung der Kantonschule ein, die er 1885 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Er entschied sich, nachdem er vorübergehend an die Medizin gedacht, für das Studium der Naturwissenschaften, insonderheit der Botanik, das ihn nach München zu Naegeli und nach Graz zu Haberlandt, dem späteren bekannten Berliner Pflanzenphysiologen, führte, mit dem ihn heute noch eine warme Freundschaft verbindet. 1889 promo-



vierte er in München mit einer Dissertation: „Über Dickenwachstum der Membranen durch Intussuszeption". Pekuniär unabhängig, war er nicht darauf angewiesen, sich um eine Assistentenstelle zu bemühen, sondern er konnte sich seine Arbeitsstätte frei wählen. Zunächst blieb er noch längere Zeit in München bei Naegeli; dann ging er wiederum nach Graz zu Haberlandt, von dort nach Berlin zu Schwendener und später nach Leipzig zu Pfeffer. Es fesselten ihn vorderhand histologische und rein physiologische Probleme (Beiträge zur Biologie und Anatomie einiger Blüten, 1890; Zur Kenntnis der inneren Struktur der vegetabilischen Zellmembranen, 1891, usw. usw.). Im Frühjahr 1892 habilitierte er sich für Botanik an der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen mit einer Schrift: „Über die Abhängigkeit der Reizerscheinungen höherer Pflanzen von der Gegenwart freien Sauerstoffes". Ein Jahr später vermählte er sich mit einer Nichte Carl von Naegeli's, die im Hause ihres Onkels lebend und lebhaft für Botanik interessiert, ihm bereits während seiner Studienzeit zur guten Kameradin und Freundin geworden war, und die man heute noch trotz aller pflichtmäßig und freiwillig übernommenen hauswirtschaftlichen und hausfreundschaftlichen Bürde in den frühen Morgen- und späten Abendstunden in den Freilandzuchten des Dahlemer Institutes an seiner Seite arbeitend sehen kann. 1897 erhielt er den Titel und Rang eines außerordentlichen Professors; 1902 wurde er als Extraordinarius der Botanik nach Leipzig, 1909 als Ordinarius nach Münster i. W. berufen. 1914 folgte er einem Ruf als erster Direktor des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Biologie nach Berlin-Dahlem, wo er heute noch wirkt. Daneben liest er als

Ordinarius der philosophischen Fakultät der Berliner Universität, aber ohne amtlichen Lehrauftrag, über Vererbungslehre. 1916 wurde ihm der Titel „Geheimer Regierungsrat“ verliehen.

Mit genetischen Problemen beschäftigte sich Correns seit dem Jahr 1894, zunächst nur nebenbei. Seit 1899 traten sie in den Vordergrund seiner Forschung, etwas zum Schmerz seines Lehrers Pfeffer, der darin eine ziemlich unfruchtbare Liebhaberei sah, bis ihn Correns' Vortrag „Über Vererbungsgesetze“ auf der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte zu Meran 1905 eines Besseren belehrte. Seine ersten, in ihren Anfängen bis zum Jahr 1894 zurückreichenden genetischen Studien galten den Bastarden zwischen verschiedenen Maisrassen und zwischen verschiedenen Erbsenrassen. Sie führte ihn zur Wiederentdeckung der Mendelschen Regeln. Da über diese Wiederentdeckung, die gleichzeitig durch drei Forscher, Correns, Tschermak und de Vries erfolgte, manches Halbwahre verbreitet ist, und diese Halbwahrheit sich gelegentlich mit Mißgunst, ja Verdächtigung vergesellschaftet, so sei ihrer hier noch einmal gedacht. Es handelt sich dabei nicht, wie man hie und da immer noch hören kann, lediglich um einen literarischen Fund, sondern um eine Entdeckung auf dem Wege des Experimentes, welcher bei Durchsicht der Literatur der etwas vergrabene Fund folgte. Am 22. Dezember 1899 hatte Correns der Deutschen Botanischen Gesellschaft einen „vorläufigen Bericht“ über seine „Untersuchungen über die Xenien bei Zea-Mais“ eingesandt, in welchem er einleitend bemerkt, daß er bei Bastarden zwischen Maisrassen „sehr interessante, aber auch sehr komplizierte Verhältnisse“ gefunden hätte, aber nichts näheres über die ihm aufgefallene ziffernmäßige Gesetzmäßigkeit mitteilt, sondern sich auf eine ganz knappe Schilderung seiner Beobachtungen (Dominanz, intermediäres Verhalten, Unabhängigkeit der einzelnen Merkmale usw.) beschränkt und die Erscheinungen auf Vorgänge bei der Befruchtung zurückführt.

Am 14. März 1900 sandte de Vries, welcher am 11. Juli 1899 auf der ersten „Hybrid-Conference“ in London über „Hybridising of monstrosities“ gesprochen und einen typisch mendelnden Bastard noch gänzlich ohne präzise Mendelsche Formulierung beschrieben hatte, der Deutschen Botanischen Gesellschaft eine Arbeit über „Das Spaltungsgesetz der Bastarde“ und am 26. März 1900 der Pariser Akademie einen Aufsatz „Sur la loi de disjonction des Hybrides“ ein. Letzterer erschien etwas früher als erstere. Er enthält den Namen Mendel nicht und veranlaßte Correns, der, nachdem er die Erklärung für das gesetzmäßige Verhalten gefunden und seine Arbeit abgeschlossen hatte, bei Durchsicht der Literatur in Fockes „Pflanzenmischlingen“ die Bemerkung gelesen, daß bereits Mendel konstante Zahlenverhältnisse zwischen den Typen der Mischlinge gefunden zu haben glaubte, und sich daraufhin mit der in den Berichten der Naturforschenden Gesellschaft zu Brünn vergrabenen Mendelschen Arbeit vertraut gemacht hatte, am 24. April 1900 der Botanischen Gesellschaft einen Aufsatz „Gregor Mendels Regel über das Verhalten der Nachkommenschaft der Rassenbastarde“ ein-

zusenden. In diesem Aufsatz macht Correns eingehendere Mitteilungen über seine mindestens 4 Jahre zuvor begonnenen Erbsenbastardierungen, bei denen „die Gesetzmäßigkeit viel durchsichtiger ist als beim Mais, wo sie mir zuerst aufgefallen war". Während de Vries behauptete, daß der Bastard von den beiden antagonistischen Eigenschaften „stets nur die eine, und zwar in voller Ausbildung" trägt, erkannte Correns, daß es neben der dominanten eine intermediäre Vererbung und ferner neben unabhängigen auch „gekoppelte" Merkmale gibt (eine Entdeckung, die irrtümlicherweise Bateson zugeschrieben wird). Das Hauptergebnis seiner Versuche faßt er, wie folgt, zusammen: „Der Bastard bildet Sexualkerne, die in allen möglichen Kombinationen die Anlagen für die einzelnen Merkmale der Eltern vereinigen, nur die desselben Merkmalspaares nicht. Jede Kombination kommt annähernd gleich oft vor. Dies nenne ich die Mendelsche Regel; sie umfaßt auch de Vries' „loi de disjonction...". Dabei nahm er damals an, daß diese Regel nur für Rassenbastarde Gültigkeit hätte. Am 2. Juni 1900 ging dann bei der gleichen Gesellschaft ein Bericht „Über künstliche Kreuzung bei Pisum sativum" von Erich Tschermak ein, der gleichfalls eine experimentelle Bestätigung der Mendelschen Spaltungsregel unter Hinweis auf den Urheber brachte.

Die experimentelle Lösung solcher komplizierten biologischen Probleme, wie das in Rede stehende, bedarf selbstverständlich eines jahrelangen Studiums. Es ist deshalb ein müßiger Streit, wer der erste Wiederentdecker der Mendelschen Vererbungsgesetze war. Interessant ist an den mitgeteilten Daten in erster Linie, daß sie die Tatsache bestätigen, daß auch für das Verständnis weittragender wissenschaftlicher Probleme die Zeit „erfüllet" sein muß.

Die Mendelschen Gesetze dürfen wir als dem Leser bekannt voraussetzen, zumal sie in dem eingangs erwähnten Artikel von Just (Bd. IX, Heft 4 dieser Zeitschr.) eingehend und anschaulich dargestellt worden sind. Weniger bekannt dürften Correns' direkte Beiträge zur Sexualwissenschaft sein.

Schon Mendel selbst hatte daran gedacht, es möchte sich das Geschlecht ähnlich verhalten wie die von ihm untersuchten Erbseneigenschaften [1]). Dasselbe könnte vielleicht den gleichen Erblichkeitsgesetzen unterstehen wie diese. Nur erschienen ihm „die Folgerungen, die sich aus diesem Fall ergeben würden", zu „sonderbar". Sehr bald nach der Wiederentdeckung seiner Vererbungsregeln tauchte der gleiche Gedanke in den Köpfen einiger Forscher, Straßburger, Castle, Smith, Bateson und Correns, auf. Correns war derjenige, welcher die Frage in einem wohldurchdachten Experiment mit der Zaunrübe (Bryonia) entschied. Die Pflanze kommt bei uns in zwei Formen vor: Br. dioica ist, wie ihr Name besagt, getrenntgeschlechtig; es gibt männliche und weibliche Exemplare. Br. alba dagegen ist einhäusig; jedes Exemplar trägt sowohl männliche wie auch weibliche Blütenstände. Er stellte nun folgende Versuche an:

[1]) Gregor Mendel's Briefe an Carl Naegeli 1866—73. Herausg. von C. Correns. Abh. d. Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. Math. phys. Kl. 39 III, 1905, S. 241.

Erstens bestäubte er weibliche Pflanzen der Br. dioica mit dem Pollen von männlichen Pflanzen derselben Art. Er erhielt rund 50 Proz. weibliche und 50 Proz. männliche Nachkommen (selbstredend alles Br. dioica).

Zweitens befruchtete er weibliche Pflanzen der Br. dioica mit Pollen der Br. alba und bekam 100 Proz. weibliche Bastarde[1]).

Drittens bestäubte er umgekehrt die weiblichen Blüten der Br. alba mit Pollenkörnern der Bryonia dioica. Das Ergebnis waren 50 Proz. männliche und 50 Proz. weibliche Nachkommen, alles Bastarde.

Viertens endlich ergab die Bestäubung der Br. alba mit eigenem Pollen 100 Proz. einhäusige Pflanzen (natürlich sämtlich Br. alba).

Eine Bestäubung der getrennt-geschlechtigen Pflanzen mit dem Pollen der gemischt-geschlechtigen hatte also lauter Weibchen ergeben; diejenige der gemischt-geschlechtigen mit demjenigen der getrennt-geschlechtigen dagegen zur Hälfte Männchen und zur Hälfte Weibchen. Correns schloß hieraus einmal, daß die Keimzellen der Br. dioica-Weibchen bezüglich der Geschlechtsanlage unter sich übereinstimmen; es gibt ihrer nur einerlei, während es zweierlei männliche Keimzellen (männchen- und weibchenbestimmende) geben muß. Anders ausgedrückt: die Weibchen sind hinsichtlich der Geschlechtsanlage homogametisch, die Männchen heterogametisch. Ferner, daß die erbliche Übertragung der Geschlechtsanlage vergleichbar ist der Rückkreuzung eines monohybriden Bastardes[2]) mit dem rezessiven Elter. Es entstehen dabei 50 Proz. mit dem dominanten und 50 Proz. mit dem rezessiven Merkmal behaftete Nachkommen. Correns setzt bei diesen Schlußfolgerungen voraus, daß der getrenntgeschlechtige Zustand über den gemischtgeschlechtigen dominiert. Es wäre sonst das Ergebnis des zweiten Versuchs (100 Proz. Bastardweibchen) unerklärlich.

Der Correnssche Bryonia-Versuch hat von anderen Seiten verschiedene Deutungen erfahren; keine einzige, die befriedigender wäre als diejenige des Autors selbst. An dem Hauptergebnis: Sexuelle Homogametie des einen, Heterogametie des anderen Geschlechtes besteht kein Zweifel mehr. Alle späteren Untersuchungen über die Geschlechtsbestimmung, für welche Correns den Hebel geliefert hat, haben sowohl für höhere Pflanzen wie auch für höhere Tiere seine Homo-Heterogametie-Hypothese bestätigt.

Aus dieser Hypothese erwuchs naturgemäß die Aufgabe, zu erforschen, durch welche Umstände die in der Natur beobachteten auffallend konstanten Abweichungen vom theoretischen Geschlechtsverhältnis (1 : 1) zustande kommen. Auch hier ist Correns führend gewesen. Was vor ihm hierüber experimentiert

[1]) Die Bastarde der beiden Arten sind an der Behaarung der Narben und an der Farbe der Beeren als solche kenntlich.

[2]) Monohybrid nennt man in der Vererbungslehre einen Bastard, dessen Eltern sich nur durch ein einziges Erbmerkmal unterscheiden.

wurde, glich, wenn wir von den verdienstvollen Arbeiten Richard Hertwigs und seiner Schule absehen, eher einem vagen Tasten als einem zielbewußten Forschen. Ihm selbst war durch seine Hypothese der Weg gewiesen. Die erwähnte Konstanz der Abweichungen des natürlichen vom theoretischen Zahlenverhältnis der Geschlechter deutete darauf hin, daß es sich dabei weniger um Milieueinflüsse als um physiologische Verschiedenheiten der beiden Spermiensorten [1]) handeln möchte. Als Objekt benutzte Correns die Lichtnelke (Melandrium) [2]). Zunächst versuchte er die Konkurrenz zwischen den männchen- und weibchenbestimmenden Pollenkörnern einerseits zu verschärfen und andererseits aufzuheben, indem er Bestäubungen mit sehr viel und mit wenig Pollen vornahm. In ersterem Falle hatten nur die rascher das Ziel erreichenden Aussicht zur Befruchtung zu gelangen; die Männchenziffer (theoretisch 50 Proz.) sank auf 29,86 Proz. herab; in letzterem hatten sämtliche Pollenkörner unabhängig von ihrer Auswachsgeschwindigkeit Aussicht auf Erfolg; die Männchenziffer betrug 42,96 Proz., eine Zahl, die gut übereinstimmt mit dem von Straßburger, Shull u. a. in ihren Melandrium-Zuchten beobachteten Geschlechtsverhältnis. Offenbar wachsen die weibchenbestimmenden Pollenschläuche schneller aus als die männchenbestimmenden und gelangen, wo sie mit letzteren in Konkurrenz treten, durchschnittlich, und mit wachsender Konkurrenz in wachsender Zahl, früher zum Ziel als diese. Die Versuche wurden durch mehrere Jahre hindurch in einem solchen Umfang unternommen, daß die Mitwirkung des Zufalls bei dem Ergebnis vollkommen ausgeschlossen erscheint.

In einer weiteren Reihe von Versuchen beschäftigte sich Correns mit dem Einfluß des Alters der Keimzellen auf das Geschlechtsverhältnis. Bekanntlich hat Thury um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für Säugetiere die Hypothese aufgestellt, daß junge (frühzeitig befruchtete) Eier Weibchen, ältere Männchen ergeben. Correns fand, wiederum bei der Lichtnelke, daß das Alter des Eies ohne jeden Einfluß auf das Geschlechtsverhältnis blieb, während mit zunehmendem Altern des Pollens die Männchenziffer entsprechend wuchs, so daß ganz alter Pollen nur mehr Männchen hervorbrachte. Da bei hohem Alter des Pollens die Zahl der Befruchtungen stark herabgesetzt ist, nahm er anfänglich an, daß die „Weibchenbestimmer" weniger lebenskräftig seien als die „Männchenbestimmer" und deshalb früher abstarben als diese, so daß sehr alter Pollen nur noch aus Männchenbestimmern bestand. In seiner jüngst erschienenen, die Versuche mehrerer Jahre umfassenden Arbeit „Über den Einfluß des Alters der Keimzellen I" [3]) kommt er bezüglich der Verschiebung des Geschlechts-

---

[1]) Bei höheren Pflanzen, den Säugetieren, der Mehrzahl der Insekten ist das männliche Geschlecht das heterogametische; bei Vögeln und Schmetterlingen das weibliche: bei diesen beiden letzteren gibt es demgemäß nur einerlei Spermien, aber männchen- und weibchenbestimmende Eier.

[2]) Die Versuche sind sämtlich in den Sitzungsberichten der Preuß. Akad. d. Wissenschaften (phys. math. Klasse) 1917—24 mitgeteilt.

[3]) Sitzungsbericht der Preuß. Akad. d. Wissensch. phys. math. Kl. vom 13. 3. 24. 1924. IX.

wie sie gewonnen wurden, dem damit zutage geförderten Material nur eine ganz beschränkte und bedingte Bedeutung zuweisen; innerhalb dieses engen Rahmens aber darf es in Erwartung künftiger weitergehender Erschließungen wohl beachtet werden.

(Aus dem Sanatorium Woltersdorfer Schleuse bei Berlin.)

Das Problem der biologischen Altersbekämpfung mittels Keimdrüsenpräparate.

Von Dr. Rud. Fritz Weiß.

Durch die Ergebnisse der Steinachschen Forschungen ist das Problem der Bekämpfung vorzeitiger und physiologischer Altersveränderungen des Menschen auf eine erweiterte und gefestigte experimentelle Grundlage gestellt worden. Die Kenntnis von den Wirkungen, die der Genuß tierischer Keimdrüsen auf den menschlichen Organismus aufzuweisen vermag, reicht allerdings schon bis in älteste Zeiten zurück und tritt uns in den verschiedensten Ländern als ein gesicherter Besitz der Volksmedizin entgegen. Eine wissenschaftliche Begründung erhielten diese Erfahrungstatsachen erst mit der Aufstellung der Lehre von der inneren Sekretion. Die Arbeiten der jüngsten Zeit, die von den Beobachtungen von Bouin und Ancel ihren Ausgang nahmen und durch die Steinachschen Experimente zu einem gewissen Abschluß gelangten, zeigten mit aller Deutlichkeit, daß auch den Keimdrüsen neben der Sperma- resp. Eierproduktion eine wichtige innersekretorische Fähigkeit zukommt. Die Hormone der Keimdrüsen erwiesen sich von weitgehendem, teilweise fast bestimmendem Einfluß auf die Entwicklungsvorgänge und den Stoffwechsel des Organismus; insbesondere die Ausbildung der Sexual-Organe und -Funktionen hängt mit dem Vorhandensein und der normalen Ausbildung dieser Drüsen und ihrer hormonalen Tätigkeit aufs innigste zusammen. Aber auch an den Rückbildungs- und Alterserscheinungen des Körpers sind die Keimdrüsen beteiligt. Von den senilen Abnützungs- und Erschöpfungsprozessen werden offenbar die Blutdrüsen, und unter diesen vor allem die Keimdrüsen, sehr frühzeitig befallen. Es kommt so bei zunehmendem Alter nicht nur zu einem Nachlassen der generativen, sondern auch der hormonalen Produktionskraft der Hoden und Ovarien. Dieser Hormonmangel macht sich im alternden Organismus in der verschiedensten Weise bemerkbar und wird als eine der maßgebendsten Ursachen der senilen Veränderungen, ja, wie von mancher Seite behauptet wird, des Alterns überhaupt angesprochen.

Allerdings zeigen sich in unserem Wissen hier auch noch manche große Lücken. Der Streit um die genauere Lokalisation des Produkitonsortes der Hormone — ob in den Leydigschen Zwischenzellen, wie Steinach und schon vor ihm Bouin und Ancel annehmen, oder im generativen Anteil der Keimdrüsen, — ist hier von geringer Bedeutung. Fühlbarer ist schon unsere noch mangelhafte

Kenntnis von der Struktur und chemischen Zusammensetzung der wirksamen Hormone; auch wissen wir über den Anteil anderer innersekretorisch tätiger Drüsen am Altersvorgang und deren korrelativen Zusammenhang mit den Keimdrüsen noch recht wenig.

Die Erkenntnis, daß an dem Zustandekommen seniler Veränderungen ein Ausfall der Keimdrüsenhormone in maßgebender Weise beteiligt ist, bildet nun auch den Ausgangspunkt therapeutischer Bestrebungen. Es gilt, den durch die regressiven Prozesse an Testes und Ovarien bedingten Hormonmangel auszugleichen und so das hormonale Gleichgewicht des Organismus zu erhalten, bzw. wieder herzustellen. Zur Erreichung dieses Zieles stehen verschiedene Methoden zur Verfügung: die nächstliegende beruht darauf, die eigenen Keimdrüsen des Körpers zu vermehrter Hormonproduktion zu veranlassen. Steinach hat durch die von ihm ausgeführte Unterbindung des Samenstranges in zielbewußter Weise diesen Weg betreten und damit bei seinen Versuchstieren beste Resultate erzielt. Von Lichtenstern wurde, auf Steinachs Veranlassung, die Vasektomie auf den Menschen übertragen mit den bekannten günstigen Erfolgen, die von anderen Beobachtern (Peter Schmidt, M. Klinke, Knud Sand, W. Edgar) bestätigt wurden. Die Röntgenreizbestrahlung der Keimdrüsen, die auch eine vermehrte Hormonproduktion zur Folge hat, wird dagegen von den meisten Beobachtern als zu unsicher und zu wenig wirksam abgelehnt.

Gegen die Steinachsche Methode der Vasektomie, die durch den Reiz der Spermastauung im Hoden zu einer Steigerung der Hormonbildung führt, lassen sich jedoch schwerwiegende Bedenken erheben. Mißlich ist schon die alleinige Anwendung beim männlichen Geschlecht; von maßgebendem Einfluß auf das Gelingen der Operation ist vor allem der Zustand, in dem sich die Keimdrüsen vor der Operation befinden. Ist die Reservekraft der Hoden zu gering, so muß die Operation versagen, da die erstrebte Vermehrung der Hormonbildung ausbleibt oder doch zu gering ist; verfügt der Hoden andererseits noch über große Reservekräfte, so kann der operativ gesetzte Stauungsreiz zu einer allzustarken, überschießenden Hormonbildung führen und akute Vergiftungserscheinungen, eine sogenannte Testitoxikose mit hochgradigen Erregungszuständen auslösen, wie wir sie in einem von Kurt Mendel beschriebenen Falle annehmen müssen. Es fehlt also diesem Verfahren die Möglichkeit der Dosierung, die bei der Wiederherstellung des äußerst fein abgestimmten hormonalen Gleichgewichts von kardinaler Bedeutung ist. Dazu kommt, daß sich über die Dauer der künstlich erzeugten vermehrten Hormonbildung nichts Sicheres sagen läßt; die hormonale Produktionskraft der Hoden wird früher oder später doch wieder erlahmen, so daß die erzielte Wirkung eine nur temporäre — meist recht kurzfristige — sein kann.

Ein anderer Weg zur Bekämpfung des physiologischen und vorzeitigen Mangels an Keimdrüsenhormonen besteht in der Zuführung körperfremden Hormonmaterials. Dies kann sowohl durch die Implantation artfremder oder arteigner Keimdrüsen als auch durch Verabfolgung von Organpräparaten geschehen. Mit der Implantationsmethodik, die experimentell vielfach durch-

geprüft wurde, will man auch beim Menschen, vor allem zur Beseitigung von Kastrationsfolgen, Erfolge erzielt haben. (Lichtenstern, Mühsam, Stanley, Stocker, Kreuter, Foramiti.) Allerdings bestehen über den Wirkungsmechanismus der Implantate noch vielfache Meinungsverschiedenheiten. Manche Beobachter beziehen die allgemeine Erfrischung und Belebung gar nicht oder nur zum kleinen Teil auf die Hormonabgabe der Implantate, sondern auf eine unspezifische Proteinkörper-Wirkung des allmählich resorbierten Materials. Vor allem scheitert jedoch das Implantationsverfahren daran, daß, nach fast einstimmigem Urteil der Autoren (Enderlen, B. Romeis, Haberland, Stahel), ein dauerndes Einheilen des Implantats bisher noch nicht erzielt werden konnte. Die Wirkung der Keimdrüsen-Überpflanzung kann also nur eine vorübergehende sein und dauert im besten Falle so lange, bis die Resorption des Implantates beendet ist.

Aussichtsreicher erscheint, — schon aus rein theoretischen Erwägungen heraus, — die Zuführung körperfremder Keimdrüsenhormone in Form von Organpräparaten. Dadurch wird die prinzipielle Forderung eines dauernden Ausgleichs des im Organismus bestehenden Hormonmangels am besten erfüllt, und ferner wird die Frage der Dosierung in glücklichster Weise gelöst. Durch individuelle Abstufung der dargereichten Hormonmengen wird es ermöglicht, stets das hormonale Gleichgewicht des Organismus aufrecht zu erhalten; auch die Anwendung auf beide Geschlechter durch die Zuführung von Testes- bzw. Ovarialpräparaten ist gegeben. Die erste Voraussetzung für die Organtherapie wie auch für die Heterotransplantationen, nämlich der Nachweis, daß die Keimdrüsenhormone nicht artspezifisch, sondern bei allen Säugetieren chemisch die gleichen wie beim Menschen sind, ist durch vielfache Experimente erbracht. Das Keimdrüsenhormon verhält sich in dieser Beziehung analog dem Hormon der Schilddrüse, der Nebennieren und dem anderer innersekretorisch tätiger Ogane.

Die Anwendung von Organpräparaten zur biologischen Altersbekämpfung geht in ihren Anfängen bis auf die ersten Versuche Brown-Sequards zurück, der schon 1889 in den bekannten Experimenten an seinem eigenen Körper durch subkutane Injektion wäßriger Hodenextrakte von Hunden bemerkenswerte Effekte in bezug auf allgemeine Erfrischung und Erhöhung der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit erzielte. Durch die grundlegenden experimentellen Arbeiten von Steinach, Harms, Lipschütz usw. ist in der Folgezeit dieses ganze Problem jedoch in der Hauptsache von der chirurgischen Seite her angegriffen worden, ohne daß man aus den bereits erwähnten Gründen eine befriedigende Lösung fand. Erst durch eine Anregung von Pariser wurde die Aufmerksamkeit wieder auf die Möglichkeit einer internen Bekämpfung der Alterserscheinungen gelenkt. In analoger Weise, wie es das Problem der Therapie der Schilddrüsenunterfunktion zeigt, ging Pariser von der Überlegung aus, daß eine dauernde Zuführung von Keimdrüsenhormon in Form von Organpräparaten die beste Art des Ausgleichs eines vorzeitigen oder senilen Hormonmangels sei. Die Bekämpfung der Alterserscheinun-

gen wird damit gekennzeichnet als reine Substitutionstherapie. Es handelt sich nur noch darum, die Hormone möglichst rein und unverändert darzustellen, um einen vollen Effekt zu erzielen. Extrakte erwiesen sich, wie dies auch Kahn und Potthoff sowie B. Zondek experimentell feststellen konnten, stets als nur ungenügend wirksam; dies dürfte daran liegen, daß die Keimdrüsenhormone — auch darin ist eine Analogie zur Schilddrüse vorhanden — kolloidale Substanzen von großer Empfindlichkeit sind, die beim Übergehen in Lösungen und auch sonst bei unachtsamer Behandlung leicht zerstört werden und dann von ihrer Wirksamkeit den größten Teil einbüßen. Ihre Verwendung wird daher am besten in Form von Trockenpräparaten zu geschehen haben, die per os verabfolgt werden müssen. Möglich ist ein solches Vorgehen jedoch nur, wenn die wirksamen Stoffe von den Verdauungssäften nicht verändert werden und der Organismus sie vom Magen-Darmtraktus aus zu resorbieren vermag. Wie Versuche an Tier und Mensch zeigen, genügt das Keimdrüsenhormon, ebenso wie das Thyreoidin, diesen Bedingungen vollkommen, und es wird daher diese Art der Darreichung als die einfachste und rationellste allein in Betracht kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen*).

Sexuelle Zeugung und die geistige Schöpferkraft.

Von Prof. Dr. Adolf Mayer.

Wenn man von der Erfahrung der Unendlichkeit der Kombinationen ausgeht, die die sog. „Bausteine“ der Eiweißstoffe zulassen, so bleibt für die ausgedehntesten Erfahrungen in bezug auf die Verschiedenheit der Tier- und Pflanzenarten (ja selbst mit Einschluß der innerhalb einer und derselben Art bestehenden individuellen Verschiedenheiten) Spielraum genug, um die naheliegende Hypothese zuzulassen: daß alle diese bis in sehr vielstellige Zahlen hinaufreichende Unterschiede durch die chemische Konstitution ihrer spezifischen Bestandteile (und vielleicht nicht bloß der Eiweißstoffe allein) erklärt werden könnten. Um so mehr, da ja nachweislich diese Unterschiede streng erblich sind und offenbar in dem Keimplasma von Generation auf Generation übertragen werden könnten.

Diese Hypothese steht nun aber in inniger Beziehung zu gewissen Erscheinungen, die der physischen und der psychischen Natur des Menschen gemeinschaftlich sind, z. B. zu der Erfahrung, daß physische Zeugung im umgekehrten Verhältnisse steht zu geistiger Schöpfungskraft [1]), so daß sie beide aus derselben Quelle zu schöpfen scheinen, oder zu der Erfahrung der Schwächung der geistigen Leistungsfähigkeit durch körperliche Ausschweifungen.

Um in dieser Angelegenheit einen Schritt weiter zu tun, werden wir uns aber erst darüber verständigen müssen, was große geistige Potenz denn eigentlich sei.

Talent und Genie werden begrifflich nicht immer deutlich auseinandergehalten: die philosophischen Definitionen, die wir von beiden besitzen, sind meist, auch soweit sie zutreffend sind, nicht durchsichtig genug. Und doch ist, gerade, wenn man von diesen absieht, die Sache einfach genug.

Talent, zu deutsch „Gabe“ (eigentlich: zugewogenes Pfund), ist jede besondere Geschicktheit oder Geeignetheit zu irgendeiner Tätigkeit oder Lebensaufgabe, gleichgültig, ob auf praktischem oder auf theoretischem Gebiet, und ebenso gleichgültig, ob

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!

[1]) Z. B. geringe Kinderzahl bei geistig hochstehenden Menschen.

auf künstlerischem oder bloß gewerblichem. Der talentvolle Schüler lernt dieselbe Sache spielend und in einem Bruchteile der Zeit, die der Unbegabte darauf verwenden muß, und manchmal — am meisten in den schönen Künsten — kann der letztere überhaupt nichts irgendwie Erhebliches erreichen.

Genie, wofür es in den einzelnen Sprachen keinen entsprechenden Ausdruck gibt, ist nun aber keineswegs die Steigerung des Talentes bis ins Übermenschliche, sondern das Zusammentreffen zweier oder mehrerer Gaben, die einander widerprechen (genauer: zu widersprechen scheinen) in dem so ausgezeichneten Individuum.

Zu einem genialen Staatsmann gehört nicht allein die genaue, an große Gelehrsamkeit streifende, und diese in mancher Hinsicht übertreffende Kenntnis einer ungeheuren Menge von politischen Tatsachen und tiefe Menschenkenntnis, sondern dazu ein großzügiger Wille, der gerade bei gelehrten Menschen so selten ist, weil er dessen Wesen eigentlich widerspricht. — Zu einem großen schaffenden Künstler (nicht zu dem bloß ausübenden, dem ein gutes Talent genügt), gehört außer künstlerischer Fertigkeit und der Energie sich durchzusetzen, überschwängliche Phantasie und dann auch wieder Wirklichkeitssinn, um an das Vorhandene anknüpfen und es meistern zu können Phantasie ist aber im gewissen Grade das genaue Gegenteil des Wirklichkeitssinns, wenigstens der nüchternen Beobachtung. Daher es denn so überaus selten ist, daß diese verschiedenen Kräutlein mit so entgegengesetzten Lebensansprüchen auf denselben Äckerlein wachsen und gedeihen. Genies sind daher immer nur vereinzelt und einsam, während Talente oft massenhaft hervorschießen wie die begabten Musikanten in der Tschecho-Slowakei und die Wiener Schusterjungen oder auch die italienischen Puntatori, die Gehilfen der Bildhauer. Gaben sind eben wie andere menschliche Eigenschaften erblich. Aber der seltene Wurf der genialen Tat findet sich nur durch den seltenen Zufall oder vielleicht richtiger durch den Willen der Vorsehung.

Und weil der Wurf des Genies im Kampfe einander widerstreitender Eigenschaften geschieht, darum ist er für den schöpferischen Menschen zugleich auch schmerzlich, und der viel gebrauchte Vergleich mit einer physischen Geburt ist nicht ganz ungereimt.

Wenn wir nun aus diesen Dingen eine Folgerung in dem von uns in den ersten einleitenden Worten gegebenen Sinne machen wollen, so muß zunächst darauf gewiesen werden, daß der Besitz von ganz bestimmten chemischen Körpergruppen, sagen wir vorläufig, weil wir hiervon wenigstens ein bestimmtes Wissen haben, Eiweißbausteine, ungefähr derselbe sein könnte, wie das, was man in der Züchtungslehre (und hier noch etwas mystisch) „Genen" nennt. Wenigstens würden vielleicht diejenigen Baustoffe mit diesem Begriffe zusammenfallen, die beim Zeugungsakte auf die folgende Generation übertragen werden. Wenn also dieser Akt besonders häufig ausgeübt wird, so könnte es gar wohl sein, daß an den betreffenden Genen, die wohlbemerkt sich nicht einfach durch wirkliche Ernährung wieder erzeugen lassen, sondern die nur — wie das eine bekannte Regel ist — bei Anwesenheit vor schon vorhandenen Baustoffen derselben Art hervorgebracht werden, ein „Zukurz" entstehen könnte. Wenn nun aber dieselben Baustoffe, z. B. solche, die mit dem Vorhandensein eines starken Willens in Beziehung stehen könnten, auch für bestimmte, auch geistige Tätigkeiten, unerläßlich wären, und gerade die eigentlich genialen Tätigkeiten auf dem gleichzeitigen Vorhandensein seltener und daher auch noch seltener im Verein mit anderen maßgebenden gefundenen Baustoffen beruhen, so würde der Zusammenhang, den wir suchen, gar wohl erklärlich sein.

Der Zusammenhang selber aber ist von der größten praktischen Tragweite.

Allerdings sehr, ja geradezu erschütternd materialistisch (oder energetisch) mutet eine solche Theorie an, und es bedurfte zu ihrer Aufstellung eines ganzen Sacks voll „Wenns" und kühner Voraussetzungen. Aber wir dürfen uns dabei daran erinnern, daß es eben einer wichtigen Sache gilt, zu deren Aufklärung wir weite Wege zu gehen gewillt sein müssen, und daß die bloße Beschäftigung mit der Sache sicherlich den Vorteil hat, wenigstens das rein Erfahrungsgemäße, was erklärt werden soll, kräftig unserem Gedächtnisse einzuprägen. Und was das Materialistische der Vorstellung angeht, so dürfen wir uns daran erinnern, daß die Überwindung dieser gewiß schädlichen Geistesrichtung nicht darin besteht, die möglichen Folgerungen einer rein naturwissenschaftlichen Einsicht zu ziehen, sondern nur übereilte und unreife Konsequenzen aus solchen Ergebnissen abzuweisen.

Heirat unter Blutsverwandten.

Von Dr. J. P. zum Busch.

In vielen Staaten Amerikas ist die Heirat zwischen Vetter und Kusine, in Oklahoma sogar die zwischen Geschwisterkindern zweiten Grades gesetzlich verboten. Aber auch dort, wo solche Ehen erlaubt sind, werden sie vielfach mit Mißtrauen betrachtet, und

man sucht sie zu verhindern, indem man idiotische oder taubstumme Kinder prophezeit. Der bekannte amerikanische Rassenhygieniker Paul Popenoe weist nun in Scientitie Monthby, 1923, No. 5 darauf hin, daß in früheren Zeiten die Ehen viel näher Verwandter ihren Zeitgenossen durchaus nicht abstoßend waren, so sind Moses und Isaak die Sprossen derartiger Verbindungen, beides Männer, die als besonders kräftig anzusehen sind und keine Spuren der Degeneration tragen. Am häufigsten waren aber die Ehen unter Blutsverwandten bei den alten Ägyptern, und in ihren Königsfamilien wurde sie fast zur Notwendigkeit durch den Umstand, daß Thron und Besitz sich durch die Frau vererbten als gesetzliches Haupt des Hauses, während dem Mann nur die kriegerischen und repräsentativen Pflichten des Monarchen oblagen. Wollte man also die königliche Gewalt in der Familie erhalten, so mußte der nächste Nachkomme des Königs die Erbin heiraten, die in vielen Fällen seine Schwester war. Derartige Geschwisterehen sind nun auch in den ägyptischen Königsfamilien sehr häufig, und zwar besonders unter den Herrschern der XVIII. Dynastie, die Ägypten vom 16.—14. Jahrhundert vor Christo regierten und später unter den Ptolemäern. Die XVIII. Dynastie, welche die Hykroskönige verjagte, brachte Ägypten auf die größte Höhe seiner Macht. Sowohl Ahmose I. als auch sein Sohn Amenhotep I., beides große Eroberer und Verwalter sowie Beschützer der Künste, heirateten ihre Schwestern. Amenhoteps Tochter Aahmes heiratete ihren Halbbruder Thutmosis I., der ebenfalls als Krieger und großer Tempelbauer bekannt ist. Seine Tochter, die größte Königin, die Ägypten je gehabt hat, heiratete ihren Halbbruder Thutmosis II., ihr Nachfolger, zugleich ihr Neffe und Stiefsohn, Thutmosis III., der erste Gründer eines Weltreichs in der Geschichte war das Produkt einer ununterbrochenen Reihe von fünf Geschwisterehen. Auch er heiratete seine Halbschwester, ihr Sohn Amenhotep II., berühmt durch seine gewaltige Körperkraft, war ebenfalls ein starker König. Seine Gattin Tiaa war ebenfalls wahrscheinlich eine Halbschwester. Ihr Sohn Thutmosis IV. ist bekannt als Löwenjäger und Krieger. Er heiratete eine babylonische Prinzessin. Sein Sohn Amenhotep III. wandte sich, nachdem seine Vorfahren das Reich ausgedehnt und befestigt hatten, den Friedenskünsten zu und vermehrte den Handel seines Reiches. Er heiratete eine syrische Prinzessin, deren Sohn Echnaton der berühmte Religionsstifter und Dichter des wundervollen Hymnus an den Aton war, den Breasted als die bedeutendste vorjüdische Persönlichkeit der ganzen alten Geschichte bezeichnet. Wir sehen also, daß in diesen neun Generationen, die aus nahe blutsverwandten Ehen stammten, keine Abschwächung der geistigen Kräfte zu bemerken ist. Auch die so oft behauptete Sterilität der Verwandtenehen sowie die Kurzlebigkeit der aus ihnen hervorgehenden Kinder fehlt. Da wir nicht nur zahlreiche Denkmäler, sondern sogar die Mumien vieler dieser Könige besitzen, so können wir sagen, daß es sich um große, stattliche Menschen mit feinen Zügen handelte. Echnatons Stiefsohn ist der jetzt viel genannte Tutankhamen. Auch in der XIX. Dynastie, die wahrscheinlich von der XVIII. abstammte, heiratete Ramses II., die große historische Persönlichkeit dieser Epoche, zwei seiner Schwestern und vielleicht zwei seiner Töchter. Er soll im ganzen von seinen Frauen und Nebenfrauen 106 Söhne und 47 Töchter gehabt haben. Tausend Jahre später wiederholten sich die Geschwisterheiraten in der vom General Alexander des Großen Ptolemäos Soter gestifteten Dynastie der Ptolemäer. Nur die ersten vier Könige dieser Dynastie entsprangen nicht blutsverwandten Ehen, die nächsten acht Könige dagegen waren sämtlich Kinder aus Geschwisterehen und die direkte Linie der Ptolemäer kam nicht etwa zu Ende durch Impotenz der Männer oder Sterilität der Frauen, sondern dadurch, daß alle männlichen Mitglieder der Familie getötet oder vertrieben waren. Die Ptolemäer waren ebenso wie die Könige der XVIII. Dynastie keineswegs degeneriert, sondern es waren typische orientalische Herrscher ihrer Zeit. Sie waren sogar ziemlich langlebig und erreichten ein Durchschnittsalter von 64 Jahren. Interessant ist die Vererbung von Gicht und Fettleibigkeit bei ihnen, aber es ist kein Fall von Idiotie oder Taubstummheit unter ihnen bekannt.

Der Einfluß psychischer Erregung auf die Toxizität des Salvarsans.

Von Dr. Julie Bender.

In Band VIII dieser Zeitschrift, H. 11, Febr. 1922, S. 354, habe ich auf den Einfluß psychischer Erregung im Sinne der Schädigung bei Salvarsaninjektionen hingewiesen. Ich lehnte dabei an meine Beobachtungen, die ich anläßlich einer Nachprüfung des Löwyschen Phänomens bei Frühharteriosklerose des Gehirns gemacht habe (Arch. f. Psych. u. Nervenkrankh. Bd. 52, H. 3). Ich stützte mich ferner auf Webers Werk: „Einfluß psychischer Vorgänge auf den Körper“ (1910). Ebenso wie Weber nahm ich an, daß durch psychische Erregung ein Einfluß auf den Blutdruck ausgeübt wird. Diese Änderung der Blutdruckverhältnisse machte ich für die Schädigung durch

Salvarsan in hohem Maße mitverantwortlich. Wenn ich diese Annahme auch heute noch aufrecht erhalte, so möchte ich doch nicht versäumen, an dieser Stelle aufmerksam zu machen auf den Bericht, den W. Kolle (Frankfurt a. M.) auf der Versammlung Südwestdeutscher Dermatalogen, Frankfurt a. M., 22. und 23. März 1924, gegeben hat. In dem Referat in der Dermatalogischen Wochenschrift, 1924, Nr. 24, 14. Juni, berichtet A. Elianow (Frankfurt a. M.) S. 677 in dem Abschnitte 2: „Über die Bedeutung des Zuckers für die Gift- und Heilwirkung der Arsenobenzolderivate": „Seit 3 Jahren werden systematische Untersuchungen im Speyer-Haus angestellt, ob Salvarsan in Zuckerlösungen Entgiftung erfährt. Es wurden sämtliche Zuckerarten untersucht; die Versuche führten zum Ergebnis, daß die Zucker mit den Arsenobenzolderivaten chemische Verbindungen eingehen, und zwar greifen sie an der Amidogruppe an; es entstehen so die Zuckersalvarsane, die auch von ausländischen Autoren gefunden wurden. In bezug auf Entgiftung verhalten sich die verschiedenen Zucker zu den verschiedenen Salvarsanpräparaten verschieden. Der Zusatz von Zucker ist ein ausgezeichneter Indikator, um geringste Spuren von Feuchtigkeit zu erkennen, die in den Röhrchen zurückbleiben. Die Heilkraft entgifteter Salvarsan-Zuckerlösung blieb erhalten. K. empfiehlt deshalb, die Salvarsanpräparate in Zuckerlösung zu injizieren. Das auftretende Zuckerfieber kann keine Kontraindikation sein. Daß die Zucker auch im Körper an dem entgiftenden Mechanismus des Körpers auf die Arsenobenzolderivate beteiligt sind, geht hervor aus Versuchen, die mit Insulin angestellt wurden. Mit Insulin kann man Tiere zuckerfrei machen; es wird nicht nur der Blut-, sondern auch der Gewebszucker entfernt. Auf solche mit Insulin behandelte, also zuckerfrei gemachte Mäuse wirken die Arsenobenzolderivate in hohem Maße giftig. Die Toxizität aller Salvarsanpräparate bei Insulin-Mäusen wird auf das Drei- bis Vierfache erhöht. Es ergibt sich daraus der praktische Gesichtspunkt, die Patienten vor allen Maßnahmen zu hüten, die einen zu starken Zuckerverbrauch herbeiführen, z. B. Märsche oder seelische Aufregungen nach Salvarsaninjektion. Im Gegenteil empfiehlt sich die Zufuhr von Kohlehydraten in Form von Zucker, um schädliche Nebenwirkungen der Salvarsanpräparate zu vermeiden."

Wie weit durch Zufuhr von Zucker die Blutdruckschwankungen, die anläßlich der Salvarsaninjektion schädigend einwirken können, in günstigem Sinne beeinflußt werden können, bedarf noch einer besonderen Beobachtung.

Höchst beachtenswert aber ist im Sinne einer Gesetzgebung betreffs der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, daß das Tierexperiment erweist, daß die Schwankungen des Zuckergehaltes des Blutes die Toxizität des Salvarsans beeinflussen. Die Warnung W. Kolles, durch seelische Aufregungen den Abbau des im Körper enthaltenen Zuckers zu steigern, muß mit dazu beitragen, daß man zur Vermeidung schroffer Maßnahmen gegen nachlässige Patienten im Sinne der Fürsorge für die Geschlechtskranken die Psychiater zur Mitarbeit heranzieht. Auf die Bedeutung der wissenschaftlichen Fürsorge und ihre Erfolge habe ich bereits in der oben erwähnten Arbeit sowie auch in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Bd. X, H. 12, März 1924, S. 300, hingewiesen.

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. P. Fürbringer

vollendete am 7. August sein 75. Lebensjahr. Wir bringen aus diesem Anlaß dem hervorragenden Arzt und Forscher unsere verehrungsvollsten Glück- und Segenswünsche dar — nicht frei von egoistischen Zielen, auf daß er auch uns und unserer Zeitschrift noch viele Jahre ein freundwilliger Anreger und Förderer bleibe.

Fürbringers Verdienste um die Sexualforschung sind grundlegende. Darf man doch mit Recht behaupten, daß das weite und schwierige Gebiet der sexuellen Funktionsstörungen beim Manne überhaupt erst durch seine tiefschürfenden Arbeiten wissenschaftlich urbar gemacht worden ist. In unermüdlichem Weiterbau hat er diesem Boden dann fürderhin eine unerhörte Fruchtfülle abgerungen. Es gibt wohl kein medizinisches Sammelwerk, in dem die Physiologie oder Pathologie der männlichen Harn- und Geschlechtsorgane behandelt wird, ohne Fürbringers wertvolle Mitwirkung, und seine jüngsten Beiträge zum „Handwörterbuch der Sexualwissenschaft" sind ein besonderes charakteristisches Zeugnis für die gediegene Gründlichkeit und peinliche Gewissenhaftigkeit dieses in Theorie und Praxis gleichermaßen reich erfahrenen Autors. Es ist nicht zweifelhaft, daß den Forschungsrichtungen und Betrachtungsweisen einer modernen Sexuologie die Tatbestände und namentlich die Zusammenhänge vielfach anders erscheinen als sie dem in

der akademischen Medizin des XIX. Jahrhunderts Wurzelnden sich darstellen müssen. Aber zu den ungewöhnlichen Qualitäten Fürbringers gehört gerade auch seine wissenschaftliche Beweglichkeit mit der ständigen Bereitschaft und Fähigkeit, immer selbst noch zu lernen und alte Erkenntnisse an neuen Einsichten nachzuprüfen und zu korrigieren. Die eigene wissenschaftliche Entwicklung und Laufbahn haben an der Ausbildung dieser besonderen Vorzüge gewiß nicht unbeträchtlichen Anteil: Fürbringer ist im Gange der Jahrzehnte Universitätslehrer der Arzneimittellehre, der medizinischen Chemie, der Dermatologie, der Pädiatrie, der forensischen Medizin und Hygiene gewesen, und in praxi hat er als klinischer Assistent, als Amtsphysikus, als Krankenhausdirektor und, last not least, als freier Arzt mit umfangreicher konsultativer Tätigkeit, durchweg mit gleichem Ansehen und Erfolg gewirkt. Kein Wunder also, daß er gegen Einseitigkeit und Erstarrung geschützt blieb — und dieser Schutz sich offenbar auch im rein Menschlichen bewährte! Die geistige Rüstigkeit und seelische Elastizität des Fünfundsiebzigjährigen sind bewundernswert. Hoffen wir, zunächst einmal, daß Professor Fürbringer sich seines 80. Geburtstages in ungeminderter Gesundheit und Schaffenskraft erfreuen werde! M. M.

G. Stanley Holl †

Verspätet erreicht uns die Nachricht von dem Tode Stanley Holls. Der ehemalige Präsident der Clarc University, Worcester, Mass., USA., war einer der angesehensten Führer der amerikanischen Experimentalpsychologie und Pädagogik und der Sexualwissenschaft durch seine engen Beziehungen zur Psychoanalyse nahe verbunden. Schon in deren frühesten Anfängen schloß er sich ihrer Forschungsrichtung an, und als einer der ersten in Amerika erkannte er die Bedeutung der kindlichen Sexualität, und daß „das Unbewußte infantil und das Infantile unbewußt ist". In dem Archiv für Sexualforschung, das der neuen Ordnung unserer Zeitschrift unter gleicher Redaktion voraufging, hat Holl im Jahre 1915 einen geistvollen Aufsatz über Spiel, Sport und Erholung veröffentlicht, der die infantil-sexuellen Untergründe dieser Funktionen in origineller Weise verarbeitete. Sein Ableben, freilich erst im Patriarchenalter, dennoch zu früh erfolgt, hat der Sexuologie, namentlich auf amerikanischem Boden, einen unabhängigen und mutigen Forscher und Bekenner geraubt. Sein Andenken werden wir in Ehren halten. M. M.

Bücherbesprechungen.

1) **Studia Mendeliana.** Ad centesimum diem natalem Gregorii Mendelii a grata patria celebrandum. Adjuvante Ministerio Pragensi edita. Brunae 1923, apud „Typos". 415 Seiten mit Tafeln und Textabbildungen.

Von Privatdozent Dr. Günther Just, Greifswald.

Als vor zwei Jahren die hundertste Wiederkehr von Gregor Mendels Geburtstag ein Anlaß feierlichen Gedenkens für die Gelehrten aller Nationen war, haben wir auch in dieser Zeitschrift von seinem Leben und seiner Lebensarbeit berichtet und einen kurzen Überblick über den heutigen Stand der Fragen gegeben, zu deren Lösung er das erste genial analysierte Material geliefert hat. Gerade in dem Hefte nun, in welchem dem Wiederentdecker der Mendelschen Regeln, Carl Correns, zu seinem 60. Geburtstag ein Festaufsatz gewidmet ist, zeigen wir ein von Mendels Biographen Hugo Iltis redigiertes Sammelwerk an, zu dem rund 20 Forscher Beiträge in deutscher, englischer, italienischer und tschechischer Sprache geliefert haben und das mit einer Darstellung der Mendel-Jahrhundertfeier in Brünn (22.—24. September 1922) aus Iltis' Feder schließt. Die wissenschaftlichen Beiträge betreffen die verschiedensten Gegenstände; für den Arbeitskreis dieser Zeitschrift haben ein spezielleres Interesse die Aufsätze von R. Goldschmidt und S. Minami: „Über die Vererbung der sekundären Geschlechtscharaktere", J. Křiženecký: „Über die Inzucht in Populationen und über eine Methode zur Bestimmung ihres Grades", M. Hartmann: „Über sexuelle Differenzierung und relative Sexualität", O. L. Mohr: „Modifications of the sex-ratio through a sex-linked semi-lethal factor in Drosophila melanogaster" und E. Witschi: „Über bestimmt gerichtete Variation von Erbfaktoren".

Wenn wir in aller Kürze wenigstens aus dem ein allgemeinstes Problem behandelnden Aufsatz Hartmanns die wesentlichen Punkte herausgreifen, so geschieht es, um

diejenigen Leser, die sich für die auf Bütschli und Schaudinn zurückgehende, von Hartmann mit größter gedanklicher Schärfe weiter ausgebaute Hypothese der Sexualität als einer allgemeinen Lebenserscheinung interessieren, zu einer tieferen Beschäftigung mit diesem Problemkreise anzuregen. Wir empfehlen, als erste Einführung Hartmanns Aufsatz über „Befruchtung, Tod und Fortpflanzung" in dem Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte über „Fortschritte der Lebensforschung" (Leipzig und München 1921) zu studieren und im Anschluß daran Hartmanns Beitrag zu den Studia Mendeliana zu lesen.

Dieser berichtet nach einer einleitenden Darstellung der Problemlage zunächst über neuere Ergebnisse zur Frage der sexuellen Differenzierung der Gameten bei den Protisten, mit dem Ergebnis, daß eine oft morphologische, zum mindesten aber physiologische Verschiedenheit der Gameten als allgemein im Reiche der Protisten vorhanden angenommen werden kann, nachdem sie für zahlreiche Fälle empirisch aufgezeigt werden konnte.

Drei Annahmen lassen sich nun als allgemeine Schlüsse aus den bisherigen Kenntnissen über die Verteilung und Vererbung des Geschlechtes aussprechen: „1. Jedes sexuell differenzierte Individuum (♂ oder ♀) sowie jede sexuell differenzierte Gamete enthält zugleich die vollständigen Anlagen zur Erzeugung des entgegengesetzten Geschlechts. 2. Aus der ersten These erfolgt ohne weiteres die zweite, daß somit die Geschlechtsbestimmung nur in der Unterdrückung der Merkmale des einen Geschlechts besteht. 3. Die Geschlechtsbestimmung wird entweder während der vegetativen Phase durch äußere oder innere Bedingungen ausgelöst oder sie geschieht durch besondere geschlechtsbestimmende, erblich festgelegte Faktoren, also mendelistisch, und zwar können beide Modifikationen sowohl in der diploiden wie in einer haploiden Phase eines Organismus auftreten." Die in dem dritten Satze kurz gekennzeichneten vier Möglichkeiten der Differenzierung der Geschlechter, die sich als 1. genotypisch-mendelistische Geschlechtsbestimmung: a) haplo- oder azygot-mendelistische und b) diplo- oder zygot-mendelistische und als 2. phaenotypische Geschlechtsbestimmung: a) haplo-phaenotypische, b) diplo-phaenotypische charakterisieren lassen, werden nun an Hand von Schemata und Abbildungen und unter Anführung vieler Beispiele näher erörtert; die Schwierigkeit des Stoffes verbietet indes ein kurzes Referat. Dann wird ein vierter Punkt als weitere Grundlage der Sexualitätshypothese genannt, das Vorkommen einer relativen Sexualität. „Es gibt nämlich eine Anzahl von Befruchtungsvorgängen unter den Protisten, bei denen zwar eine deutliche morphologische Geschlechtsdifferenzierung ausgebildet ist, aber das männliche Geschlecht entweder überhaupt nicht zur Ausbildung oder wenigstens nicht zur Funktion gelangt. In diesem Falle wird nun eine Kopulation zwischen Kernen des weiblichen Geschlechtsorgans, des Oogons, beobachtet, so z. B. bei dem Ascomyceten Humaria granulata. Derartige Fälle nötigen nun unbedingt zur Annahme, daß die Geschlechtsdifferenzierung . . . nicht zu einer absoluten Verteilung der Geschlechtstendenzen führt und daß unter den Zellen, resp. Kernen eines weiblichen Organs — und dasselbe gilt natürlich auch für ein männliches — wiederum stärker weibliche und weniger starke vorhanden sein müssen, die unter Umständen geschlechtlich miteinander reagieren können."

Dies alles führt zu einer allgemeinen Vorstellung über die Sexualität: „Jede Geschlechtszelle (ja jede Zelle überhaupt) ist bisexuell und besitzt die vollständigen weiblichen wie männlichen Anlagekomplexe. Dadurch, daß die einen Anlagekomplexe gefördert werden, resp. in größerer Quantität vorhanden sind, die anderen gehemmt werden oder in geringerer Quantität sich vorfinden, kommt es zu einem Überwiegen der männlichen oder weiblichen Tendenz der Zelle." „Es wird sich dabei vermutlich um quantitative Verschiedenheiten im Verhältnis der beiden Geschlechtsfaktoren oder ihrer Wirkung handeln." Daraus läßt sich nun schließen, daß bei bestimmten niederen Organismen, zum Beispiel bei Algen, „wahrscheinlich nicht nur 2 extrem geschlechtliche (bipolare) Geschlechter, sondern mehrere Geschlechtsstufen vorkommen könnten, deren Vorhandensein sich dann experimentell würde nachweisen lassen." Ein derartiger Nachweis ist allerdings bisher noch nicht geführt worden, und die nun folgenden Seiten unseres Aufsatzes müssen sich darauf beschränken, die in den Kreis des skizzierten Gedankens einschlägigen Tatsachen, die sich auf Algen und auf einen tierischen Protisten beziehen, zu erörtern und mit Bildmaterial zu erläutern.

Es folgen Auseinandersetzungen darüber, wieweit sich durch die Sexualitätshypothese, wie wir sie im vorstehenden in möglichst wörtlichem Anschluß an Hartmann geschildert haben, ein physiologisches Verständnis der Befruchtungserscheinungen gewinnen läßt, die sich in ihrer Gesamtheit in sechs Etappen aufteilen lassen:

1. Sexuelle Differenzierung	I. Geschlechtstrennung oder präsexuelle Phänomene
2. Gametenbildung, sexuelle Reife oder Reaktionsfähigkeit	II. Geschlechtsreaktion oder sexuelle Phänomene im engeren Sinn
3. Gametenkopulation	
4. Karyogamie	
5. Chromosomenkonjugation (Synapsis)	III. Reaktionsfolge oder postsexuelle Phänomene
6. Reduktion	

Das eigentliche Wesen der Befruchtung drückt Hartmann durch die Definition aus: „Verschmelzung zweier sexuell differenzierter Zellen, resp. Kerne mit darauffolgender Reduktion.“

Den Schluß der Abhandlung bildet eine Diskussion der Frage nach dem Wesen der Sexualitätsfaktoren bzw. der Sexualitätssubstanzen und ihrer Lokalisation innerhalb der Zelle. Die Geschlechtsdifferenzierung liegt nach Hartmann letztlich in Verschiedenheiten der Kerne begründet, ohne daß dadurch eine Bedeutungslosigkeit des Protoplasmas ausgesprochen werden soll. Wo die Geschlechtsfaktoren innerhalb des Kernes lokalisiert sind, läßt sich nur vermutungsweise angeben. Die experimentellen und zytologischen Forschungsergebnisse an höheren Tieren sagen darüber zunächst nichts aus; in den X- und Y-Chromosomen — mit denen, wie wir heute ja wissen, bei diesen der Mechanismus der Geschlechtsbestimmung gegeben ist — liegen nicht die Geschlechtsfaktoren, sondern der Geschlechtsdifferentiator. So läßt sich denn die geistreiche Frage aufwerfen, ob nicht die während der postsexuellen Vorgänge „paarweis konjugierenden Chromosomen in ähnlicher Weise sexuell verschieden sind, wie die kopulierenden Kerne und Gameten“, die Frage also einer sexuellen Verschiedenheit der Chromosomen als Grundlage der Sexualitätserscheinungen. Dabei werden aber — und das ist sehr wichtig — die Geschlechtsfaktoren nicht als besondere, spezifische Gene aufgefaßt, nicht also als mendelnde Erbfaktoren, wie sie für so zahlreiche somatische Eigenschaften uns bekannt sind, sondern es wohnt jedem Gen „ein quantitativ verschiedenes Massenverhältnis (das genotypisch festgesetzt sein kann) der männlichen und weiblichen Substanzen und damit eine bestimmte sexuelle Tendenz“, eine „sexuelle Stimmung“, inne. „Die Gesamttendenz einer sexuell differenzierten Gamete oder Zygote ist daher nicht nur an das Vorhandensein oder Fehlen irgend eines Geschlechtschromosoms gebunden, sondern ergibt sich aus der Konstellation seiner sämtlichen chromosomalen Komponenten, wobei natürlich besondere Gene für die Geschlechtsdifferenzierung bei genotypischer Geschlechtsverteilung (also Geschlechtsdifferentiatoren), die wohl in den Geschlechtschromosomen lokalisiert sein können, mitwirken können.“

2) Stamps, Theo J.: **Erblichkeit und Chromosomen.** Eine gemeinverständliche Darstellung. Aus dem Holländischen von Dr. Paul von Pall'armi. Jena, Gustav Fischer. VIII u. 158 Seiten mit 24 Abb. 3,50 Mk.

Von Privatdozent Dr. H. W. Siemens.

Zwei Gebiete der biologischen Wissenschaft, welche im Beginn dieses Jahrhunderts das Interesse der Gelehrten in besonderem Maße auf sich gezogen haben, sind die Lehre über die Erblichkeit und die Lehre über die Chromosomen. Ursprünglich unabhängig voneinander, zeigten sie bald eine Neigung zur Annäherung und haben sich jetzt zu einem soliden Ganzen verschmolzen. Verhältnismäßig schwierig aber war es bisher für den gebildeten Laien, sich über diesen Fortschritt der Naturwissenschaft zu informieren. Das Büchlein von Stomps ist deshalb sehr zu begrüßen, da es eine solche Information in müheloser Weise ermöglicht, da Stomps in diesem noch vielumstrittenen Gebiet ein mit gesundem Verstand kritisch abwägender Führer ist, dem man sich gern anvertrauen kann. Der Verf. behandelt zuerst die Chromosomen (den Bau des Protoplasten, die Zellteilung, die Reduktionsteilung), sodann die Erblichkeit (die Pangenesistheorie, das Problem der Lokalisation der erblichen Eigenschaften) und schließlich die Chromosomen als stoffliche Basis der Erblichkeit (Bedeutung des Zellkerns, Beziehungen der Chromosomen zum Geschlecht, Beziehungen der Chromosomen zu den Mendelschen Regeln). Die Ausführungen sind durchdrungen von der Überzeugung der ausschlaggebenden Bedeutung der Chromosomen für die Erblichkeitsvorgänge; nur in dem Kapitel über die Bedeutung der Geschlechtschromosomen scheint mir der Verf. vorsichtiger und skeptischer zu sein als die Tatsachen notwendig machen. Das Büchlein kann denen, die sich für das schwierige Thema interessieren, nur empfohlen werden. Leider ist die Übersetzung, besonders in den letzten Kapiteln, nicht immer ganz auf der Höhe.

3) Holmes, Samuel J.: **A Bibliography of Eugenics.** University of California Publications in Zoology, Vol. 25, pp. 1—514. University of California Press. Berkeley, California 1924.

Von Dr. med. Agnes Bluhm.

Eine sehr verdienstvolle, bewundernswerte Leistung. Das Werk enthält weit über 10 000 Literaturangaben aus allen zur Rassenhygiene in irgendwelcher Beziehung stehenden Wissengebieten. Vereinzelte Irrtümer (so wird z. B. Siemens' in „Deutschlands Erneuerung“ Bd. 2, H. 4 erschienener Aufsatz „Was ist Rassenhygiene“ in die Polit. anthrop. Monatsschr. verlegt) und vereinzeltes Übersehen (bei Schallmayers Schriften) dürften bei einem solchen Unternehmen kaum jemals zu vermeiden sein. Nicht ganz glücklich erscheint mir gelegentlich die Einordnung. So ist z. B. die Gruppe „Eugenik und Werke von allgemeinem Charakter“ zu sehr Potpourri geworden. Recht bunt ist auch die Kapitelfolge. Trotzdem findet man sich dank der im übrigen weitgehenden Gliederung beim Nachschlagen leicht zurecht.

4) Finkler, Walter: **Vertauschte Köpfe.** Aus der Werkstatt der modernen Lebensforschung. Leipzig u. Wien, Anzengruber-Verlag.

Von Privatdozent Dr. Günther Just.

Die Versuche Finklers haben genug Aufsehen erregt, um eine gemeinverständliche Darstellung in Form einer kleinen Broschüre zu rechtfertigen. Eine solche Broschüre ist erschienen; aber sie ist in einem so wenig ernsten, witzelnden, oft geradezu lockeren Ton geschrieben, daß man sie nicht empfehlen kann. Eine derartige Schrift kann in Laienhänden nur Schaden stiften. Für den Fachkundigen kommt sie nicht in Frage.

5) Spohr, Oswald: **Verwandtschafts- und Sippschaftstafeln.** Eingehende Behandlung der bisherigen Formen und einer neuen, praktischen und übersichtlichen Darstellung in Tafel- und Listenform. Mit dreifarbiger Tafel und dreifarbigen Tabellen. (Praktikum für Familienforscher, Sammlung gemeinverständlicher Abhandlungen über Art, Ziel und Zweck der Familienforschung, Heft 2.) Leipzig 1924, Degener & Co., Inh. Oswald Spohr. 19 Seiten.

Von Dr. Alexander Elster.

Der Titel sagt alles, was die Schrift bietet. Referent kann nur hinzufügen, daß dem Verfasser sein mit Fleiß und Verständnis unternommener Versuch, die Technik der Sippschaftstafeln zu verbessern, gelungen ist. Man wird sich bei ernster wissenschaftlicher und praktischer Arbeit auf dem Gebiete der Familienforschung dieser Tafeln bedienen.

6) **Zeitschrift für kulturgeschichtliche und biologische Familienkunde.** Herausgeber: Willy Hornschuch. Heft 1, April 1924. Verlag von Lorenz Spindler, Nürnberg. 44 Seiten. Mit Stichblatt.

Von Dr. Alexander Elster.

Die Zeitschrift ist zu begrüßen, weil die Werbung und Förderung des Familiensinns und der Familienforschung eine wichtige Aufgabe für das deutsche Volk ist, das in dieser Hinsicht aufzubauen und Verlorenes wiederzugewinnen hat. Die Zeitschrift will Forschern und Laien etwas bieten und strebt bewußt und mit Recht über den engen Kreis der Stammbaumforschung hinaus zur kulturgeschichtlichen Erfassung der familiengeschichtlichen Erkenntnisse. Dieses erste Heft enthält u. a. Aufsätze von Sperl und Sommer, Berichte aus Vereinen für Familienkunde und Rassenhygiene schließen sich an. Man darf den weiteren Leistungen der Zeitschrift mit Interesse entgegensehen und ihr wünschen, daß sie den Widerhall wecke, den die Familienkunde verdient.

7) Birnbaum, Karl: **Grundzüge der Kulturpsychopathologie.** München 1924, J. F. Bergmann.

Von Dr. Erwin Straus:

Birnbaum hat in dieser Abhandlung die wissenschaftstheoretischen Probleme eines Forschungsgebietes, auf dem es viele Anfänge, aber noch keine Vollendung, noch keine kritische Darlegung der allgemeinen Prinzipien gegeben hat, der Lösung zugeführt.

Der Verf. will „in systematischer Darstellung und prägnanten Umrissen die Beziehungen zwischen Kulturellem und Psychopathologischem kennzeichnen; die Gesetzmäßigkeiten aufdecken, die Typen zusammenstellen, in denen ihre Verbindung erfahrungsgemäß zum Ausdruck kommt; Umfang und Grenzen, Grundtatsachen und Prinzipien, Probleme und Fragestellungen einer solchen kulturpsychopathologischen Erfahrungswissenschaft festlegen, Einzelerscheinungen dabei aber nur soweit heranziehen, als sie zur Veranschaulichung der Feststellungen, zum Beleg der Behauptungen, zur Sicherung der Begründungen notwendig sind.“ Dieser Plan kann als durchaus geglückt bezeichnet werden. In den zentralen Abschnitten der Schrift, in der die pathologisch-kulturellen Verknüpfungsweisen, ihr äußeres Zusammentreffen, ihre inneren Affinitäten, ihre Wesensgemeinsamkeiten, die kulturelle Eignung des Pathologischen, die kulturelle Bereitschaft für Pathologisches, die psychische Dynamik der kulturpathologischen Vorgänge und die kulturpathologischen Produkte behandelt werden — ist ein übersichtliches und fast vollständiges System dieses wissenschaftlichen Zweiges niedergelegt. Dabei bleibt sich der Verf. der hier gezogenen engen Grenzen — wie sie sich aus der Mischung naturwissenschaftlicher und kulturwissenschaftlicher Elemente und aus der Betrachtung eines nur kleinen Ausschnittes der Kultur ergeben — durchaus bewußt. Trotz der vielfältigen Beziehungen zwischen dem Pathologischen und dem Kulturellen wird eine kulturpessimistische Auffassung entschieden bekämpft. „Das Pathologische hat an sich und grundsätzlich mit der Kultur noch nichts zu tun, der Kulturprozeß ist nicht mit Naturnotwendigkeit an das Pathologische gebunden ... Der Kulturvorgang bedarf daher des Pathologischen durchaus nicht, und dessen kulturelle Bedeutung ist darum auch keine spezifische, sondern viel eher eine mehr zufällige, die sich auf singuläre Einzelerscheinungen beschränkt.“ Vielleicht hätte aber hier der genetische Zusammenhang in der Kultur mit der allgemeinen tragischen Situation des Menschen, aus dem das Verständnis für die Vulnerabilität so vieler kulturschöpferischer Persönlichkeiten hervorgeht, noch stärker betont werden können. Es ist dies auch wichtig zur Abwehr kulturfeindlicher Bestrebungen und einer oft allzusehr nach rustikanen Vorbildern eingestellten Eugenik.

8) Raimann, Emil: **Zur Psychoanalyse.** Berlin u. Wien 1924. Urban & Schwarzenberg.

Von Harald Schultz-Hencke.

Wer wie der Ref. als Psychoanalytiker und sogar als „Freudianer“ an die Raimannsche Arbeit herangeht, wird zunächst eines aus ihr entnehmen können: Was die Psychoanalyse an Seinstatsachen behauptet, an Existenzialurteilen fällt, muß in vielleicht jahrzehntelanger Arbeit noch unendlich viel breiter dargestellt werden, als es bisher geschehen ist. Und zwar wird es sich dabei nicht um die immer weitere Veröffentlichung von neuem Material oder dessen theoretischer Verarbeitung handeln, sondern um die ins Vielfache verbreiterte Darstellung all dessen, was, in der Hauptsache von Freud selbst, bisher gefunden wurde. Freud hatte das Recht, im steten Kampf um neue Erkenntnisse, trotz aller Eindringlichkeit der Anführung von Einzelgegebenheiten, im wesentlichen das Fachwerk seines Lehrgebäudes zu veröffentlichen. Heute, nachdem dieses in seinen Hauptzügen wohl abgeschlossen vor uns liegt, ist es unsere, der Schüler, Aufgabe, der übrigen wissenschaftlichen Welt das eigentliche Gemäuer vorzulegen. Daß dies bisher nicht in ausreichendem Maße geschehen ist, scheint dem Verf. der objektive Hauptgrund dafür zu sein, daß die auf langer Tradition weiter bauende, auch besonders deutsche, wissenschaftliche Welt den Ergebnissen dieses Zweiges, der Psychoanalyse, noch sehr fremd gegenübersteht. Was das Raimannsche Buch vom Anfang bis zum Ende durchzieht, ist die nur selten ausgesprochene Frage: Wie soll es möglich sein, daß so absurde Dinge existieren? Und es ist zutreffend, daß, wer sich der psychoanalytischen Literatur nähert, bevor er beginnt, die Existenz oder Nichtexistenz der von ihr behaupteten Tatsachen zu untersuchen, zunächst einmal feststellen muß, ob sie denn in sich Sinnvolles behauptet, d. h. von seiten der psychoanalytischen Schule muß zunächst einmal dafür gesorgt werden, daß hier die Möglichkeit von Mißverständnissen, soweit es nur irgend geht, beseitigt wird. Das ist, wie ich glaube, noch nicht ausreichend der Fall, und in seinen Folgen im Raimannschen Buch sehr deutlich erkennbar. Um es ganz kurz zu formulieren: Raimann sucht „Beweise“ und findet sie nicht. Raimann sucht „Kausalität“ und findet sie wieder nicht. Und er kann sie auch nicht finden. Er verlangt da etwas, was die Psychoanalyse ihrem Wesen nach, das sich von anderer Psychologie nicht unterscheidet, gar nicht leisten kann. Das allerdings muß ihm nachgewiesen werden. Besonders, daß er auf „entsprechenden“ Gebieten diese „Beweise“ sicher nicht fordert. Erst wenn er auf seine falschen Fragestellungen verzichtet hat, wird er methodologisch richtig urteilen und auch angreifen können. Diese grundsätzlichen Mißgriffe auf dem

Gebiet der wissenschaftlichen Methode sind es letzten Endes, die ihm den Zugang zu den gesuchten Tatsachen versperren. Daher ist es ihm wohl auch kaum gelungen, eine Analyse technisch richtig durchzuführen. Dieser Mangel zieht dann wieder den nach sich, daß die Fülle **anschaulichen** Materials, die gegenwärtig sein muß, um viele der **abgeleiteten** Behauptungen nachprüfen zu können, ihm nicht zur Verfügung steht, so daß selbst ganz grobe, aber an sich einfache Mißverständnisse unterlaufen konnten. Überblickt man die sehr große Fülle dieser Mißverständnisse, so wird Raimanns im ganzen doch sehr ablehnende Stellung zur Psychoanalyse verständlich. Die Lage ist etwa so, daß Ref. immer wieder sagen müßte: „Aber das hat ja die Psychoanalyse gar nicht behauptet! Und ihre tatsächliche Behauptung sieht so und so aus!" Wobei sich herausstellen würde, daß letztere ganz einfache Beschreibung sehr häufig den drei- bis vierfachen Raum wohl einnehmen würde wie in der vorhandenen analytischen Literatur (am einzelnen Ort allerdings oft nur). Und dann würde Raimann wohl ebenso immer nur wiederholen können: „Ja, wenn das so gemeint ist, wenn die Tatsache so aussehen soll — so hat sie wenigstens in sich keine Widersprüche!" Dabei möchte ich ausdrücklich ganz außer Erörterung lassen, welchen Anteil mangelnde Darstellungskunst auf psychoanalytischer, welchen Anteil mangelnde Verständniskraft auf gegnerischer Seite am Zustandekommen der Mißverständnisse an fast allen entscheidenden Stellen hat; abgesehen eben von der relativ zur Fassungskraft und Vorbereitetheit der Nichtanalytiker sicher zu **konzisen** analytischen Literatur. — Als Gesamteindruck bleibt also der: **Mißverständnisse!** Und darin allein, glaube ich, liegt die wirkliche Fruchtbarkeit dieser Arbeit — für die Analytiker, in didaktischer Hinsicht; sehr geringe für alle Lernbeflissenen. Wenn diese einigermaßen kritisch und methodologisch geschult sind — die neuere Philosophie hat da manches geleistet —, wird ihnen Ton, Art der Darstellung und Technik der „Beweis"führung zeigen, daß es hier gilt, den Stoff selbst, nicht seine Kritik, aufzusuchen. — Alles Übrige muß einer eingehenden Bearbeitung der Raimannschen Ausführungen vorbehalten bleiben.

9) Toller, Ernst: **Hinkemann.** Eine Tragödie. Potsdam 1924, Gustav Kiepenheuer.

Von Werner Buhre.

Das Kriegserlebnis verliert bei Toller nach und nach an Unmittelbarkeit. Der grausige Zusammenhang von Krieg und menschlichem Leid lockert sich. Das Leid rückt in den Mittelpunkt und erscheint als Schicksal, der Krieg als dessen Werkzeug, dessen Sinnlosigkeit nur Verstärkung der seelischen Qual bedeutet. Das Leid des Mannes, dem eine feindliche Kugel das Geschlecht, sein Mannestum raubte, ist das Leid des Krüppels schlechthin, jedoch in seiner krassesten, niederschmetterndsten Form. Denn kein Fehler drückt so, keiner macht den Menschen in seinen eigenen und der anderen Augen so minderwertig wie Unvermögen im Sexuellen. So ist Hinkemann in ständiger Angst vor der Lächerlichkeit, die ihn treffen müßte, wenn sein Mangel offenbar würde. Die Liebe seines Weibes gibt ihm noch einmal frischen Lebensmut, der aber, kaum erwacht, schon wieder gedämpft wird durch den Zwang, seine Natur um des täglichen Brotes willen zu vergewaltigen. Trotzdem tritt er mit Sicherheit in den Kreis seiner Genossen, nicht ahnend, daß seine Frau in einer schwachen Stunde ihn verraten, sein Geheimnis preisgegeben hat. Als er das erfährt, als er die anderen, die eben von Gerechtigkeit, Liebe und der zukünftigen Gesellschaft gepredigt hatten, bei der Kunde in schallendes Gelächter ausbrechen sieht, ist sein Vertrauen zerschlagen — sein eigenes Unwertgefühl hatte es schon nicht sehr fest wurzeln lassen —, und er glaubt, auch sein Weib gehöre heimlich zu den Spöttern. So stürzt er nach Haus, aber an seiner Frau erkennt er sein Leid nur als Teil des Leides aller Kreatur. („Gretchen, ich dachte, du bist viel reicher als ich, und dabei bist du ebenso arm und ebenso hilflos.") Er sieht jetzt das blinde Wüten des Schicksals, das die Menschen gegeneinandertreibt, „gleich Schiffen, die der Malstrom an sich reißt und **zwingt** einander zu zermalmen". Sein Weib entflieht durch den Sprung aus dem Fenster diesem Netz ohne Anfang und Ende. Hinkemann bleibt kraftlos darin hängen.

Referate.

1) Harms, W.: **Morphologische und experimentelle Untersuchungen an alternden Hunden.** Zeitschr. f. Anat. u. Entwicklungsgesch. Bd. 71, H. 4/6, 1924.

Unter den zahlreichen morphologischen und physiologischen Einzelheiten, über die die Arbeit berichtet, erscheint vom sexuologischen Standpunkt bemerkenswert: „Bei alternden Hündinnen tritt zunächst Unfruchtbarkeit auf, obwohl die Brunst noch normal vorhanden ist. Diese bleibt noch bis in das hohe Alter, wenn auch abgeschwächt, erhalten, erlischt aber schließlich auch. Hunde bewahren oft bis in das Greisenalter hinein die Potentia coeundi, auch der Hoden bildet sich nie so weit zurück, als daß nicht in einigen wenigen Kanälchen Samenfäden vorhanden waren". H. hatte unter seinen Versuchshunden solche, die schon mit 10 Jahren, andere, die mit 12 Jahren bereits die Libido verloren hatten, aber auch wiederum solche, die sie mit 14 Jahren noch besaßen — trotz im übrigen sehr vorgeschrittener Senilität. In der Altersrückbildung der Hoden finden sich jedenfalls starke individuelle Verschiedenheiten; im ganzen ist die Atrophie nicht sehr weitgehend, unter anderem ist sie durch Kleinheit der im übrigen an Zahl kaum veränderten Zwischenzellen ausgezeichnet. Eine ganz schwere totale Hodenatrophie beobachtete H. nur einmal bei einem 4 bis 5 Jahre alten Meerschweinchen $^1/_2$ Jahr vor dem Tode. Auch hier waren die Zwischenzellen an Zahl unverändert, aber an Größe stark reduziert. Weitergehend und gleichmäßiger als beim Hoden ist die Altersatrophie am Ovar ausgeprägt. Die Angaben von H. sind hier etwas knapp. Der Schwerpunkt des histologischen Teils liegt in den Befunden am Zentralnervensystem. Hier bestätigt H. die bekannten Befunde von Mühlmann, weist aber darüber hinaus nach, daß die Ganglienzellen im Alter nicht nur die von Mühlmann beschriebene Pigmentierung zeigen, sondern auch in großer Zahl direkt zugrunde gehen (zerfallen). Von der Last des Alterspigmentes können die Ganglienzellen anfangs noch durch Phagozyten befreit werden. Dieser Versuch des Organismus, den Gehirntod möglichst lange hinauszuschieben, ist zunächst erfolgreich. Auf die Dauer aber ist der Verfall der Ganglienzellen nicht aufzuhalten, und den Phagozyten bleibt schließlich nur noch die Aufgabe übrig, die Zellleichen wegzuschaffen. Als physiologischen Tod betrachtet H. den Gehirntod, den er im ganzen auch als unvermeidbar und unaufschiebbar ansieht. Dagegen hält er das Altern, wie es sich praktisch bei den Säugetieren findet, für ein weitgehend beeinflußbares Phänomen, insofern als es durch eine Atrophie bzw. Funktionsabnahme der endokrinen Drüsen hervorgerufen werde, diese aber regenerationsfähige Organe seien. Die künstliche Altersbekämpfung stellt sich H. demgemäß so vor, daß durch geeignete Methoden eine Regeneration der endokrinen Drüsen, vor allem der Geschlechtsdrüsen, und durch die neu angefachte Inkretion wiederum eine Teilverjüngung im übrigen Körper im Sinne Pütters herbeizuführen ist, die anhält, bis die inzwischen unaufhaltsam fortgeschrittene Degeneration der Ganglienzellen ein Weiterleben unmöglich macht: „Besonders wichtig scheint mir, daß mit Hilfe namentlich der Transplantationsmethoden nun auch die Säugetiere experimentell dem natürlichen Tod entgegengeführt werden können, der schmerzlos und ein allmähliches Hinüberdämmern vom Leben zum Tode ist". Diese Auffassung H's vom Altern und von der Lebensverlängerung weist enge Berührungspunkte mit den Anschauungen Metschnikoffs auf. Was nun die Methodik der Reaktivierung der inneren Drüsen, speziell der Keimdrüsen betrifft, so hält H. die Vasektomie für unsicher und nur im Beginn des Seniums für anwendbar, ohne jedoch durch seine Untersuchungen eigentlich zu diesem Urteil berechtigt zu sein; er selbst hat kaum mit der Vasektomie gearbeitet. Er seinerseits bevorzugt die Transplantationsmethode. Man kann ihm darin zustimmen, wenn er einen Vorteil dieser Methode darin erblickt, „daß sie die Generationsorgane des alten Tieres operativ unberührt läßt, sie aber trotzdem zur Verjüngung anreizt". Eine ähnliche Wirkung verspricht er sich von Organextrakten. Ihm selbst ist es in einem Falle gelungen, mit Testiglandol und Pituglandol Grenzach die senile Azoospermie zu beheben. Ein Schönheitsfehler der Harms'schen Versuche ist es, daß er bisweilen an ein und demselben Versuchstier sowohl die Hodentransplantation wie die orale Verabreichung von inkretorischen Organen und Organextrakten vornahm, sowie, daß er die Transplantate histologisch nicht untersucht hat. Wichtiger ist aber, daß er in einzelnen Fällen histologisch feststellen konnte, daß unter dem Einfluß der Implantation jugendlicher Hoden die eigenen senil-atrophischen Testikel der Versuchstiere sich wieder restituieren und zu voller Jugendfrische erwachen. Klinisch erzeugten die Eingriffe — auch Ovarientransplantationen bei 9 Tieren wurden gemacht — die verjüngenden Wirkungen, die aus den Arbeiten Steinachs, Sands, Voronoffs und aus früheren Arbeiten von Harms selber bekannt sind. Bei einem 17 jährigen maximal senilen Teckel wurden innerhalb von 186 Tagen insgesamt vier Hodentransplantationen

vorgnommen. Der Tod erfolgte 14 Tage nach der letzten Überpflanzung, am 200. Tage des Versuches. Immer, wenn die verjüngende Wirkung merklich nachgelassen hatte, wurde eine neue Transplantation vorgenommen (am 32., 72., 186. Tage des Versuches). Nach der dritten Transplantation war die geschlechtliche Erregung sogar übernormal. Charakteristisch war der jedesmalige erneute Rückgang der senilen Talgdrüsentumoren des Tieres. Den Mechanismus der Verjüngung durch Keimdrüsentransplantation stellt sich Harms etwa so vor: Die überpflanzte Keimdrüse wirkt wie ein Organpräparat. Durch ihren Zerfall gelangen inkretorisch wirksame Stoffe ins Blut, die allgemein stimulierend, besonders aber auf die eigenen gealterten Keimdrüsen des zu Verjüngenden wirken, bei denen sie eine Restitution hervorrufen, die ihrerseits wiederum verjüngenden Einfluß auf den Gesamtorganismus hat. Damit unterscheidet sich H. von Steinach-Lichtenstern, die ein dauerndes selbständiges Funktionieren der überpflanzten Keimdrüse selber, aber auch von ihren Gegnern unter den Chirurgen, die lediglich eine vorübergehende Wirkung des Transplantates annehmen, solange es zerfällt und so seine Hormone ins Blut des Trägers gelangen. Die Anschauung von H. berührt sich dagegen mit der von Stieve, der die verjüngende Wirkung der Vasektomie auf eine Regeneration des generativen Anteils der Keimdrüse zurückführt. B. Slotopolsky.

2) Lahm, W.: **Zur Frage der morphologischen Grundlage der Sexualität nach tierexperimentellen Untersuchungen.** Arch f. Frauenk. Bd. X, H. 1, 1924.

Einer Reihe von Meerschweinchen wurden verschiedene Organpräparate einverleibt und der Einfluß auf den Hoden studiert. Als Parallelversuch wurde auch eine Samenleiterunterbindung (Verf. spricht unkorrekt von Samenstrangunterbindung, wie es bedauerlicherweise und andere Autoren vielfach tun) nach Steinach vorgenommen. Bei gleichzeitiger Beobachtung des psychosexuellen Verhaltens ergab sich nach der Steinach-Operation eine Steigerung des Geschlechtstriebes bei Atrophie der Samenkanälchen und Vermehrung der Zwischenzellen, nach Einverleibung eines Organpräparates „Neosex“ (Testis siccata, Corpus cavernosum pulverisat., Rhodanalbuminat) aber mit einer noch stärkeren Steigerung des Geschlechtstriebes und der Potenz einhergehend eine Hypertrophie der Samenkanälchen und Vermehrung der Zwischenzellen. Vermehrung der Zwischenzellen wurde von Verf. auch nach Darreichung von Plazentaopton beobachtet, hier waren aber die Samenkanälchen atrophisch und der Geschlechtstrieb träger geworden. Nach bloßer Halbseitenkastration seien die Samenkanälchen hypertrophiert, die Zwischenzellen an Zahl unverändert geblieben und der Geschlechtstrieb vermindert worden. Aus diesen Befunden schließt L., daß weder Vermehrung oder Verminderung der Zwischenzellen allein, noch Hypertrophie oder Atrophie des generativen Bodenanteils allein für ein bestimmtes sexuelles Verhalten charakteristisch und daß gesteigerte Sexualität an gesteigerte Spermiogenese mit gleichzeitiger Vermehrung der Zwischenzellen gebunden sei. Im Hinblick hierauf, sowie darauf, daß Atrophie der Samenkanälchen (Zerfall des Samenepithels) immer mit Zwischenzellvermehrung verbunden sei, betrachtet L. die Zwischenzellen als Speicherer der Sexualhormone und als Mitarbeiter bei der Inkretion des Testikels. Bei kritischer Prüfung erscheint nach Ansicht des Ref. nur ein Resultat der Arbeit interessant, nämlich daß nach Verabreichung des Präparates Neosex sowohl eine Hypertrophie des generativen Anteils, wie eine Vermehrung der Zwischenzellen erfolgt sei. Dieser Befund wird aber von L. durch keinerlei exakte Angaben gestützt. Alle übrigen Thesen des Verf. kranken an dem Übel, daß er von Vermehrung der Zwischenzellen bedenkenlos auch da spricht, wo die gleichzeitige Atrophie der Samenkanälchen den Gedanken an eine bloß vorgetäuschte (relative) Zwischenzellvermehrung zumindest sehr nahe legt. Die Stiereschen Konservierungs- und Maßmethoden scheint Verf. nicht angewandt zu haben. Stieres grundlegenden Forderungen ist in der Arbeit nicht Rechnung getragen. Es sollten aber heutzutage keine Arbeiten über die Pubertätsdrüsenfrage ohne Berücksichtigung dieser Forderungen gemacht werden. Bleibt als Einziges an der referierten Arbeit die erneute Anregung zu Untersuchungen über den Einfluß von Organpräparaten auf die Gewebe des Testikels, und speziell solcher von der Art des „Neosex“ (wobei nebenbei gesagt die Mitverwendung von Corpus cavernosum-Substanz bei der Herstellung eines derartigen Mittels von seiten des Fabrikanten reichlich naiv erscheint). Slotopolsky.

3) Takakusu, S.: **Untersuchungen über die gegenseitige Beeinflussung des Ovariums und des Uterus.** Arch. f. mikroskop. Anat. u. Entwicklungsmech. Bd. 102, H. 1/3, S. 1, 1924.

Versuche mit Uterusexstirpation bzw. Kastration und darauffolgender Reimplantation sowie Parabiose mit normalen Individuen bei Ratten. Nach Uterusexstirpation

werden die Ovarien makroskopisch größer. Mikroskopisch findet sich bei jungen Tieren durchgehende zystische Entartung der Follikel, bei geschlechtsreifen eine ebenso durchgehende Umbildung der Follikel zu Corpora lutea. All' diese Veränderungen vollziehen sich vorwiegend in den ersten 24 Stunden nach der Operation und bleiben später stationär. Bei den uteruslosen Tieren sind die Ovarien stark mit Blut injiziert, speziell in den ersten 48 Stunden nach der Operation. Eine lediglich durch die mit dieser verbundenen Nebenverletzungen hervorgerufene passive Hyperämie als Ursache der Erscheinungen, glaubt T. auf Grund seiner operativen Technik (Vermeidung von Ligaturen) ausschließen zu können. Er nimmt eine hormonale Beeinflussung der Ovarien durch den Uterus an. Sehr gestützt wird diese Annahme durch den Erfolg der Parabiose- und Uterusreimplantationsversuche. Die Parabiose mit einem normalen uterushaltigen ♀ und die Uterusreimplantation wirkten besonders günstig, wenn sie sofort im Anschluß an die Uterusexstirpation vorgenommen wurden. Die Veränderungen an den Ovarien blieben dann im wesentlichen aus. Aber auch bei späterer Parabiose oder besonders Reimplantation war ein Einfluß noch bemerkbar: Die Hormone des eingepflanzten Uterus hemmen die Bildung der Gelbkörper, wenn diese noch nicht vorhanden sind, anderenfalls wirken sie wenigstens schwächend und auflösend auf das Luteingewebe. Reziproke Versuche mit Entfernung der Ovarien ergaben den bekannten hormonalen Einfluß derselben auf den Uterus. Man kann aus der Arbeit entnehmen: Uterus und Ovarien stehen in eigentümlicher hormonaler Wechselwirkung. Der Uterus wirkt anämisierend auf die Ovarien und steuert den Zufluß des Liquor folliculi. Ferner wirkt er hemmend auf das Luteingewebe. Umgekehrt aber wirkt ja wiederum das Ovar auf den Uterus, nämlich hyperämisierend und hypertrophierend.

B. Slotopolsky.

4) Monakow, Constantin von: **Hirnpathologisches.** Aus „Fünfzig Jahre Neurologie". Zürich 1924, Art. Institut Orell Füssli.

Verf. zeigt die ungeheuren Fortschritte, welche die Neurologie im Verlauf der letzten 50 Jahre gemacht hat. Die wissenschaftlich begründete Neurologie ist überhaupt erst in den letzten vier Dezennien geschaffen worden. Besonders eingehend wird die Lokalisation im Großhirn (Physiologisches, Klinisches und Pathologisches) besprochen, ein Kapitel, an welchem der Verf. selbst in besonders hervorragender Weise mitgearbeitet hat. Von hoher Warte aus betrachtet schließlich Verf. die treibenden Kräfte, welche das ganz Werk des lebenden menschlichen Organismus in Gang setzen und seine Einheit herstellen, die Welt der Instinkte und Triebe. Die Lokalisation der Hirnfunktion wird als eine genetische, und die der Herdläsion als eine genetisch retrograde betrachtet, d. h. im Sinne des Aufbaues und des Abbaues (im Gegensatz zur starren physiologischen Zentrenlehre).

Kurt Mendel.

5) Behr, Detloff von: **Über Pornoskopie** und eine Ordnung ihrer bildlichen und plastischen Gegenstände. Die Polizeifachkunde, 1924.

Die pornographischen Darstellungen werden nicht nur als eine Anregung zu Geschlechtshandlungen angesehen, sondern geradezu die Pornoskopie als ein Lustäquivalent sexueller Schwächlinge betrachtet. Die Auffassung solcher geschlechtlichen Erscheinungen wird zu begründen versucht, wobei darauf hingewiesen wird, daß der Völkerbund die Bekämpfung der Pornographie in die Hand genommen hat. Im Anschluß an die Schilderung der Pornoskopie wird rein organisationstechnisch angegeben, wie das pornographische Material zweckmäßig zu ordnen sei, damit man es jederzeit zur Hand haben kann.

Finkenrath.

6) Bier, A.: **Immunität durch Befruchtung.** Münchn. med. Woch. 1924, Nr. 16.

Bei dem Keimverzug im faulenden Boden ruhender Pflanzensamen ist die einzige deutliche Lebenserscheinung die Immunität gegen Infektionen und Autolyse. Diese Immunität sei demzufolge nicht durch das „Leben" als solches, sondern durch die Befruchtung erzeugt. „Die Befruchtung ist der große Immunisator der Natur."

B. Slotopolsky.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Max Marcuse** in **Berlin**.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in **Bonn**.
Druck: **Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.**

Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

XI. Band | Oktober 1924 | 7. Heft

Die libidinöse Struktur des Familienlebens.

Von Dr. Hermine Hug-Hellmuth †[1]).

Die Tatsache, daß der Mensch sein extra-uterines Leben mit einem Schrei beginnt, daß er die erste Zeit seines Daseins mit kurzen Unterbrechungen zwecks der Nahrungsaufnahme schlafend verbringt, kann psychologisch nicht anders als eine durchaus ablehnende Einstellung gegen die Umwelt genannt werden. Offenbar tauscht das kleine Menschenkind die gleichmäßige feuchte Wärme, die stille Dunkelheit, die durch Monate gewohnten rhythmischen Bewegungen des mütterlichen Schoßes nur ungern gegen die grelle,
echselnden
ie Gefühle
sie nur als
l zufrieden
nährt wird.
ihm in der
der Unlust
. Und sein
die ihm die
ür die Stil-
auf dieser
Die Mutter-
ein Körper-
unwissent-
lich, auch gewissen sexuellen Partialtrieben Lust. Ohne Absicht weist die Pflegerin dem Kinde die Körperstellen, die durch ihre hohe Reizempfindlichkeit zu Trägern sexueller Lustgefühle besonders geeignet sind. Durch das Saugen kommt das Kind zum Lutschen, die Maßnahmen der Reinlichkeit erregen ihm Kitzelgefühle an gewissen muskel- und schleimhautreichen Leibespartien, den Gelenkhöhlungen, dem After, dem Genitale. Das Kind entdeckt die Glieder seines Körpers als s e x u e l l e L u s t q u e l l e n. Es erlebt die a u t o e r o t i s c h e Periode glücklichster Selbstgenügsamkeit. In dieser in dumpf animalischem Wohlsein verlebten Zeit fehlt dem Kinde noch jede Unterscheidung seines kleinen Leibes und der Körper der Umwelt. Erst auf dem Umwege über den Schmerz lernt es, seine Glieder als ein zusammengehöriges Ganzes,

Druckfehlerberichtigung.

Im 3. Hefte der Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Bd. XI, S. 82 am Schlusse des Aufsatzes: „Verhütung und Bekämpfung der Homosexualität" muß es heißen: Parisexualität statt Parasexualität. Es lautet sonach der Schlußabsatz:

Nachdem wir so den Begriff der Homosexualität seiner Mystik entkleidet haben, muß auch noch an dem hybriden, sprachlich unrichtigen Worte Kritik geübt werden. Nach dem Vorschlage Kalinkas ist das Wort Parisexualität als sprachlich richtig einzuführen.

[1]) Von der unter so tragischen Umständen aus dem Leben geschiedenen Verfasserin haben wir am Tage vor ihrer Ermordung noch das Manuskript zu dem vorliegenden Aufsatz erhalten. Die Schriftleitung.

Inhaltsverzeichnis.

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)

Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Der Abonnementspreis beträgt vom 1. Oktober ab **vierteljährlich**

4.— Goldmark

und ist unaufgefordert auf das Postscheckkonto Dr. jur. Albert Ahn in Bonn Nr. 8032 Köln einzuzahlen.

Der Auslandspreis beträgt vierteljährlich 1 Dollar.

A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn

(Dr. jur. Albert Ahn).

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

XI. Band Oktober 1924 7. Heft

Die libidinöse Struktur des Familienlebens.

Von Dr. Hermine Hug-Hellmuth †[1]).

Die Tatsache, daß der Mensch sein extra-uterines Leben mit einem Schrei beginnt, daß er die erste Zeit seines Daseins mit kurzen Unterbrechungen zwecks der Nahrungsaufnahme schlafend verbringt, kann psychologisch nicht anders als eine durchaus ablehnende Einstellung gegen die Umwelt genannt werden. Offenbar tauscht das kleine Menschenkind die gleichmäßige feuchte Wärme, die stille Dunkelheit, die durch Monate gewohnten rhythmischen Bewegungen des mütterlichen Schoßes nur ungern gegen die grelle, geräuschvolle, rauhe Außenwelt mit ihrer trockenen, wechselnden Atmosphäre ein. Wenn wir überhaupt ein Urteil über die Gefühle des Neugeborenen aussprechen dürfen, so können wir sie nur als Abwehr, als Haß gegen die Umgebung bezeichnen. Voll zufrieden ist der Säugling nur, wenn er schläft und wenn er genährt wird. Jede andere Berührung mit den Dingen um ihn bereitet ihm in der ersten Lebensspanne Unbehagen. Einem Zustand dauernder Unlust widerstrebt die Lebensenergie jedes normalen Geschöpfes. Und sein gesunder Instinkt läßt es Wege finden, um seine Triebe, die ihm die Natur als wertvolle Gabe geschenkt, zu befriedigen. Für die Stillung des Nahrungsbedürfnisses, der von den Ichtrieben auf dieser Lebensstufe am vordringlichsten ist, sorgt die Aufzucht. Die Mutterbrust, die dem Kinde Nahrung spendet, die Hand, die sein Körperchen reinigt und pflegt, bringen aber, der Pflegeperson unwissentlich, auch gewissen sexuellen Partialtrieben Lust. Ohne Absicht weist die Pflegerin dem Kinde die Körperstellen, die durch ihre hohe Reizempfindlichkeit zu Trägern sexueller Lustgefühle besonders geeignet sind. Durch das Saugen kommt das Kind zum Lutschen, die Maßnahmen der Reinlichkeit erregen ihm Kitzelgefühle an gewissen muskel- und schleimhautreichen Leibespartien, den Gelenkhöhlungen, dem After, dem Genitale. Das Kind entdeckt die Glieder seines Körpers als *sexuelle Lustquellen*. Es erlebt die *autoerotische* Periode glücklichster Selbstgenügsamkeit. In dieser in dumpf animalischem Wohlsein verlebten Zeit fehlt dem Kinde noch jede Unterscheidung seines kleinen Leibes und der Körper der Umwelt. Erst auf dem Umwege über den Schmerz lernt es, seine Glieder als ein zusammengehöriges Ganzes,

---

[1]) Von der unter so tragischen Umständen aus dem Leben geschiedenen Verfasserin haben wir am Tage vor ihrer Ermordung noch das Manuskript zu dem vorliegenden Aufsatz erhalten. Die Schriftleitung.

als sein eigenes Ich erkennen. Auf dieses Ich konzentrieren sich nun die ersten Neigungsgefühle des Kindes. Die autoerotische Stufe wird von der narzißtischen, der Stufe der Ichverliebtheit, abgelöst.

Die Hilflosigkeit und Hilfsbedürftigkeit des Säuglings, der die Pflegeperson hilfsbereit und -kundig entgegenkommt, bewirkt bald einen Wandel in seiner Einstellung zur Umgebung. Das Kind merkt, daß seinem Unbehagen abgeholfen wird, und daß die Änderung des Unbehagens in Lust im Zusammenhang mit einer bestimmten Person steht. Auf sie überträgt es also einen Teil seiner ursprünglich ausschließlich dem eigenen Ich zugewendeten Neigungsgefühle. Das erste fremde Liebesobjekt des Kindes ist die Pflegeperson, also in der Regel die Mutter. In dieser Objektfindung liegt die erste Kulturleistung des Menschen; durch sie ist ihm die gemütliche Beziehung zu seiner Gattung geglückt. Diese erste Objektwahl ist durchaus narzißtisch-egoistisch nach der Formel: Wer mich liebt, wer mir Gutes tut, d. h. zu Lust verhilft, den liebe ich. Sie ist eine nach außen projizierte Ichliebe. Die Gefühlsbindung zwischen Mutter und Kind ist bestimmend für dessen späteres erotisches Empfinden. Die Mutter ist des Kindes erste Lehrmeisterin in der Liebe. Das Schicksal des „Einzigen", aber auch des „ungeliebten" Kindes, formt sich nach jenem ersten Erleben. Beide sind unersättlich in ihrem Liebesverlangen, aber das Einzige kann auch selber aus reichem Born schöpfen, das ungeliebte vermag das begehrte Übermaß an Zärtlichkeit nicht mit bescheidenen Durchschnittsgefühlen zu erwidern. In diesem Überflusse und Mangel an Liebesvorrat liegt die Erklärung für die verschiedenen Wege, die sie in Wahl und Erreichung ihres Liebesobjektes gehen.

Bald nimmt das Kind in den winzigen Kreis seiner Gefühlswelt eine zweite Person, den Vater, auf; im normalen Familienleben fällt der Mutter geradezu die Rolle der Vermittlerin zu. In rascher Folge reihen sich dann die Hausgenossen, Spielzeug, Tiere und zuletzt Fremde an, die dem Kinde mit Liebe entgegenkommen und durch irgendwelche Ähnlichkeit mit den ihm vertrauten Personen geeignet sind, das kindliche Interesse zu erregen. Nach Freud ist die erste positive Gefühlseinstellung des Kindes von einer Identifizierung mit dem geliebten Objekte begleitet. Diese Auffassung schließt sich gut an die mutmaßliche Wertung der Fremdkörper auf der autoerotischen Stufe an. Einen Unterschied zwischen fremd und eigen kannte der Säugling anfangs sicher nicht. Die Mutterbrust und die kleinen Finger und Zehen seines Körperchens sind seinem Munde als Lustquellen gleich gut erreichbar; die eine wie die anderen sucht es saugend sich einzuverleiben. Diese Tendenz wiederholt sich im Prozesse der Identifizierung. Was das Kind liebt, will es erst ganz in sich aufnehmen, und weil die Realität es zwingt, auf dieses Verlangen zu verzichten, geht es den umgekehrten Weg, es lebt sich in die geliebte Person ein, als wäre es ihr zweites Ich. Der Prozeß der Identifizierung mit dem Liebesobjekte spielt im Leben größerer Kinder und insbesondere in der Reifezeit eine große Rolle; Freundschaften, Jugendvereinigungen (Pfadfinder usw.) kämen ohne ihn nicht zustande.

Die sexuelle Veranlagung des Kindes bedingt den sinnlichen Unterton in seinen Neigungsgefühlen, der sich in den angestrebten Befriedigungsformen (Zeige- und Schaulust, Sadismus, Masochismus, Verlangen nach körperlicher Berührung usw.) deutlich verrät. Die unmittelbaren Einflüsse der Erziehung und die mittelbaren der jeweiligen Kulturforderungen dämmen diese libidinösen Regungen gegen die Personen der Umwelt, insbesondere gegen Eltern und Geschwister als in unserem Gesellschaftsleben durchaus unbrauchbar ein und bewirken, daß das Kind auf dieses Stück seines Trieblebens scheinbar verzichtet. Die unverwüstlichen Spuren der frühinfantilen, ausgeprägt sexuell-erotischen Einstellung zu Vater und Mutter legen aber den Grund zur Gemüts- und Charakterentwicklung. Die analytische Erforschung des Seelenlebens homosexueller Männer hat überzeugend dargetan, daß für sie bei einem konstitutionellen Entgegenkommen die dauernde Bindung des Knaben an die Mutter zum Schicksal wurde. Solche Männer suchen in ihrem Sexualverlangen nach meist jugendlichen männlichen Liebespartnern die von der Phantasie des kleinen Kindes mit einem männlichen Genitale ausgestattete Muttergestalt. Der Homosexuelle begehrt nicht den Mann, sondern das männlich geträumte Weib der frühen Kindheit. Die Vaterbindung bewahrt also geradezu den Menschen vor der Gefahr, an die Mutter verankert zu bleiben. Für das Mädchen bedeutet die Aufnahme der Vatergestalt in ihr Gefühlsleben die zweite, für ihre spätere Weibbestimmung unerläßliche Kulturleistung.

Der narzißtische Unterton aller kindlichen Neigungsgefühle für andere tritt wohl durch die Weckung sozialer und ethischer Wertungen, wie des Gemeinschaftsgefühls, des Mitgefühls, der Dankbarkeit, allmählich etwas zurück, aber er beeinflußt, im Unbewußten wirkend, häufig noch die Objektswahl in der Pubertätszeit und im reifen Alter.

Die unbefangenen Beobachtungen der gemütlichen Beziehungen zwischen Kind und Eltern verraten sich auf beiden Seiten durch Unterströmungen, die freilich nur ungern zugegeben werden. Das Verhältnis zwischen Mutter—Sohn, Vater—Tochter entbehrt nicht deutlicher erotischer Züge, die bei normaler Entwicklung zwischen Mutter—Tochter, Vater—Sohn fehlen. Die sinnliche Zärtlichkeit, die der kleine Knabe der Mutter entgegenbringt, wird von ihrem Unbewußten gut verstanden. Er fühlt sich als ihr ritterlicher Beschützer und Liebhaber, als kleiner „Mann". Im Vater, den er um seiner Größe und Stärke willen bewundert, sieht er einen gefährlichen Nebenbuhler bei der Mutter. Seine Gefühlseinstellung zu ihm ist in Liebe und Feindseligkeit gepaart, sie ist zwiespältig oder ambivalent. Gern möchte er sich zeitweilig von ihm befreien. Dann gehörte die Mutter ihm allein, er dürfte bei ihr schlafen, ja er könnte sie, wenn Vater tot wäre, heiraten; er nähme dann Vaters Stelle bei ihr ein und wäre Herr im Hause. Also Grund genug, seine gelegentliche Abwesenheit freudig zu empfinden und, weil dem Kinde die richtige Vorstellung vom Tode fehlt, sogar manchmal Vaters Tod zu wünschen. Der kleine Knabe gebärdet sich wie sein unglücklicher Bruder in der Sage, wie Ödipus, der seinen Vater er-

schlug und seine Mutter heiratete. Doch nur kurz währt das schuldlose Glück solcher Phantasien. Die Erziehung reißt das Kind bald aus seinen primitiven Inzestwünschen und weckt in ihm durch die Verurteilung seiner Begehrungen gegen die Eltern heftige Schuldgefühle. Die inzestuösen Regungen gegen die Mutter, die gehässigen gegen den Vater machen den Inhalt des Ödipuskomplexes aus. Er teilt sich in der Beherrschung der kindlichen Seele im 3. bis 6. Lebensjahre mit dem Kastrationskomplex, in dem wieder dem Vater eine schlimme Rolle, die der rächenden Gewalt für die kindliche sexuelle Betätigung, Onanie und Exhibition, zufällt.

Daß die Mutter das sinnliche Begehren ihres Jungen nicht verstehen will und geradezu abweist, daß der Vater mit der Mutter Geheimnisse hat, deren Inhalt er aus mancherlei Beobachtungen im in der Regel gemeinsamen Schlafzimmer oder sonstigen Wahrnehmungen erotischer Szenen richtig ahnt und daß er überdies durch ihre erziehlichen Maßnahmen in seiner Ich-Herrlichkeit oft empfindlich getroffen wird, weckt in ihm den Wunsch nach anderen Eltern. Er möchte eine Mutter haben, die sein geheimes Wünschen erfüllt, einen Vater, der ihm dabei und bei seinem übrigen unerlaubten Verlangen nicht im Wege steht. Und seine Phantasie schenkt ihm diese „wahren" Eltern, die vornehmer, reicher, gütiger sind als die beiden Menschen, die er „Vater" und „Mutter" nennt. In dem Familienroman, in den ihn sinnliche Liebe und Schuldgefühle getrieben haben, ist er der „fremde Junge", der seine wahren Eltern unter Gefahren suchen muß oder die ihn einmal aus seiner jetzigen Unfreiheit erlösen werden. Auch die kleinen Mädchen halten sich für die Enttäuschungen an Vater und Mutter in einem Familienroman schadlos, in dem die instinktive Weib-Erotik die Vatergestalt ins Märchenhafte verklärt, indes sich in der Mutter unbewußte Eifersucht austobt.

Wohl tritt durch die Erziehung an Stelle der sinnlichen Strömung in der infantilen Liebe zum andersgeschlechtlichen Elternteil bald eine zärtliche; die inzestuösen Begehrungen des Kindes werden ins Unbewußte verdrängt. Dort harren sie des Wiedererwachens, das die körperlichen und seelischen Umwandlungen in der Pubertätszeit sicher bewirken. Aber die Inzestschranken sind nur zu fest aufgerichtet, als daß die unerlaubten Gefühle sie niederzureißen imstande wären. Hinter mancherlei Masken, übergroßer Zärtlichkeit oder Flegelhaftigkeit gegen alles Weibliche, Auflehnung gegen jede Autorität, d. h. im Grunde gegen die des Vaters, bergen sich beim reifenden Knaben, hinter allgemeiner Launenhaftigkeit, Empfindlichkeit beim Mädchen die wahren unbewußten Gefühle. Aus diesen tiefinneren Kämpfen findet die starke gesunde Seele doch den Ausweg: Sie löst ihre Bindung an die erstgeliebten Gestalten der Kindheit, nur Vorbild sind sie für die Objektwahl der Pubertätszeit; sie fällt auf einen jugendlichen Partner des anderen Geschlechts. Aber wo die Ablösung von Vater oder Mutter nicht voll gelang, sucht der junge Mann die ältere reife Frau, neigt sich das Mädchen nur einem um viele Jahre älteren Manne zu. Vollends mißglückt die Befreiung vom frühinfantilen Liebesobjekt jenen, die sich zu keiner Wahl entschließen

können. Freudlos und ungenützt lassen sie die Hochflut erotischen Verlangens verebben. Sie sind die Opfer einer Fixierung an die Idole der Kindheit geworden.

Das Kind, das unter normalen Verhältnissen in einer liebewarmen, von ungesunder Verzärtlung freien Atmosphäre aufwächst, findet sich aus der Phantasiewelt des Familienromans schließlich wieder ungeschädigt zurück in die Realität. Tragisch aber gestaltet es sich für Kinder, deren Leben unter dem Eindrucke schwerer häuslicher Konflikte verläuft. Das uneheliche Kind fühlt bald die Sonderstellung, die eine grausame dumme Gesellschaftsordnung seiner Mutter und ihm zuweisen. Spätestens beim Eintritt in die Schule stößt es sich hart an dem Mangel eines Vaternamens, und es erfährt, von der Mutter in seinem ungestümen Fragen nach dem Geheimnis, dem es auf der Spur ist, verlegen und ängstlich abgewiesen, bald durch Mitschüler die demütigende Wahrheit. Der Knabe reagiert darauf mit bewußter oder unbewußter Verachtung der Mutter; insgeheim wird sie für ihn zur Dirne, und diese Einstellung überträgt er auf alle Frauen. Unter ihr entwickelt er sich entweder zu einem Schürzenjäger, dem jedes Weib feil ist, oder er wird zum Weiberhasser. Das unehelich geborene Mädchen sieht in der vom Manne verlassenen Mutter, sobald es die konventionelle Verachtung überwunden hat, eine Märtyrerin ihrer Liebe. Solche Töchter identifizieren sich mit der Mutter und wollen durch kokettes Spiel am Manne die Freveltat des Vaters rächen oder sie meiden den Mann ängstlich, weil von ihm der Frau nur Übles kommt. Dem Knaben wie dem Mädchen, die keiner legalen Ehe entstammen, fehlt die Vaterbindung der ersten Kindheit entweder überhaupt oder sie wurde durch frühe Erkenntnis gewaltsam zerstört. Die rauhe Wahrheit über das Sexualleben der Eltern, die Kinder immer nur schwer ertragen, auch wenn die Intimitäten zwischen Vater und Mutter durch Kirche und Staat gebilligt sind, fällt in die Seele des unehelichen Kindes wie Reif in der Frühlingsnacht; ihre Lebenskraft ist gebrochen, ehe sie erstarkte. Und wir verstehen, warum das unehelich geborene Kind um soviel leichter moralischen Gefahren erliegt als eines, das in der Selbstsicherheit eines geregelten Familienlebens aufwächst. Sein Entgleisen ist ein unbewußter Protest gegen die Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit der Gesellschaft; das „vaterlose“ Kind stellt sich durch seine Auflehnung gegen ihre Satzungen außerhalb ihres Kreises, aus dem seine Mutter verstoßen ist. Nicht weniger schwer leidet das Stiefkind, das durch die Wiederverheiratung von Vater oder Mutter nun auch diesen Elternteil unwiederbringlich verloren hat. Trifft nach dem Tode der Mutter den kleinen Knaben dieses Schicksal, so flüchtet er nicht selten in die sog. „feminine“ Einstellung zum Vater; sie ist eine Identifikation mit der Mutter aus Liebe zum Vater. Der kleine Knabe gebärdet sich als Weib; seine Phantasie geht den Weg der unbewußten Wünsche des kleinen Mädchens: er möchte Vaters Frau sein, von ihm ein Kind haben. Durch diese feminine Einstellung sucht der Knabe die Stiefmutter aus ihrer Stellung als Liebespartner zu verdrängen; er will dem Vater die verstorbene Mutter durch Identifikation mit ihr ersetzen.

Das Kind, das ohne Liebe gezeugt, den Eltern unerwünscht geboren wurde, und das, dem die ruhige Atmosphäre einer harmonischen Ehe der Eltern fehlt oder dessen Vater und Mutter ihr Eheband lösten und keines auf das Kind verzichten will, das „umstrittene“ Kind, endlich das frühverwaiste, das von Verwandten aufgenommen trotz aller Fürsorge doch nie das ersehnte Maß von Liebe findet, und das verlassene Kind, das sein junges Dasein in einer Anstalt oder bei Fremden verbringt — sie alle, die entweder nie Liebe kennenlernten oder nach verlorener Zärtlichkeit sich sehnen — sie alle spinnen sich in Phantasien ein, deren Kern der Familienroman ist.

Wir können die Bedeutung der häuslichen Konstellation für die seelische Entwicklung des Kindes nicht restlos verstehen, wenn wir nicht auch sein gemütliches Verhältnis zu den übrigen Familienmitgliedern gebührend würdigen. Es ist nicht gleichgültig, ob ein Kind als „Einziges“ oder unter Geschwistern heranwächst. Der Unterschied der Jahre, des Geschlechtes, die Kinderzahl, körperliche, seelische Vorzüge oder Mängel beeinflussen ihr Verhältnis zueinander; an den Vorzügen der Geschwister krankt das Kind oft mehr als unter einem tatsächlichen eigenen Mangel. Der Augenschein überzeugt uns, daß das geschwisterliche Band keineswegs bloß in Liebe geknüpft ist. Freuds Hinweis auf die wenig günstige Aufnahme des Geschwisterchens seitens des Erstgeborenen — und jedes Kind ist Erstgeborener gegenüber den nachfolgenden — wird durch die mannigfachen unfreundlichen Äußerungen des älteren Kindes gegen das jüngere genügsam bestätigt. Was das Kind dem ihm durchaus unerwünschten Nachkömmling, in dem er mit gutem Rechte einen Bedroher seiner bisherigen Machtstellung im Hause ahnt, an Liebe entgegenbringt, ist, wenn nicht im vollen Umfange, so doch zum größten Teile, ein Produkt der kindlichen Nachahmungsfreude und des wohlbeabsichtigten Einflusses der Umgebung, die dem Kinde das zu erwartende Geschwisterchen in den freundlichsten Farben malt; nach ihren Schilderungen erhofft das Kind in ihm eine Art lebendes Spielzeug, eine Person mehr, die ihm untertan ist. Die Enttäuschung durch die Wirklichkeit ist bitter. Nicht nur daß die Erwachsenen seine Annäherungsversuche an das Kleine sorglich überwachen und abwehren, merkt es auch bald, daß das Wiegenkind ihn am Besitze der mütterlichen Liebe, im Interesse beider Eltern verkürzt und aus seiner Stellung als Mittelpunkt des Hauses verdrängt. Und es antwortet auf diese üble Erfahrung mit Gehässigkeit in Wort und Handlung. Je älter das Kind zur Zeit der Geburt eines neuen Sprößlings ist, desto besser versteht es, seine feindselige Gesinnung zu verbergen, ja es gelingt ihm, sie scheinbar voll zu unterdrücken, und an ihre Stelle tritt dann, besonders beim Mädchen, ein mütterliches Umsorgen des Kleinen. Nur gelegentlich bricht die ursprüngliche Eifersucht in merkwürdig strengen Erziehungsmaßregeln durch, mit denen die große Schwester es zur Reinlichkeit oder Anerkennung sonstiger Kulturforderungen zu führen sucht.

Auch das jüngere Kind hegt keineswegs nur freundliche Gefühle gegen die älteren Geschwister. Es beneidet sie um wirkliche

und eingebildete Vorrechte ihrer Jahre. Unbeschadet dieser Eifersucht ist ihm aber bei geringem Altersunterschied Bruder oder Schwester meist der Gefährte bei allen erlaubten und verbotenen Spielen; die Gemeinsamkeit bei letzteren bildet einen besonders festen Kitt der Zusammengehörigkeit. Eine um mehrere Jahre ältere Schwester wird dem Nesthäkchen zur zweiten Mutter, die doch für mancherlei Vergnügungen mehr Verständnis als die wirkliche Mutter hat. Auf die Verlobung und die Verheiratung der älteren Schwester reagiert die jüngere entweder indem sie sich „mitverliebt“ oder die Wahl der Schwester und des Bräutigams in gehässigster Kritik ablehnt. Immer aber ist Verlöbnis und Eheschließung eines erwachsenen Bruders, einer Schwester oder einer im Hause lebenden geliebten Tante für die Phantasie der „Kleinen“ ein Freudenfest.

Der „große“ Bruder endlich ist dem jüngeren trotz aller feindseligen Regungen ein Vorbild an Persönlichkeitswerten, die diesem noch fehlen. Und daß jener gelegentlich in einen harten Konflikt mit dem Vater gerät, bringt ihn dem kleinen nur menschlich näher. Für das Schwesterchen tritt der große Bruder nicht selten an die Stelle des sinnlich geliebten Vaters, er wird zum Vaterabbild in der Erotik der jungen Schwester. An diesem Bilde aus der Kindheit hält sie, längst erwachsen, im Unbewußten fest und ihre Liebeswahl fällt dann unter diesem Einflusse nicht selten auf Männer, die um Jahre jünger sind als sie. Zuweilen ist die gemütliche Verkettung zwischen Geschwistern so stark, daß an ihr jede neue Liebesbindung im reifen Alter scheitert. Dieses Geschick trifft besonders oft Zwillinge. Nach einer kurzen Epoche heftiger infantiler Eifersucht schließen sich solche Kinder häufig leidenschaftlich aneinander an. Von Altersgenossen abseits führen sie ein Leben zu zweit; trifft eins eine Liebeswahl, so verliebt sich in der Regel das andere mit, und entweder verzichten beide oder eins wird zum platonischen Genossen im Liebesbund des Zwillingsgeschwisters, das sich von der Gefühlsverankerung der Kindheit doch endlich befreite.

Die Vermutung, daß das „m i t t l e r e“ Kind den gemütlichen Gefahren des älteren und des jüngeren entgeht, erweist sich als trügerisch. Denn das m i t t l e r e Kind hat Vorgänger und Nachfolger, und aus diesem zweifachen Mißgeschick ergeben sich seine Leiden. Und sie werden verstärkt durch die erziehlich nicht immer einwandfreie Wertschätzung seitens der Erwachsenen, die es je nach ihrer Bequemlichkeit bald zu den „Großen“, bald zu den „Kleinen“ in der Kinderstube rechnen. Das m i t t l e r e Kind ist dazu verurteilt, immer nur „mitzulaufen“; die ihm neuen Interessen sind von Vater und Mutter am älteren schon erlebt worden, die Stellung als Nesthäkchen hat es dem jüngsten abtreten müssen. Nur wenn ihm das Los des L i e b l i n g s k i n d e s bei einem Elternteil, bei einer geliebten Tante, bei Großvater oder Großmutter zufällt, dann kann ihm die Stellung zwischen den Geschwistern trotz Gehässigkeit und Neides nicht viel anhaben; sein Schutz und Hort ist die Seele, deren Liebling es sich weiß. Ihre Rolle für das erotische Geschick des Menschen sollte nicht zu gering eingeschätzt werden. Eine starke Bindung an Großvater oder Großmutter läßt sich oft in einem bei jungen Menschen merkwürdig an-

mutenden Hang erkennen, sich an die Vergangenheit und Erinnerungen an sie zu verlieren. Solche Menschen gehen weltfremd durch das Leben der Gegenwart; nur das Entschwundene reizt sie.

Unter dem Einflusse der Ambivalenz der Gefühle und der ins Unbewußte verdrängten Inzestwünsche gegen Vater oder Mutter, gegen Bruder oder Schwester und der daraus quellenden Schuldgefühle gestalten sich nicht nur die erotischen Erlebnismöglichkeiten für Mann und Weib. Auch wie der Mensch sich formt in seinen Forderungen an das eigene Ich, die Entwicklung seines Ich-Ideals vollzieht sich in Anlehnung an die Gefühlsbindung des Kindes an die Eltern. Nach Freud ist die erste positive Einstellung des Kindes von einer Identifizierung mit dem geliebten Objekte begleitet. Diese Auffassung schließt sich gut an die infantile autoerotische Wertung der Körper, der Umwelt, also auch der lustspendenden Mutterbrust. Das Kind identifiziert sich also zuerst gewissermaßen mit der Mutter; weil es die Mutter nicht sich einverleiben kann, wird es zu einem Teil von ihr. Die wahrscheinlich recht bald folgende kindliche Identifikation mit dem Vater mag einerseits aus dem dunkeln Gefühl entspringen, sich des Besitzes der Mutter durch dies Sich-dem-Vater-gleichsetzen doppelt zu sichern; andererseits identifiziert es sich mit dem Vater, weil es, als Teil der Mutter, liebt, was sie liebt. Die Aussprüche der 3—6jährigen berechtigen wohl zu einer solchen kühn scheinenden Annahme von unbewußten Vorgängen in der Seele des ganz kleinen Kindes. Aus dieser infantilen Identifizierung mit den Eltern entwickelt sich allmählich das Ich-Ideal oder „Über-Ich" des Kindes; das zu sein, das zu werden, was Vater und Mutter ihm scheinen, ist der Kern seiner Sehnsucht. Aber nicht lange ist die Mutter geeignet, durchaus erstrebenswertes Vorbild zu sein, denn ihr Geschlecht wird vom Kind als minderwertig betrachtet. Die Weibverachtung des Knaben, der Geschlechtsneid („Penisneid") des kleinen Mädchens entthronen die Mutter als Ideal, der Vater allein bleibt Idol. Weil aber die Gefühle des Kindes gegen den Vater in der frühinfantilen Zeit wie in der Pubertätszeit stark ambivalent sind, so wird das Vaterideal nicht nur zu einem leuchtenden, erstrebenswerten Vorbild, sondern auch zu einer zu fürchtenden Gewalt, deren Urteil man sich beugen muß. Aus ihr entwickelt sich das Gewissen, die kritische Ich-Instanz, die dem realen Ich unablässig das „Über-Ich" gegenüberstellt, daß der Eigner erkenne, wie weit er noch vom Gipfel seiner Entfaltung entfernt sei.

Die sinnliche Note in der Gefühlsbindung der Kinder an die Eltern kommt in neuer Form zum Vorschein, wenn sie selber Vater und Mutter werden. In ihrer Liebe zum Kind läßt sich der unbewußte sexuelle Unterton nicht leugnen. Nicht selten wird ihnen ihr Kind zu einem erotischen Spielzeug, besonders dann, wenn der reife Liebespartner durch Tod oder Schicksal verloren wurde. Und selbst in glücklicher, harmonischer Ehe empfindet der Vater die Zärtlichkeit der Mutter für den Sohn als ein Übermaß, das ihn in seinen Liebesansprüchen verkürzt, und die Eifersucht der Mutter verträgt schlecht die väterliche Nachsicht gegen das Töchterchen, die sich freilich dem reifenden Mädchen gegenüber oft in scheel-

süchtige Überwachung ihres Umganges kehrt. Sieht auch die Mutter leicht in der erwachsenen Tochter eine gefährliche Konkurrentin, so ist es doch weit öfters der Vater, der jede Heiratsmöglichkeit der Tochter durchkreuzt; häufig macht er aus ihr durch einseitige Geistesbildung die „selbständige" Frau, die nicht auf den Mann angewiesen ist, d. h. er hält sie aus seinen unbewußten libidinösen Strebungen von der Ehe ab. Die Mutter vereitelt gern die Heiratspläne des Sohnes, zumal des einzigen oder des Lieblingskindes; sie kettet ihn durch ihre mütterliche Fürsorge so fest an sich, daß ihm die Jahre einer glücklichen Eheschließung unvermerkt entschwinden. Ein einsames Altern ist das Los solcher von Vater oder Mutter allzusehr geliebten Menschen. Sie ersinnen sich nicht einen Familienroman, sie erleben ihn in der ganzen Härte, die nur die narzißtisch-egoistische Liebe anderer einem zuzufügen vermag.

Aus der richtigen Wertung der sinnlichen Färbung sowie der Ambivalenz der gegenseitigen Gefühle zwischen dem Kinde und den Eltern, Geschwistern und sonstigen Mitgliedern der Familie erwächst ein Verständnis für eine ganze Reihe von „Kinderfehlern" und Erziehungsschwierigkeiten; einige Beispiele mögen genügen: Eß-, Verdauungs-, Schlafstörungen (Pavor nocturnus) vieler Kinder lassen sich auf ihr unersättliches Liebesbedürfnis zurückführen. Das Versagen im Lernen ist — nebst anderen Ursprungs — oft aus einer Trotzeinstellung gegen die Eltern erklärbar, oft auch aus dem Verlangen, im Mittelpunkt des elterlichen Interesses zu stehen. Die Überwertung des Elternhauses führt das Kind zur prahlerischen Lüge, übergroße Strenge daheim drängt es zur Notlüge. Ungehorsam des kleinen Kindes und des Schulkindes, die für die Reifezeit charakteristische Auflehnung gegen jede Autorität haben dieselbe Wurzel; die Liebesenttäuschungen, die das Kind zuerst an Vater und Mutter, später an deren Ersatzpersonen erlebt.

(Aus dem Sanatorium Woltersdorfer Schleuse bei Berlin.)

Das Problem der biologischen Altersbekämpfung mittels Keimdrüsenpräparate.

Von Dr. Rud. Fritz Weiß.

(Fortsetzung und Schluß.)

Im folgenden sei kurz über unsere in den letzten $1^1/_2$ Jahren vorgenommenen Versuche, die Alterserscheinungen des Menschen durch hormonale Substitutionstherapie zu beeinflussen, berichtet[1]).

Zur Verwendung gelangte ein neueres, nach einem von Pariser und Ad. Loewy angegebenen Verfahren aus tierischen Keimdrüsen hergestelltes Trockenpräparat, dem infolge größter Schonung der wirksamen Substanzen ein besonders hoher Wirkungsgrad zukommt, und das nach seinem hauptsächlichsten Indikationsgebiet den Namen Rejuven (masc. und fem.) erhielt. Es handelte sich vor allem darum, festzustellen, welche Effekte durch die orale Verabreichung von Rejuven zu erzielen sind und ob man durch

---

1) Die Veröffentlichung der ausführlichen Krankengeschichten, die in diesen Fällen wohl von größtem Interesse sind, wird an anderer Stelle erfolgen.

eine konsequent durchgeführte Rejuventherapie die Steinachsche Operation zu ersetzen vermöge.

Bezeichnend für die Wirksamkeit des Rejuven war der Ausfall eines Tierversuches, zu dem uns ein etwa 16 Jahre alter Hund zur Verfügung stand. Der Hund, der einen Hühnerhof zu bewachen hatte, war schon sehr altersschwach, fraß nur sehr wenig, bellte kaum noch und sollte, da er als Wachhund nicht mehr zu brauchen war, erschossen werden; infolge doppelseitigen senilen Kataraktes war er völlig blind. Das braune Fell des Hundes war starr, mit zahlreichen kahlen Stellen durchsetzt. Vom 15. 11. 1922 ab bekam nun der Hund dreimal täglich 1 Tablette Rejuven zu 0,5 g zerkleinert unter das Futter gemengt. Etwa 4 Wochen später ging mit dem Hunde eine bemerkenswerte und erstaunliche Änderung vor: seine Haltung wurde unvergleichlich straffer, der Appetit stieg enorm, er bellte häufig und laut und zog stürmisch an der Kette, sobald ein Fremder sich nahte. Am auffallendsten aber war, daß der Hund mitten im Winter am ganzen Körper ein neues, frisch hellbraunes und weiches Fell bekam und die kahlen Stellen völlig verschwanden. Es entspricht dies ganz den Beobachtungen, die Steinach von seinen Ratten mitteilt. Der Hund war wieder jugendfrisch geworden und kaum wiederzuerkennen. Im Januar 1923, nachdem 2 Monate lang Rejuven gegeben worden war, ließen wir dann das Rejuven plötzlich, von einem Tage zum anderen, fort. Der Erfolg war beweisend: nach knapp 8 Tagen war der Hund wieder zusammengefallen, müde, unlustig zum Fressen, war kaum aus seiner Hütte herauszubringen und zeigte nichts mehr von der vorher erzielten Wiederbelebung. Nach weiteren 2 Wochen wurde in der früheren Weise wieder Rejuven gegeben, und schon nach wenigen Tagen war das Aussehen des Hundes wieder wie vor Unterbrechung der Rejuvenzufuhr. Der Zustand blieb bis Anfang Juli 1923 unverändert; dann wurde des Experimentes wegen das Rejuven wiederum plötzlich abgesetzt. Dieses Mal hielt sich der Hund noch etwa 4 Wochen lang frisch; dann machte sich erneut ein Abfall der Körperkräfte und eine Rückkehr zum früheren senilen Zustande bemerkbar.

Der große Einfluß der Rejuven-Medikation im Sinne einer Substitutionstherapie war in diesem Tierversuch in zweifelloser Weise erkennbar. Beachtenswert ist noch die Feststellung, daß der Erfolg der Rejuvenzufuhr sich erst nach 4 Wochen bemerkbar machte und daß mit dem Aufhören der 2 Monate langen Rejuvendarreichung ein schnelles Zurücksinken auf den alten Zustand erfolgte. Bei Wiederaufnahme der Rejuvenfütterung war die Latenzperiode eine viel kürzere, und ferner zeigte sich nach dem Aufhören der Rejuvenzuführung nach fast halbjähriger Darreichung des Präparats, daß dieses Mal die Wirkung fast 4 Wochen lang anhielt. Der Charakter der Substitution kommt in diesem Verlaufe deutlich zum Ausdruck.

Von den Beobachtungen am Menschen seien zunächst 10 Fälle von senilen Männern im Alter von 62 bis 73 Jahren erwähnt, die sämtlich viele Wochen lang stationär überwacht werden konnten. Es bestand bei allen eine teilweise schon recht weit fortgeschrittene Arteriosklerose mit Herz- und Gefäßveränderungen; drei hatten bereits apoplektische Insulte durchgemacht, bei zweien war eine beginnende senile Demenz vorhanden, und zwei weitere litten neben der Arteriosklerose noch an mittelschwerem Diabetes. Lues war bei allen auszuschließen. Die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit dieser Männer war stets sehr gesunken; die Sexualfunktionen waren bei einigen ganz, bei den anderen größtenteils erloschen. Unter Vermeidung jeder anderen Therapie erhielten diese Patienten nun auf Wochen hinaus dreimal täglich je 0,5 g Rejuven. Einer der Männer berichtete schon nach 3 Tagen über das Auftreten stärkerer sexueller Regungen mit Erektionen. Eine Suggestivwirkung konnte, da dem Patienten über das Mittel nichts Näheres mitgeteilt war, ausgeschlossen werden. Es handelt sich vielmehr um eine Frühwirkung, die wir in der Folgezeit noch zu verschiedenen Malen beobachten konnten; zu erklären ist dieselbe wohl dadurch, daß hier das hormonale Ausgleichsquantum nur ein sehr geringes zu sein brauchte und das zugeführte Inkret sofort einen starken Impuls nach der geschlechtsspezifischen Seite hin auszuüben vermochte. Nach 2 bis 3 weiteren Tagen waren diese Früherscheinungen stets restlos abgeklungen.

Bei allen 10 Fällen traten nun regelmäßig nach Ablauf von 3 bis 6 Wochen Zeichen einer beginnenden Rejuvenwirkung auf; auch bei dem Kranken mit den erwähnten vorübergehenden Frühsymptomen. Die ersten Symptome bestanden stets in Klagen über größere allgemeine Unruhe und gesteigerte Reizbarkeit sowie häufig in lebhaften Träumen, vielfach sexuellen Inhalts. Sodann berichteten die Patienten von Erektionen und vermehrten sexuellen Gefühlen und Gedanken. Zu einem, übrigens geglückten, Koitusversuch ist es nur in einem Falle gekommen; die anderen standen diesen libidinösen Erscheinungen erstaunt und skeptisch, ja sogar ablehnend gegenüber. Im Verlaufe von 1 bis 2 Wochen klangen diese Anfangssymptome durchgehends im wesentlichen ab; gleichzeitig aber machte sich bei allen eine, in nächstfolgender Zeit noch zunehmende

Erfrischung und allgemeine Belebung bemerkbar. Der Turgor der Haut nahm zu, die körperliche Leistungsfähigkeit sowie die geistige Regsamkeit stieg beträchtlich an; der Appetit vermehrte sich in auffallender Weise, die anfänglich oft erheblich depressive Stimmungslage besserte sich. Einige der Patienten konnten bald längere Spaziergänge ohne besondere Anstrengung machen, zu denen sie vorher schon lange nicht mehr in der Lage waren. Trotzdem die Organveränderungen — wie nicht anders zu erwarten war — in unveränderter Weise bestehen blieben, war doch eine so unverkennbare Aufbesserung des Allgemeinbefindens und eine so beträchtliche Erhöhung der physischen und psychischen Leistungsfähigkeit eingetreten, daß die Patienten sowohl wie ihre Umgebung und ihre Angehörigen oftmals überrascht waren. Je weniger vorgeschritten die Krankheits- und Alterserscheinungen von Anfang an waren, um so größer und augenfälliger war auch das therapeutische Resultat. Von klinisch faßbaren Symptomen ist vor allem eine Senkung des erhöhten Blutdruckes bemerkenswert, die vielfach recht erhebliche Beträge, bis zu 65 mm Hg, erreichte; so war bei einem Patienten der Anfangswert von 220 mm RR bis auf 155, bei einem anderen von 200 bis auf 155 und bei einem dritten von 210 bis auf 135 herabgesunken. Fünf von den zehn Patienten konnten nach Ablauf einiger Wochen ihre geschäftliche Tätigkeit wieder aufnehmen, der sie vorher nicht mehr nachzugehen vermochten. Der Zustand blieb, bei konsequent fortgesetzter Rejuven-Medikation, auch weiterhin gleich günstig. Nur einer der Kranken berichtete bald nach seiner Rückkehr von schlechterem Ergehen; er hatte allerdings das Rejuven auch nicht mehr weiter genommen.

Die Rejuven-Therapie hatte also in diesen 10 Fällen echten Seniums, abgesehen von den vorübergehenden Erotisierungserscheinungen, stets deutlich erkennbare, bei einigen sogar recht beträchtliche, belebende und allgemein regenerierende Wirkungen aufzuweisen. Noch größer und klarer waren die Erfolge bei 4 Fällen von S e n i u m p r a e c o x; diese betrafen Männer im Alter von 34 bis 52 Jahren, die typische Zeichen vorzeitigen Alterns boten. Allgemeine Mattigkeit und Leistungsunfähigkeit, Neigung zu Depression, schlaffe Körperhaltung, eingefallenes Gesicht mit müden Zügen, welke Haut, spärliche und vielfach weiße Haare ließen die Kranken um viele Jahre älter erscheinen; die Libido war auf ein Minimum gesunken, stets bestand Impotenz. Nach zwei- bis dreiwöchiger Rejuvenzufuhr begann bei allen eine völlige Änderung der gesamten körperlichen und seelischen Verfassung. Zuerst traten auch hier sexuelle Reizerscheinungen mit Unruhe, erregten Träumen und häufigen Erektionen auf; daran schloß sich dann eine schnelle Allgemeinerholung an. Der Körper wurde straffer und elastischer, der Gesichtsausdruck frisch, die depressive Stimmungslage verschwand und machte einem Gefühl der Schaffensfreude und wiedererrungenen Vollwertigkeit Platz. Libido und Potenz erreichten rasch das frühere Ausmaß oder übertrafen dasselbe sogar noch. In allen Fällen war somit in kurzer Zeit eine völlige Behebung des vorzeitigen Alterns eingetreten Bei einem der Kranken hielt dieser Zustand an, obgleich das Rejuven nach mehrwöchiger Darreichung abgesetzt wurde: offenbar war es hier inzwischen zu einer Erholung der Keimdrüsen des Organismus gekommen. Die Organtherapie hatte durch Entlastung der körpereigenen Hormonproduktion im Sinne einer Ruhigstellung des Organs gewirkt. Ein anderer der vier Patienten stellte sich nach einem Jahre in bester Verfassung wieder vor; er hatte inzwischen geheiratet und fühlte sich jugendfrisch und glücklich. Das Rejuven nahm er regelmäßig und gewissenhaft weiter.

Der Verlauf der Rejuvenwirkung scheint nach diesen Erfahrungen, in Einklang mit dem Tierversuch am Hund, ein ganz typischer zu sein. Zunächst muß ein L a t e n z s t a d i u m von 2 bis zu 5 Wochen Dauer durchlaufen werden; dann macht sich der Beginn der Rejuvenwirkung durch ein E r o t i s i e r u n g s s t a d i u m bemerkbar, das meist nur 8 bis 14 Tage anhält und, unter Abklingen des stürmischen Charakters der libidinösen Erscheinungen, einen fließenden Übergang zeigt zu dem nun folgenden, allein erstrebten S t a d i u m d e r a l l g e m e i n e n E r f r i s c h u n g u n d R e g e n e r a t i o n. Dieses dauert im allgemeinen so lange, wie die Hormonzufuhr fortgesetzt wird, doch hat es den Anschein, daß sich nach einiger Zeit eine Abschwächung der Wirkung bemerkbar macht. Der Grund hierfür ist wohl darin zu suchen, daß der anfängliche hormonale Impuls, den die Rejuvenzufuhr darstellt, allmählich abkingt, und das Rejuven nun nur noch einen substituierenden Effekt auszuüben vermag.

Der Versuch, eine schwere N e u r o s e mit Insuffizienzgefühlen und sexueller Hemmung bei einem 29jährigen Juristen durch Rejuven zu beeinflussen, hatte kein günstiges Ergebnis: es kam nur zu einer Erotisierung, die sich in einer Verstärkung der bestehenden Masturbation äußerte, ohne daß der psychische Zustand beeinflußt werden konnte. Ein negatives Resultat hatte die Rejuventherapie auch bei einem hochgradig degenerierten, morphiumsüchtigen Homosexuellen. Theoretisch wäre eine Umstimmung der H o m o s e x u a l i t ä t durch orale Hormonzufuhr wohl denkbar, wenn man von den Anschauungen

einer hormonalen Bedingtheit der intersexuellen Zustände ausgeht. Die erste Voraussetzung einer so gerichteten Therapie ist es jedoch dann, daß zuerst die abgearteten körpereigenen Keimdrüsen entfernt werden, ehe die hormonale Substitution beginnt; dies war in diesem Falle von seiten des Patienten abgelehnt worden.

Über hormonale Altersbekämpfung bei der Frau fehlen uns noch größere Erfahrungen. In einem Falle, bei dem es sich um eine 65 Jahre alte Frau mit mittelschwerer Arteriosklerose und konstitutioneller Adipositas handelte, trat nach mehrwöchiger Rejuvenzufuhr eine ähnliche Leistungssteigerung und allgemeine Erfrischung zugleich mit einer erheblichen Senkung des hohen Blutdrucks ein, wie bei den Männern. Die Beurteilung der Rejuvenwirkung ist bei Frauen zweifellos noch schwieriger als beim Manne, zumal die sexuelle Komponente größtenteils in Fortfall kommt und man noch mehr auf subjektive Angaben angewiesen ist.

Günstige Aussichten bietet die Rejuventherapie beim Infantilismus. Zwei infantile Frauen, die eine im Alter von 48, die andere von 23 Jahren, die wir zu beobachten Gelegenheit hatten, wiesen bei der Rejuvenkur eine unverkennbare Hebung des psychischen sowohl wie des körperlichen Zustandes auf; bei der jüngeren bestand schon seit Jahren eine völlige Amenorrhoe, die unter Rejuvenzufuhr vollständig und dauernd behoben werden konnte. Da der Infantilismus als eine polyglanduläre Erkrankung aufzufassen ist, wird dieser Erfolg der Rejuventherapie nicht allein im Sinne einer reinen Substitution fehlender Keimdrüsenhormone anzusprechen sein. Von noch größerer Bedeutung ist jedenfalls auch hier der hormonale Impuls, den die Verabfolgung von Keimdrüsenhormonen auf die anderen, mit den Keimdrüsen in engstem korrelativen Zusammenhang stehenden Blutdrüsen ausübt und diese somit auf indirektem Wege zu vermehrter Tätigkeit anzuregen vermag. Diese Einwirkung über die Keimdrüsen erweist sich in derartigen Fällen als von größerem und sicherem Effekt als der Versuch einer polyvalenten Substitution durch gleichzeitige Zuführung der verschiedensten Hormone. Hierbei kommt es durch unphysiologische Dosierung nur zu leicht zu einer Störung des hormonalen Gleichgewichts im Organismus, dessen Aufrechterhaltung für den Körper von allergrößter Bedeutung ist. Dagegen vermag sich dasselbe in der angegebenen Weise durch einen „einseitigen Hormonstoß“, infolge der Selbstregulationen im Organismus, am ehesten und sichersten wieder herzustellen.

Erwähnt sei noch, daß die Rejuventherapie auch bei einer Anzahl anderweitiger Krankheitsfälle von günstigem Einfluß war; durch den Erfolg der Therapie erwiesen sich diese gleichfalls als hormonal bedingt oder doch mit bedingt. Hierhin sind zunächst einige Patientinnen mit klimakterischen Störungen und Unregelmäßigkeiten der Menstruation zu zählen. Ferner gelang in einem Falle die prompte Beseitigung eines äußerst hartnäckigen und quälenden Pruritus vaginalis, der bereits mit den verschiedensten Mitteln (Salben, Puder, Röntgenbestrahlung usw.) erfolglos behandelt worden war; in einem anderen wurde ein seit der Kindheit bestehender universeller Pruritus, bei zwei weiteren die konstitutionelle Neigung zu schwerer Urticaria beseitigt. Eine unzweifelhaft gute Wirkung hatte die Rejuvenmedikation auch bei einem 31 jährigen Manne mit neurotisch-thyreotoxischem Syndrom, bei dem gleichfalls schon eine ganze Reihe von Behandlungsmethoden ohne Erfolg angewandt worden waren; dieser Fall ist übrigens bereits in anderem Zusammenhange ausführlich beschrieben worden [1]). Die Verwendung von Keimdrüsenpräparaten bei Basedowerkrankungen, zumal bei Frauen mit gleichzeitigen Menstruationsanomalien, ist in neuerer Zeit wiederholt empfohlen worden; das Rejuven dürfte daher vermöge seiner besonders intensiven Wirkung hier ein weiteres dankbares Anwendungsgebiet finden.

Einige Bemerkungen noch über die Dosierung des Rejuven. Ein großer Vorteil der internen Zuführung der Keimdrüsenhormone ist, wie bereits betont wurde, die Möglichkeit individueller Abstufung der zuzuführenden Hormonmengen. Das Ausgleichsquantum wird für jeden Organismus verschieden groß sein, und es ist daher zur Erzielung des gewünschten Erfolges stets eine für jeden Einzelfall genau festzustellende Dosierung ein unbedingtes Erfordernis. Da wir einen tieferen Einblick in den jeweiligen hormonalen Funktionszustand des Organismus bisher noch nicht zu gewinnen vermögen, liefert uns den Anhaltspunkt für die Richtigkeit der gewählten Dosis in der Hauptsache nur der klinische Gesamteindruck. Doch kann man ganz allgemein annehmen, daß bei stärker vorgeschrittenem Alter auch die Keimdrüsenatrophie und damit der Ausfall an Inkret ein größerer ist als bei jüngeren Individuen. Am geringsten sind die erforderlichen

---

[1]) R. F. Weiß: Psychoneurotische Störungen bei Hyperthyreoidismus. Ein Beitrag zur Lehre von der endokrinen Neurose. Zeitschr. f. klin. Med. 1923. Bd. 97, Heft 4/6, S. 371.

Hormonmengen beim Senium praecox und beim Infantilismus; je niedriger das Lebensalter, um so vorsichtiger sei man mit der Dosierung. Während man bei älteren Männern durchschnittlich 1,5 bis 2,0 g Rejuven täglich (= drei- bis viermal je 2 Tabletten zu 0,25 g) gebraucht, genügen bei jüngeren bereits 0,5 bis 1,0 g (ein- bis zweimal täglich 2 Tabletten zu 0,25 g) bzw. bei Frauen 0,3 bis 0,6 g (ein- bis zweimal 2 Tabletten zu 0,15 g). Eine Überdosierung macht sich zunächst in gesteigerter Unruhe und Reizbarkeit und meist auch stärkerer Erotisierung bemerkbar. So sahen wir bei einem der beiden Fälle von Urticaria, einem 30 jährigen Fräulein, nach achttägigem Gebrauch von 0,6 bis 0,9 g Rejuven fem. pro die einen typischen Erregungszustand mit großer motorischer Unruhe, heftigen sexuellen Träumen und starken libidinösen Reizerscheinungen, die von der Patientin nur mit Mühe unterdrückt werden konnten. Das Rejuven wurde fortgelassen, und damit klangen alle Symptome innerhalb weniger Tage restlos ab; gleichzeitig aber traten Urticaria und urticarielle Dermographie, wenn auch nicht in früherer Stärke, wieder auf. Bei Fortsetzung der Rejuven-Darreichung mit geringerer Dosis verschwand die Neigung zu Urticaria bald wieder vollkommen und Nebenerscheinungen blieben aus. Es handelte sich hier offenbar um hormonale Vergiftungserscheinungen, eine Ovario-Toxikose. Im Unterschied zu den operativen Verfahren ist die Beseitigung eines derartigen Zustandes bei internem Behandlungsverfahren durch Unterbrechung der Rejuvenmedikation stets leicht und sicher zu erreichen. Eine andere Form der Überdosierung beobachteten wir bei einem 52 jährigen Manne mit Senium praecox. Nach zweiwöchiger Rejuven-Darreichung berichtete uns der Kranke über ein unangenehmes Gefühl von Schwere in den Hoden und ziehenden Schmerzen in den Leistenbeugen; nach erfolgreichem Koitus verschwanden diese Erscheinungen sofort. Kurze Zeit darauf trat ein ähnlicher Zustand ein, der wiederum unmittelbar nach einer Kohabitation verschwand. Beim Herabgehen mit der Rejuvenmenge blieben diese Symptome fort; es handelte sich auch hierbei sicherlich um Zeichen einer überstarken Hormonwirkung, die zu einer Spermakongestion in den Hoden geführt hatte.

Bei zusammenfassender Betrachtung der Ergebnisse unserer Versuche ist zunächst festzustellen, daß vielfach durch die interne Zuführung der Keimdrüsenhormone in Gestalt des Rejuven ganz ähnliche Resultate in bezug auf allgemeine Erfrischung und Wiederbelebung alternder Männer erzielt werden konnten, wie nach der Steinachschen Operation. Die operativen Verfahren können demnach durch eine zielbewußt und konsequent durchgeführte Organtherapie sehr wohl ersetzt werden. Eine völlige Beseitigung der Altersveränderungen ist freilich in keinem Falle zu erreichen. Dies ist auch von vornherein unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß das Altern sicherlich ein höchst komplexer Vorgang ist; an den regressiven Veränderungen sind die verschiedensten Organsysteme, wenn auch in differenter zeitlicher Aufeinanderfolge und in ungleichem Ausmaße, beteiligt. Eine Schädigung der innersekretorisch tätigen Organe und unter diesen vor allem der Keimdrüsen macht sich in der Regel sehr frühzeitig bemerkbar; in diesem Stadium ist dann ein — wenigstens vorübergehender — Erfolg durch die Substitutionstherapie zu erzielen. So erklärt sich auch, daß die besten Resultate der Rejuvenbehandlung in Fällen von Senium praecox zu beobachten waren. Indessen ist bei diesen die durch die Funktionsverminderung der Keimdrüsen verursachte Störung durchaus nicht dem physiologischen Altern gleichzusetzen; es handelt sich vielmehr in noch viel ausgesprochenerem Maße als selbst in den Frühstadien des wirklichen Alterns um eine rein hormonale Störung mit vorwiegender Beteiligung der Keimdrüsen; daher ist hierbei eine therapeutische Substitution in bedeutend ausgedehnterem Maße imstande, zur Wiederherstellung der normalen Verhältnisse beizutragen, als im echten Senium.

Der Wirkungsmechanismus des Rejuven im senilen Organismus wird auf zwei Grundlagen zurückgeführt werden können: einmal wird durch den Ersatz des mangelnden Quantums an Keimdrüsenhormon wenigstens eine Teilerscheinung des Altersprozesses ausgeglichen. Man sucht so von einer Seite her in den sich abschwächenden Funktionsablauf des alternden Körpers helfend einzugreifend und kann hoffen, dadurch auch die weiteren regressiven Umwandlungen in anderen Organsystemen zu verlangsamen. Darüber hinaus jedoch stellt zweifellos die Rejuven-Zufuhr, wie überall, so ganz besonders im alternden Organismus einen höchst wirksamen hormonalen Impuls dar. Das Keimdrüsenhormon wirkt in spezifischer Weise aktivierend und leistungssteigernd auf den funktionellen Zustand des gesamten Körpers; der Angriffspunkt wird als ein zellulärer anzusehen sein. Die Lebensprozesse der Zellen werden überall durch die Keimdrüsenhormone zu vermehrter Tätigkeit gebracht, die Oxydations- und, soweit dies noch möglich ist, die Regenerationsvorgänge angeregt. Dadurch kommt es dann zu der allgemeinen Erfrischung und Belebung der Patienten, die sich im einzelnen oft so schwer fassen läßt, aber doch in der klinischen Beobachtung das Bild beherrscht. Eine Wiedererweckung und Erregung der Sexualfunktionen, die gleichsam den engeren, organspezifischen Effekt der Keimdrüsenhormone darstellt, geht damit wohl Hand in Hand, tritt aber im weiteren Verlaufe gegenüber der viel wertvolleren und vor allem erstrebten Hebung des Allgemeinbefindens und der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit bei weitem zurück. Dieser umfassende hormonale Impuls wird im Anfang stets am stärksten sein; durch die dauernde Zuführung des Rejuven kann die Aktivierung wohl auf längere Zeit hinaus unterhalten werden, sie muß jedoch in zunehmendem Maße versagen, wenn die nicht aufzuhaltenden Rückbildungsprozesse an den Organen weitergegangen sind und allmählich das Übergewicht erlangen. Ist die zelluläre Widerstandsfähigkeit endlich erschöpft, so kann der dann unausbleibliche Zusammenbruch des Gesamt-Organismus ein ganz rapider sein. Andererseits aber ist es wohl möglich, daß durch die Erhöhung und ständige Anfachung der Lebenstätigkeit der Zellen ihre Widerstandskraft längere Zeit hindurch auf einer sonst nicht erreichbaren Höhe gehalten wird und der Körper somit trotz der Organveränderungen noch zu größerer Frische und Leistungsfähigkeit gelangt. Diese Anschauung steht ganz im Einklang mit den Beobachtungen Steinachs an vasektomierten senilen Ratten, bei denen der endliche Zusammenbruch wohl auch auf einige Zeit hinausgeschoben, das Leben also um eine geringe Zeitspanne verlängert werden konnte, der aber zum Schluß um so schneller eintrat. In gleicher Richtung bewegen sich unsere Erfahrungen in dem eingangs beschriebenen Hundeversuch. Erfolgsmöglichkeiten und Grenzen einer hormonalen Altersbekämpfung sind damit gekennzeichnet: die Erhaltung bzw. Wiederherstellung größeren Wohlbefindens und vermehrter physischer und geistiger Betätigungsmöglichkeit trotz bestehender Organveränderungen bedeuten immerhin schon so viel für den alternden Menschen, daß sich die zielbewußte Durchführung einer Altersbekämpfung wohl lohnt.

Während die darauf abzielenden operativen Verfahren in ihrem Effekt doch sehr unsicher und schwer abschätzbar sind, und vor allem die künstlich erzeugte Hormonproduktion bald wieder nachläßt, bietet die interne Therapie mittels Rejuven den Vorzug einer sicheren, dauernden Zuführung der Inkrete und einer individuellen Anpassung und Variierung der erforderlichen Hormonmengen. Dazu kommt, daß man von dem Zustand der Keimdrüsen, ob dieselben noch über eine genügende Regenerationskraft verfügen oder nicht, durch die Rejuven-Darreichung unabhängig ist, und somit die erstrebten Wirkungen in jedem Falle erzielt werden können. Vor allem aber verdient diese Methode durch ihre Einfachheit und der bei ständiger Kontrolle völligen Gefahrlosigkeit den Vorzug vor den chirurgischen Maßnahmen. Erst durch die Anwendung von Organpräparaten wird das Steinachsche Problem der biologischen Altersbekämpfung in seinem vollen Umfange und für weiteste Kreise auswertbar sein. Somit dürfte sich durch den Übergang von der chirurgischen zur internen Therapie ein wesentlicher Fortschritt in der Bekämpfung der Altersveränderungen anbahnen, und es wird weiteren Forschungen und Beobachtungen vorbehalten sein, diesen Weg zu sichern und auszubauen.

Schlußsätze.

1. Durch die Verabfolgung von Rejuven, einem unter höchster Schonung der wirksamen Hormone aus tierischer Keimdrüsensubstanz hergestellten Trockenpräparat, läßt sich eine gleichartige Erfrischung und Wiederbelebung des alternden Organismus erreichen, wie nach der Steinachschen Samenstrangunterbindung und der Keimdrüsentransplantation.

2. Die Organtherapie mittels Rejuven hat vor den operativen Verfahren neben der Einfachheit und Bequemlichkeit noch den Vorzug, die dem Körper zugeführten Hormonmengen genau dosieren zu können und von der Reservekraft der Keimdrüsen unabhängig zu sein.

3. Während die operativen Verfahren nur einen einmaligen hormonalen Impuls darstellen und die dadurch angeregte Hormonbildung sich bald wieder erschöpft, ermöglicht die Substitutionstherapie mittels Rejuven in sicherer und vollkommener Weise einen dauernden Ausgleich der dem alternden Organismus fehlenden Hormonmengen.

4. Dem Charakter der Substitutionstherapie entsprechend muß die Rejuvenmedikation eine langdauernde, sich über viele Monate und Jahre erstreckende sein.

5. Ehe die Rejuvenwirkung im Körper erkennbar wird, vergeht stets eine Latenzperiode von etwa 2 bis 4 Wochen; bisweilen schon nach einigen Tagen eintretende Frühwirkungen verschwinden bald wieder. Das erste Zeichen der Rejuvenwirkung ist meist eine Erotisierung, der bald die erstrebte allgemeine Erfrischung und Regenerierung folgt.

6. Erfolgreich ist die Rejuventherapie auch bei hormonal bedingten Erkrankungen im jüngeren Alter, so vor allem bei Senium praecox, Infantilismus, menstruellen und klimakterischen Störungen sowie bei konstitutionell bedingter Urticaria und Pruritus.

Literatur.

1. E. Steinach, Verjüngung durch exper. Neubelebung der alternden Pubertätsdrüse. Sonderabdruck aus Roux' Archiv f. Entwicklungsmechanik, Bd. 46.
2. Lichtenstern, Münch. med. Woch. 1916, 16; Wiener klin. Woch. 1918, 45; Berl. klin. Woch. 1920, 42.
3. P. Schmidt, Theorie und Praxis der Steinachschen Operation 1922.
4. W. Edgar, Western Medical Times 1921.
5. K. Sand, zit. nach P. Schmidt.
6. Mendel, D. med. Woch. 1921, 34.
7. Mühsam, D. med. Woch. 1920, 30; 1921, 15.

8. Stanley, Endocrinology. 1921, 6.
9. Stoken, Schweiz. Korr.-Bl. 1916.
10. Kreuter, Zentral-Bl. f. Chir. 1919, 48.
11. Foramiti, Wien. klin. Woch. 1921.
12. Enderlen, Med. Klin. 1921, 48.
13. Romeis, Klin. Woch. 1922, 20.
14. Haberland, Klin. Woch. 1922, S. 2598.
15. Stahel, Klin. Woch. 1922, S. 2598.
16. Pariser, D. med. Woch. 1922, S. 1384; Med. Klin. 1924, 21.
17. Kahn und Potthoff, Klin. Woch. 1922, 37.
18. B. Zondek, Zeitschr. f. Geburtshilfe, 86, H. 2.
19. R. F. Weiß, Therapie d. Gegenw. 1924, Juni.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen *).

Morphinismus und Sexualität.

Von Dr. med. Hubert Kahle in Köln.

Bei der plötzlichen Morphiumentziehung, die mir bis jetzt in den meisten (40) Fällen nach einem selbst ausgearbeiteten Verfahren gelungen ist, läßt sich das Wesen des Morphinismus besser erkennen als bei den fast immer vergeblichen Versuchen der Reduktionskur. Hier in Kürze einige meiner vierjährigen Beobachtungen als vorläufige Mitteilung.

Es ist bekannt, daß manche Schmerzleidende wochenlang Morphium nehmen und nachher mehr oder weniger schwer darauf verzichten können, während viele — heutzutage sehr viele — nach zwei- bis dreimaliger Anwendung der Sucht auf Lebenszeit zum Opfer fallen.

Es gibt also eine Disposition zum Morphinismus. Zweifellos liegt sie im Nervensystem. Zwei sich entgegenarbeitende Stromleitungen des vegetativen Systems regulieren ständig — auch im Schlafe, d. h. bei Ausschaltung der Großhirnrindenfunktion — die Intensität der Tätigkeit des gesamten Ernährungsapparates in weitestem Sinne. Dieser Strom darf wohl daher als konstanter Strom bezeichnet werden. Warum die eine Leitung hemmt, die andere beschleunigt, wird verständlich durch die Annahme, daß sie in Elektrolyten entgegengesetzten Vorzeichens stehen, der Sympathicus in der Lymphe, der Parasympathicus im Liquor, wobei wir den S.-Strom als positiv, den P.-Strom als negativ bezeichnen wollen. Die Art der Wirkung auf das Endorgan hängt nicht vom Strom ab, sondern einzig und allein von der Struktur des Endorgans. So kann z. B. bei Drüsen mit innerer oder äußerer Sekretion nicht der chemische Aufbau des Sekretes, sondern nur seine Menge und Viskosität durch Schwankungen der Stromstärke geändert werden.

Ganz unabhängig von der Großhirnrinde ist das vegetative System aber doch nicht. Die dort entstehenden Vorstellungen und Affekte werden an Ort und Stelle in zwei Qualitäten sortiert, von denen die eine — z. B. Scham, Zorn, libido — auf die S.-Bahn, die andere — z. B. Schreck, Angst — auf die P.-Bahn geworfen wird. Die Entstehung der Ströme erfolgt in Stößen, die als faradische bezeichnet werden mögen. Diese zerebralen Stromstöße wirken auf die vegetativen galvanischen Ströme als Zusatzströme verstärkend. Das S.-System wird viel stärker und öfter in Anspruch genommen als das P.-System, was schon durch die überaus reichliche Blutversorgung nahegelegt werden könnte.

Die Überreizung des Sympathicus bildet die Disposition zum Morphinismus. Was der Morphinist unbewußt herbeiführt, ist, daß er täglich durch ein genau bestimmtes Quantum Morphium den Tonus des Sympathicus herabsetzt, ihn also lähmt. Das geschieht, indem einerseits die Funktion der für Morphium besonders empfindlichen Hirnzellen abgedämpft wird und dadurch die zentrifugalen Stromstöße abgeschwächt werden, andererseits wohl auch direkt, da der Sympathicus infolge seiner sehr reichlichen Blutversorgung wahrscheinlich mehr Morphium vom Blute empfängt als das im Liquor stehende Gegensystem. Die Annahme einer besonderen Empfindlichkeit des S.-Systems gegen Morphium ist also nicht nötig.

---

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!

Auf diesen theoretischen Anschauungen habe ich mein Heilverfahren aufgebaut, und die bisherigen Erfahrungen lassen mich glauben, daß ich auf dem richtigen Wege bin. Sobald das Morphium ausgeschieden ist, schlägt der Tonus des S. vorübergehend ins Gegenteil um; er, der bisher täglich künstlich gelähmt wurde, gerät für kurze Zeit in einen extremen Reizzustand, was sich durch Überfunktion der Drüsen anzeigt, besonders sinnfällig bei den Gonaden. Beim Manne entstehen jahrelang unterbliebene Pollutionen, Erektionen und stürmische libido, bei der Frau 25 bis 35 Tage nach der letzten Morphiumeinnahme überaus abundante menses, wenn sie auch durch das Alkaloid jahrelang völlig unterdrückt gewesen waren. 1 Gramm salzsaures Morphin täglich auf 70 kg Körpergewicht unterdrückt im allgemeinen die Regel für immer. Bei einem Ehepaare, kinderlos, beide seit sechs Jahren Fünf-Gramm-Morphinisten, d. h. solche, deren Körper ständig fünf Gramm Morphium enthalten muß, um sich „wohl" zu fühlen, entsprechend einer täglichen Zufuhr von einem Gramm, beide seither fast ohne libido, trat sofort nach der Kur Konzeption ein und später die Geburt eines gut entwickelten Kindes.

Aus Vorstehendem geht wohl deutlich die enge Beziehung zwischen Morphinismus und Sexualität hervor. So war in sechs von meinen acht Frauenfällen die äußere Veranlassung, zur Spritze zu greifen, „unglückliche Liebe", d. h. die Entdeckung der Untreue des Mannes, im achten Falle, der oben angeführten Ehefrau, die durch Morphium erzeugte Impotenz des Mannes.

Ich wollte eigentlich hier nur die Beziehung zwischen Morphinismus und Sexualität besprechen und die allgemeine Darstellung des Morphinismus später in einem Buche geben, doch seien mir schon hier einige allgemeinere Bemerkungen gestattet, um meine Hypothese von der Überreizung des Sympathicus als Disposition zum Morphinismus zu stützen.

Um eine Vorstellung von der Bedeutung des vegetativen Systems für die beim Morphinisten gestörte Allgemeinempfindung zu gewinnen, denke man sich alle übrigen Organe entfernt, und man würde einen schneemannähnlichen, genau modellierten Abguß des Körpers vor sich haben.

Das Gegenspiel der beiden Leitungen dieses Systems und der Einfluß des Morphins auf sie läßt sich nirgendwo schöner als an der Iris beobachten. Der zum Morphinismus Disponierte hat weite Pupillen, wenn er sie nicht schon durch Nicotinabusus ein wenig verengert hat. Als Morphinist wird er infolge Tonusherabsetzung des S. enge Pupillen zeigen.

Tritt aber durch starke Überdosierung eine lebensgefährliche Vergiftung ein, so werden die Pupillen extrem weit.

Wie kommt das? Wie viele Narcotica erregt und lähmt das Morphin je nach der Dosis. Da die physiologische Reihe, schwache Erregung — starke Erregung — schwache Lähmung — starke Lähmung — nicht umkehrbar ist, kann die Mydriasis nicht am S. liegen, sondern muß beim P. (hier Oculomotorius) gesucht werden, der bei der lebensgefährlichen Überdosierung soviel M. erhält, daß er gelähmt wird. Dann muß er aber bei der gewöhnlichen Dosierung des betreffenden Morphinisten gereizt worden sein, während der S. gelähmt wurde. Hieraus geht hervor, daß M. auch auf den P. wirkt, aber bei der gewöhnlichen Dosierung in umgekehrtem Sinne, wodurch der Effekt vergrößert wird, sei es, daß der P. weniger M. erhält als der S., oder daß seine Reizschwelle für M. höher liegt. Andeuten will ich hier nur, daß meine Theorie in Übereinstimmung steht mit dem Verhalten gewisser P-reizenden Medikamente in Kombination mit M.

Es ist klar, daß das M. nicht nur auf die Gonaden, sondern auch auf andere Drüsen wirkt, nicht nur dadurch, daß durch die Unterdrückung der Gonadenfunktion das Zusammenspiel der Drüsen mit innerer Sekretion gestört wird, sondern auch direkt. An Drüsen mit äußerer Sekretion ist das leichter festzustellen. Der Morphinist hat z. B. im Zustande der Füllung verminderte Schweiß- und Speichelsekretion, je mehr aber bei der plötzlichen Entziehung die Reduktion des im Körper enthaltenen M.-Quantums fortschreitet und der S. in extremen Erregungszustand gerät, um so stärker wird vorübergehend die Absonderung genannter Drüsen. Nach meinen Untersuchungen dauert die Ausscheidung des M. etwa 110 Stunden.

Über den Einfluß der Arbeit auf das Becken der Frau.

Von Dr. S. Weißenberg (Elisabethgrad).

In der russischen Zeitschrift „Prophylaktische Medizin", 1924, 1—2, teilt A. Gowozow seine sehr interessanten Resultate über den Einfluß der Arbeit auf die Entwicklung der Beckenform beim Weibe mit. Danach zeigten Frauen, die beschäftigt waren in

	Zahl	Enges Becken in Proz.	Pathologische Geburten in Proz.
Bergwerken	760	40	12
Metallurgie	570	29	9
gemischter Arbeit	750	17	3,5
Ackerbau	590	12	2,5
keiner physischen Arbeit	450	8	1,5

Es ist somit ein deutlicher Einfluß der Beschäftigung auf die Zahl der engen Becken sowie auf jene der mit ihnen in Zusammenhang stehenden pathologischen Geburten festgestellt worden. Und zwar tritt dieser schädigende Einfluß um so früher auf, je früher die Frau ihren Körper mit schwerer Arbeit überbürdet, wie es folgende Tabelle deutlich zeigt:

Arbeitsantritt im Alter von Jahren	Bergwerks- u. metallurg. Arbeit			Ackerbau		
	Zahl	Enges Becken in Proz.	Pathol. Geburten in Proz.	Zahl	Enges Becken in Proz.	Pathol. Geburten in Proz.
11—12	35	90	25	200	17	2,5
13—14	65	71	16	320	12	1,5
15—16	430	31	6			
16 und darüber	800	15	3	70	8	0,8

Die verhältnismäßig große Zahl der Beobachtungen scheint für die Richtigkeit der Resultate zu bürgen.

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Zum Paragraphen 218 des Strafgesetzbuches.

Über Abschaffung des Paragraphen 218 des Strafgesetzbuches ist viel hin und her geschrieben worden, am meisten von Männerseite, weniger und erst neuerdings von der eigentlich in erster Linie interessierten Frauenseite. In besonderem Maße verpflichtet, Stellung zu nehmen zur Frage der Unterbrechung einer Schwangerschaft, sind die Ärztinnen, und es ist verdienstlich von Frau Dr. med. Hermine Heusler-Edenhuizen (Berlin), daß sie in Nr. 32 a. cr. der „Sozialen Praxis" und dem „Archiv für Volkswohlfahrt" (herausgeg. von Prof. Ludwig Heyde) das Problem mit Ernst und Verständnis, wenn auch nicht durchweg überzeugend, erörtert:

„Der Zweck des Paragraphen (218 StGB.) ist Schutz des werdenden Kindes bis zu seinem Eintritt in die Welt. Er verteidigt also gewiß in erster Linie das Recht des werdenden Kindes auf sein Leben. Man könnte sagen, es handelt sich bei ihm um die erste staatliche Fürsorge für das Kind, die freudig zu begrüßen wäre, wenn sie nach der Geburt desselben eine entsprechende Fortsetzung fände, z. B. auch Zuchthausstrafen auf schlechte Pflege setzte, die das umsorgte Kind wieder sterben läßt. Weil hiervon aber nicht die Rede war bei Einführung des Paragraphen — alle augenblicklichen Jugendfürsorgemaßnahmen sind erst viel später und zum größten Teil auf private Initiative hin eingerichtet — ist ebenso gewiß, daß mit dem Paragraphen zur Hauptsache egoistische Interessen des Staates verfolgt werden. Es sollen möglichst viel Staatsbürger geboren werden. Dem Staate liegt an der Zahl.

Ist diese Quantitätsforderung auch heute noch zweckmäßig? Sie wäre es bei Fortbestehen der alten Machtpolitik des Staates, bei der die Masse Macht bedeutet, und zwar Macht sowohl in bezug auf Soldatenmaterial wie auch auf Arbeitskräfte. Könnte man diese alte Methode nicht ändern, d. h. die Kriegführung nicht auf geistiges Gebiet hinüberleiten, so müßte man, so paradox es klingt, weiter Menschen en masse geboren werden lassen, um sie als Soldatenmaterial wieder en masse töten lassen zu können, und

die Frauen müßten das Schicksal auf sich nehmen, die schweren Lasten und Schmerzen von Schwangerschaft und Geburt um der Macht des Staates willen zu ertragen, als quasi Gebärerinnen von Soldaten.

Bezüglich der an die Masse gebundenen Politik der größeren Arbeitsleistung ließe sich aber streiten, weil heutzutage der Qualitätsarbeiter erheblich wertvoller ist als der gewöhnliche Massenarbeiter, der durch Maschinen ersetzt werden kann, und weil selbstverständlich auf die Ausbildung einer geringeren Anzahl Menschen mehr Sorgfalt verwandt werden kann als auf die von großen Massen. Bedenken wir nun noch, daß letzten Endes die Differenzen zwischen den Völkern mehr oder weniger die Folge von Menschenüberfüllung der einzelnen Länder sind, so fragt man sich: Wäre es unter den heutigen Verhältnissen nicht ratsamer, die alte Methode der auf Quantität gestützten Machtpolitik zu verlassen und entsprechend eine Überproduktion von Menschen zu verhindern, statt sie gesetzlich weiter zu fördern? Wäre es bei der augenblicklichen Notlage unseres Volkes nicht zweckmäßiger, den Familien zu helfen, eine beschränkte Anzahl von Kindern g u t zu ernähren und zu Qualitätsarbeitern für das Vaterland zu erziehen, als ihnen unter Androhung von Zuchthausstrafe zu verbieten, einen Kindeskeim zu entfernen, wenn sie wissen, daß sie nicht imstande sind, das ausgetragene Kind zu ernähren und gut zu erziehen? Läßt man doch auch bei Pflanzungen nicht alle jungen Keime weiterwachsen, sondern entfernt eine ganze Anzahl, damit die übrigen sich besser entwickeln können.

Wäre es nicht auch zweckmäßiger, den illegitimen Müttern, die nicht imstande sind, sich und ihr Kind gegen die Anwürfe der Gesellschaft genügend zu schützen, in ihrer Not zu gestatten, den Keim zu entfernen, als nachher von den am Leben gebliebenen, illegitimen Kindern ca. 20 Proz. in den ersten Monaten schon sterben zu lassen und den Rest so schlecht zu versorgen, daß er den größten Prozentsatz für die Verbrecherstatistik liefert? Ist letzten Endes nicht gerade jetzt die Überfüllung unseres enger gewordenen Vaterlandes mit Menschen, die wir nicht ernähren und nicht beschäftigen können, ein Hauptgrund der großen Not? Und wäre es da nicht logischer, den Zwang zum Austragen ungewollter und mit Sorgen erwarteter Kinder zu beseitigen? Einen hohen Prozentsatz würden die dann mit Erlaubnis entfernten Kinder so wie so nicht ausmachen, weil der Paragraph seit seinem Bestehen erheblich mehr umgangen als geachtet worden ist, allerdings auf Kosten von Leben und Gesundheit der Mütter.

Gesundheit der Mütter. Gerade diese, so behaupten die Anhänger des Gesetzes, solle durch den Paragraphen geschützt werden, denn der Eingriff sei nicht ungefährlich. Dem entgegne ich, daß, von befugter Hand mit Vorsicht ausgeführt, der Eingriff absolut ungefährlich ist und auch in keiner Weise die spätere Fruchtbarkeit herabsetzt. Lebensgefahr für die Mutter entsteht nur, wenn unbefugte Hände den Eingriff vornehmen. In solche Hände aber treibt das Gesetz die Frauen hinein. Machen wir uns nichts vor. In Zeiten so schweren, inneren Konfliktes, in denen die Frau, ihrer ganzen Natur entgegen, sich das werdende Kind nehmen lassen will, a c h t e t s i e k e i n G e s e t z. Sie ist in solcher Bedrängnis gedanklich so eingestellt, daß sie ganz beherrscht wird von der Vorstellung des verderblichen Unglücks, das ihr das Kind bringt. In dieser Einstellung sucht sie Hilfe, wo sie ihr geboten wird, und riskiert — wissend oft — ihr Leben; denn sie geht in die dunkelsten Abtreiberhöhlen hinein und greift, wenn es nicht anders geht, zu den primitivsten und gefährlichsten Mitteln, um die Unterbrechung selbst herbeizuführen. Jeder von uns Ärzten hat Fälle solcher Art erlebt, und alle Tage kommen in der Großstadt ähnliche zur gerichtlichen Obduktion. Der Staat verliert in jedem dieser Fälle, was auch bedacht werden muß, zwei Leben, Mutter und Kind. Wie die gequälten Frauen nicht zurückscheuen vor der Gefahr des Todes, in die ein von unbefugter oder gar eigener Hand versuchter Eingriff sie bringt, so schrecken sie ja in letzter Verzweiflung auch nicht davor zurück, sich mit Vorbedacht das Leben zu nehmen. Wir Ärzte wissen auch von solchen Fällen, wenn wir in Sorge dem Schicksal der Ratsuchenden nachforschen. Mir sind sie mehr als einmal vorgekommen, trotzdem ich menschlich mein Allermöglichstes getan habe, die Frauen aus der verzweifelten Gemütsverfassung herauszureißen, indem ich sie ihre Lage anders anzusehen lehrte oder für Unterbringung und Unterstützung sorgte. Bei den vielen illegitimen Müttern, die dabei waren und die alle in ihre Seelennot hineingepeitscht waren durch die Aussicht auf Schande und Verachtung, habe ich mich dann jedesmal gefragt: Besteht ein Gesetz zu recht, das so wenig übereinstimmt mit den üblichen gesellschaftlichen Anschauungen? Ein Gesetz, das sich diesen anpaßt, müßte logischerweise in allen Fällen, in denen die Frau durch das werdende Kind in unüberwindbaren Konflikt gerät, erlauben, daß sie sich davon befreien lasse. Andernfalls müßte die Gesetzgebung, wenn sie auf diese Kinder nicht verzichten will, für Schutz ihrer bedrängten Mütter sorgen gegenüber der Engherzigkeit der pharisäischen Gesellschaft. Sie müßte sorgen, daß die illegitime Mutter ebensowohl als heilige Trägerin werdenden Menschtums angesehen werde wie die legitime; daß man ihr, statt sie zu ver-

folgen, helfe, das schwere Los zu tragen, vom Vater des Kindes in Stich gelassen zu sein. Sie bestrafe hart — auch mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren — den Mann, der die Gewissenlosigkeit besitzt, ein selbst gezeugtes Kind nicht anzuerkennen, um sich der Fürsorge für dasselbe zu entziehen. Ferner sorge sie, daß das von sich aus an der Situation ganz unschuldige, illegitime Kind dem legitimen gesellschaftlich gleichgestellt und nicht sein Leben lang mit Schande bedeckt werde.

Schließlich behaupten die Anhänger des Paragraphen, es würde mit der Aufhebung desselben dem Laster Tür und Tor geöffnet. Aber wer das Leben kennt, der weiß, daß das allen offenbare Laster, die Prostitution, von dem Gesetz gar nicht betroffen wird. Die Prostituierten aller Klassen sind routiniert genug, sich vor Schwangerschaft zu schützen, oder aber sie sind so krank, daß eine Fortpflanzung unmöglich ist.

Es fragt sich darum weiter, wo sonst das Laster im Geschlechtsleben zu suchen ist, dem der Paragraph entgegentreten könnte. Bezeichnet man jede sexuelle Aktion ohne den Willen zum Kinde als ein Laster, so fiele mit ganz seltenen Ausnahmen jede Ehe da hinein, und wir hätten außerdem den Widerspruch, daß ein Paragraph im Bürgerlichen Gesetzbuch ein sexuelles Sichversagen als Scheidungsgrund aufstellt, mithin die Bereitwilligkeit zu geregeltem sexuellem Verkehr von beiden Eheleuten fordert.

Blieben noch übrig die illegitimen Beziehungen. Wer glaubt, diese aus der Welt schaffen zu können durch ein Weiterbestehen des § 218, der kennt die Macht des Sexualtriebes nicht. Sie ist eine Naturgewalt, gegen die Menschengesetze wirkungslos sind. Um die illegitimen Beziehungen aus der Welt zu schaffen, sorge man für die Möglichkeit früher Eheschließungen und ebenso für leichtere Scheidungsmöglichkeit nicht mehr harmonischer Ehen.

Überhaupt sei man nicht leichtfertig mit dem Urteil „Laster". Was ist Laster auf sexuellem Gebiete? In meinen Augen alles Naturwidrige und Unreine. Die Natur knüpft an das Sexualleben ihr größtes Wunder: das Entstehen neuen Lebens. Und wie sie überall in der organischen Welt mit einer Überfülle von Samen arbeitet, von dem nur ein kleiner Teil aufgeht, so hat sie in den Menschen den Trieb zu sexueller Betätigung gelegt auch über das zur Erzeugung eines Kindes notwendige Maß hinaus.

Menschen, die in Reinheit natürlich leben, läßt sie etwas Heiliges erleben. Unheilig und lasterhaft im Sexualleben ist alles, was ohne Liebe geschieht. Und in diese Rubrik hinein fällt leider auch ein großer Prozentsatz unserer Ehen, während eine nicht unbeträchtliche Zahl illegitimer Verhältnisse, die die Gesellschaft verdammt, auf erheblich höherem Niveau stehen. Laster ist jede Unnatur, jeder einseitige Zwang, jede Übertreibung mit ihrem Gefolge von Perversitäten. Diese alle aber trifft der § 218 nicht.

Wollen wir Schutz für die werdenden Kinder, so sollen wir suchen, auf den Wegen der Natur zu gehen und deren Gesetze zu unterstützen. Die Natur hat in die Frau selbst eine tiefe Mütterlichkeit hineingelegt, die sie mit unwiderstehlicher Macht drängt, das kommende Kind zu lieben und das geborene zu pflegen. Wer erlebt hat, daß Frauen, denen aus Gesundheitsrücksichten der kindliche Keim in den ersten Wochen entfernt werden mußte, darüber in eine Psychose verfielen, und wer bei der legitimen Mutter genau wie bei der illegitimen das überwältigende Glück gesehen hat beim Anblick des Neugeborenen, wer weiter beobachtet hat, wie die ersten Monate unwiderstehlich sich alle Gedanken der Mütter auf den Säugling konzentrieren, der weiß, daß die Mütter selbst die besten Schützer sind, und darum soll man es ruhig den Müttern überlassen, zu entscheiden, ob ein Kind ausgetragen werden kann oder nicht.

Gibt der Arzt sich in der Sprechstunde die Mühe, bei zweifelhaften Fällen vorsichtig herauszufinden, wer von den Eheleuten der treibende Faktor ist bei dem Versuch, sich des kommenden Kindes zu entledigen, so entpuppt sich als solcher meistens der Mann, der noch in keiner Verbindung mit dem werdenden Geschöpf steht und deshalb ausschließlich die Last sieht, die es ihm als Ernährer aufbürden wird. Den Frauen braucht man nur ein warmes Wort zu sagen bezüglich des kleinen Wesens, das doch schon ihr Kind sei, und man hört sie aufschluchzend äußern: „Ich möchte es ja auch behalten, aber mein Mann will es durchaus nicht, es wird ihm zu viel."

Von Männern aber, die zu dem Werdenden noch keinerlei Beziehung haben und die auch die Mutternatur nie ganz verstehen können, ist der in das Leben der Mütter so tief eingreifende § 218 geschaffen worden. Das erklärt seine Unnatur. Daß Kirchen und Parteien an seinem Fortbestehen festhalten, erklärt sich aus deren Machtpolitik, bei der es auf Quantität von Seelen resp. Bürgern ankommt. Von Frauenseite habe ich ihn bisher fast nur verteidigen hören durch unverheiratete resp. dem Sexualleben fern stehende Frauen; bei diesen ist entscheidend, daß sie, wie wir Frauen alle vor dem persönlichen Erleben, keinerlei Vorstellung sich machen können von dem eigentlichen Wesen des Sexuallebens, seinem Zwang und seiner Heiligkeit.

So ergibt sich als selbstverständliche Forderung, daß bei den Beratungen über die Abschaffung des § 218 Frauen und in erster Linie verheiratete, im Leben stehende Frauen zugezogen werden sollten. Ich persönlich bin, wie aus meinen Ausführungen hervorgeht, infolge beruflicher und menschlicher Erfahrungen für die Abschaffung des nur auf Strafe gerichteten, negativ arbeitenden Paragraphen. Statt dessen suche man mit allen Mitteln den Idealismus und die Reinheit im Sexualleben zu fördern und durch weitgehende Unterstützung jeder Art den werdenden Müttern — legitimen wie illegitimen — Sorge und Not zu nehmen, damit sie mit Freuden ihrem Mutterglück entgegensehen. Wie Stillprämien, so gebe man eine Staatsprämie für jedes lebend geborene Kind."

Neben der Fragwürdigkeit mancher Beobachtung und der Anfechtbarkeit etlicher Kritik ist die den Aufsatz beschließende Forderung der Verfasserin ungenügend durchdacht und eugenischen Zielen durchaus abträglich. Nichtsdestowenger bleiben die Ausführungen der Frau Dr. Edenhuizen für die weitere Diskussion des Themas wertvoll und beachtlich.

Bücherbesprechungen.

1—3) Stopes, Marie Carmichael: **Das Liebesleben in der Ehe.** 7. Auflage. Zürich 1920, Orell Füssli. 184 Seiten.

Dieselbe: **Weisheit in der Fortpflanzung.** Zürich 1920, Orell Füssli. 72 Seiten.

Dieselbe: **Glückhafte Mutterschaft.** Zürich 1924, Orell Füssli. 230 Seiten.

Von Prof. P. Fürbringer.

Der Autorin, Mitglied wissenschaftlicher Gesellschaften in London und Dr. phil., München, kann falsche Scham nicht zum Vorwurf gemacht werden. Mit Freimut und Überzeugungstreue, zudringlicher Sensationsbestrebungen bar, verkündet sie, nicht ohne bemerkenswerte Kritik, Wahrheiten und eigene Meinungen. Wenn Feilbogen, dem wir eine treffliche Übersetzung der drei Schriften verdanken, in seinem Vorwort die wissenschaftliche Sachlichkeit der Verfasserin, die als geschulte Biologin eine Entdeckung biete, unterstreicht, so vermag ich nicht voll einzustimmen. Dazu nimmt die populäre Darstellung, die Bekanntgabe des dem Durchschnittslaien Geläufigen, selbst richtiger Binsenwahrheiten einen zu großen Raum ein. Auch an ermüdenden langatmigen Auseinandersetzungen und Wiederholungen fehlt es nicht. Nichtsdestoweniger bergen die Bücher eine Fülle von wertigen Belehrungen und Betrachtungen, deren Kenntnis selbst dem erfahrenen Sexuologen zugute kommt. Und es ist, wie der Londoner Physiologe Starling in einem vorgedruckten Briefe richtig bemerkt, zweifellos das Bedürfnis der eigenartigen Führung vorhanden. Ein besonderer Vorzug liegt in der zu reizvoller Höhe sich erhebenden, psychologisches Feingefühl verratenden Behandlung so mancher Abschnitte. Endlich, daß eine Frau öffentlich, nicht zum wenigsten auf Grund ihrer Erfahrungen mit Bekenntnissen nicht zurückhält und sich in die sexuellen Probleme vertieft und das in einem Lande, in dem nach dem Wortlaut des Übersetzers „ängstlich die Naturgebundenheiten des menschlichen Lebens verschleiert werden", muß als nicht gewöhnliche Beikost für den Leser gewertet werden.

Ein näheres konkretes Eingehen auf den reichen und bunten Inhalt muß unterbleiben. Ich beschränke mich auf das Herausheben, daß in der erstgenannten „jungen Eheleuten und liebenden Verlobten zugeeigneten" Schrift von elf Kapiteln den breitesten Raum einnehmen: die weibliche Unberechenbarkeit, der Grundrhythmus, die gegenseitige Anpassung, der Kindersegen und die Gesellschaft. „Tatsachen" nennt Verfasserin, was sie uns auf sehr zahlreichen persönlichen Beobachtungen, auf vertraulichen Mitteilungen von Männern und Frauen aller Gesellschaftsklassen und auf den Ergebnissen umfassender Lektüre fußend mitteilt. Das ist gewagt und dürfte manchen Widerspruch erfahren. So die Formulierung des beanspruchten eigenen Periodizitätgesetzes des weiblichen Geschlechtsdranges — ein durchschnittliches männliches wird mit Recht abgelehnt — dahinlautend, daß die Steigerung sich ungefähr alle vierzehn Tage, und zwar kurz vor der Menstruation und eine Woche nach Schluß derselben melde. Das stimmt nicht mit den Ansichten bester Autoren und widerspricht auch dem Ergebnis meiner Umfragen bei 100 Klientinnen, nach welchem eine periodisch stärkere Neigung zum Verkehr meist abgelehnt, im übrigen nur für die Zeit um die Menses bejaht wurde. Bedauerlich, daß die Autorin uns konkrete Ziffern vorenthalten hat, nachdem sie auf die große Zahl individueller Abweichungen verwiesen. Wohltuend berührt die Behandlung der Technik des

ehelichen Verkehrs, eines heiklen Themas, das unter voller Wahrung der ärztlichen Ethik erledigt wird. Die Fassung des Schlußsatzes, daß beim Zusammentreffen von Einsicht und Liebe die Lebensfreude des Ehepaars, dieser neuen Einheit, von der natürlichen Grundlage der körperlichen Vereinigung bis zur „Vorahnung himmlischer Seligkeit" emporwachsen wird, gibt Kunde von dem idealen Zug der sonst so ausgiebig um die objektive medizinische Erforschung bemühten „Prophetin", der man, zumal sie auch Weltreisende und Dichterin, den Einschlag von Überschwänglichkeit nicht verübeln wird.

Die zweite kürzere, den ein kräftigeres und schöneres Menschengeschlecht Ersehnenden zugeeignete Schrift steht innerhalb weiter Grenzen als praktische „Ergänzung" auf den Schultern der ersten. Trotz so mancher Schwäche beherzigenswerte Betrachtungen über den Präventivverkehr und Wegweiser für seine Technik. Verfasserin steht im Grunde auf dem Standpunkt des Bischofs von Birmingham, daß das Vermeiden von Nachkommenschaft aus egoistischen Motiven unmoralisch, es aber gewiß nicht weniger unmoralisch sei, Kind auf Kind in die Welt zu setzen, wenn eine entsprechende Erziehung unmöglich ist, und daß in gesundheitlicher Beziehung, die Anwendung harmloser Mittel zur Regulierung der Geburten richtig sei. Ob das ausführlich beschriebene Gummihütchen der „beste" Apparat, steht dahin. Die Empfehlung einer Verbindung mit Chininzäpfchen gibt in dieser Richtung zu bedenken, gleichermaßen der Anspruch, daß der unterbrochene Beischlaf zweifellos schon unendlich viel Schaden gestiftet habe und die Essig oder Kochsalz enthaltende Spülflüssigkeit als spermatozide die allerbeste sei.

Die dritte, jungen Eheleuten und allen, welche die Zukunft aufbauen, gewidmete Schrift endlich wendet sich mit Ratschlägen für Schwangerschaft und eine glückliche Geburt in erster Linie an künftige Mütter. Am längsten verweilt die Autorin, die schöpferische Inspiration ihrem Söhnchen und dessen Vater verdankend, in 4 Kapiteln (10, 13, 18 und 20) bei den physischen Beschwerden, dem Fortschritt der Monate, dem schwächsten Gliede in der Kette der Menschen (sexuelle Aufklärung des zarten Kindes!) und der Schöpfung einer neuen schönheitstrahlenden Menschheit. Cum grano salis möchte ich den Eingangssatz, daß jeder Liebende ein Kind ersehne, aufgefaßt wissen, das zuversichtliche Urteil, daß die Hypothese der Beeinflussung des künftigen Kindes durch den Geisteszustand der schwangeren Frau binnen Kurzem eine bewiesene Wahrheit werden dürfte, mit einem Fragezeichen versehen, so plausibel auch die angeführten Gründe klingen. Die hygienischen Ratschläge zeugen im ganzen von gesunder Kritik. Auch dem Schlußsatz, daß als das große, allein die Menschheit erlösende Mittel die neue Einstellung der Mütter, die Rückkehr zu ihrer uralten Machtstellung und der neue Wille zur Schöpfung von Edelmenschen zu gelten habe, wird man, so befremdend sich die Eigenbezeichnung der Schriftstellerin als Prophetin Gottes anläßt, eine gewisse Zustimmung nicht versagen können.

Beanstanden muß ich die durch alle drei Bände ziehenden, wörtlichen, zum Teil einen nicht knappen Raum beanspruchenden Zitationen aus der einschlägigen Literatur und Briefen. Das soll nicht hindern, weitesten Kreisen die Kenntnisnahme von den neben alten Wahrheiten einen annehmbaren Betrag des Neuen und Nützlichen bringenden, wenn auch zu mannigfacher abweichender Stellungnahme auffordernden Darbietungen zu empfehlen.

4) Huessy: **Die Schwangerschaft** in ihren Beziehungen zu den anderen Gebieten der Medizin und ihre biologischen Probleme. Mit 8 Textabbildungen und 18 Kurven. Stuttgart 1923, Ferd. Enke.

Von Privatdozent Dr. R. Hofstätter.

Seit in den Nothnagel-Supplementbänden Frankl-Hochwart und seine Mitarbeiter diese Grenzgebiete dargestellt haben, ist das Buch von Huessy der erste Versuch einer modernen Zusammenfassung. Es ist heute offenbar viel schwerer als noch vor wenigen Jahren, alle berechtigten Ansprüche an ein solches Werk zu befriedigen; sind doch in den letzten Jahren so viele anscheinend feststehende Begriffe ins Wanken geraten. Zwischen der Darstellung des definitiv Weiterzugebenden und der Aufdeckung ungelöster Probleme muß also die Darstellung hin- und herschwanken. Innerhalb eines so engen Rahmens (326 Seiten) wird aber hier ganz Vorzügliches geleistet. Besonders die Darstellung der Schwangerschaftstoxikosen und der Nierenerkrankungen ist von Huessy selbst überaus fesselnd geschrieben; ebenso eine Zusammenfassung der verdienstvollen eigenen Studien des Herausgebers. Bei dem Eklampsie-Problem wird Huessy gewiß noch nicht gebührend gewürdigt. Hingegen müßten die Beziehungen zwischen Schwangerschaft und genitalen Erkrankungen doch etwas ausführlicher dargestellt werden. Dasselbe gilt für die Röntgenstrahlen und die Radiumwirkung. Die Darstellung der Tuberkulose durch Werner Jost

verdient für ihre Klarheit und objektive Ruhe höchstes Lob. F. von Werdt (Aarau) hat die Beeinflussung der normalen Organe durch die Gravidität, E. Forster (Solothurn) die Befruchtung, Eieinbettung, Plazentation, O. Knüsel (Aarau) die Augenkrankheiten, F. Zolinger (Aarau) Unfälle, Vergiftungen und Gewerbekrankheiten, E. Bircher (Aarau) chirurgische Erkrankungen in befriedigender Vollständigkeit und angenehmer Kürze dargestellt. Alles in allem füllt das Buch eine bereits peinlich empfundene Lücke recht gut aus.

5) Senf, Max Rudolf: **Homosexualisierung.** Bonn 1924, A. Marcus & E. Webers Verlag. 75 Seiten. 3,60 Mk., Vorzugspreis 2,20 Mk.

Von Dr. Walter Wolf, Berlin.

Für den Verfasser, der übrigens nicht Mediziner, sondern Dr. jur. ist, stellt sich die gleichgeschlechtliche Empfindungsweise nicht als eine Variante des Geschlechtstriebes dar, sondern als eine durch die fortschreitende Kultur bewirkte Triebumsetzung, eine durch den Erfindungsgeist des lusthungrigen Kulturmenschen herausgebildete Besonderung.

Zusammengefaßt meint Senf folgendes: Soziologisch betrachtet durchläuft der Geschlechtstrieb des Menschen die drei Stufen der Triebherrschaft, der Triebbeschränkung und endlich der Erotik, die letztere herausgebildet in bewußter Gestaltung psychischen Lebens und zugleich eine seelisch notwendige Folge der Triebbeschränkung. Die Homosexualisierung nun ist das Ergebnis langwieriger psychischer Entwicklungsprozesse, die sich seit unserer Menschwerdung unablässig in der Menschenseele abspielen. Dieser Entwicklungsprozeß durchläuft drei Stufen: Zuerst befreit sich die sexuelle Erregung vom erregenden Objekt und gelangt zur Alleinherrschaft. Nicht mehr am Objekte, sondern an der sexuellen Erregung des Objektes wird der Genuß gesucht, ja, der Anblick erregter Drittpersonen wird aufgesucht, da Einfühlung in fremde Erregung die eigene Erregung erhöht. So wird die zweite Stufe, die der Mixoskopie, erreicht, die Stufe des selbständigen Genusses der sexuellen Erregung Anderer, wobei die Besitzergreifung des Objektes wertlos geworden ist. „Geht die Entwicklung weiter, dann verliert die Besitzergreifung schließlich jeden Wert als Bahn für die Detumescenz zugunsten der übermäßigen Betonung jenes Einzeleindruckes der Erregung, der dann das Sexualleben des Individuums ausfüllt und beherrscht: dann ist es soweit, daß die Wahrnehmung der fremden Erregung das adäquate und vollwertige Mittel der Entspannung für das Individuum darstellt, dann geht sein Sexualleben in der Mixoskopie (und möglicherweise in anderen zweckdienlichen Akten) auf und erfährt höchstens eine intensivere Ausgestaltung durch die Kultivierung der durch das Riskante der Beobachtungssituation oder der Angst vor Entdeckung bedingten Nervenreize."

Ist nun der psychische Prozeß erst einmal soweit fortgeschritten, daß das Individuum in der Mixoskopie Befriedigung findet, dann ist der Schritt zur Homosexualität nicht mehr weit; denn, nachdem nicht mehr das Weib, sondern die Erregung an dem Weibe und schließlich die Erregung eines anderen Mannes an diesem Weibe die Befriedigung gibt, dann drängt sich nach und nach immer wirksamer die Vorstellung von der Erregung des Mannes als entspannendes Moment auf. „Infolgedessen findet das Individuum schließlich in der Vorstellung des sexuell erregten Mannes in seiner Beziehung zum Weibe den geschlechtlichen Reiz und die Befriedigung, indem es diesen Reiz durch Onanie löst. Da aber die Intensität der Erregung und damit des Reizes durch die Vorstellung der Unberührtheit, der Kraft, der Jugend des Mannes gesteigert werden kann, schmückt das Individuum seine Phantasiegestalten mit diesen Eigenschaften. Dadurch tritt dann die Persönlichkeit des Mannes als Träger der Entspannung bereits deutlich in den Vordergrund, und das Individuum gewöhnt sich allmählich daran, während seiner onanistischen Ausschweifungen in der Phantasie bei ihr besonders zu verweilen." — „Hiermit keimt bereits der Wunsch nach dem Besitze des Mannes auf, nur ist er noch nicht Selbstzweck geworden." — „Schließlich werden die besonderen körperlichen und geistigen Eigenschaften des Mannes für das Individuum gewissermaßen zum Symbol ihrer das Weib erregenden Fähigkeit und lösen, ohne daß es sich des Grundes mehr voll und schließlich überhaupt noch bewußt wird, ohne weiteres das Verlangen nach sexuellem Besitz aus. Da aber dann das Interesse am Körper und überhaupt an der Person des Mannes zum Mittel für die Entspannung wird, tritt schließlich die Idee der Erregung ganz zurück, der sexuelle Reiz wird im Gedanken der Besitzergreifung bezeichnenderweise zunächst gerade des heterosexuellen Mannes ausgestaltet."

Auch die Homosexualität der Frauen ist für Senf nicht biologisch fundiert, sondern das durch äußere Umstände herbeigeführte Ergebnis einer psychologischen Ent-

wicklung. Weibliche Homosexualität ist die Wirkung eines psychischen Traumas und ist nach Senf nur verständlich auf Grund der Kenntnis der von ihm aufgestellten drei Phasen weiblichen Geschlechtsempfindens: das Sexualgefühl des Weibes zerfällt normalerweise, ganz im Gegensatz zu dem des Mannes, in drei wesensverschiedene Phasen. Die erste Phase ist die des Insichversinkens, die Senf nicht weiter phänomenologisch auseinanderlegt, die er aber „durch innere Erfahrung" kennt und selbst zu erleben vermochte, indem er sich in Beziehung auf Personen, die ihn sexuell anzogen, so stark von der Unmöglichkeit des körperlichen Besitzes überzeugte, daß er sich allmählich jenes Strebungsgefühl vollständig wegsuggerierte. Er fühlte alsdann eine Kraft, die gleichsam durch die Nähe jenes Körpers hervorgerufen in ihm entstand, wuchs, ihn ganz ausfüllte, „in sich völlig geschlossen blieb, in einem wallenden, weder lust- noch unlustbetonten, aber von einer gewissen latenten Spannung begleiteten ungeheuer gesteigerten Eigengefühl, das schließlich in sich zerging . . ."

Tritt nun das Weib, das bisher nur die Phase des Insichversinkens kannte, in Berührung mit einem Manne, so verfällt es normalerweise der zweiten, der orgastischen Phase, die nun die erste Phase auslöscht und das Sexualempfinden des Weibes ganz vom Manne abhängig macht. Das lustbetonte Erlebnis gesteigerten Eigengefühls der ersten Phase hat sich damit zu jener orgastisch empfundenen Selbstentäußerung der zweiten gewandelt, „zu jener Opferbereitschaft, die Zweck und Ziel nur aus sich selbst heraus kennt, zu jenem glückseligen Sklaventum, das in die milde und innerliche, aber dabei doch eigenwillige und selbstbewußte Gewalt der Mutterschaft, der dritten Phase weiblichen Geschlechtsgefühls, ausmünden kann."

Auf seine drei Phasen weiblichen Sexualempfindens bezieht nun Senf die weibliche Homosexualität und vindiziert ihr zwei verschiedene Entstehungsmöglichkeiten, eine traumatische und eine phantastische.

Ist nämlich das Deflorationserlebnis, das die orgastische Phase einleitet, dem Weibe dadurch zum psychischen Trauma geworden, daß „der Einzeleindruck der Gewaltanwendung immer aufdringlicher und ekelhafter hervortritt", so wird aus dem unzählige Male bewußt erlebten Gegensatz zum Vergewaltiger die seelische Bereitschaft zur Herabsetzung des Typus Mann und zur Rettung des Selbstgefühles in der Hinneigung zum Typus Weib geboren.

Ist die Angst vor der orgastischen Phase übermächtig, „dann kann sich der Drang nach menschlicher Vertrautheit nur dem eigenen Geschlecht zuwenden, wenn er nicht in der allzukümmerlichen Phase der Besorgtheit um Hunde, Katzen oder Papageien stecken bleibt". „Dabei ist es nur folgerichtig, daß die allmähliche Ausgestaltung der seelischen Bereitschaft zur Hinnahme schließlich zu einer immer ausgesprochener hervortretenden Maskulinisierung führt, da auch hier die psychische Kraft der Autosuggestion den Körper in Gang, Haltung, Bewegung, Ausdruck und Erscheinung überhaupt zu formen weiß." (Sic.) So die traumatische Entstehungsart der weiblichen Homosexualität. Die phantastische Entstehungsweise ist Folge einer Überkompensation des Gedankens der Befreiung vom Manne, „die übermächtige Freude an der phantastischen Ausgestaltung dieses Gedankens und die Übersteigerung auch dieses Gefühles bis zur zwanghaften Übertreibung in Groteske". „Die Angst vor dem angreifenden Übermut z. B. kann sich ebenso in der endlichen Identifizierung mit diesem Übermut, der männlichen Pose, lösen, wie in der Flucht vor dem Vernichtungsgefühl durch Hingabe an ein Weib, der weiblichen Pose." —

Senf erklärt, daß seine Ausführungen ausschließlich auf Tatsachen der inneren Erfahrung beruhen und daß an der Realität dieser psychischen Tatsachen nicht gezweifelt werden könne.

Psychologisch und biologisch geschulte Forscher bedienen sich anderer Arbeitsmethoden als der der „inneren Erfahrung" und haben von dem Wesen der Homosexualität daher wohl auch andere Meinungen.

6) Müller, Hermann: **Über Symbole.** Auf Grund der Forschungen und unter Mitarbeit von Dr. L. Klages. Leipzig 1923, Verein Deutscher Freimaurer. 15 Seiten.

Von Dr. Harald Schultz-Hencke.

Auf allen möglichen Gebieten des Lebens, besonders in der Kunst und mancher Wissenschaft, hört man heute von Symbolen sprechen. Wenige, wie wohl Klages, sind deren Wesen nahe. Andere, besonders alle die, denen es um unmittelbare, lebendige Wirksamkeit bestimmter Symbole zu tun ist, befinden sich ganz auf intellektuell-konstruktivem Boden, wenn sie davon sprechen. Unter diese würde ich auch Hermann Müller

rechnen. So kann seine kleine Schrift wohl lediglich einen flüchtigen Augenblick anregen und die Gedanken verweilen zu lassen.

7) Haböck, Franz: **Die Gesangskunst der Kastraten.** Erster Notenband: A. Die Kunst des Cavaliere Carlo Broschi Farinelli; B. Farinellis berühmte Arien. Eine Stimmbiographie in Beispielen, aus Handschriften und frühen Drucken gesammelt und für den Studien- und Konzertgebrauch bearbeitet und erläutert. Sämtliche Klavierauszüge von Ferdinand Rebay. Wien 1923, Universal-Edition A.-G. LVII u. 227 Seiten.

Von Dr. Alexander Elster.

Der Tod hat hier einem ungeheuer kenntnisreichen und fleißigen Verfasser die Feder vorzeitig aus der Hand genommen, und wir können nur hoffen, daß sich bewahrheiten möge, was in dem Buche angekündigt ist: daß nämlich aus den hinterlassenen Schriften und sehr weit gediehenen Vorarbeiten die noch angekündigten Textbände herausgegeben werden sollen. Denn diese werden erst die für die sexualwissenschaftliche Forschung ungemein förderlichen Erkenntnisse enthalten, die Haböck uns vermitteln könnte. Denn er versprach uns noch: I. Textband: Die Kastration in der Kulturgeschichte der Menschheit (die verschiedenen Arten der Kastration und ihre physiologischen und psychischen Wirkungen; die Kastration im Dienste der Religion und des Staates); Allgemeine Geschichte der Sängerkastraten (die Eunuchenstimme und ihre künstliche Verwendung; Entstehung, Entwicklung und Ende des Sängerkastratenwesens vor ca. 2000 v. Chr. bis zur Gegenwart); II. Notenband: Die Kastraten und die klassische Gesangsschule des 16.—19. Jahrhunderts, berühmte Arien der Sängerkastraten; II. Textband: Die Kastraten im Dienste der Kirche (ca. 400—1921); Die Kastraten und die Oper (ca. 1600—1830).

Dieses Programm des Gesamtwerkes zeigt, wie umfassend und groß angelegt und mithin wie wertvoll es für unser Wissen von der Kastratenmusik werden muß, zumal wenn wir sehen, mit wie sorgsamer wissenschaftlicher Methode der jetzt vorliegende erste Notenband behandelt ist. Mit seinen 57 Seiten Text in enggedrucktem Lexikon-Oktav und seinen 42 Arien stellt er eine Musikgeschichte — oder wie es sich zu bescheiden selbst bezeichnet: eine Stimmbiographie — des Farinelli dar, die uns einen tiefen Einblick in das Musikleben des 18. Jahrhunderts gibt. Die in Noten (mit Begleitung) wiedergegebenen Arien haben für Studienzwecke auch noch praktische Bedeutung, wenn sie auch vermutlich nicht mehr in den Konzertsaal dringen werden. Es ist ein musikgeschichtlich-biographisches Werk, aus dem wir die erstaunlichste Gesangskunst eines Kastratensoprans im Umfange vom ungestrichenen a bis zum dreigestrichenen d erfahren sowie die Art, wie der überaus kultivierte, stimmgeschulte und musikbegabte Sänger von dieser phänomenalen Stimme künstlerischen Gebrauch machte, wie er alle Wettbewerber überwand; schon in Italien, dann in England zum Schaden Händels, der sich seiner nicht für seine Oper versichert hatte, und endlich am spanischen Hofe. Hier ging — was menschlich besonders interessant ist — seine öffentliche Wirksamkeit als angebeteter Sangeskünstler in die stillere, wenn auch ebenso gelohnte, Tätigkeit über, zwei geistesgestörte spanische Könige (Philipp V und Ferdinand VI) durch seine Gesangskunst allabendlich (eher sogar allnächtlich) dreiundzwanzig Jahre hindurch wach und bei einigermaßen erträglichem Leben zu erhalten, was ihm einen großen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte und die politische Haltung Spaniens eintrug. Mit ungeheuren Schätzen beladen wurde er jedoch von Karl III. verstoßen und verlebte einen verhältnismäßig freudelosen Lebensabend in Bologna.

Ist schon die äußere Geschichte dieses Gesangsphänomens von bedeutendem Interesse, so wächst dieses Interesse durch die Aufschlüsse über die Art seiner Gesangskunst, über die schier unglaubliche Länge seines Atems, die immer wieder angestaunte Festigkeit des Koloraturgesangs, weiter über den Reiz seiner Persönlichkeit, aber auch — was in dem vorliegenden Bande zunächst nur angedeutet wird — über die menschlichen Grenzen seiner Wirkungskraft, nämlich daß er doch vielfach kalt ließ und doch mehr in der Art des artistischen Könnens ein oberflächlich musikalisches Publikum, das Sensation hören wollte, zu wahnsinnigem Begeisterungstaumel hinriß. Seine Lebensführung, insonderheit die Reste eines Liebeslebens (aktiv und passiv) bleiben in diesem Bande noch unbehandelt, da Haböck eben hier nur eine „Stimmbiographie" Farinellis geben will und sich auf dieses Thema — mit Rücksicht auf den Inhalt der noch zu erwartenden Bände seines Werkes — immer wieder besinnt.

Ist dieser erste Band hiernach schon als eine Fundgrube des Wissens zu werten, so erwarten wir die weiteren Bände, die hoffentlich trotz des Todes des Verfassers bald erscheinen werden, mit größter Spannung.

8) Lochner, Rudolf: **Geschlechtertrennung und Geschlechtervereinigung** im deutschen Schulwesen der Vergangenheit. (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin, Heft 956.) Langensalza 1923, Hermann Beyer & Söhne. 0,60 Mk.

Von Professor Dr. H. E. Timerding.

Es ist ein lehrreicher Überblick, den die vorliegende kleine Schrift liefert. Sie gibt nicht nur Aufschluß über die Entwicklung des Koedukationsproblems vom frühen Mittelalter an, sie enthält auch eine gedrängte Zusammenfassung der Schulgeschichte überhaupt. Als allgemeines Ergebnis bezüglich der Koinstruktion stellt sich heraus, daß von Anfang an bis in die neueste Zeit hinein auf Seiten der Behörden das Bestreben vorherrscht, nach Möglichkeit die Geschlechter zu trennen. Auf Seiten der Eltern wird manchmal für die früheren Lebensalter der gemeinsame Unterricht von Knaben und Mädchen als bequemer und natürlicher vorgezogen. Die Bedürfnisse hinsichtlich der Mädchenbildung bleiben durchweg hinter den Ansprüchen an die Knabenbildung zurück. Im Mittelalter ist, abgesehen von den zum geistlichen Stande bestimmten Mädchen, von einer anderen Unterweisung des weiblichen Geschlechts als in Handarbeiten und im Gottesdienste keine Rede. Erst mit dem Aufblühen der Städte, wo die Ansprüche an die hauswirtschaftliche Tätigkeit der Frauen in besseren Bürgerhäusern größere werden, beginnt der Unterricht der Mädchen in Lesen, Schreiben und Rechnen. Mit dem Aufkommen der höfischen Kultur nach dem Dreißigjährigen Krieg entsteht dann die ausgesprochene Standesschule, in der die „höhere Tochter" durch Kenntnis der französischen Sprache und der höheren Gesittung die Fähigkeit erlangen soll, sich in einer den höfischen Umgangsformen entsprechenden Weise zu bewegen. Dieses Bildungsideal hat bis zur Reform des Mädchenbildungswesens am Anfang unseres Jahrhunderts den höheren Mädchenschulen den Stempel der Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit aufgedrückt.

Das allgemeine Bild der Koedukationsentwicklung ist nach dem Urteil des Verfassers dieses, „daß zwar die Geschlechtertrennung als Charakteristikum der klerikalen Schule des frühen Mittelalters in der Weiterentwicklung des gesamten Schulwesens, besonders des höheren fortgewirkt hat, daß aber die ‚Laienschule', besser gesagt, die allgemeine Elementarschule — eine solche gibt es seit der Wende des 13. und 14. Jahrhunderts — von vornherein teils mit Geschlechtertrennung, teils mit Geschlechtervereinigung auftritt". „Auf den Dörfern, wo es erst im 18. Jahrhundert zu ausreichenden Gründungen kommt, wird die Volksschule so eingerichtet, daß beide Geschlechter gemeinsam unterrichtet werden." Anders in den Städten. Hier werden die seit dem späteren Mittelalter bestehenden deutschen Mädchenschulen weiter entwickelt, und es kommt neben höheren Mädchenschulen die Mädchenvolksschule auf. In kleineren Städten bleibt der gemeinsame Unterricht der Geschlechter, aber die Geschlechtertrennung dehnt sich mit dem Anwachsen der städtischen Schulen immer weiter aus.

9) Jean Paul: **Kindheitserinnerungen und Selbstbekenntnisse.** Herausgegeben von Hugo Biber. Dresden 1924, Sybillen-Verlag. 136 Seiten.

Von Dr. Richard Samuel.

Hugo Biber eröffnet eine Sammlung: „Deutsche Gestalten und Denkwürdigkeiten" in einem hübsch ausgestatteten Bändchen mit den erstmalig gedruckten Jugenderinnerungen Jean Pauls, denen er eine instruktive Einleitung vorausschickt. Sinn der ganzen Sammlung ist, wie der Herausgeber in einem Vorwort bemerkt: einen Weg zur Erfassung des deutschen Geistes in seinem Wesen und Schicksal zu geben und es wird bemerkt, daß diese Aufgabe nicht einseitig gelöst werden soll, sondern das Thema mit der ganzen Vielfältigkeit abgewandelt werden soll, die in seinem Begriff liegt. Zunächst ist man vielleicht verwundert, daß die Lösung einer solchen Aufgabe mit Jean Paul begonnen wird, aber wenn man dann befriedigt das Büchlein fortlegt, wird man sich plötzlich klar, in diesen Blättern die schönste und tiefste Gestaltgebung dessen vor sich zu haben, mit dem die Welt karrikierend das deutsche Wesen zu fassen versucht: den deutschen Michel mit der Zipfelmütze. Ein außerordentlich reiches Innenleben, das höchste Träume in sich verwirklicht, spielt sich ab in kleinen, ruhigen, fast unberührten äußeren Verhältnissen. Die Landschaft bunt, mannigfaltig, der Himmel unbewölkt, aber alles ohne äußere Großheit. Das Ganze in die Form der Idylle gespannt, die den besten Mutterboden zum Träumen, Phantasieren und Philosophieren abgibt und dem Ganzen eines Lebens ewige Kindheit aufprägt. Daß sich die Form Jean Pauls, dieses einzigen barocken deutschen Dichters in den drei kurzen Kapiteln der „Selbergeschichte", die er als Professor auf einem eigens dazu geschaffenen Lehrstuhl seinen Freunden und

Freundinnen selber doziert, vollendet ausgeprägt, sei nur bemerkt. Diese Form ist Ausdrucksgabe eines nervösen Menschen, die sich zweigespalten fühlt und dessen Sehnsucht die innere Einheit ist, die er einmal besessen zu haben glaubt und dann verloren hat. Dieses psychologische Problem ist eine Angelegenheit der ganzen deutschen Natur und erklärt seinen Drang zur Geschichte, zur Vergangenheit, zur Selbstbesinnung im Rückwärtigen, das in den Zeiten des Chaos die geschichtsphilosophischen Probleme so stark in den Vordergrund rückt. Bei Jean Paul gibt sich dieses psychologische Problem in seinen Untergründen offenbar. Das verlorene Paradies ist die Kindheit und sie ist ein Stadium seiner Entwicklung, aus dem er sich nie ganz gelöst und mit dem er in seinem ganzen Leben untrennbar sich verbunden glaubt. „Das Erfreulichste und Zauberische, auf das ich ewig und sehnsüchtig zurückschaue, ist meine Jugendzeit, aber nicht meine äußere, die kahlste, die je Jünglinge ertragen, sondern meine innere . . ." so schreibt er 56jährig, und noch eindringlicher spricht er in Tagebuchaufzeichnungen schon als 19jähriger von den Gefühlen zu seiner bereits „verlebten" Jugend und er weiß nicht, ob alle diesen Geschmack an der erinnerten Jugend mit ihm gemein haben, bezweifelt vielmehr diese Tatsache. Eine große Menge psychologischer Feinheiten tritt in den mit derartiger Anteilnahme geschilderten Jugenderlebnissen zutage, in denen die Liebe eine verhältnismäßige geringe Rolle spielt neben den vielen anderen geistigen und sinnlichen Eindrücken, die mit ungeheuerer Intensität aufgenommen werden. Und doch ist auch das Bild der kleinen Liebeserlebnisse ganz besonders fein beschrieben. Das geschlechtliche Empfinden entwickelt sich offenbar recht spät. Und wenn der kleine Jean Paul liebt, so ist es stets eine Liebe des Anschauens, nie eine Liebe der Tat. Auch hier waltet typische Phantastik, die aus einem runden, drallen blatternarbigen Bauernmädchen eine Prinzessin macht. Der erste Kuß, der zugleich der letzte war, wird in ganz besonders hübscher Weise geschildert und es wird verschiedentlich angedeutet, wie diese kindhafte Art zu lieben, Jean Paul in seinem ganzen Leben nicht verließ.

Ein typisches Fragment gibt diese Situation besonders klar, wenn er sagt: „Ich bin ein Lebens-Libertin von innen. Denn von außen genoß ich kein Bier, Wein (Weiber auch später nicht), keine Gastmäler, Punsch usw. Aber meine inneren Phantasien und Darstellungen haben nur das äußere Leben abgeflacht und verzehrt; und dies nur, indem ich sie darstellte. (S. 102.)

So springen aus den wenigen Blättern, die im Großen das abgeschlossene Bild eines typischen Menschen aus Deutschlands geistiger Heldenzeit geben, interessante psychologische Einzelheiten heraus, die durch die beigefügten Tagebuchaufzeichnungen und Fragmente wesentlich ergänzt werden. Besonders wertvoll ist für den Psychoanalytiker eine Sammlung von sehr interessanten Träumen, die der Herausgeber den Vorarbeiten für die Fortsetzung der Lebensbeschreibung beigefügt hat. (S. 113/117.)

10) Graf, Alfred: **Von der Minne Überlast.** Nürnberg 1922, Verlag „Der Bund"

Von Werner Buhre.

Von der „himmlischen und irdischen Liebe der Nonne Christina" erzählt dieses seltsam feine Buch. Von seinem Inhalt einen Begriff zu geben, ist schwer. In seiner mittelalterlichen, immer gehobenen, bildhaften Sprache wird die Liebe zu Christus und zu Heinrich, dem Priester, fast ebenso eins für den Leser, wie sie eins ist für die Nonne. Würde nicht ein Kind geboren, so könnte wohl auch der Leser glauben, es sei Gott, nicht der Priester, der Christinas Kammer zum Himmel macht. Die ekstatischen Nonnen freilich und die Mutter selbst wissen nichts von Skepsis. Für sie ist mit diesem Kinde Gottes Sohn von neuem unbefleckt empfangen und im Kloster rein geboren. Erst im Alter reift in Christina aus dem Erlebnis durch erwachendes Schuldgefühl hindurch auch die Erkenntnis, „wie Himmel und Erde eins seien in Wahrheit" und Christus Christus bleibe in jeder Gestalt, wenn er nur in rechter Minne empfangen werde. Doch mit der Weisheit wird sie auch einsam. Ihre Schwestern leben in Rausch und Außersichsein, und alle Wonnen kommen ihnen von Gott und dem Heiland. Der Dichter ist ganz hineingewachsen in die Seelen dieser Frauen und gibt so ein reiches, unmittelbares Erleben ihrer Freuden und Leiden, ihres Sehnens und Kämpfens um das himmlische Glück.

11) Brod, Max: **Leben mit einer Göttin.** München 1923, Kurt Wolff.

Von Werner Buhre.

Wieder (wie im „Franzi") läßt Max Brod in seinem neuen Roman aus den Tiefen des Unbewußten das große Fragezeichen erstehen: Wie kann der Mensch mit der Sünde leben, wie geht es zu, daß er nur mit der Sünde wirklich leben kann? Kraft und Freude am Dasein, am Werk, an all den tausend großen und kleinen Dingen, die ein

Leben füllen, stammt aus ihr; alles bekommt Glanz und Licht, ja Sinn erst aus der Sünde. Ist es in „Franzi“ die Sünde der leichten, freischwingenden Liebe „zweiten Ranges“, die ein schweres, gebundenes Dasein in ein klingendes Fest verwandelt, so geht es im „Leben mit einer Göttin“ noch tiefer hinab zu den Quellen der Schmerzfreude. Die ewige Fremdheit, mit der sich die Menschen gegenüberstehen, die große Einsamkeit, die jeden Einzelnen umgibt und vom Nächsten, Geliebten trennt, ist hier das Problem und die Sünde, „daß gerade diese Fremdheit es war, die ich so sehr geliebt habe“. Von hier aus rollt sich das Drama auf, in wundervoll — gedanklich und sprachlich — geschliffene Form gegossen. Glück und Katastrophe einer großen, alles andere einschließenden Liebe, die Sein und Tun des Lebens um sich rotieren läßt, allem das Gesetz gibt und es blühen und zerfallen läßt nach dem eigenen Blühen und Zerfall. Unentwirrbar beglückend und quälend tritt dem Mann in jedem kleinen Erlebnis die Fremdheit, unbegreifliche Andersartigkeit der Frau entgegen. Und er erträgt — liebt und begehrt diese Unsicherheit und Spannung, das „Leben mit einer Göttin“. Bis in Tagen der Trennung die Spannung der Unsicherheit zu groß wird. Sein „Vertrauen erkrankt — unheilbar“. Die Eifersucht wird Herr über ihn und muß ihn nun immer beherrschen. Denn wie Liebe Vertrauen ist ohne Beweis, so ist Eifersucht Mißtrauen ohne Beweis. Es gibt keine Beweise, nichts, was nicht nach beiden Richtungen hin, als Argument für Treue wie für Untreue, gedeutet werden könnte. So ist die Katastrophe unabwendbar, und er stirbt „an der Liebe zur Fremdheit und daher Göttlichkeit der Frau“, bei der „Vertrauen das Einzige ist, was verlangt wird“.

Referate.

1) Dorello, Primo: **Organe und Geschlechtsleben der Mollusken.** Rassegna di studi sessuali IV, Nr. 2, 1924.

Gründliche Untersuchungen verratende inhaltsvolle Schilderungen der anatomischen Verhältnisse unter Würdigung der Literatur. Beigefügt sind fünf plastische Abbildungen des Geschlechtsapparats von Helix strigata und vermiculata. (S. diese Zeitschrift IX, S. 318.) Fürbringer.

2) Belot, J.: **Stérilité et rayons X.** Presse méd. 1923, Nr. 58.

B. bezeichnet den Satz von der starken Verbreitung der Kinderlosigkeit bei Röntgenologen und Röntgenpersonal als „Legende“. Bei einer Umfrage unter 300 Radiologen fand er den Prozentsatz kinderloser Ehen nicht höher als bei anderen Ärzten. Er führt ferner genauer einzelne Fälle an, in denen trotz jahrzehntelanger röntgenologischer Tätigkeit mit ganz ungenügenden Schutzvorrichtungen die Zeugungskraft nicht gelitten hatte und wiederum andere, in denen nach vorausgegangener totaler Azoospermie die Zeugungsfähigkeit einige Monate nach Anschaffung von Schutzvorrichtungen wiederkehrte. Die Kinder der von B. befragten Röntgenärzte sind alle normal. Ebensowenig konnte Verf. bei weiblichem Röntgenpersonal einen Einfluß auf die Fortpflanzungsfähigkeit wahrnehmen. B. Slotopolsky.

3) Schinz und Slotopolsky: **Über die Wirkung der Röntgenstrahlen auf den in der Entwicklung begriffenen Hoden.** Arch. f. mikroskop. Anat. u. Entwicklungsmech. Bd. 102, 1/3, 1924.

Die Arbeit berichtet über den Bau des präpuberalen Hodens normaler und kurz nach der Geburt röntgenbestrahlter Hunde. Die Autoren konnten Befunde erheben, die von den Ergebnissen Regauds und Dubreuilhs (1908) wesentlich abweichen; diese Abweichungen werden durch aufschlußreiche Schemata verdeutlicht und finden in folgenden Feststellungen ihren Niederschlag. Die Bestrahlung der jugendlichen Hoden kann nicht nur die Teilungsfähigkeit der indifferenten Zellen (petits cellules épithéliales Prénants) herabsetzen, sondern ihnen auch die Fähigkeiten nehmen, die abortiven Spermiogonien der Präspermatogenese und die evolutiven Spermiogonien der definitiven Spermiogonese zu bilden: sie werden nur zu Sertolizellen.

Max Marcuse.

4) Heyn, A: **Über sexuelle Träume (Pollutionen) bei Frauen.** Archiv für Frauenkunde und Eugenik X, H. 1/2, 1924.

Die besonders auf die Jahrzehnte zurückliegenden Beobachtungen der Wiener Nervenärzte Rosenthal und Krafft-Ebing gestützte Lehre von den Pollutionen

— richtiger wohl pollutionsartigen Vorgängen — des Weibes lautete bislang im Grunde dahin, daß sie recht selten seien, meist Trägerinnen starker sexueller Neurasthenie oder Hysterie beträfen und große Mattigkeit sowie Zeichen von Spinalirritation hinterließen. Als Ursprungsort der an erotische Traum- oder sonstige Phantasievorstellungen, auch an taktile Reize gebundenen, mit Orgasmus einhergehenden ejakulativen Schleimabgänge gelten die Bartholinschen Drüsen und der Zervikalkanal, vielleicht auch das Corpus uteri. In der vorliegenden, die verhältnismäßig spärliche Literatur, wenn auch nicht vollständig berücksichtigenden Abhandlung werden uns wertvolle Ergebnisse einer seit mehr als zwanzig Jahren durchgeführten Befragung von 452 Frauen und Mädchen mitgeteilt. In der größeren Hälfte wurden mehr oder weniger regelmäßige sexuelle, den Vorgang begleitende Träume angegeben, deren Objekt meist nicht der Mann oder Geliebte, sondern eine beliebige, selbst Inzestperson war. Aus der — tabellarisch zusammengestellten — Gruppierung von Virgines intactae, deflorierten Mädchen, Frauen mit Kindern und ohne solche unter Berücksichtigung des Grades der Libido schließt der Autor, ein Frauenarzt, in bemerkenswertem Gegensatz zu den bislang geltenden Anschauungen, daß die Pollutionen sowohl bei Frauen wie Jungfrauen auftreten und zur Voraussetzung nicht eine pathologische geschlechtliche Reizbarkeit, sondern, nur eine gewisse Höhe des nicht oder nicht hinreichend befriedigten Geschlechtstriebes haben. Sie seien etwas Normales und Physiologisches, so lange es nicht zu einer das subjektive Wohlbefinden störenden Häufung komme. Sie hielten sich im ganzen an die sexuelle Welle um die Menstruation und schädigten als nächtliche die Frauen nicht, wirkten im Gegenteil häufig beruhigend und wohltuend. Onanie wird als Grund der Pollutionen abgelehnt, desgleichen ihr Zusammenhang mit etwa bestehender Sterilität. Die neue Stellungnahme gibt zu bedenken. Überraschend wirkt die hohe Frequenz der positiven Fälle, die von den Erfahrungen anderer Autoren (auch der meinigen, freilich nur beiläufig und ob des heiklen Charakters nicht in hoher Zahl gesammelten) abweicht. Besonders bemerkenswert scheint mir, daß der erfahrene O. Binswanger, den der Verf. nicht erwähnt, in seiner umfassenden Pathologie und Therapie der Neurasthenie (Jena 1896) nur über 4 eigene Fälle von Pollutionen des Weibes bzw. Erethismus genitalis berichten kann. Es fehlt da nicht an erblicher Belastung, Masturbation und mannigfaltigen neurasthenischen Beschwerden, auch dem Vorkommnis im wachen Zustand. Ähnlich Moll in seinem Handbuch der Sexualwissenschaften (Leipzig 1921) unter Berufung auf eigene „nicht wenige" Beobachtungen. Also noch immer ein trotz der wichtigen Rolle des ungewöhnlich reichen Heynschen Beobachtungsmaterials nicht völlig gelöstes Problem. Ob weitere Erschließungen zur goldenen Mittelstraße führen werden, steht dahin. Kaum wird der eigentlich selbstverständlichen Voraussetzung Ausdruck zu geben vonnöten sein, daß nur die, vom Keimdrüsensekret abgesehen, einigermaßen mit den Pollutionen des Mannes vergleichbaren, mit dem ejakulativen Arbeiten der Scheidenmuskulatur, wahrscheinlicher Erektion der Klitoris, Kontraktion des Constrictor cunni und der Vaginalportio verbundenen Vorgänge in Betracht kommen und nicht die so häufigen, mit der Urethrorrhoea e libidine des Mannes in Parallele zu setzenden einfachen reichlicheren Schleimsekretionen infolge sexueller Erregung zumal während des Kopulationsakts und bei der Menstruation.

Fürbringer.

5) Günther, Hans: **Die Bedeutung der Sexualdisposition bei der Diphtherie.** Zentralbl. f. innere Med. 1924, Nr. 16, S. 290.

In den letzten drei Jahrzehnten erkrankten im ersten halben Lebensjahre wohl infolge der Wirksamkeit mütterlicher Sexualhormone (?) mehr weibliche als männliche Kinder an Diphterie, dann aber in den ersten 3 bis 4 Lebensjahren mehr männliche. Der Erkrankungsüberschuß der Knaben zeigt aber stetig abnehmende Tendenz, während etwa vom 5. Lebensjahre ab die Zahl der weiblichen Kranken immer mehr zunimmt, bis sie zur Zeit des Klimakteriums eine temporäre Senkung erfährt. Als Ursache für das Ansteigen der Zahl der erkrankten Weiber führt Verf. 1. die größere Neigung der Weiber an, Bazillenträger zu sein; 2. die größere Neigung der Weiber zu anginösen Prozessen überhaupt. Beim männlichen Geschlecht finden sich dagegen Larynxaffektionen, speziell Krupp, häufiger.

Siemens.

6) Pouchet: **Über die Giftigkeit des Yohimbins.** Bull. de l'académie de médicine. Sitzung vom 5. Febr. 1924.

Der Autor berichtet über Tierversuche von Raymond-Hamet, die in ihrem Ausfall trotz der bereits vorliegenden bekannten experimentellen — nicht erwähnten — Ergebnisse Fr. Müllers als wissenschaftlich belangvoll und für den Praktiker wichtig

zu werten sind. Es hat sich gezeigt, daß neben dem wahren, aus der Pausinystalia Yohimbe extrahierten Alkaloid verschiedene Präparate teils fast inaktiver (à peu près inertes), teils viel giftigerer pharmakodynamischer Wirkung und verschiedener chemischer Zusammensetzung existieren. Das erstgenannte Alkaloid führt in der ersten Phase zu Lähmungserscheinungen — das Tier kriecht und fällt auf die Seite —, in der zweiten zu heftigen, den Strychninkrämpfen gleichenden Konvulsionen unter starker Speichelsekretion. Der Tod erfolgt durch Respirations- oder Herzlähmung. Sektion: Intensive Kongestion des Darmes und Geschlechtsapparats; beim Kaninchen Erektion und Hodenschwellung.

Fürbringer.

7) Bottari, Giuseppe: **Der sexuelle Ursprung aller menschlichen Tätigkeit.** Rassegna di studi sessuali IV, Nr. 2, 1924.

Unter Heranziehung von Raphael, Leonardo, Correggio, der Danteschen göttlichen Komödie, der Beethovenschen Symphonien, der Skulpturen von Michelangelo und der Dramen von Shakespeare sucht der Autor mit — im Original einzusehenden — Begründungen dem Thema gerecht zu werden. Die Liebe, schließt er begeistert, ist nicht nur somatischer Kontakt und Entlastungsbedürfnis, sondern das Leben selbst; ihr entspringt alles, was auf Erden atmet; sie ist der Schlüssel der Geschichte und Psychologie, die Grundlage unserer Empfindung und unseres Aufstiegs. Immerhin enthält die Abhandlung auch für den, der solchem Adlerflug nicht folgt, beachtenswerte Argumente.

Fürbringer.

8) Simonelli, Francesco: **Zu den Bekundungen von Oviedo und Diaz über den Ursprung der Syphilis.** Rassegna di studi sessuali IV, Nr. 2, 1924.

Der Autor bezweifelt die Beweiskraft der zugunsten der amerikanischen Invasion der Syphilis in Europa verwerteten Beanspruchungen der beiden Berichterstatter, daß die Krankheit bei Gelegenheit der Rückkehr von Columbus von seiner zweiten bzw. ersten Reise nach Europa verschleppt worden sei (s. diese Zeitschrift IX, S. 319 und X, S. 280). Nach den Ermittelungen von Roca enthalten die aragonischen Archive keinerlei Bestätigungen und auch von dem Columbus begleitenden Kliniker Chanca, der an Bord minutiöse Berichte über alle Ereignisse verfaßt, findet sich keine Andeutung in seinem Tagebuch. Die genaue Schilderung der Syphilisepidemie in Barcelona seitens Diaz sei Phantasie. Wie hätten sonst die mit Ferdinand dem Katholischen und Isabella verhandelnden genuesischen Gesandten sich in dieser Stadt so lange aufhalten können? Man nehme von den langjährigen quellengeschichtlichen Untersuchungen des Geschlechtsforschers G. Vorberg über den Ursprung der Syphilis (Stuttgart 1924) Kenntnis. Der Autor verwirft den Glaubenssatz von der Einschleppung der Seuche durch die Mannschaft des Columbus.

Fürbringer.

9) Fox, Edna P.: **Ein staatliches Programm zur sozialhygienischen Erziehung.** Journ. Soc. Hyg., Januar 1924.

Verfasserin zeigt in dieser Arbeit, was unter ihrer Leitung in Virginia auf dem Gebiete der sozialhygienischen Erziehung geleistet wurde. Mit Erlaubnis der Direktoren der Schulen und Universitäten, die sie alle persönlich aufsuchte, konnte sie an diesen Anstalten eine Reihe von mit Lichtbildern versehenen Vorträgen abhalten; diese Vorträge werden dann in den Lehrplan dieser Anstalten aufgenommen und werden zum Teil bereits von den Lehrern der betreffenden Schulen selbst abgehalten. Es war nötig, zuerst an die Eltern heranzutreten, und dies geschah durch Vermittlung kirchlicher und anderer Vereine. Die anfänglich beträchtliche Opposition wurde rasch überwunden. Die Lehrerschaft hat diesen Teil der Erziehung mit großem Interesse aufgenommen, und auch die Eltern sind jetzt allgemein dafür gewonnen. Knaben und Mädchen sind bei dem Unterricht stets getrennt. Bei Mädchen wird das Hauptgewicht darauf gelegt, ihnen klar zu machen, wie wichtig es für sie ist, sich für ihren späteren Beruf als Mutter körperlich und geistig rein zu erhalten, venerische Krankheiten werden möglichst wenig erwähnt. Bei den Knaben, die meist den Wunsch haben, kräftige und gewandte Männer zu werden, wird darauf hingewiesen, wie frühzeitige und abnorme Geschlechtsbefriedigung den Körper und Geist schädigen. Knaben über 15 Jahre werden auch auf die Gefahren der Geschlechtskrankheiten hingewiesen. Sehr wichtig ist es, besonders unter der Arbeiterbevölkerung für harmlose Erholung zu sorgen. Die hohen Löhne und die kurzen Arbeitsstunden haben auch in Amerika zu einer starken Verwilderung der Sitten und zu einer bedeutenden Zunahme der Geschlechtskrankheiten und der unehelichen Geburten geführt.

J. P. zum Busch.

10) Lawrence, J. S.: **Administrativer Fortschritt bei der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.** Journ. Soc. Hyg., Januar 1924.

Die während des Krieges geschlossenen Bordelle sind nicht wieder geöffnet worden und überall im Lande ist man entschlossen, die „roten Licht-Distrikte" nicht wieder aufkommen zu lassen. Hierdurch wird eine große Quelle der Versuchung beseitigt, da viele Arbeiter dank der hohen Löhne und der kurzen Arbeitsstunden verführt wurden, diese Lokalitäten zu besuchen. Sehr wichtig ist ferner, daß eine große Anzahl von praktischen Ärzten jetzt Geschlechtskranke behandeln, während sie bis vor kurzem diese Kranken einfach abwiesen, weil sie „solche Leute nicht im Hause haben wollten". Vielfach verwiesen diese Ärzte derartige Kranke direkt an Kurpfuscher, um sich dort behandeln zu lassen. — Die Anzeigepflicht der Geschlechtskranken wird noch in recht bescheidenem Maße ausgeübt. Von fast 140 000 Ärzten zeigten nur etwa 22 % derartige Fälle an, durchschnittlich kamen auf jeden dieser Ärzte 10 Anzeigen. Verf. glaubt, daß es auf dem in Amerika beschrittenen Wege allmählich gelingen wird, die Geschlechtskrankheiten stark zu beschränken. J. P. zum Busch.

11) Bigelow, M. A.: **Festgestellte Regeln für die Erziehung in Sozialhygiene von 1905—1924.** Journ. Soc. Hyg., Januar 1924.

In 21 Punkten stellt Verf. zusammen, was als feststehendes Gut aus der sozialhygienischen Bewegung der letzten 25 Jahre gelten kann. Im Gegensatz zu dem weiteren Ausmaß, den die Sozialhygiene in Europa hat, beschäftigt sich die amerikanische Sozialhygiene nur mit den Problemen der sozialen Gesundheitspflege, die direkt oder indirekt aus dem Sexualinstinkt hervorgegangen sind. Es ist nicht wünschenswert, Teile des Schul- oder Universitätskurrikulums als „Sexual"-Unterricht zu bezeichnen; der Unterricht in sexuellen Fragen soll im Anschluß an andere Lehrfächer erfolgen und aus ihnen hervorgehen. Der Unterricht muß sich über die ganze Schulzeit erstrecken. Vor der Pubertätszeit fällt dem Elternhause der Hauptteil an diesem Unterricht zu, und man muß deshalb auch die Eltern durch geeignete Drucksachen, Vorträge und Unterhaltungen auf die ihnen gegenüber ihren heranwachsenden Kindern erwachsenden Pflichten aufmerksam machen und sie zu diesem Unterricht zu befähigen. Abnorme und unmoralische Phasen des Sexuallebens sollten im Unterricht möglichst nicht erwähnt werden. Eine allzu genaue Kenntnis dieser Dinge nutzt niemandem, der sich nicht juristisch oder medizinisch damit zu beschäftigen hat. Populäre Sexualpsychopathologie und Psychoanalyse haben unter jungen Leuten schon vielfach ungeheuren physischen, geistigen und moralischen Schaden angerichtet. Stets ist das monogamische Ideal der Moralität und der Geschlechtsbeziehungen als eines der größten Güter unseres Lebens zu bezeichnen, da der monogamische Idealismus die vollste Entwicklung der Möglichkeiten von Freundschaft und Zuneigung ermöglicht, die als die höchsten Güter der Menschheit zu betrachten sind. J. P. zum Busch.

12) Mangold, G. B.: **Soziale Arbeit und soziale Hygiene.** Jorn. Soc. Hyg., Januar 1924.

In den großen amerikanischen Städten sind etwa 3—4 Proz. aller Geburten unehelich, die Hälfte der Mütter sind unter 21 Jahre alt. Leider weiß man noch viel zu wenig über ihre Mentalität und über die Verhältnisse, aus denen sie kommen. Verf. hat deshalb 100 Familiengeschichten genauer untersucht. Es handelt sich um Familien, die der Armenpflege zur Last fielen. Er konnte feststellen, daß in 21 Fällen der Mann und in 17 die Frau syphilitisch infiziert war, in etwa ein Sechstel der anderen Familien war die Infektion wahrscheinlich, aber nicht ganz sicher. Gonorrhöe war sehr häufig. Bei 51 Männern und bei 40 Frauen konnte mit Sicherheit außerehelicher Verkehr festgestellt werden. Es ist kein Wunder, daß die Kinder dieser Familien geschädigt wurden. In 16 Familien führten ein Teil der Töchter einen unsittlichen Lebenswandel, in 9 Fällen hatten sich die Knaben allerlei zu Schulden kommen lassen. Verf. verlangt, daß die Personen, die sich mit sozialer Fürsorge beschäftigen, vielmehr als dies bisher geschieht, einsehen, daß sexuelle Fragen bei der Fürsorge stark zu berücksichtigen sind, vor allem muß mehr für die Prophylaxe geschehen, denn von der Rehabilitierung einmal „gefallener" Mädchen und Frauen ist nicht viel zu erwarten. Eine verständige sexuelle Aufklärung und Erziehung ist durchaus notwendig, und es muß immer von neuem betont werden, daß sexuelle Enthaltsamkeit in keiner Weise schädlich ist. Die gewerbliche Prostitution, die Schundliteratur und der Schundfilm sind zu unterdrücken, an ihrer Stelle muß Gelegenheit für gesunde Vergnügungen und Erholung geschaffen werden. J. P. zum Busch.

13) Fischer-Defoy: **Soziale Fürsorge für Geschlechtskranke.** Mit besonderer Berücksichtigung der Frankfurter Beratungsstelle für Frauen und Mädchen. Arch. f. soziale Hygiene u. Demographie, Bd. 15, H. 3/4.

Für die unmittelbare Bekämpfung der Geschlechtskrankheit in Deutschland werden als wichtig die Novelle vom 25. März 1903 betreffend die Krankenkassenbehandlung der Geschlechtskrankheiten und die Einrichtung der Beratungsstellen mit der Verordnung vom 11. Dezember 1918, die eine Zwangsbehandlung vorsieht, betrachtet. Die Beobachtungen an den 164 Beratungsstellen im Deutschen Reiche, die gegen Ende 1920 bestanden, werden statistisch ausgewertet. Über den Rahmen der üblichen Beratungsstellen hinaus, hat man in Frankfurt a. M. unter dem Gesichtspunkte einer sozialen Fürsorge für die geschlechtskranken Frauen und Mädchen diesbezügliche Beratungsstellen ins Leben gerufen. Es galt hier nicht nur die Ansteckung und Erkrankung festzustellen, sondern den Erkrankten auch in seelischen, wirtschaftlichen und sozialen Nöten beizustehen. Die Fürsorge erstreckte sich in drei Jahren auf etwa 1200 Fälle, die von den Krankenhäusern, Wohlfahrtsamt und Ärzten überwiesen wurden oder durch Reklame, auf Veranlassung anderer Besucherinnen, Eltern, Arbeitgeber und anderer Stellen des Wohlfahrtswesens die Fürsorgestellen aufsuchten. Nach den Berufen geordnet nahmen die Hausangestellten mit 27,2 Proz. den stärksten Teil der Geschlechtskranken unter den Schützlingen der Beratungsstelle ein. Die Zahl der Arbeiterinnen war 15,8 Proz., der Ehefrauen ohne Beruf 13,8 Proz., der Kontoristinnen 5,6 Proz. Eine derartige Zahlenangabe ergibt natürlich noch keinen Rückschluß auf die prozentuale Stärke der Geschlechtskrankheiten in den einzelnen Berufsgattungen, sie stimmt aber mit den früheren Statistiken in der starken Beteiligung der Hausangestellten überein. Nicht unberücksichtigt bleiben darf auch, daß Bessergestellte die Fürsorge nicht aufsuchen werden und daher für andere Berufe wie Modistinnen mit 0,7 Proz. zu niedrige Zahlen erscheinen. Aus der Fürsorge fortgelassen wurden die öffentlichen Dirnen, da man jeden Versuch der Besserung bei ihnen von vornherein für ein aussichtsloses Beginnen hielt. Die in der Fürsorge zusammengekommenen Schützlinge teilt Fischer-Defoy in drei Klassen ein: Mädchen, die durch ein gelegentliches Erlebnis angesteckt und womöglich geschwängert wurden, bei denen aber die Gefahr eines Abgleitens nur durch die äußeren Verhältnisse bestimmt wird. In diesen Fällen genügt schon eine hilfreiche Hand um zu retten. In der zweiten Klasse faßt er diejenigen zusammen, die ihrer Sinnlichkeit leicht unterliegen und unbeständig in ihren Zuneigungen sind. Sie gleiten in unrichtigen Händen leicht ab und stellen die wirklich Gefährdeten dar. Sie sind willensschwach, werden durch Einflüsse von außen bestimmt und erliegen den ungünstigen Verhältnissen und den geringsten Schwierigkeiten des Lebensweges. Es ist sehr schwer und nur unter großen Mühen manchmal möglich, sie zu retten. Bei ihrem Leichtsinn bilden sie eine Hauptgefahr für die Verbreitung der Geschlechtskranken. Auf die Vergrößerung der Gefährlichkeit dieser Typen für die menschliche Gesellschaft im Zusammenhang mit modernen Lebensmaximen, leichten Berufen wird nachdrücklichst hingewiesen. In die dritte Klasse werden Psychopathen, die sich ihrem Geschlechtsleben hemmungs- und wahllos hingeben, zusammengefaßt. Ihre Rettung in der Großstadt ist unmöglich, und ihre Behandlung und Beeinflussung kann nur in einer geschlossenen Fürsorge geschehen. Für die Durchführung der Fürsorge ist die strenge Beobachtung einer Schweigepflicht notwendig, da nur so das notwendige Vertrauen zu den Fürsorgestellen geschaffen werden kann. Die Erziehung der Mädchen wurde von den Fürsorgestellen konfessionellen und interkonfessionellen Heimen übergeben, wobei Fischer-Defoy hervorhebt, daß „in zahlreichen Fällen, in denen das religiöse Element eingeschaltet werden konnte, es sich von beträchtlicher Stärke erwies; zuweilen lag in ihm die einzige Möglichkeit, aus einem abgleitenden Menschen noch ein brauchbares Glied der Gesellschaft zu machen". Schwieriger war die Unterbringung der Psychopathen, da man hier zwischen der Eingliederung in Heilanstalten und Unterbringung in Mädchenschutzheimen schwankte. Die weitere Fürsorge der in Erziehung befindlichen Mädchen erstreckte sich auf ihre berufliche Unterbringung und auf Beihilfe in Rechtsangelegenheiten und in einer Aufklärung der Schützlinge.

K. Finkenrath.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Max Marcuse in Berlin.**
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in **Bonn.**
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER

INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

VON

REDIGIERT VON

Dr. MAX MARCUSE, BERLIN

XI. BAND NOVEMBER 1924 8. HEFT





BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

XI. Band November 1924 8. Heft

Sexualpolitik bei verschiedenen Nationen.

Von Professor Dr. phil. Adolf Mayer.

Die Sexualpolitik — man wird die Bedeutung dieses wenig gebräuchlichen Ausdrucks verstehen — ist nicht bloß in verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene gewesen. Sie war im Mittelalter ganz anders und zugleich vielfach der des Altertums entgegengesetzt gerichtet und hat in der Neuzeit wieder ein ganz neues Aussehen gewonnen; sondern sie hat auch, was noch weniger beachtet geblieben ist, bei verschiedenen Nationen eine bemerkenswert verschiedene Richtung genommen. Bei diesen Abweichungen spielt natürlich die Religion eine große Rolle, da sich beinahe jeder Gottesdienst (und nicht allein rituell) mit den geschlechtlichen Dingen zu befassen hat.

Die christliche Religion ist bekanntlich von jeher eine Predigerin der Keuschheit gewesen, der absoluten Keuschheit sowohl bis zur Verehelichung wie der (relativen) ehelichen Keuschheit, im Gegensatze vor allem zu den ostasiatischen Religionen mit Ausnahme des Buddhismus und gleichfalls im Gegensatze zum Modernismus. Und zwar der Keuschheit beider Geschlechter. Sie war es so sehr, daß dieser Grundsatz sogar fanatische Auswüchse trieb, die darin gipfelten, daß selbst der eheliche Geschlechtsverkehr durch das ganze Mittelalter (und bis in unsere Zeit namentlich von seiten des Katholizismus) nicht viel anders wie eine „lässige Sünde" behandelt wurde, und daß eigentlich nur der absolut Enthaltsame als ein Christ erster Güte angesehen wurde, mit der weittragenden praktischen Folge des Klosterlebens. Da aber Fanatismus immer vom Übel ist und häufig Früchte von entgegengesetzten Eigenschaften zeitigt, als diejenigen sind, die man zu ernten begehrt, so hatten diese Auswüchse manchmal schlimmere soziale Erscheinungen als die bekämpften in ihrem Gefolge, gegen welche ja auch die Reformation durch Abschaffung des Zölibats und Öffnung der Klöster aufs heftigste reagierte.

Aber auch diese Reaktion hatte wie alle menschlichen Dinge, die man so gerne nach dem bequemen ideologischen Grundsatze „Alles oder Nichts" ordnen möchte und die doch immer nur nach eingehendem Studium aller ihrer praktischen Konsequenzen mit Erfolg behandelt werden können, ihre kopflosen Übertreibungen, gleichwie auch in der Körperwelt dem Pendelschlag zur Rechten unfehlbar der Pendelschlag zur Linken folgt und der Perpentikel erst den mittleren Stand des endgültigen Gleichgewichts einnimmt, wenn die Feder des Uhrwerks den Zustand der völligen Entspannung erreicht hat.

„Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit“, ist für diesen Zustand der Dinge der klassische Ausdruck. Die Feder des Uhrwerks oder das treibende Gewicht desselben ist die Leidenschaft des Menschen, die nicht leicht und nur in einzelnen Reifen oder Bedächtigen zur Ruhe kommt, in der großen Masse aber regelmäßig rechts oder links über das Ziel hinausschießt.

Der Bedächtige aber muß sich sagen, daß in jenem urchristlichen Prinzip, das die Keuschheit so hoch in Ehren hielt, doch ein guter Kern verborgen war, und daß der Modernismus ein gefährliches Spiel spielt, wenn er in Poesie und Prosa, im Einzelgespräche und in wissenschaftlichen Verhandlungen immer und immer wiederholt, wie die christliche Lehre den lieblichen Eros der Antike und Ostasiens zu einem geschlechtslosen Musterknaben verstümmelt habe. Wer nur ein bißchen nähere Einsicht in Kulturgeschichte und vor allem in das wirkliche Leben besitzt, weiß nur zu gut, welche furchtbare Schäden der Volksgesundheit (auch der geistigen) erwachsen sind und in gesteigertem Grade noch jetzt erwachsen durch das Aufgeben des Keuschheitsprinzips als durchgehende Lebensregel.

Natürlich ist jemanden, der auf diesem heikeln Gebiet zu schreiben unternimmt, gar wohl bekannt, daß auch Keuschheit ihre hygienischen Gefahren hat, so daß selbst hervorragende Nervenärzte bloß aus diesem Grunde für Beibehaltung der öffentlichen Häuser sich ausgesprochen haben, und ebenso, daß es lächerlich ist, wiewohl in gutgemeinten, populären Schriften geschieht, die Geschlechtskrankheiten in gerader Linie vom außerehelichen Verkehre abzuleiten, auf welche bedauerliche Entgleisungen dann regelmäßig ein Hohngelächter der Freidenker erfolgt[1]). Nein, diese Krankheiten werden natürlich durch Ansteckung verbreitet und können daher durch geschickte Anwendung von Vorbehütmitteln vermieden werden. Aber die Wahrscheinlichkeit angesteckt zu werden, wächst natürlich in einer hohen Potenz mit dem freigegebenen Geschlechtsverkehr, und die hygienischen Gefahren einer streng behüteten Keuschheit sind außerordentlich klein gegen die viel größeren Gefahren der Libertinage; und der Schwerpunkt der ganzen Frage liegt nicht einmal in körperlichen Leiden und körperlichem Wohle, sondern vielmehr auf seelischem Gebiete, da der Sittenlose, solange in der Gesellschaft die Fiktion der festen ehelichen Verhältnisse besteht, lügen und betrügen muß, beim Eingehen dieser Ehe, bei der Erziehung seiner Kinder und die ganze Zeit der Ehe hindurch, also gerade denen gegenüber, gegen die er die heiligsten Verpflichtungen hat. Oder aber die Fiktion wird fallen gelassen. Dann aber nehmen die rein physischen Folgen Abmessungen an, daß von den allerernstlichsten Schädigungen der Volksgesundheit geredet werden darf.

Die physischen Schäden für die Volksgesundheit, wie sie die Folge sind einer laxen Handhabung des Keuschheitsprinzips, sind natürlich den Lesern dieser Zeitschrift allgemein bekannt, und es würde heißen Kohlen nach Liverpool (oder wie wir heute vielleicht besser sagen, nach Frankreich) tragen, wollten wir darüber ausführ-

[1]) Vgl. z. B. Georg Brandes: Skandinaafsche Personlijkheden, p. 241.

lich werden. Die rapide Zunahme der Geschlechtskrankheiten infolge des unkontrollierbaren und geheimen Verkehrs, die durch keine ärztlichen Maßnahmen wirksam verhindert werden kann, ist nur ein Teil davon, und doch schon mit ihren ganz unheimlich wachsenden Prozenten genügend, um die Wagschale in der Richtung der Enthaltsamkeit sinken zu machen. Die Nachteile der wenigen Fälle, wo die Gesundheit eines oder einer streng Enthaltsamen durch die Entbehrung ernstlich gefährdet wird, verschwinden dagegen und müssen, wie viele andere soziale Pflichten, eben im Interesse der Gesamtheit getragen werden.

Dann kommt aber noch, und ganz hauptsächlich, die Bevölkerungszunahme infolge des uneingeschränkten Verkehrs in Betracht, wodurch die Gesellschaft belastet wird, da bei ihm die Frage nach der Versorgungsmöglichkeit des Nachwuchses gar nicht gestellt wird, eine Frage, die der Eheschließung immer vorangeht und in den meisten Fällen auch ernstlich erwogen wird. Und wenn diese Frage, wie neuerdings mehr und mehr üblich, durch neo-malthusianische Praktiken zur Seite geschoben wird, so tauchen wieder neue hygienische Bedenken auf. Dort (sowohl gesundheitlich wie erzieherisch) schlecht versorgter Nachwuchs. Hier Nervenschädigungen der Zeugenden oder vielmehr der Nicht-Zeugenden, die wohl im ganzen viel größer zu veranschlagen sind als jene Nachteile, die auch die Enthaltsamen manchmal bedrohen.

Das sind nun alles viel besprochene Dinge, auf die in größerer Ausführlichkeit zurückzukommen nicht der Zweck dieser Mitteilung sein kann. Nur möchte ich hinzufügen, daß im klassischen Altertume, auf dessen erotische Gepflogenheiten die Verteidiger der freien Liebe gerne hinweisen, die Dinge wesentlich anders lagen als heutzutage, einmal wegen der weniger dicht herandrohenden Übervölkerung, die ja durch Beschränkung der Sklavenehen, ja Tötung der Sklavenkinder, nach Belieben eingeschränkt werden konnte, und dann wegen der Unbekanntschaft mit der schlimmsten Geschlechtskrankheit, oder wenigstens wegen deren geringen Verbreitung im Altertume, wenn denn doch die Hypothese, daß die Syphilis mit der Rassenvermischung nach der Entdeckung Amerikas in Beziehung steht, fallen gelassen werden muß.

Der Zweck dieser Besprechung ist vielmehr ein ganz anderer, nämlich sich um den Nachweis zu bemühen, daß die zivilisierten Völker alle ohne Ausnahme sich (noch halb unbewußt, um die Erhaltung von welchen Werten es sich dabei handelte) bemüht haben, die Sitten indirekt in einem günstigen Sinne zu beeinflussen bzw. die üblen Folgen einer laxen Handhabung der geschlechtlichen Moral von sich abzuwehren, insoweit sie nicht diese Moral direkt verbessern konnten.

Die verschiedenen modernen Völker nämlich sind hierbei sehr verschiedene Wege gegangen, und es ist recht interessant, diese Wege zu verfolgen. Die Klostererziehung der jungen Mädchen bei den Franzosen und andern romanischen Völkern, die Findelhäuser in Rußland, der Sport der Engländer, die studentischen Fechtbodensitten bei den Deutschen, sie dienen alle ein und demselben Zwecke, wenn auch natürlich keineswegs diesem allein. Predigt und philo-

sophische Erwägungen, kurz die ethische Behandlung und entschiedene Bejahung der Frage der Keuschheit, erwiesen sich offenbar überall als nicht stark genug, den Sieg über den Geschlechtsinstinkt sicherzustellen. Also war man von jeher auf Ablenkungsmittel bedacht, auf Ablenkung und außerdem auf Heilung der Wunden, die trotz alledem dem Körper der Volksgesundheit geschlagen wurden. Das Ergebnis, zu welchem wir gelangen werden, muß daher in hohem Grade geeignet sein, die Wichtigkeit der Angelegenheit zu beweisen, die von seiten unserer Sittenlosen mit einer nachlässigen Gebärde von der Hand gewiesen zu werden pflegt.

Zu beginnen mit Rußland, dem noch am wenigsten zivilisierten Lande auf dem alten Kontinente. Natürlich ist man hier den direkten Weg gegangen ohne alle Spitzfindigkeiten und Umschweife. Die außerehelichen Geburten waren nicht zu verhindern trotz aller Strenggläubigkeit. Dazu war der Gottesdienst zu äußerlich, der ethische Einfluß der Popen zu gering. Also schritt man (namentlich für die großen Städte) zu der Organisation der Findelhäuser, worin die Säuglinge, die nicht versorgt werden konnten, unbesehen aufgenommen und von Staats wegen verpflegt und erzogen wurden. Großzügig radikal, wie alles Russische, und doch nicht die Wurzel des Übels erfassend, waren die Findelhäuser, ursprünglich eine italienische Erfindung und auch in anderen Ländern romanischer Bevölkerung eingeführt und noch bestehend, nirgends so vollkommen durchgeführt wie gerade im kaiserlichen Rußland, und es ist viel für dieselben zu sagen. Nicht einmal die Zunahme der außerehelichen Geburten infolge des Systems, die auf der Hand zu liegen scheint, ist nachgewiesen.

Wer weiß, wohin wir auch noch in Deutschland kommen; denn wir nähern uns ja sichtbarlich in mancher Beziehung russischen Zuständen, und wenn auch das jetzt herrschende System mehr der weitgehendesten Erleichterung der Eheschließung zustrebt, unversorgte Säuglinge werden wir bei der sittlichen Laxheit, die uns bedroht, bald im Überflusse haben, und da wird auch wohl auf germanischem Boden an ein System gedacht werden, das früher unserer Sinnesart entgegengesetzt war.

Dann aber zu Frankreich.

Bei den romanischen Völkern katholischen Bekenntnisses herrscht oder herrschte bis vor kurzem bekanntlich die Sitte, die jungen Mädchen der höheren Gesellschaftsklasse bis zur Einführung in die Welt, der die Heirat bald zu folgen pflegte, eine Erziehung in strenger Abgeschlossenheit von der Versuchung zu geben, der jungen Frau dagegen die größtmögliche Freiheit zu gewähren. Dies in genauem Gegensatze zu den deutschen und überhaupt zum germanischen Systeme. Wer Paradoxen liebt, könnte geradezu sagen: Dort keusche Mädchen und unkeusche Frauen. Hier gerade umgekehrt. Daher denn auch in der Statistik der unehelichen Geburten, wobei München so übel wegkommt, das moralisch von uns über die Achsel angesehene Frankreich verhältnismäßig gut abschneidet. Dem jungen Mädchen wird das Sündigen einfach unmöglich gemacht, und die Prüderie in kleinen französischen Städten ist in bezug auf

das, was ihm erlaubt ist, weit größer als in einem deutschen Krähwinkel, auch schon vor dem Kriege, der uns ja in einen wahren Wirbelwind von gefährlichen Konzessionen fortgerissen hat. Man vergleiche z. B. die Erzählungen von Isolde Kurz in ihren bekannten Lebenserinnerungen.

Dagegen der jungen Frau ist in den romanischen Ländern nahezu alles erlaubt und ebenso dem Manne, und es ist bekanntlich nicht selten, daß dort Vater und Sohn über das heikle Thema des Geschlechtlichen sich unterhalten mit Humor und in unbegreiflicher Unbefangenheit, wie bei uns zwei junge Burschen.

Das System ist praktisch-technisch gar nicht übel. Die Flagge des Ehemanns deckt das mit Bannware unkontrollierbarer Herkunft beladene Schiff der Frau gegen üble Nachrede und unverschämte Statistik, und die junge Frau entschädigt sich für die ungenügenden Leistungen des ihr angetrauten Mannes, der schon in früheren Umarmungen die größere Hälfte seines sexuellen Kapitals verzehrte, durch andere, Jüngere, die sich in ihrem Dienste die Sporen verdienen. In Italien gab es seinerzeit — jetzt scheint es in dieser Beziehung besser geworden — eine ganze Nomenklatur für die Beziehungen solcher halblegitimer Kurmacher und Ersatzgatten: „Cavaliere servente", „Cisisbeo" u. dgl.

Nur schade, daß das System auf Lug und Trug begründet ist und die heiligsten Beziehungen der Familie durch den Kot schleift. Übrigens sollte nicht verkannt werden, daß wenigstens das Grisettenwesen, das allgemein in französischen Studentenkreisen übliche Konkubinat mit Mädchen aus geringerem Stande, deren Tugendhaftigkeit seitens ihrer eigenen Familie nicht so ängstlich behütet wird — ein Zustand, der die germanischen Nachbarn Frankreichs nicht selten davon abhält, ihre Söhne die Pariser Institute besuchen zu lassen — wenigstens ästhetisch aber vielleicht auch hygienisch höher steht, als das Großstadtleben unserer eigenen jungen Leute in Berlin oder auch in Wien.

Diese Grisetten sind — ihr Name, hergenommen von der grauen Arbeiterinnenbluse, sagt es ja schon — keineswegs putz- und praßsüchtige Freudenmädchen (Kokotten), sondern kleine provisorische Weibchen von oft größerer Beständigkeit ihrer Neigung als die dem Jüngling später angetrauten legitimen Frauen und meist nicht ganz ohne gemütliche Kultur, also daß sie wohl den deutschen „Barbaren", wenn sie mit ihm im Theater sitzen, wegen eines Mangels an Rührseligkeit zur Rede stellen — eine in Deutschland oder auch wohl in England ganz undenkbare Situation.

Also das geschlechtliche Laster ist in Frankreich häufiger (leider müssen wir jetzt nur sagen: noch häufiger) als in Deutschland, aber es ist in jenem älteren und schon länger dekadenten Lande zur regelmäßigen Institution geworden, die bestimmte Formen angenommen hat, die erträglich scheinen. Aber bei alledem, der Erfolg ist sichtbar: vollständiges Aufhören der Volksvermehrung, Rückgang der Rasse, hysterische Reizbarkeit des Gefühlslebens, die sich nun auch im politischen Gebaren des Volkes, das einst die höflichste Sitte hatte, widerspiegelt.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhange ist vielleicht noch, daß einer der modernen, meistgelesenen französischen Dichter Rostand in seiner Tragödie: Cyrano de Bergerac ein wahres Hohelied der Keuschheit angestimmt hat, das aber freilich nicht stark genug gewirkt hat, die herrschende Sitte zu kehren.

Während die slavischen und romanischen Nationen den Ausweg aus dem Konflikt mit der sexuellen Frage mehr auf mechanische Weise suchten, gingen die germanischen einen ganz anderen Weg, den man als einen Versuch zur Ablenkung des Reizes bezeichnen kann. Man braucht, um dies einzusehen, nur den oben angedeuteten französischen Studentensitten die deutschen gegenüberzustellen. Dort öffnet man Amor die Türe, wenn auch nur verstohlen. Hier sucht man Amor durch Bacchus und Mars zu verscheuchen. Dort eine gestohlene kleine provisorische Ehe, hier sangesfrohe Trinkgelage und lärmender Fechtboden in der „Brüder wilden Reih'n". Man hat freilich neuerdings vielfach gerade aus hygienischen Gesichtspunkten darauf hingewiesen, wie der Alkohol die Sinnlichkeit erregt; doch aber unterliegt es gar keinem Zweifel, trotz allerlei Extravaganzen, die auch hier aufgezeigt werden können, daß das kameradschaftliche Verbindungsleben der deutschen Studenten von vielen geschlechtlichen Exzessen zurückhält. Dafür sorgt schon die gute Kameradschaft der älteren, erfahreneren Verbindungsbrüder den jüngeren (Füchsen) gegenüber, und dem Burschen bleibt außerdem wenig Zeit für süßes Minnegekose. Das „Sich-Verplämpern" an unwürdige Bekanntschaften von dem schönen Geschlechte passiert am allermeisten den scheinbar Einsam-dahinlebenden, und auf der Mensur seinen Mann zu stehen und nicht zu kneifen, verträgt sich übel mit regelmäßigen geschlechtlichen Exzessen. Das ist auch eine den Athleten bekannte Erfahrung, und in jenen Kreisen wird in der Tat meist so geurteilt, daß mit dem Aufhören des bisherigen Studentenlebens die geschlechtlichen Exzesse automatisch wachsen würden.

Ich bin mir wohl bewußt, indem ich dieses niederschreibe, daß ich damit eigentlich mehr den Zustand vergangener Zeiten andeute, als den der letzten Jahrzehnte, des sogenannten wilhelminischen Zeitalters, in welchem es in diesen Dingen anders und keineswegs besser geworden war. Aber es ist mir ja auch nicht darum zu tun, das deutsche Wesen zu schildern in seiner letzten Phase, bevor es in den großen Schmelztiegel der Revolution geworfen wurde, aus dem es jedenfalls wieder in anderen Formen hervorgehen wird, sondern das deutsche System in diesen Dingen, wie es jahrhundertelang bestand und dessen Wirkung aufgezeigt werden soll. Jedenfalls steckt in den Stämmen germanischen Bluts mehr Streben zu einer ausgiebigen körperlichen Betätigung, und diese ist zunächst als ein Gegengewicht gedacht oder empfunden gegen das ihnen unsympathische und auch unhygienische Stubenhocken der gelehrten und kaufmännischen Berufe. Ist aber zugleich auch wirksam als Ablenkung der Jugend vor allzuviel erotischen Erregungen, die in ihren Folgen unter Umständen noch viel bedenklicher sind, und in

dieser doppelten Wirkung wurden sie (z. T. halb unbewußt) festgelegt in der Volkssitte.

Für die mittleren Stände, die nicht die hohe Schule des Geistes und der freien Künste beziehen, springt in gleichem Sinne das Turnen in die Bresche und das Wandern, letzteres auch entsprechend vom Volksliede verherrlicht. Der Sport ist erst ganz neu und spezifische englische Erfindung.

Die Engländer, der übrigen Welt in der Kultur und Zivilisation ein gutes Jahrhundert voraus, da ihr Land nicht unter Rückschlägen (infolge von kriegerischen Invasionen des Landes) gelitten hat — womit nicht gesagt sein soll, daß sie auf einer höheren Kulturstufe stehen; denn der Weg der Zivilisation führt ebensowohl durch Täler wie über Berge — die Engländer, wollte ich sagen, haben schon lange begriffen, daß das Turnen (d. h. die Leibesübung aus der wissenschaftlichen Theorie einer gesundheitlichen Bedeutung) selbstverständlich langweilig ist, daher nur die Wenigen zu begeistern pflegt, die dabei ganz Ausgezeichnetes zu leisten imstande sind. Daher gewinnt Turnen, wie gleichfalls gesundheitsförderliche Heilgymnastik und Massage, mag es nun „Müllern“ heißen oder nach einer anderen Autorität benannt sein, niemals die Volkstümlichkeit wie ein körperliches Spiel, das im Grunde den gleichen Zweck verfolgt. Ein Spiel gehört ja in die Kategorie der Künste, und die Sportspiele sind darum so interessant, daß sie Hunderte von Zuschauern locken und ein ausgezeichneter Fußball- oder Hockeyspieler von seiner Leistung leben kann. Das Wesen der Kunst aber liegt bekanntlich in der Illusion, und in der Tat vermag ein jedes Sportspiel ein Leben vorzutäuschen, das reich ist an seelischen Spannungen und Überraschungen angenehmer Art. Der tiefer liegende (langweilige) Zweck der Körperübung bleibt dabei den Spielenden verborgen.

Darum muß historisch der Sport über das Turnen obsiegen, und England hat also auf diesem Gebiete den anderen Nationen den Weg gewiesen, in erster Linie den germanischen, die unter allen zu der Leibesübung am meisten Neigung haben; womit nun aber natürlich nicht gesagt sein soll, daß ein jeder Sport Nachahmung verdient.

Erreicht wurde in jedem Falle mit der Begünstigung des Sportes in England — in der Richtung der Ableitung von Gedanken und Gewohnheiten, die sonst den Geist der Jugend allzusehr beschäftigen — mehr als mit dem deutschen System. Aber fast will es scheinen, daß man dort noch über das Ziel hinausschoß. Der moderne Engländer ist körperlich beinahe nur noch Muskel und geistig nur noch Wille. Die Ausbildung des Herzens und eines allseitig gebildeten Geistes fängt dabei nachgerade an zu kurz zu kommen. Er braucht diese Organe bei der großen völkischen Arbeitsteilung beinahe nicht mehr. Herzliche Teilnahme ist dem großen Manager aller geldbringenden Unternehmungen der Welt nur lästig, und jede ergänzende Begabung, deren er zu dieser bedarf, kann er sich kaufen, wenn er sich nur die rasche Entscheidung, für die er getraint ist, vorbehält.

Aber den Zweck, von dem wir hier reden, hat der Engländer verhältnismäßig am besten erreicht, und daher sollten auch wir den

Sport bis zu einem gewissen Grade begünstigen, als eine Quelle von unversiegbarer Volkskraft. Ich hebe das hervor, da viele jetzt, angesichts unserer Armut, geneigt sind, denselben als einen bloßen Luxus von der Hand zu weisen.

Man beachte auch, daß die Engländer auch wohl nicht zum kleinen Teil durch ihre konsequente sportliche Betätigung, in ihrem Willen so stark geworden sind, daß sie, obwohl sie als typisches Kolonialvolk dazu am meisten in Versuchung gekommen sind, die Vermischung mit den farbigen Rassen ganz in den Bann zu tun vermochten, freilich durch das harte Mittel, alle Mischlinge, auch nur mit einem Sechzehntel dunkelem Blute, aus der Gesellschaft zu boykottieren, während die gleichfalls ehemals mit Glück kolonisierenden Portugiesen durch Nichtbeachtung dieses wichtigen Grundsatzes ihre Rasse gründlich verdorben haben, und auch die kühleren Holländer auf dem Wege zu dem gleichen Ergebnisse sind.

Wenn an der Wirksamkeit des englischen Mittels somit nicht gezweifelt werden darf, so muß zum Schlusse doch noch gesagt werden, daß auch der Sport nur eine Ablenkung bedeutet und keinen kategorischen Imperativ: „Du sollst nicht" darstellt. Ganz ohne Ethik kann die drohende Gefahr überhaupt nicht beseitigt werden. Aber auch in dieser Beziehung wäre daran zu erinnern, daß eben die Kirche von den Engländern planmäßig (wenn auch keineswegs aus innerer Herzensfrömmigkeit) mit der gleichen Energie begünstigt wird, wie alles, was jenseits des Kanals zu einem anständigen Leben für notwendig erachtet wird. Und die Kirche ist es ja, die den kategorischen Imperativ für ganze Völker zugänglich macht und mit eindrucksvoller Weihe umgibt.

In neuester Zeit wird nun auch noch, namentlich durch den Stifter der Darmstädter Schule der Weisheit, den Grafen Keyserling, die japanische Lösung des Sexualproblems dringend empfohlen. Keyserling schließt sich nach Studium der Angelegenheit an Ort und Stelle unbedingt der Meinung ostasiatischer Sozialpolitiker an, daß die Europäer durch ihre „ungeheure Brutalität" in geschlechtlichen Dingen, eine Eigenschaft, die vielleicht mit dem starken Fleischgenusse in Beziehung steht, dazu gezwungen seien, unmögliche Keuschheitsideale aufzustellen, die den Zweck haben, den unbändigen Trieb nach Kräften einzudämmen.

Der mehr vegetarisch lebende Asiate sieht in dem Triebe etwas ganz Unschuldiges, und Freudenhäuser sind ihm etwas Selbstverständliches, und niemandem wird es verübelt, dieselben zu besuchen. Aber die bei uns nur eben geduldeten und gesellschaftlich niedrig gehaltenen Einrichtungen werden in Asien ästhetisch gehoben, ja wohl gar mit religiösen Riten in Beziehung gebracht. Die japanische Geisha steht ästhetisch und gesellschaftlich noch weit höher als die französische Grisette und ist in mancher Beziehung der altgriechischen Hetäre vergleichbar. Es ist aber natürlich schwer, über diese asiatischen Dinge ein gewissenhaftes Urteil zu gewinnen.

Das Geschlechtsleben des russischen Studententums der Revolutionszeit.

Von Dr. S. Weißenberg
in Elisabethgrad (Ukraine).

Meinen Aufsatz über das Geschlechtsleben der russischen Studentinnen im Aprilheft 1924 dieser Zeitschrift schloß ich mit den Worten: Höchst wünschenswert wäre es jetzt, die Enquete zu wiederholen, um nachzuprüfen, ob das moderne Rußland mit den Qualen der „alten Ordnung“ auch jene der „alten Liebe“ abgeschüttelt hat. Das Interesse, das das Geschlechtsleben in allen Bevölkerungsklassen erweckt hat und das mit der Revolution noch gesteigert ist, war wohl der Grund dafür, daß eine solche Enquete schon im Jahre 1922 unter den Studenten sämtlicher Hochschulen in Moskau zur Ausführung gelangte. Die Resultate dieser Enquete liegen jetzt, von einem ihrer Urheber, S. Hellmann, gründlich bearbeitet, in Buchform vor [1]; ich glaube, daß eine kurze Wiedergabe ihrer Hauptergebnisse den Lesern der Z. f. S. erwünscht sein muß, besonders als Vergleichsmaterial zu dem obengenannten Aufsatz.

Der Fragebogen ließ leider manches zu wünschen übrig, was auch der Verfasser selbst freimütig anerkennt. Seine Schwächen lagen aber nicht am Mangel an gutem Willen der Kommission, sondern waren eher und tatsächlich Folge der schlimmen Zeiten und deshalb unvermeidlich. Aber schon die Ausführung an und für sich einer Enquete zu einer so schwierigen Zeit soll dazu veranlassen, den Urhebern gegenüber weniger Kritik und mehr Dankbarkeit zu üben.

Es wurden im ganzen 1552 Fragebogen verarbeitet — eine sehr stattliche Zahl, die bindende Schlüsse zuläßt. Dem Geschlechte nach waren 1214 oder 78 Proz. männlich und nur 338 oder 22 Proz. weiblich.

Dem Alter nach standen zwischen 16 und 21 Jahren 579 oder 37 Proz., zwischen 22 bis 26 Jahren 676 oder 42,5 Proz. und über 26 Jahre 297 oder 20,5 Proz., wobei in dieser Beziehung beide Geschlechter etwa das Gleichgewicht behielten.

Was die soziale Lage der Studierenden anbelangt, so stammten 45 Proz. aus dem Arbeiter-, 38 Proz. aus dem Bauern- und nur 17 Proz. aus dem Kleinbürgerstande. Letztere Kategorie war unter den Frauen fast doppelt so stark vertreten, was dafür spricht, daß auch die jüngere weibliche Generation des Arbeiter- und Bauernstandes von der Freiheit weniger angehaucht ist als die männliche. Im ganzen ist aber die Studentenschaft von heute ganz anders zusammengesetzt als früher, wo ein Arbeiter- oder Bauernabkömmling eine Seltenheit war, während das Gros den besser situierten Klassen angehörte.

Die nationale Gliederung fehlt leider, was ein großes Minus der Enquete ausmacht, da das moderne russische Studententum,

[1]) J. Hellmann, Das Geschlechtsleben der zeitgenössischen Jugend. Moskau und Petrograd 1923, Staatsverlag. 150 S. 8°, russisch.

obgleich äußerlich international, innerlich doch in der Tiefe der Seele nationale Gedanken hegt, schon ganz und gar abgesehen vom Einfluß der rassischen Konstitution auf die Lebenserscheinungen.

Bezüglich des sachlichen Inhalts der Antworten läßt sich erstens feststellen, daß das Erwachen des Geschlechtsgefühls im allgemeinen auch hier ein sehr frühes, dabei jedoch insofern eine Abweichung zu bemerken ist, als dieses Gefühl im Vergleich mit den bisherigen Enqueten eine gewisse Verschiebung nach den höheren Jahrgängen aufweist. So glaubten je 15 Proz. der Studenten und Studentinnen dieses Gefühl schon vor dem 10. Lebensjahre gespürt zu haben, während 33 Proz. der Studenten und nur 23 Proz. der Studentinnen das erste Geschlechtsgefühl zwischen dem 10. und 14. Lebensjahre bemerkt haben und es bei den übrigen, d. h. bei 52 Proz. der Studenten und bei 62 Proz. der Studentinnen, erst nach diesem Alter auftrat. Beinahe die Hälfte hatte somit Geschlechtsempfindungen noch vor dem Eintritt der Geschlechtsreife, geschweige denn der physischen Reife. Es scheint somit diese Disharmonie für einen großen Prozentsatz der Menschen etwas Konstantes zu sein; ihre Ursachen sind teilweise innerer, teilweise jedoch äußerer Natur. Wenn aber Hellmann glaubt, daß das frühere Auftreten des Geschlechtsgefühls in den vorhergehenden Enqueten dem Umstande zuzuschreiben sei, daß hier arbeitende, während dort nichtstuende Bevölkerungsschichten in Betracht kommen, so muß ich dem widersprechen, da das Geschlechtsleben der niederen Klassen meistens offen vor sich geht und somit für die heranwachsende Jugend mehr Reize bietet als sonst. Obiges Resultat ist vielleicht nur Folge der geringeren Intelligenz der Befragten, worauf auch Hellmann selbst hindeutet. Bemerkenswert sind auch die Geschlechter-Unterschiede in dieser Beziehung, indem die ersten Geschlechtsempfindungen bei den Studentinnen bedeutend später auftreten, was teilweise wohl in den überall anderen, mehr isolierenden Erziehungsformen der Mädchen seinen Grund hat. Es scheinen dabei aber auch andere Faktoren, vielleicht innersekretorischer Natur mitzuspielen. So erschien bei 10 Proz. der Frauen das Geschlechtsgefühl erst mit 19—20 Jahren und bei 3 Proz. noch später, während 9 Proz. überhaupt nie geschlechtliche Sensationen empfanden — Erscheinungen, die bei der männlichen Jugend nicht anzutreffen waren.

Von den Faktoren, die das frühe Erwachen des Geschlechtsgefühls veranlaßten, scheinen solche innerer Natur gewesen zu sein bei den Studenten in 24 Proz. und bei den Studentinnen in 33 Proz., dagegen waren solche äußerer Art bei 76 Proz. der Studenten und bei 67 Proz. der Studentinnen. Letztere lassen sich folgendermaßen detaillieren: 1. Einflüsse der Freunde in 33 Proz., dagegen der Freundinnen in nur 19 Proz., 2. Einflüsse der Spiele mit anderem Geschlecht bei 30 Proz. der Studenten und nur bei 13 Proz. der Studentinnen, 3. Einflüsse von Literatur, Theater und Kino bei 10 Proz. der Studenten, dagegen bei 27 Proz. der Studentinnen, 4. Einfluß Erwachsener bei 1 Proz. der Studenten und bei 4 Proz. der Studentinnen. Die sonst nicht unerhebliche verführerische Rolle der Bedienung fällt hier aus Mangel einer solchen selbstverständlich weg, dagegen scheint mir das Benehmen der Eltern, dessen Anstößigkeit

nur in 4 Fällen votiert ist, sehr fragwürdig zu sein, und zwar schon wegen der engen Raumverhältnisse.

Trotz des frühen Erwachens des Geschlechtsgefühls ist die Zahl der Onanietreibenden gering, indem 53 Proz. der Studenten und nur 15 Proz. der Studentinnen dies bekannten. Bemerkenswert ist, daß 35 Proz. der Frauen und nur 9 Proz. der Männer schon vor dem 10. Lebensjahre zu onanieren anfingen, und zwar 3 Mädchen schon mit 5 Jahren. 39 Proz. der Frauen und 31 der Männer taten es zwischen 11 und 14 Jahren, während die übrigen 26 Proz. der Frauen und 60 Proz. der Männer zu dieser Manipulation erst nach ihrem 14. Lebensjahr griffen, und zwar mancher Jüngling erst mit 20 Jahren und sogar noch später. Was die Dauer der Masturbation anbelangt, so trieben sie 27 Proz. der Männer und 15 Proz. der Frauen kürzere Zeit als ein Jahr, 46 Proz. der Männer und 47 Proz. der Frauen bis zu 5 Jahren und die übrigen 26 Proz. der Männer und 38 Proz. der Frauen noch mehr, wobei einige es sogar 20 Jahre lang taten. Erwähnenswert ist, daß die Frauen nicht nur früher zu onanieren anfangen, sondern es auch länger treiben, was auch andere beobachtet haben. Eine plausible Erklärung dafür läßt sich einstweilen nicht finden. Als veranlassende Momente zur Onanie dienten: 1. innerer Drang bei 44 Proz. der Studenten und 42 Proz. der Studentinnen, 2. Einflüsse von Freunden und Freundinnen bei 38 Proz. der Studenten und 35 Proz. der Studentinnen, 3. aufreizende Literatur bei 11 Proz. der Studenten und 16 Proz. der Studentinnen und 4. verschiedene andere Ursachen bei je 7 Proz. der Studenten und Studentinnen. Was den Einfluß der Masturbation auf die Gesundheit anbelangt, so negierten 86 Proz. der Studenten jedwede Schädigung in dieser Beziehung, 42 Proz. klagen jedoch über verschiedene neurasthenische Folgen, und nur 2 Proz. glauben sogar eine gute Wirkung auf ihre Gesundheit bemerkt zu haben. Diese Frage wurde leider im weiblichen Fragebogen ausgelassen. Auch das Verhältnis zum anderen Geschlecht alteriert die Onanie nur wenig, indem 52 Proz. der Männer und 61 Proz. der Frauen in dieser Beziehung keine Veränderung feststellten. Von den übrigen Männern wollen 7 Proz. Haß gegen die Frau, 24 Proz. Verstärkung des Geschlechtstriebes und nur 0,5 Proz. dessen Verminderung bemerkt haben. Interessant sind die Angaben über Anfang der Onanie und Eintritt des Geschlechtsgefühls. Bei 11 Proz. der Männer gegen 47 Proz. der Frauen ging die Masturbation dem ersten Geschlechtsgefühl voraus, und zwar bis zu 10 Jahren. 31 Proz. der Männer und 20 Proz. der Frauen geben ein gleichzeitiges Auftreten beider Erscheinungen an und bei 58 Proz. der Männer und 33 Proz. der Frauen war die Onanie die spätere Erscheinung. Über das Verhältnis zwischen Onanie und geschlechtlichem Verkehr läßt sich nur nach den männlichen Antworten ein richtiges Urteil gewinnen. In 86 Proz. ging die Onanie dem Geschlechtsverkehr voraus, 14 Proz. fingen somit erst nach erprobtem Geschlechtsverkehr zu masturbieren an, und zwar gezwungen durch längere Pausen im ehelichen Leben meistens als Folge der sozialen und revolutionären Tätigkeit. Bei 44 Proz. sistierte die Onanie mit dem regelrechten Geschlechtsverkehr, dagegen dauerte sie bei

31 Proz. auch nach diesem und bei einigen sogar gleichzeitig mit diesem weiter fort.

Der eigentliche Geschlechtsverkehr beginnt ebenfalls allzufrüh. Abgesehen von einzelnen Knaben, die schon mit 6 bis 10 Jahren koitierten und die dazu wahrscheinlich von älteren Frauenzimmern verführt wurden, und von 3 Mädchen im Alter von nur 5 Jahren, wo es ohne Zweifel sich entweder um Notzucht oder nur um Unzucht gehandelt hat, gaben 7 Proz. der Männer und nur 3 Proz. der Frauen an, geschlechtlich schon vor dem 14. Lebensjahr verkehrt zu haben, 34 Proz. der Männer und nur 10 Proz. der Frauen taten dies zwischen 14 und 16 Jahren, alle übrigen dagegen, und das waren die meisten, nämlich 59 Proz. der Männer und 87 Proz. der Frauen übten geschlechtlichen Umgang erst mit 17 Jahren und noch später aus. Charakteristisch für das Verhalten der Geschlechter in dieser Beziehung ist der Umstand, daß nur 1 Proz. der Männer gegen 5 Proz. der Frauen den ersten Beischlaf nach dem 25. Lebensjahr notiert haben. Die Studentin lebt somit bedeutend enthaltsamer als der Student, was auch daraus zu schließen ist, daß von der Gesamtzahl der Studenten 85,5 Proz., während von jener der Studentinnen nur 53 Proz. ein mehr oder weniger regelmäßiges Geschlechtsleben führten. Auch hier spielt wahrscheinlich die besondere Erziehungsart der Frauen die Hauptrolle.

Für den Zeitpunkt der Reife haben wir bei der Frau in der Menstruation ein charakteristisches Merkmal. Diese trat ein bei 10 Proz. bis zum 12. Lebensjahr, bei 78 Proz. zwischen 13 und 16 Jahren und bei den übrigen 12 Proz. zu 17 Jahren oder noch später. Interessant ist das Verhalten zwischen Menstruation und Geschlechtsleben. Bei 30 Proz. traten Geschlechtsempfindungen verschiedener Art schon vor der Menstruation, und zwar bis zu 10 Jahren ein, bei 18 Proz. traten beide Erscheinungen gleichzeitig auf und bei den übrigen 52 Proz. ging die Menstruation den Geschlechtssensationen voraus, und zwar ebenfalls bis zu 10 Jahren. Einen umgekehrten Gang zeigt das Verhältnis zur Onanie. Letztere ging der Menstruation, und zwar bis zu 12 Jahren in 59 Proz. der Fälle voraus, in 8 Proz. traten beide gleichzeitig auf und in 33 Proz. folgte die Onanie auf die Menstruation, und zwar ebenfalls in einem Zeitunterschied bis zu 12 Jahren. Was endlich den Beginn des Geschlechtsverkehrs anbelangt, so erfolgte dieser bei 3 Proz. vor, bei 1 Proz. gleichzeitig und bei 96 Proz. nach dem Eintritt der Menstruation.

Von den Faktoren, die zum ersten Beischlaf führten, gaben 52 Proz. der Männer und nur 18 Proz. der Frauen inneren Drang an, während alle anderen verschiedene äußere Einflüsse dafür beschuldigten. Diese letzteren sind je nach dem Geschlecht verschieden. So schrieben von den Männern ihre Entgleisung zu: 24 Proz. dem Einflusse von Kameraden, 5 Proz. der Literatur, 1 Proz. dem Spielen mit Mädchen, 3 Proz. der Trunkenheit, 10 Proz. der Verführung durch Frauenzimmer, 0,3 Proz. um die Onanie loszuwerden und nur 0,4 Proz. der Liebe. Dagegen wird letztere von 61 Proz. der Frauen als Motiv ihrer Hingabe angegeben. An 4 Proz.

der Frauen wurde Notzucht verübt, ebensoviele ergaben sich aus Not, und nur 10 Proz. gingen als Virgo in die Ehe ein.

Bei den Studenten wurde auch danach geforscht, mit wem der erste Beischlaf vollzogen wurde, wobei es sich herausgestellt hat, daß als solche dienten: in 28 Proz. der Fälle Prostituierte, in 66 Proz. „andere Personen", in 2 Proz. minderjährige Mädchen und nur in 4 Proz. die Gattin oder ein geliebtes Mädchen. Im verhältnismäßig geringen Gebrauch der Prostitution will Hellmann einen höheren moralischen Stand seiner Befragten erblicken, vergißt aber dabei, daß die „anderen Personen" wohl meistens heimliche Prostituierte waren und daß in den Schichten des heutigen Studententums die Frauen überhaupt zugänglicher sind. Jedenfalls ist aber der Ausfall gegen die Bourgeoisie bei dieser Gelegenheit am wenigsten am Platze.

Was den weiteren Geschlechtsverkehr anbelangt, so gaben 7 Proz. der Studenten und 15 Proz. der Studentinnen an, keinen solchen mehr gepflogen zu haben. Von den übrigen Studenten verkehrten 38 Proz. hauptsächlich mit Prostituierten, 57 Proz. mit anderen Frauenzimmern und nur 5 Proz. mit der Gattin. Manche Antwort ist dabei höchst zynisch und läßt deutlich nicht nur den zerrüttenden Einfluß des Krieges und der Revolution überhaupt, sondern auch die normale geistige Physiognomie manches Studenten erkennen. Einer z. B. schreibt: „In der Jagd nach Weibchen fand ich solche immer und sei es Genossin, Krankenschwester od. dgl." Ein roter Soldat will während der Kriegszeit mit mehr als 700 Frauenspersonen bis zum Alter von 60 Jahren geschlechtlich verkehrt haben, da es sonst schwer fiel, etwas zu essen zu bekommen.

Unter solchen Verhältnissen ist es selbstverständlich, daß die Liebe im Geschlechtsverkehr der Studenten nur eine untergordnete Rolle spielte. Und wirklich gaben solche als Grund dafür nur 16 Proz. an und weitere 28 Proz. bloß die gegenseitige Neigung. Dagegen bezeichneten 54 Proz. den reinen Geschlechtstrieb als einziges Motiv. Umgekehrt bei den Studentinnen, wo 78 Proz. Liebe oder Neigung und nur 7 Proz. den Geschlechtsinstinkt als treibende Ursache des Geschlechtsumgangs notierten.

Der Charakter des Geschlechtsverkehrs war bei 16 Proz. der Studenten und bei 45 Proz. der Studentinnen ein dauernder, bei 58 Proz. der Studenten und 55 Proz. der Studentinnen ein kurzzeitiger und bei 26 Proz. der Studenten, ihrer geringeren Beständigkeit gemäß, ein gemischter.

Das Verhalten dem Beischlaf gegenüber, ist bekanntlich nicht bei allen Frauen gleich und nicht allen angenehm. So schildern das dabei empfundene Gefühl 48 Proz. als Vergnügen, dagegen 14 Proz. als Widerwillen verursachend; 29 Proz. verhielten sich dabei gleichgültig und 9 Proz. je nach den Umständen verschieden.

Dementsprechend verursacht auch die Enthaltsamkeit verschiedene Gefühle, indem 43 Proz. der Frauen dabei eine gewisse Unbefriedigung, 13 Proz. ein mehr oder weniger ausgesprochenes Kranksein und nur 3 Proz. eine gewisse Freude empfanden. Dagegen verhielten sich 41 Proz. der Enthaltsamkeit gegenüber ganz indifferent.

Die Ursachen der Enthaltsamkeit sind bei beiden Geschlechtern verschieden. Die Männer mieden den Geschlechtsgenuß in 33 Proz. aus ethischen Rücksichten, in 11 Proz. aus Mangel an Gelegenheit, in 10 Proz. war es Mangel an Liebe, in 7 Proz. verminderter Geschlechtstrieb und in 2 Proz. Mangel an Geld; die Furcht vor Ansteckung legte den Trieb in 33 Proz. lahm, in 1 Proz. tat es die Furcht vor dem Frauenzimmer. Die Frauen mieden dagegen den Geschlechtsgenuß nur in 18 Proz. aus ethischen Rücksichten; Mangel an Gelegenheit, Liebe und Trieb ist bei ihnen in je 5, 33 und 22 Proz. notiert; gering ist bei ihnen die Furcht vor Ansteckung mit nur 9 Proz.; speziell weiblich ist die Furcht vor Schwangerschaft bei 4 Proz. und die wohl aus ähnlichen Motiven entstandene Furcht vor Gebundensein bei 5 Proz.

Sehr interessant sind die Angaben bezüglich des Einflusses der Revolution auf das Geschlechtsgefühl. Wie auch zu erwarten war, zeigen hier die Männer ein tätigeres Verhalten als die Frauen. So ließ sich keine Veränderung im Geschlechtsgefühl bei nur 34 Proz. der Männer gegen 59 Proz. der Frauen feststellen, während 13 Proz. der Männer und 10 Proz. der Frauen dessen Verstärkung, dagegen 53 Proz. der Männer und 31 Proz. der Frauen dessen Verminderung angaben.

Gehen wir nun zum ehelichen Leben über. Es waren im ganzen verheiratet: von den Studenten 21 Proz. und von den Studentinnen 31 Proz. Das Alter des Eheeintritts war ein sehr frühes. Ein Proz. der Studenten und 11 Proz. der Studentinnen waren schon mit 16 Jahren verheiratet. Im Lebensalter von 21 Jahren standen schon 48 Proz. der Studenten und 75 Proz. der Studentinnen unter ehelichem Joch. Weitere 38 Proz. der Studenten taten dasselbe zwischen ihrem 22. und 25. Lebensjahr. Mit 25 Jahren waren somit schon 86 Proz. der Männer verheiratet und von den Frauen waren es sogar schon 98 Proz.

Andererseits sind die Motive beachtenswert, die zur Ehelosigkeit führen. 12 Proz. der Studenten und 33 Proz. der Studentinnen beschuldigen dafür den Mangel an Liebe, 29 Proz. der Studenten und nur 7 Proz. der Studentinnen hält materielle Unzulänglichkeit zurück, 8 Proz. der Studenten die mit dem Leben des Soldaten oder Revolutionärs verbundene Unstetigkeit, die meisten — 40 Proz. der Studenten und 36 Proz. der Studentinnen — schreckt aber die Perspektive des Gebundenseins vor der Ehe zurück. Für die Studentinnen ist noch die Furcht vor Schwangerschaft in 10 Proz., die Negierung der Ehe in 8 Proz. und die Angst vor dem Beischlaf in 1 Proz. charakteristisch.

Die Tatsache, daß 62 Proz. der verheirateten Studenten auch außerehelich geschlechtlich verkehren, ist ein schlechtes Zeugnis für die proletarische Moral, und Beschönigungen sind hier wenig am Platze, um so weniger als die eheliche Treue von 57 Proz. der Studenten schon kurze Zeit nach dem Honigmonat gebrochen wurde. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit in der Ehe scheint mit den Jahren überhaupt zu fallen, da der Prozentsatz der Untreue allmählich steigt und zu Ende des ersten Dezenniums etwa 85 erreicht.

Charakteristisch für die herrschenden Zustände ist es auch, daß trotz des jungen Heiratsalters nur 10 Proz. der Männer keusch in die Ehe traten.

Im Zusammenhang damit ist es nicht auffallend, daß die Ehe unter den Idealen des sexuellen Verkehrs nur eine untergeordnete Rolle spielt, indem bloß 21 Proz. der Männer und 14 Proz. der Frauen für sie plädieren. Die meisten — 51 Proz. der Männer und 67 Proz. der Frauen — sind für länger dauerndes Zusammenleben; 12 Proz. der Männer und 7 Proz. der Frauen verteidigen jedoch ein kurzzeitiges, 3 Proz. der Männer und 2 Proz. der Frauen sogar nur ein zufälliges Zusammenkommen; für freie Liebe ohne jede zeitliche Gebundenheit traten 10 Proz. der Männer und 9 Proz. der Frauen ein.

Und nun zu den venerischen Krankheiten, dessen Prozentsatz unter den Männern mit nur 19 sehr gering ist, was wohl einerseits Ausfluß der frühen Ehen, hauptsächlich aber Folge des frühen Geschlechtsverkehrs mit entgegenkommenden seinesgleichen aus derselben Bevölkerungsschicht ist. Aber auch unter solchen Umständen erkrankten die meisten — 57 Proz. — noch vor ihrem 20. Lebensjahr. Gonorrhöe hatten 71 Proz., Syphilis 7 Proz., weichen Schanker 22 Proz. Unter den letzteren war wahrscheinlich mehr als die Hälfte syphilitisch. 80 Proz. der Erkrankten ließ sich behandeln und von diesen sollen 90 Proz. die Kur beendet haben.

Sexuelle Aufklärung erhielten von den Eltern nur 1 Proz. der Studenten und 4 Proz. der Studentinnen, von den Lehrern je 1 und 2 Proz., aus Büchern je 24 und 40 Proz., von Bekannten je 34 und 24 Proz., zufällig je 13 und 20 Proz., aus verschiedenen anderen Quellen je 27 und 8 Proz. Nur 1 Proz. der Frauen wurde erst vom Gatten instruiert, was in höheren Schichten viel häufiger der Fall ist.

Von den verheirateten Frauen hatten nur 30 Proz. Kinder, dagegen waren 44 Proz. schwanger, 14 Proz. suchten somit im Abortieren ihr Heil. Von den ersteren hatten 78 Proz. nur ein Kind, 16 Proz. zwei Kinder und nur 6 Proz. noch mehr Kinder. Von den Aborten waren 58 Proz. künstliche. Das alles ist jedoch Lebensgrauen, da die Natur der Frau dringlich nach dem Kinde verlangt, was sich unzweideutig auch darin äußert, daß 63 Proz. von den kinderlosen Frauen ihre Gefühle als Unbefriedigtsein, Leere und Bangigkeit schilderten. Dagegen bezeichneten das Mutterschaftsgefühl 44 Proz. als Glück, 39 Proz. als Lebensfülle, aber auch volle 67 Proz. als Unglück und Enttäuschung, was ein beredtes Zeugnis für die Nöte des modernen Lebensglücks überhaupt ist. Etwa 90 Proz. stillten ihre Kinder selbst.

Von den verheirateten Frauen gebrauchten 23 Proz. Vorbeugungsmittel, und zwar 62 Proz. von ihnen aus ökonomischen, 6 Proz. aus ästhetischen, 10 Proz. aus Gesundheits- und 22 Proz. aus Freiheitsrücksichten.

Bei 64 Proz. der verheirateten Frauen blieb das Interesse an der sozialen Arbeit unverändert, 22 Proz. wollen sogar eine Steigerung und nur 14 Proz. eine Herabsetzung der Betätigung bemerkt haben.

Von Perversitäten haben nur 2 Frauen Homosexualismus angegeben.

Ich will aus den obigen Zahlen keine Schlüsse ziehen, denn das wäre Sache einer vergleichenden Bearbeitung nach Geschlecht, Nationalität, Stand u. dgl., wozu aber die Zeit schon darum noch nicht gekommen ist, weil das vorliegende Material für eine solche Betrachtung einstweilen noch nicht ausreichend genug ist. Und wenn Hellmann es dennoch tut, und zwar mit bei heutiger Konjunktur unvermeidlichen Ausfällen gegen die Bourgeoisie, die erst alles Gemeine in die Welt gebracht und großgezogen habe, so schadet er nur seiner Arbeit, die durch mehr Objektivität gewonnen hätte. Jedenfalls hat aber das vorliegende Material nicht als reines Revolutionserzeugnis zu gelten, da mancher Befragte noch mit Leib und Seele in der Vorrevolutionszeit steckte. Das eigentliche Revolutionsgesicht ist erst nach 5—10 Jahren zu erwarten und erst dann wird sich beurteilen lassen, was die Revolution im Geschlechtsleben Böses oder Gutes geschaffen hat.

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Erotischer Trieb und sexuelle Kriminalität.

In der „Polizeifachkunde", 1924, Nr. 7, veröffentlicht Kriminaloberinspektor Detloff von Behr einen von ihm in der Vereinigung für Schul- und Erziehungsfragen in Berlin gehaltenen Vortrag, der eine ungewöhnlich klare und präzise Darstellung der Anforderungen der Strafgesetze an die geschlechtliche Sittlichkeit gibt. Am Schlusse stellt von Behr die überraschend geringe Zahl der Verurteilungen wegen „Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit" fest (im Deutschen Reiche im Jahre 1917 4103 gegen 165 899 wegen Eigentumsdelikte, 19 745 wegen Beleidigung und übler Nachrede und 11 253 wegen Betruges) und fragt, welche Kräfte es seien, die den Geschlechtstrieb so in Zaum zu halten vermögen: „Die Strafen können es weder ihrem Maße nach sein, noch ihrem Wesen nach. Denn Strafen sind, als Erziehungsmaßnahmen betrachtet in Haus, Schule und Staat, doch wohl nichts anderes als eine therapeutische Verlegenheitsmedizin dem Sünder eingegeben, aber kein prophylaktisches Nahrungs- und Aufbaumittel für den Guten. Daß eine Verminderung der Sexualreize vorliege, läßt die Sexualwissenschaft nicht gelten, sie nimmt vielmehr an, daß die verbesserten wirtschaftlichen Verhältnisse und die Kultur und Zivilisation die Sexualreize erhöht haben.

Es sind vielmehr die geistigen Kräfte, die den Geschlechtstrieb in so ungeheurem Maße eindämmen. Die Kulturreligionen mit ihrem durch Jahrhunderte von Generation zu Generation vererbten Einfluß, mißbilligen die Eigenbefriedigung, die Befriedigung mit dem Partner gleichen Geschlechts und auch dem andersgeschlechtlichen Partner, sofern nicht die Verbindung durch die Ehe sanktioniert ist und sofern nicht der Sexualakt der Erzeugung von Nachkommen dient.

Diesen religiösen Hemmungen stellen sich in neuerer Zeit diejenigen der Hygiene zur Seite, die in ihren Forderungen zwar nicht ebenso schroff, vielfach aber überzeugender und einleuchtender ist. Auch die Hygiene betont die Schädigung der Eigenbefriedigung, warnt vor allem vor jedem wahllosen Geschlechtsverkehr als Gefahrenquell für den Erwerb einer Geschlechtskrankheit, deren Folgen durch aufklärende Schriften, Bilder, Filme und Vorträge vielleicht etwas übertrieben werden, und warnt weiter — auch in der Ehe — vor dem Gebrauch von empfängnisverhütenden Mitteln als schädlich für Nerven und Unterleibsorgane.

Weder der Religion noch der Hygiene wäre es aber wohl gelungen, den Geschlechtstrieb auf eine so geringe Möglichkeit zum Ausleben einzuschränken, wenn den beiden Kräften nicht in dem Wesen des Triebes selbst ein Helfer erstanden wäre. Dem Geschlechtstrieb eignet nämlich in hohem Maße die Fähigkeit, sein Ziel gegen ein nicht geschlechtliches, doch mit ihm verwandtes, eintauschen zu können. Man nennt diese Zielverschiebung, die der Kulturarbeit ganz außerordentlich große Kraftmengen zur Ver-

fügung stellt, Sublimierung. Sie ist es, die es den sittlich-religiös-hygienischen Vorstellungen ermöglicht, in immer steigendem Maße das Sexualleben des Menschen zu ordnen und eine viel größere Wirkung auszuüben, als die Bestimmungen des Strafrechts.

Daß in der übergroßen Einengung des Sexualtriebes, und besonders in den Hemmungen, die nicht durch eine Sublimierung gestützt und verklärt werden, große Gefahren für die seelische und körperliche Gesundheit des Menschen liegen, ist selbstverständlich, und die moderne Seelenheilkunde weist mit allem Nachdruck auf diese Schäden hin. Der Nervenarzt von heute ist geneigt, viele Neurosen und die in ihrem Gefolge auftretenden Krankheiten auf die Basis sexueller Hemmungen und ungenügender Sublimierung zurückzuführen.

Die große Aufgabe aller Eltern und Erzieher muß es danach sein, die heranwachsende Jugend so zu führen, daß sie ihren Weg sicher hindurchfindet zwischen den beiden dunklen Gefahrpolen — einer krankhaften Hemmung und einer zügellosen Triebentfaltung.

Die krankmachende Hemmung kann erstens dadurch vermieden werden, daß die Jugend das Geschlechtliche wieder als große, heilige Naturkraft verehren lernt. Befreit von Dunkel und Schmutz, befreit von dem Stempel der Sünde und des Verwerflichen, verliert das Geschlechtliche viel von seiner Qual. Zweitens aber kann die Hemmung ihrer Schäden entkleidet werden durch dasselbe Mittel, das zugleich auch das beste ist, um der Triebe Herr zu werden durch die Sublimierung. Wer die Möglichkeit und die Fähigkeit hat, sich für irgendeine Arbeit, eine Idee ganz einzusetzen und zu begeistern, der wird in diese Begeisterung, in dieses Streben nach etwas Großem, Idealem immer eine Fülle seiner sexuellen Kräfte überführen können.

Aus diesem Gedankengange heraus läßt Toller den Großhahn in seinem Hinkemann sagen: „Die Liebe! Sehen Sie, die reichen Leute haben so viele Sachen, mit denen sie sich amüsieren . . . Badereisen und Musik und Bücher . . . aber unsereiner? . . . Für uns Proleten ist die Liebe ganz was anderes als für die reichen Leute. Sie ist für uns . . . sozusagen . . . der Lebenskern." Die Liebe, von der Toller hier spricht, ist die rein sexuelle Liebe. Ihr Umwandlungsmöglichkeiten, und nicht nur für den Reichen, sondern auch den sogenannten Proleten, zu geben, ist die Aufgabe des Erziehers. Die Ableitung braucht nicht immer durch Musik und Bücher zu erfolgen, für die dem Armen vielfach äußere wie innere Mittel fehlen werden. Jede zweckvolle, planmäßige Beschäftigung, der sich ein Mensch intensiv und gefühlsbetont widmet, kann diese Aufgabe erfüllen. Erwähnt seien nur der Sport, das Wandern, das Sammeln, soziale, politische, religiöse Betätigung und vieles andere mehr.

Erziehen wir also unsere Kinder einerseits zu dem, was Johannes Wedde die mit dem Geiste versöhnte schöne Sinnlichkeit nennt, und wecken wir andererseits in ihnen die Fähigkeit, sich mit Begeisterung betätigen zu können — damit sie zu Menschen erwachsen, die frei von Ängsten und unbeherrscht von ihren Trieben sind und in steter Förderung ihres Wesens und der Kultur der Zeit entgegenreifen, von der wir heute immerhin vielleicht schon träumen dürfen, der Zeit, in der eine starke und freie Sittlichkeit alle Rechtsschranken des Sexuallebens überflüssig macht."

Über ein Zeichen des nahenden Todes.

In der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, 1924, Nr. 24, lenkte unser Mitarbeiter Dr. P. Orlowski die Aufmerksamkeit der Ärzte auf ein Symptom, das „ziemlich exakt etwa 3 Wochen vor dem Tode" auftritt und in fürchterlichem Mißverhältnis zum Allgemeinzustand der schwer Kranken steht: einen plötzlichen und sehr heftigen Geschlechtstrieb. Orlowski, obwohl er infolge seiner besonderen fachärztlichen Praxis nur in vereinzelten Fällen Menschen sterben sieht, hat das fünfmal beobachtet. Und zwar handelte es sich um: Gonorrhöische Sepsis, die 6 Monate dauerte; Sepsis nach Geburt, wahrscheinlich gonorrhöischen Ursprungs, die nach 7 Monaten ad exitum kam; Kehlkopftuberkulose mit 2½jährigem, Blasentuberkulose mit 1½jährigem und Allgemeintuberkulose mit 2jährigem Krankenlager. Alle fünf waren zwischen 20 und 30 Jahren, also im besten geschlechtskräftigen Alter. Die Symptome mit tagelanger Schlaflosigkeit, Umherwerfen im Bett, Schweißausbrüchen, glänzenden Augen waren für die Umgebung ebenso schauerlich wie für den armen Kranken fürchterlich, da sie, mit Ausnahme der Frau, bei der Trostlosigkeit des Zustandes eine Hoffnung auf eine plötzliche Besserung der Krankheit nicht zu fassen vermochten.

„Zur Erklärung könnte man für die beiden Sepsisfälle etwa folgendes anführen: Von diesen beiden sowie auch in sonstigen Fällen habe ich nie gehört daß sie während ihres Krankenlagers durch den Geschlechtstrieb belästigt wurden, im Gegensatz zu den

Tuberkulosefällen. Man könnte nun annehmen, daß in den akuteren Fällen die zugeführten Nahrungsstoffe und die Konsumtion des Körpers, die in beiden Fällen etwa 40 Proz. des Körpergewichts erreicht hatte, ausschließlich zum Abwehrkampf verwendet werden; ist der Minimalbestand des Körpers erreicht, so tritt die Ernährung und hormonale Produktion der Keimzellen wieder in Aktion. Die chronisch verlaufenden Tuberkulosefälle, mit der parallelen und gleichmäßigen Konsumtion der Organe, auch der Hoden, machen aber diese Erklärung unwahrscheinlich und zwingen zu der mystischen Auffassung, daß die Natur einen letzten, sinnlosen und grausamen Versuch zur Erhaltung der Art macht. Ebenso scheint der gleiche Zeitintervall von 3 Wochen auf einen tieferen Rhythmus des Lebensablaufes hinzuweisen."

Eine Methode zur serologischen Geschlechtsbestimmung im Mutterleibe

haben die Herren Lüttke und v. Mertz in Halle ausgearbeitet. Nach einem von ihnen am 5. Juli in Halle gehaltenen Vortrage sind sie in der Lage, mit 100 Proz. Sicherheit vom 5. Monat ab das Geschlecht des Kindes im voraus zu bestimmen. Auch sind sie in der Lage, bestehende Schwangerschaft mit Hilfe dieser Methode kurze Zeit nach der Konzeption festzustellen.

Bücherbesprechungen.

1) Freud, Sigmund: **Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva".** (Schriften zur angewandten Seelenkunde, Heft 1.) 3. Aufl. Leipzig u. Wien 1924, Deuticke.

Von Privatdozent Dr. Birnbaum.

Diese vor Jahren zum ersten Male erschienene Schrift sucht an einem dichterischen Werke die Gültigkeit der am neurotischen Material gewonnenen psychoanalytischen Anschauungen zu erhärten. In der Neuauflage ist noch die Stelle erhalten geblieben, wo der Autor von seiner wissenschaftlichen Einsamkeit spricht. Das ist nun inzwischen anders geworden, und diese dritte Auflage gibt wieder einem neuen Leserkreis Gelegenheit, sich an dem Geistreichtum Freudscher Psychologie und der Eleganz seiner Diktion zu erfreuen.

2) Ferenczi, S., und O. Rank: **Entwicklungsziele der Psychoanalyse.** Zur Wechselbeziehung von Theorie und Praxis. Wien, Leipzig u. Zürich 1924, Internationaler psychoanalytischer Verlag.

Von Dr. Harald Schultz-Hencke.

Was man gewöhnlich unter dem Namen Psychoanalyse zusammenzufassen gewohnt ist, enthält eine so differente Mannigfaltigkeit von Einzelgebieten, daß die Entwicklung „der" Psychoanalyse als Wissenschaft sich notwendig lebhafter bald mit dieser, bald mit jener Seite des Ganzen beschäftigen muß. In der vorliegenden Arbeit handelt es sich im wesentlichen um die Technik der Analyse: Was tut derjenige, der in therapeutischer Absicht richtig handelt? Was geht im Patienten vor? Und dann historisch gefragt: Was tat man früher; was hatte man damals für Vorstellungen über jene Vorgänge? Und schließlich: Wie hat die Entdeckung immer neuer seelischer Tatsachen und Zusammenhänge der Technik ihre Wege gewiesen? Aus dem Bilde, das beide Autoren in gemeinsamer Arbeit entwarfen, wird sich nicht nur dem ausübenden Analytiker, sondern in hohem Maße auch dem wissenschaftlich und allgemein an der Psychoanalyse Interessierten eine Fülle von Hinweisen ergeben. Das riesige Gebiet an elementaren Tatsachen, als individuell nie wirklich erschöpfbar, fordert geradezu immer neue Gesichtspunkte. Jeder neue perspektivische Ausgangspunkt, jedes Hinlenken der Aufmerksamkeit auf eine bisher nicht oder nicht so verfolgte Linie, erweitert den Umfang des Anschaulichen. Dabei mag man über einzelne theoretische Zusammenhänge denken wie man will. Blitzt im Analysierenden irgendwo ein neues Verständnis auf für eine vorliegende Realität, so geht der Wert dieses Neuen über jeden reinwissenschaftlichen oder systematischen Fortschritt hinaus. Besonders ist das der Fall, wenn, wie in dieser Arbeit, die analytische Situation, der Analytiker, die Analyse selbst als Erlebnis gefaßt werden. Oft scheint es sich nur um neue Formulierungen intuitiv längst gekannter Dinge zu handeln, und doch steckt in der Wahl neuer Bilder vielfach der Ausdruck eines Erfaßt-

habens neuer Wirklichkeit. So kann für alle diejenigen, denen die psychoanalytische Literatur nur aus einzelnen etwa gar früheren oder abgeleiteten Schriften bekannt ist, die eingehende kritische Darstellung dessen, was „ehemals" und „vielfach" unter einer Analyse verstanden wurde und wird, von großem Nutzen sein. Es ist zu erwarten, daß eine größere Zahl eingewurzelter Mißverständnisse auf Grund dieser Arbeit ihre Korrektur finden wird.

3) Hermann, Imre: **Psychoanalyse und Logik.** (Imago-Bücher, Nr. VII.) Leipzig, Wien u. Zürich 1924, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Broschiert 3 Mk., Halbleinen 5 Mk., Halbleder 8 Mk.

Von Dr. Finkenrath.

Psychoanalyse und Logik nennt Hermann seine spekulativen Äußerungen zur Denkpsychologie. Der Verfasser selbst sieht sich jedoch in der Einleitung bereits genötigt, die Versprechungen, die in dem Titel liegen, sehr stark zu beschränken, und die Beschränkung führt in der Ausführung bis zum Versuch. Er liefert nur Beiträge, wie er es nennt, „zur individuell formalen Logik" und knüpft daran die Forderung einer biologischen Logik. Die Philosophie wird sich diesem Einbruch der Psychoanalyse in ihre Domäne, insbesondere das Gebiet der Logik, das für sie a priori über die reinen Formen des Denkens absolut entscheidet, verbitten. Eine Psychoanalyse der Logik überhaupt würde sie der Relativität des Individuums unterwerfen und ihre Berechtigung als reine Wissenschaft in Frage stellen. Nun tut dies die vorliegende Schrift aber gar nicht. Die bescheidene Begrenzung befaßt sich mehr mit dem Logiker und daher mit der angewandten Logik, der Scheinlogik oder Dialektik. Hier können in der Tat Psychologie und Psychoanalyse gefühlsbegründete Beeinflussungen des Denkvorganges erschließen. Aber auch dieser Weg wird nicht restlos gegangen, sondern Hermann versucht vielmehr eine durch die Sprache der Freudianer erschwerte Darstellung einer Denkschritts-Psychologie zu geben. Anknüpfend an die analytische Aufklärung einiger Fälle glaubt er bestimmte Typen des Seelenlebens, die er als Denkschritte bezeichnet, herausheben und gegeneinander abgrenzen zu können. Er entwickelt so aus der Krankengeschichte den Dualschritt, den Umkehrschritt, Verknüpfungen dieser beiden Schritte, den Abwendungsschritt und den Schritt des Sinkens. Zur weiteren Begründung der entwickelten Ansichten kommen Auslegungen griechischer und römischer Literatur und Parallelen aus der Biologie. Die Schlußfolgerungen sind keineswegs immer zwingende, beispielsweise die Beziehung des Dualschritts zur Biologie der Paarung und weiterhin bei anderen Beispielen aus der Entwicklung der Psychologie und Psychophysik. Der Ödipus- und Kastrationskomplex werden zur Beurteilung logischer Schlüsse mehrfach herangezogen. Da die Schrift nur als Beitrag bewertet werden will, kann ihr ihre Unabgerundetheit und mangelnde Geschlossenheit nicht zum Vorwurf gemacht werden.

4) Wittels, Fritz: **Sigmund Freud.** Leipzig, Wien u. Zürich 1924, E. P. Tal & Co.

Von Werner Buhre.

Dieser Versuch, Sigmund Freud, seine Lehre und seine Schule zusammenhängend biographisch darzustellen, muß schon darum besonderes Interesse erwecken, weil er nicht aus dem engeren Kreise seiner Jünger, sondern von einem jener Apostaten stammt, die Freud stets schroff von sich gewiesen hat. Trotzdem ist das Buch mit großer Wärme und Verehrung für den Meister geschrieben, keineswegs das Werk eines mit Ressentiment erfüllten Ausgestoßenen. Freuds Leben und Entwicklung ist gleichlaufend mit dem Werden und der Ausbreitung seiner Lehre. So geht die Schilderung seines persönlichen Schicksals Hand in Hand mit einer eingehenden Darstellung der Psychoanalyse in den einzelnen Stufen ihrer Entwicklung. Ebenso findet die Entstehung eines Kreises um Freud, den man im engeren Sinne die Freudsche Schule nennt, und die Kämpfe in ihrem Schoße (die von Wittels sogenannte „Psychoanalyse-Politik") ausführliche Berücksichtigung, die zuerst Alfred Adler, dann die Schweizer unter Führung von C. G. Jung und schließlich Wilhelm Stekel von Freud lösten. Hier fehlt dem Verfasser zweifellos in einigen Punkten die notwendige Objektivität. Seine Antipathie gegen Jung tritt, ebenso wie die begeisterte Gefolgschaft, die er seinem Lehrer Stekel leistet, zu deutlich hervor, als daß seinen Ausführungen hier immer ganz zugestimmt werden könnte. Doch ist das Buch unbedingt außergewöhnlich wertvoll, und auch in den Versuchen zur Kritik bzw. Weiterführung der Psychoanalyse vielfach beachtenswert.

5) Moses, J.: **Vom Seelenbinnenleben der Kinder.** (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin.) Langensalza. 0,35 Mk.

Von Dr. Kurt Finkenrath.

Unter dem Seelenbinnenleben des Kindes wird jenes in sich ruhende phantasievolle Innenleben des Kindes verstanden, das es so selbstbewußt und selbstverständlich, als ob seine Vorstellungen Wirklichkeit wären, spielen läßt. Offenbart sich in der Frühperiode des Kindesalters dieses Seelenleben nackt dem Auge des Beschauers, so tritt bald in den späteren Jahren ein gewisses Keuschheitsgefühl auf, das jenes Innenland der Umwelt verbirgt. Moses weist in seiner sehr lesenswerten Schrift darauf hin, wie das Erträumen und die phantastischen Wunschvorstellungen der Entbehrenden und mit dem Leben Unzufriedenen hinüberführen zu dem Seelenbinnenleben des Kindes. Als Beispiel nennt er das Innenleben der Nonnen und alten Jungfern, denen die Phantasie das vermißte Paradies auf Erden schaffen muß. Aber auch gerade die Kinder in unglücklichen Verhältnissen zeigen eine reiche Entfaltung ihres Innenlebens, dem gewissermaßen in der Schönheit innerer Traumgebilde Ersatz für die harten Wirklichkeiten gesucht wird. Und es liegt hierin gerade eine Milderung und Verhinderung von verärgernden und verbitternden Trotzeinstellungen der im Leben zu kurz Gekommenen gegen ihre Umwelt. Selbstverständlich liegt in diesem geheimen Spiel der Phantasie, der Vernachlässigung der Wirklichkeiten dieses Lebens die Gefahr der Entfremdung gegenüber der Umgebung und der Vernachlässigung der Pflichten des Lebens. Zum anderen aber greift diese starke Entfaltung der Phantasie auch über auf die Nach-innen-Richtung des Sexuallebens. Weltschmerz und Pessimismus, Schüchternheit und masturbatorische Neigungen verknüpfen sich da miteinander. Die Gefahren, die im Übermaß des Seelenbinnenlebens gegeben sind, erfordern von der Pädagogik Überwachung und Leitung des Phantasielebens, um Schädigungen des Kindes zu vermeiden.

6) Hug-Hellmuth, H.: **Neue Wege zum Verständnis der Jugend.** Psychoanalytische Vorlesungen für Eltern, Lehrer, Erzieher, Schulärzte, Kindergärtnerinnen und Fürsorgerinnen. Leipzig u. Wien 1924, Deuticke. 179 Seiten.

Von Dr. phil. Else Voigtländer.

Das Buch enthält zweifellos eine Menge trefflicher Beobachtungen aus der Kinderwelt, die wohl geeignet sind, den Blick für die Eigentümlichkeiten des Kindes zu schärfen und sein Wesen dem Verständnis näher zu bringen. Doch ist den weiten Kreisen gegenüber, an die es sich wendet, eine Warnung vor der psychoanalytischen Deutungskunst, die darin geübt wird, wohl am Platze, wenn auch diese Kritik sich nicht so sehr gegen das vorliegende Buch im speziellen, wie gegen die Psychoanalyse überhaupt richtet. Mag man auch noch so sehr anerkennen, daß sexuelle Regungen dem Kinde nicht fremd sind, so bleibt doch immer wieder unverständlich, weshalb das Sexuelle durchaus Mittel- und Ausgangspunkt des seelischen Lebens überhaupt sein soll. Der Hinweis auf die vorgenommene „Erweiterung des Sexualbegriffs" hilft hier wenig, denn entweder hat das Wort „sexuell" einen spezifischen Sinn, oder es verliert seine Bedeutung. Jedenfalls ist sachlich mit einer willkürlichen Erweiterung eines Begriffes nichts gewonnen. Da er doch seine spezifische Bedeutung beibehält, werden nur falsche Unterordnungen geschaffen. Es ist gerade so, als wenn ich etwa die Eiche für den Stammvater aller Bäume erklären wollte, den Begriff „Eiche" zum Begriff „Baum" „erweiterte" und nun alle Bäume ihm unterordnete.

7) Elster, Alexander: **Bevölkerungspolitische Bedeutung der Familienforschung.** (Riehlbundheft Nr. 2.) Schweidnitz 1924, Albert Kaisers Buchhlg. 16 Seiten.

Von Dr. Kurt F. Friedlaender.

Während die Statistik, die sich auf Massenzahlen stützt und das Individuelle naturgemäß vernachlässigen muß, aus diesen Allgemeinbeobachtungen ihre Schlüsse zieht, geht die Familienforschung den anderen Weg, aus Beobachtungen eines Individuums, seiner Vor- und Nachfahren für die Wissenschaft wichtige Folgerungen zu ziehen, also eine Ergänzung der Bevölkerungsstatistik zu bilden. Die Familienkunde gibt uns das Material für Untersuchungen über Vererbung von Qualitäten, indem sie den rein körperlichen Vererbungsmechanismus studiert und die Beeinflussung durch das Milieu unter bestimmten Voraussetzungen prüft. Daraus ergeben sich wichtige Anhaltspunkte für die Wahl des Ehepartners, die heute mehr dem Zufall unterliegt, ebenso für Erziehung und Berufswahl. Die Familienforschung wird sich ferner nicht nur dem Studium der Degeneration widmen,

sondern auch der Erforschung regenerativer Kräfte, die allmählich die verheerende Wirkung erblicher Krankheitsbelastung ausgleichen, ihre Arbeit zur Verfügung stellen können. Damit werden wichtige Fundamente für eine wirksame Prophylaxe geschaffen, auf die sich in Zukunft die Schwerkraft der ärztlichen Tätigkeit konzentrieren wird.

Die an Umfang so bescheidene Arbeit zeichnet sich durch die Fülle von Gedanken und Anregungen aus und sollte auch in Laienkreisen ernste Beachtung finden, um dort das Familienbewußtsein zu stärken und um die für die Wissenschaft so eminente Bedeutung exakt geführter Familienaufzeichnungen erkennen zu lassen.

Referate.

1) Pézard, A., Knud Sand und F. Caridroit: 1. **Feminisation eines erwachsenen Hahnes. 2. Der experimentelle halbseitige Gynandromorphismus. 3. Halbseitiger fragmentärer Gynandromorphismus männlichen Ursprungs. 4. Rassenmodifikationen durch Eierstockstransplantationen bei den Hähnen.** 5. **Poikiloandrie endokrinen Ursprungs bei den Hühnervögeln. 6. Homologe und heterologe Potentialitäten beim Haushahn.** — Pézard, A.: **Der Einfluß der Kastration auf das Gefieder des Haushahnes.** Extrait des Comptes rendus des séances de la Société de Biologie, Bd. 89 (1923) und Bd. 90 (1924).

Eine Fülle offenbar exakter Experimente, deren Ergebnisse hohe Beachtung verdienen. Die durch zahlreiche schöne Photographien der Vögel und Einzelfedern (11 Tafeln mit 70 Figuren) veranschaulichten Schilderungen sind im Original einzusehen. Herauszuheben zu Nr. 1: Hahn der Rasse „Leghorn doré", im 3. Monat kastriert. Normale Entwicklung zum Kapaun. Ein Jahr später zwei Ovarientransplantationen von einem Hühnchen derselben Rasse. In der Folge Umbildung des Kammes und Gefieders in den weiblichen Typ. Zu 2: Der halbseitige Gynandromorphismus verträgt sich mit der Theorie der sexuellen Hormone. Das Gefieder des Hahns und der Henne reagiert in gleicher Weise unter denselben Bedingungen und unterliegt identischen Potentialitäten, mit welchem Ausdruck die Autoren die von der Variation der hormonosexuellen Bedingungen abhängigen Erscheinungsformen belegen. Auch in der dritten Abhandlung wird der Einfluß der hormonischen Bedingungen mit der Maßgabe hervorgehoben, daß unter der Titelbezeichnung die transversale Teilung der Hühnervögelfedern in der männlichen und weiblichen Richtung verstanden wird. An vierter Stelle teilen die Verfasser mit, daß die Entnahme des Eierstocks von einem Huhn mit rassenverschiedenem Phenotyp in zwei Fällen eine Geschlechtsinversion der Federn und neue Färbungen bewirkt hat, und bekennen sich zur Möglichkeit einer Rassenaktion des endokrinen Ovariums. Im fünften Artikel wird in Bestätigung der Erschließungen früherer Autoren als Ergebnis der Experimente zur Kenntnis gebracht, daß bei der Rasse „Sebright" durch Kastration und Entfiederung auffallenderweise eine halbseitige Poikiloandrie — „poecilandrie" bedeutet die Existenz zweier oder mehrerer Arten von Männchen bei gewissen Spezies — herbeigeführt werden kann. Die Transplantation von Hoden eines Sebright mit Hennengefieder hat die Feminisation der Federn wie bei der Eierstocküberpflanzung zur Folge. Im übrigen bestehen Analogien mit den endokrinen Hermaphroditen bei den Säugetieren und Vögeln. In der sechsten Mitteilung wird an der Hand der Ergebnisse von sechs Operationen gegen die Verallgemeinerung der Homologie Stellung genommen und auf das Vermögen der hormonischen Variationen, beim Huhn von den einfachen sekundären Geschlechtsabänderungen verschiedene Modifikationen der Färbung zu bewirken, verwiesen. Endlich setzt sich Pézard mit Benoit bezüglich einer hemmenden, je nach den Rassen variablen Wirkung des Hodens auf das Gefieder auseinander.

Es bedarf eines tieferen Studiums der vorstehend nur mehr angedeuteten inhaltsvollen Experimentaluntersuchungen wie der naturgetreuen Abbildungen im Verein mit den Betrachtungen der Forscher, um die großenteils neuen Erschließungen voll zu würdigen.

Fürbringer.

2) Sand, Knud: **Versuche über die Endokrinologie der Geschlechtsdrüsen.** Endocrinology 1923, Bd. VII, Nr. 2.

Verf. gibt in dieser Arbeit eine Übersicht über die zahlreichen von ihm an Ratten, Kaninchen, Meerschweinchen und Hunden angestellten Versuchen, durch welche er die Spezifizität der sexuellen Hormone und ihren Einfluß auf den homologen und hetero-

logen Organismus erforschen wollte, und gleichzeitiger Feststellung der Frage der Geschlechtsformation. Schließlich wollte er die Stelle finden, wo in den Gonaden die sexuellen Hormone gebildet werden und welche Gewebe als Gewebe der Sexualhormone aufzufassen sind. Es ist unmöglich, hier die Versuche einzeln zu beschreiben, mit denen es ihm gelang, bei kastrierten weiblichen Ratten erstaunliche Umbildung des psychosexuellen Charakters und verschiedene Grade einer Penisbildung aus der Klitoris hervorzurufen. Versuche an homosexuellen Männern schlugen dagegen fehl, während die Steinachsche Operation bei vorzeitigem Altern ihm teilweise sehr gute Erfolge bei Männern gab. Sehr interessant sind seine Einpflanzungen von Ovarien in Testikel, die Ovarien wachsen gut ein und bilden Corpora lutea, während der Hoden weiter Spermatozoen bildet, beide Gonaden wachsen also in der engsten Vereinigung und hindern sich in keiner Weise in ihrer Tätigkeit. Interessant war es, daß die Brustdrüsen dieser männlichen Tiere sich stark entwickelten und es sogar zur Milchbildung wie im Puerperium kam. Man kann übrigens nicht nur infantile, sondern auch vollentwickelte Tiere geschlechtlich umbilden. Zum Schlusse polemisiert Sand gegen die Deutschen, die den bahnbrechenden Einfluß der Franzosen in der Frage des speziellen Hormongewebes in den Gonaden vergessen und deren zahlreiche Aufsätze gegen die von den Franzosen und später von Steinach aufgestellten Lehren sowohl den guten Ton wie die Wissenschaftlichkeit vermissen lassen.

J. P. zum Busch.

3) Benjamin, Harry: **Die Steinachsche Methode und ihre Anwendung bei der Frau.** Med. Journ. 19, XII, 23.

Verf., der 62 Männer nach Steinach operiert hat, wendet die Operation aus nachfolgenden Indikationen an: 1. Angeborene Schwäche des endokrinen Systems, besonders Hypogonadismus. In dieser Gruppe hat er eine Anzahl jüngerer Männer operiert, die an Eunuchoidismus und Impotenz infolge von Dyshormonismus litten. 2. Erworbene endokrine Schwäche meist eine Folge von Überarbeitung und sog. Neurasthenie, wobei besonders die Nebennieren geschädigt sind. Die meisten Fälle von sog. frühzeitigem Altern fallen unter diese beiden Gruppen. 3. Wirkliche Senilität, d. h. Leute über 70 Jahre alt. 13 Proz. von Verfs. Fällen betrafen Ärzte, dazu kommen noch 3 Zahnärzte, 11 Akademiker, 27 Kaufleute, 11 Arbeiter, 1 Beamter und 1 Handwerker. Im Verlaufe der letzten Jahre hat er nun auch eine Anzahl von Frauen mit Bestrahlung der Ovarien behandelt, mit der Absicht, schon vorhandene oder beginnende Alterssymptome zu bekämpfen. Er gibt $^1/_7$—$^1/_{10}$ der Erythemdose. An 6 Krankengeschichten werden die zum Teil sehr guten Erfolge gezeigt, doch sagt Verf. der im übrigen, wie es dem Ref. scheint, doch die Endokrinologie schon als eine fast feststehende Tatsache auffaßt, selbst, daß man in der Beurteilung der Erfolge recht vorsichtig sein müsse.

J. P. zum Busch.

4) Heyn, A.: **Einiges über erogene Zonen.** Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäkol., Bd. LXV.

Unter normalen Verhältnissen ragt die Klitoris nicht aus der Schamspalte heraus. Bei den Negerinnen, deren Mons veneris und große Schamlippen eine geringere Entwicklung aufweisen, kommt ein Überragen der Labia majora — in Anlehnung an den embryonalen Zustand vor. Diese Vergrößerung oder zumindest scheinbare Vergrößerung der Klitoris ist völlig unabhängig vom heißen Klima. Auch eine Relation zwischen Größe der Klitoris und Stärke des Geschlechtstriebes ist nicht erwiesen, weder bei Völkern heißer Zonen noch bei den Frauen unserer Gegenden, so oft es auch behauptet wurde. Ebenso fehlen Unterlagen dafür, daß exzessive Masturbation und allzuhäufiger Geschlechtsverkehr zu einer „Arbeitshypertrophie" der Klitoris führen. Die Untersuchungen an Prostituierten als dem geeignetsten Objekt blieben negativ. Die Rolle der Klitoris beim Geschlechtsakt und ihre Bedeutung für das Zustandekommen des Orgasmus ist ebenfalls umstritten. Tatsächlich gibt es Frauen, bei denen die Klitoris infolge ihres Reichtums an sensiblen Nervenfasern den „Brennpunkt" bildet, während bei einem größeren Teil der Frauen dem Scheideneingang für den Eintritt des Orgasmus eine wesentlichere Bedeutung zukommt. Leider erwähnt der Autor nicht, daß in einer nicht kleinen Zahl der Fälle im Laufe des Sexuallebens eine Verschiebung der Erregbarkeit von der Klitoris auf den Scheideneingang und auf die Scheidenwände stattfindet, mit anderen Worten: für die Masturbation der jungen Mädchen hat die Klitoris die größere Bedeutung für die koitierende Frau liegt der „Brennpunkt" mehr in der Vagina. Daß die Reizung der Klitoris eine ausschlaggebende Rolle bei dem Eintritt einer Konzeption spielt, kann heute nicht mehr behauptet werden. Kurt F. Friedländer.

5) Hauptmann, A.: **Menstruation und Psyche.** Arch. f. Psychiatrie, Bd. 71, 1, 1924.

Auf dem Wege der Umfrage unter den Freiburger Studentinnen, die die Vorlesungen Hoches oder des Verfassers besuchten, „also genügend psychiatrische Kenntnisse besaßen, um die Fragestellung zu verstehen", hat Hauptmann versucht, gesetzmäßige Beziehungen zu ermitteln, die etwa zwischen dem somatischen Vorgange der Menstruation und ihnen zugeordneten psychischen Äußerungen bestehen. Das Gewicht seiner Erhebungen legte er dabei auf die Frage: „Sind übereinstimmende psychische Äußerungen vorhanden, die bei näherer Analyse als verständliche, überindividuelle Reaktion auf menstruelle Einwirkungen in weitestem Sinne angesehen werden müssen?" Das Gesamtergebnis der Umfrage gruppiert H. in fünf Gruppen: zur 1. Gruppe faßt er die Personen zusammen, deren seelisches Befinden während der Menstruation keine qualitativen Abweichungen von ihrem Normalzustand bot, sich vielmehr nur auf erhöhtem Niveau befand; die 2. Gruppe wies ebenfalls eine gesteigerte, aber „leere" Betriebsamkeit während der Menses auf, wobei die Hauptrolle das Kinetische spielte; die Personen der 3. Gruppe empfanden im Gegensatz zu Gruppen 1 und 2 mehr oder weniger starke Belästigungen durch die Periode, und zwar in zweifacher Hinsicht: einmal insofern die Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf den normalen Gang der psychischen Funktionen störte, und dann weil der die Beschwerden herleitende Unlustaffekt den Ablauf der psychischen Funktionen ungünstig beeinflußte; die 4. Gruppe war durch die Veränderung der Einstellung zur Umwelt, durch eine paranoische Reaktion auf die Tatsache der Menstruation charakterisiert; die 5. endlich zeigte ausgesprochene psychopathologische Phänomene, ausgehend von einer krankhaft veränderten Persönlichkeit und vielleicht nur darum auch als pathologisch imponierend. In einem Anhang berichtet H. dann noch ausführlich über einen Fall von „Menstruationspsychose", d. i. „einer an die Menstruation gekuppelten Psychose, deren inhaltliche Farbung aber von der individuellen Prädisposition abhängig ist".

Die Erhebung Hauptmanns und ihre wissenschaftliche Verarbeitung, die im Original verfolgt werden muß, beleuchtet die Fehlerhaftigkeit der bisher üblichen psychiatrischen Methoden und Fragestellungen und damit die Notwendigkeit, fortan psychische Symptomenkomplexe aufzulösen und einen körperlichen Vorgang nicht als biologischen Prozeß, sondern als Erlebnis für das Individuum in die psychiatrische Betrachtungsweise einzustellen. Nur auf dem Wege der „Strukturanalyse" und des Eindringens in den „Aufbau der Psychose" — beide im Sinne Karl Birnbaums — ist auch eine wirklich „verständliche" Inbeziehungsetzung von Menstruation und Psyche und eine Aufhellung des Problems der „Menstruationspsychose" möglich. Max Marcuse.

6) Bukofzer, E.: **Suggestion und Sexualität.** Sexual-psychologische Studie. Arch. f. Frauenkunde u. Eugenetik, Bd. 10, H. 1/2.

Die Zusammenhänge zwischen Suggestion und Sexualleben werden kurz dargestellt. So die Suggestivkraft des Blickes, der Modenschöpfung, des Prostitutionsangebotes auf der Straße, der geschriebenen und gesprochenen Liebesliteratur, der erotischen Kunst, des Tanzes, der am allerwenigsten Sport ist, des unverkennbaren erotischen Zuges moderner Tanzmusik. Auch die Bedeutung der Suggestion für die Entstehung konträrer geschlechtlicher Neigungen wird besprochen. Zusammenfassend wird die sexuelle Suggestion für die stärkste denkbare Beeinflussung erklärt. K. Finkenrath.

7) Lenz, Fritz: **Erblichkeitslehre und Rassenhygiene** (Eugenik). (S.-A. aus: Biologie und Pathologie des Weibes; herausgegeben von Halban und Seitz.) Berlin und Wien 1924.

Im 1. Abschnitt werden die allgemeinsten Gesetze der Erblichkeit, im 2. die Bestimmung des Geschlechts und das Geschlechtsverhältnis, im 3. Erbänderung und Auslese, im 4. die Bedeutung der Erbanlagen für Krankheit und Sterblichkeit dargestellt, mit derjenigen Gründlichkeit und Emsigkeit, aber Einseitigkeit und Selbstsicherheit, die den Arbeiten Lenz' regelmäßig eigen sind. Der 5. Abschnitt behandelt die Ursachen der Entartung, unter der Lenz die Neuentstehung und Ausbreitung krankhafter und sonstwie unerwünschter Erbanlagen versteht; so können selbstverständlich als Ursachen dieses Prozesses für ihn nur Idiokinese und ungünstige Auslese in Betracht kommen. Die geistige Entartung drohe nicht so sehr von der Zunahme eigentlich krankhafter Erbanlagen als vielmehr von einer Abnahme der Kulturbegabung; diese Gefahr bestehe unter den derzeitigen Lebensbedingungen in hohem Maße infolge des sozialen Aufstiegs der

Begabteren und damit ihrer Unterfruchtbarkeit; ihre Abwendung erstrebe die Rassenhygiene, indem sie die Mittel der Kultur in den Dienst des Lebens stellen will. Daran knüpfen sich grundsätzliche und praktische Fragen der Eugenik (6. Abschnitt), die Lenz in seiner bekannten konsequenten Weise beantwortet. Mit der Forderung einer „Erneuerung der Weltanschauung in rassenhygienischem Geiste" schließt die lesenswerte, vorläufig freilich mehr zur Nachprüfung als zur Nachachtung anregende Abhandlung.

Max Marcuse.

8) Kretschmer, Ernst: **Konstitution und Rasse.** Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie, Bd. LXXXII, 1923.

Den Konstitutionstypen, die Kretschmer im „Körperbau und Charakter" zu analysieren unternahm, läßt er eine kurze Betrachtung folgen, um den Zusammenhang und die Beziehung zu rassischen Merkmalen aufzudecken. Die einfache Formel in den historischen Rassen bestimmter Konstitutionstypen zu sehen, weist K. schnell ab. Liegt es in der Aufgabe des Konstitutionsforschers, die Extremen aller Typen herauszubilden, so wird der Rassenforscher gerade den gesunden harmonischen Durchschnitt einer Rassentype festzuhalten suchen. Die Wurzeln der Rasse sind historisch, sind die unter den jeweiligen Bedingungen im Kampf ums Dasein herausgezüchteten Ergebnisse unter Benutzung aller anatomischen und physiologischen Varianten, die für den Zweck tauglich waren. Der Konstitutionsforscher aber sucht die physiologischen Wurzeln seiner Typen. Und nun zeigt sich, daß auch innerhalb der verschiedenen Rassen die einzelnen Konstitutionstypen sich herausschälen lassen. Vorläufig ist der Rahmen dieser Untersuchungsergebnisse noch zu eng, um sie an größerem Material zu beweisen. Diese anscheinende Gegensätzlichkeit zwischen Konstitutions- und Rasseproblem stellt einige belangvolle Aufgaben für die wissenschaftliche Forschung. Finkenrath.

9) Kutzinski, A.: **Schwinden eines schweren hysterischen Symptomenkomplexes, bedingt durch sexuelle Übererregbarkeit, durch Kastration.** Deutsche med. Wochenschr. 1924, Nr. 28.

Bei der 20jährigen Kranken bestand jahrelang ein schwerer hysterischer Symptomenkomplex, der durch die Analyse auf sexuelle Übererregbarkeit, hochgradige Masturbation und die Flucht aus dem Konflikt zwischen Sexualerleben und Sexualvorwürfen zurückgeführt werden konnte; wie weit die Symptome selbst der sexuellen Ersatzbefriedigung dienten, ließ sich nicht klarstellen, da Reales und pseudologisch Ausgesponnenes so eng miteinander verflochten waren, daß die Angaben der Kranken in dieser Beziehung kein sicheres Urteil zuließen. Alle Therapie war vergeblich (auch die Röntgenbestrahlung der Ovarien), bis die Kastration einen prompten Erfolg herbeiführte: „Die Symptome blieben aus. Von sexuellen Reizerscheinungen wird nichts berichtet. Psychisch ist die Kranke frei. Es bestehen unerhebliche Ausfallserscheinungen, wie Wallungen und Fettansatz."

Die Bedeutsamkeit des Falles liegt zunächst darin, daß er neben der individuellen Disposition die sexuelle Erregbarkeit und den durch sie hervorgerufenen seelischen Konflikt als für die Genese der Krankheitssymptome wesentlich erweist. Ferner werde hier die Freudsche Anschauung bestätigt, daß das hysterische Symptom eine Umformung des nicht befriedigten Sexualtriebes darstellen kann. Und schließlich zeigt der Fall die therapeutische Bedeutung der chirurgischen Kastration gegenüber allen anderen Arten der Behandlung sexueller Erregungszustände mit exogener Hysterie. Max Marcuse.

10) Barduzzi, D.: **Zur Quellenforschung Vorbergs über den Ursprung der Syphilis.** Rassegna di studi sessuali IV, Nr. 3, 1924.

Mit großer Bestimmtheit wird die Berechtigung der Annahme einer wesentlich vor das Ende 1493 fallenden Invasion der Syphilis in Europa seitens des im Titel genannten Autors gleich Sigerists und Sudhoffs (s. diese Zeitschr. IX, S. 319 und X, S. 280) aufs neue bekämpft. Dem Wust der früheren Berichte gingen klare Beweise ab. Zur Klärung des schwierigen Problems bedürfe es einer scharfen Sichtung des Materials zur Gewinnung einwandfreier, traditioneller Irrtümer barer Unterlagen.

Fürbringer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Max Marcuse in Berlin.**
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in **Bonn.**
Druck: **Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.**

Der Abonnementspreis beträgt vom 1. Oktober ab **vierteljährlich**

4.— Goldmark

und ist unaufgefordert auf das Postscheckkonto Dr. jur. Albert Ahn in Bonn Nr. 8032 Köln einzuzahlen.

Der Auslandspreis beträgt vierteljährlich 1 Dollar.

A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn
(Dr. jur. Albert Ahn).

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Handwörterbuch der Sexualwissenschaft

Enzyklopädie

der natur- u. kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen

unter Mitarbeit von

Priv.-Doz. Dr. med. Karl BIRNBAUM (Berlin) — Dr. med. Agnes BLUHM (Berlin) — Oberlandesgerichtsrat Dr. jur. et phil. R. BOVENSIEPEN (Kiel) — Professor Dr. phil. Paul BRANDT (Schneeberg i. Sa.) — Dr. med. Martin BRUSTMANN (Berlin) — Dr. jur. Alexander ELSTER (Berlin) — Professor Dr. med. Sigmund FREUD (Wien) — Geh. Med.-Rat Professor Dr. P. FÜRBRINGER (Berlin) — Priv.-Doz. Dr. phil. F. GIESE (Stuttgart) — Magistratsrat Dr. phil. H. GURADZE (Berlin) — Professor Dr. med. S. HAMMERSCHLAG (Berlin) — Dr. med. et phil. A. KRONFELD (Berlin) — Professor Dr. med. Philalethes KUHN (Dresden) — San.-Rat. Dr. med. Arthur LEWIN (Berlin) — Professor Dr. med. W. LIEPMANN (Berlin) — Dr. med. Max MARCUSE (Berlin) — Geh. Just.-Rat Professor Dr. jur. W. MITTERMAIER (Gießen) — Geh. Med.-Rat Professor Dr. med. et phil. C. POSNER (Berlin) — Ferdinand Freiherr v. REITZENSTEIN (Dresden) — Dr. med. C. H. ROGGE (Haag) — Priv.-Doz. Dr. med. Knud SAND (Kopenhagen) — Dr. med. Oskar F. SCHEUER (Wien) — Dr. med. H. SCHULTZ-HENCKE (Berlin) — Professor Dr. med. P. W. SIEGEL (Innsbruck) — Priv.-Doz. Dr. med. H. W. SIEMENS (München) — Dr. med. E. SKLARZ (Berlin) — Geh. Med.-Rat Professor Dr. med. et phil. H. SUDHOFF (Leipzig) — Professor Dr. phil. H. E. TIMERDING (Braunschweig) — Rechtsanwalt Dr. jur. F. E. TRAUMANN (Düsseldorf) — Professor Dr. phil. A. VIERKANDT (Berlin) — Dr. phil. Else VOIGTLÄNDER (Leipzig) — Professor Dr. phil. L. v. WIESE (Köln)

herausgegeben von **Max Marcuse**

Preis geh. 23.— Gm., geb. 25.— Gm.

Alle größeren Buchhandlungen legen das Werk auf Wunsch zur Ansicht vor.

A. Marcus & E. Webers Verlag
(Dr. jur. Albert Ahn) Bonn-Rh.

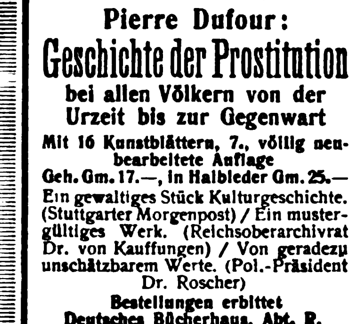
Das Geschlechtsleben der Hysterischen

Eine medizinische, soziologische und forensische Studie

Von Dr. med. PLACZEK
Nervenarzt in Berlin

2. Auflage. Geh. 7.— M., geb. 9.— M.

Inhalt: A. Wandlungen in der Auffassung der Hysterie. B. Die sexuelle Wurzel der Hysterie. C. Das Geschlechtsleben der Hysterischen. D. Hexenwahn und Geschlechtsleben. E. Das Geschlechtsleben der Hysterischen in soziologischer Beziehung. F. Das Geschlechtsleben der Hysterischen in forensischer Beziehung.



Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER

INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

VON

REDIGIERT VON

Dr. MAX MARCUSE, BERLIN

XI. BAND — DEZEMBER 1924 — 9. HEFT





BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

XI. Band | Dezember 1924 | 9. Heft

Das Eherecht Immanuel Kants.

Von Dr. jur. Friedrich E. Traumann.

C. August Emge nimmt zum Motto seines verdienstvollen Beitrages zur Geschichte der Rechtswissenschaft [1]) die berühmte Pandektenstelle des Modestin von der Ehe: „Nuptiae sunt coniunctio maris et feminae et consortium omnis vitae, divini et humani iuris communicatio" (Modestinus libro primo regularum, I, 1 D 23, 2), eine Definition, von der — wie der große Rechtslehrer Rudolf von Ihering sich ausgedrückt hat — „ein Unkundiger glauben sollte, daß sie die christliche Auffassung der Ehe enthält". (Ihering, Geist des Römischen Rechts, 5. Aufl., Bd. 2, S. 208.)

Das Motto ist wohl per argumentum e contrario gewählt. Denn weder von dem Geist klassischer Humanität noch christlicher Ethik lassen die hier zusammengetragenen Aussprüche Kants über das Wesen der Ehe und seiner sich hieraus ergebenden Struktur des Eherechts einen Hauch verspüren.

Mit Recht betont Emge in seinem Geleitwort, daß für uns „nichts gleichgültig sein kann von dem, was Kant hinterließ". Aber nicht unsere Auffassung von Ehe und Eherecht, sondern nur unsere Kenntnis der Eigenart des großen Philosophen erfährt durch diese ebenso fleißige wie geistvolle Zusammenstellung eine Bereicherung.

Das hier maßgebende Werk von Kant, die Metaphysik der Sitten, ist im Jahr 1797 erschienen, ein Alterswerk, wie Emge selbst hervorhebt. Etwas von der Galligkeit des damals 73 Jahre alten Philosophen scheint uns über seine Eherechtsphilosophie ausgegossen. Überraschend für die Verehrer des großen Begründers des kritischen Idealismus erscheint vor allem die Betonung des Geschlechtscharakters der Eheverbindung. Nicht daß dem sexuellen Moment der Ehegemeinschaft der Primat vor den ihr Wesen mitbestimmenden Faktoren zugewiesen würde! Essentiell für den eherechtlichen Vertrag ist bei Kant ausschließlich das Geschlechtsmoment. Für ihn ist die Ehe „die Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften" (S. 9, N. 2). Unter Geschlechtsgemeinschaft versteht Kant den wechselseitigen Gebrauch, den ein Mensch von eines anderen Geschlechtsorganen und -vermögen macht (S. 6, N. 4).

Emge spricht selbst von der „Roheit und Dürre, Plumpheit und Geschmacklosigkeit" dieser Betrachtungsweise und wirft die für den Sexualpsychologen bezeichnende Frage auf, welches „Verdrängte"

[1]) Kantstudien Bd. XXIX, Heft 1/2; auch als Sonderschrift erschienen im Pan-Verlag Rolf Heise, Berlin 1924.

in Kants Seelenleben wohl ursächlich für diesen Ausgangspunkt gewesen sei. Zweifellos nicht eine besonders hohe Einschätzung des sexuellen Moments als solchen. Im Gegenteil ist unschwer festzustellen, daß der alte Junggeselle Kant (S. 12) in Anlehnung an die Ideale christlicher Askese „in der Geschlechtslust die zentrale Sünde" sah (S. 13). Er scheidet von der geschlechtlichen Liebe streng die „moralische Liebe", die „Liebe des Wohlgefallens und des Wohlwollens", die beide nach seiner Auffassung „vom fleischlichen Genusse eher abhielten" (S. 13, N. 10). Hiernach kann für ihn, dem die Geschlechtsgemeinschaft stets „tierisch" ist (S. 13, N. 6), die Ehe nur als geringeres Übel in Frage kommen. Kant hat deshalb die sittliche Möglichkeit einer außerehelichen Geschlechtsgemeinschaft überhaupt nicht in Betracht gezogen. Für ihn ist „Die Hingebung und Annehmung eines Geschlechts zum Genuß des andern nicht allein unter der Bedingung der Ehe zulässig, sondern auch allein unter derselben möglich" (S. 15, N. 9). Und dieses Axiom folgt bei Kant gerade mit überraschender Logik aus seiner bewußten Erniedrigung des Geschlechtsmoments. Einseitig gesehen, ist ihm der fleischliche Genuß kannibalisch. Nur ein Unterschied in der „Manier, zu genießen", ist ihm der Gebrauch der Geschlechtsorgane des Partners der Geschlechtsgemeinschaft von dem „Appetit eines Menschenfressers" (S. 17, N. 1 und 2). Der Geschlechtsgenuß erniedrigt also den Partner zur Sache, ja sogar zur verbrauchbaren Sache, zur „res fungibilis" (S. 16, N. 9 und 10).

Die sittliche Rettung des Ehebegriffs ergibt sich aber dann, um den sonst unvermeidbaren Verstoß gegen das Grundgesetz der Kantschen Sittenlehre, daß kein Mensch einen anderen zur Sache herabwürdigen dürfe, zu vermeiden, durch die W e c h s e l s e i t i g k e i t der Ehebeziehung. Denn hier erwerben sich beide Partner g e g e n s e i t i g als „Sache". Und diese Gegenseitigkeit ergibt eine W i e d e r h e r s t e l l u n g der beiderseitigen Persönlichkeiten. Da beide gleichzeitig Subjekt und Objekt sind, wird die Entpersönlichung wieder aufgehoben. Damit ist die Ehe als die sittlich und rechtlich allein mögliche Geschlechtsgemeinschaft statuiert. Hartnäckig hat Kant an dieser Begriffsstatuierung festgehalten. Es entbehrt nicht der Komik, wenn er seinem Freund und Anhänger Schütz, der sich heftig gegen die Theorie des „Genießens" gewendet hat, die Konzession gemacht hat, statt der Worte „Lust und Genießen" die Worte „Gebrauch einer unmittelbar vergnügenden Sache" zu setzen (S. 10, N. 6; S. 13, N. 2).

Hier setzt Emges Eigenkritik ein, daß nach Kants Einstellung zum Geschlechtsverkehr — der ja nach seiner Auffassung stets „tierisch" ist (S. 13, N. 6) — der E h e q u a l i f i z i e r t e Unsittlichkeit zukommen m ü ß t e. Sodann stellt Emge fest, daß nach Kants Theorie des beiderseitigen Erwerbs der Ehegatten an einander und Wiedererwerbs der durch die einseitige Hingabe verlorenen Persönlichkeit die Geschlechts g e m e i n s c h a f t als solche die Kraft, die „Entmenschlichung zu verhindern", haben m ü ß t e. Dies dann auch l o g i s c h o h n e Trauring!

Beiden Konsequenzen ist Kant ausgebogen. Die Unlösbarkeit des Widerspruchs einer Rechtsphilosophie führt Emge darauf zu-

rück, daß der Denkprozeß Kants in unvermittelter Anwendung rein juristischer Kategorien auf metajuristisches Gebiet ihn zu „vergewaltigenden Konstruktionen geführt" habe (S. 19).

In Wirklichkeit dürfte das unbefriedigende Ergebnis aber nicht auf z u v i e l Rechtswissenschaft in ausschließlicher Anwendung, sondern auf zu w e n i g J u r i s p r u d e n z zurückzuführen sein. An anderer Stelle muß auch Emge selbst einräumen, daß Kant sich mit der Rechtswissenschaft nur wenig beschäftigt hat (S. 39).

Neben aller genialen schöpferischen Kraft des großen Denkers finden sich Reste pietistisch-puritanischer Weltanschauung, die bei Behandlung des großen Sexualproblems der Ehe wie Bleigewichte den letzten gedanklichen Höhenflug zunichte machen.

Den Gegenwartsjuristen muß die durch Kant versuchte Einordnung des Eherechts als eines „auf dingliche Art persönlichen Rechts" abstoßen. Zwar ist auch nach neuzeitlicher Rechtsauffassung eine der Wirkungen der Eheschließung: „Die Entstehung eines Rechts jedes Ehegatten an der Person des anderen." (So von Zitelmann als allgemeines internationales Axiom bezeichnet: Internationales Privatrecht, Bd. 2, S. 603).

Gewiß ist man sich klar darüber, daß in alten Rechtssystemen das Familienrecht stark sachenrechtliche Züge aufgewiesen hat. „Das Prisma, durch welches das ältere römische Recht sämtliche Rechtsverhältnisse betrachtet hat, war der Gedanke der Herrschaft." (Ihering, Geist des römischen Rechts, 5. Aufl., II., S. 139.)

Aber schon in der Entwicklung der römischen Rechtsgeschichte selbst wird dieser Gedanke mehr und mehr abgeschwächt. Zutreffend sagt von Tuhr (Allgemeiner Teil des Deutschen bürgerlichen Rechts, S. 145) nach Erörterung der Manusehe, patria potestas etc.: „Dagegen hat das Verhältnis der Ehegatten zueinander mehr Ähnlichkeit mit den Forderungsrechten; von einer Gewalt kann unter Ehegatten nicht die Rede sein. Sie sind einander gegenseitig zur Lebensgemeinschaft, d. h. zu einem gewissen Verhalten verpflichtet." Gewiß zeigt auch bei gegenwärtiger Betrachtung das Eherecht Züge, die dem dinglichen Recht verwandt sind. So besonders in der Absolutheit des Schutzes gegen Dritte. Aber dieses absolute gegen den Angriff eines jeden Dritten wirksame und geschützte Recht bildet immer ein P e r s o n e n recht, es wurzelt in der Fürsorge und Familiengemeinschaftssphäre und nicht im Sachenrecht. (S. Enneccerus-Wolff, Familienrecht, S. 102, N. 7; Traumann, Ehescheidungsrecht der Zukunft, S. 49, N. 125; RGE. Bd. 72, S. 130.)

Nun hat Kant allerdings seinen eigenen Begriff von dem persönlichen und dem dinglichen Recht geschaffen. Der gemeinsame Herrschaftserwerb an der Sache ist ihm der apriorisch-juristische Begriff, auf dem sich das Recht des E i n z e l n e n an der Sache aufbauen kann. Erst der Gesamtbesitzerwerb ermöglicht das Recht des Privatbesitzes (S. 26/29). Das dingliche Recht richtet sich gegen die „Allheit", das persönliche Recht gegen eine bestimmte physische Person (S. 30, N. 11). Aus der Verschmelzung beider Rechtsbegriffe konstruiert Kant den von ihm entdeckten und von ihm als „stella mirabilis" (S. 20, N. 1) eingeschätzten Begriff des auf dingliche Art persönlichen Rechts. Er erklärt diesen Begriff: „Personen auf ähn-

liche Art als Sachen zwar nicht in allen Stücken zu behandeln, aber sie doch zu besitzen“ (S. 32, N. 1), für moralisch notwendig, da ohne ihn die Erlaubnis zur Beiwohnung nicht begründet werden könne (S. 32, N. 7). Kant exemplifiziert also allen Ernstes das von ihm konstruierte nießbrauchsähnliche Recht auf die Ehegemeinschaft.

Gewiß sind verwandte Gedanken und Gedankenbilder zur Kennzeichnung des Besitz- und Herrschaftsgefühls auch in der Sphäre der Geschlechtsliebe nicht selten. Wenn aber beispielweise Goethe in einer seiner in den früheren Ausgaben unterdrückten römischen Elegien den Schutz der Grazien herabfleht auf „mein kleines, mein artiges Gärtchen“, so ist der Dichter bei aller stolzen Besitzerfreude doch von der sachenrechtlichen Auffassung dieses Liebesbesitzes siriusweit entfernt. Das familienrechtliche Herrschaftsrecht kann mehr oder minder patriarchalisch ausgestaltet sein. Aber es ist immer in seiner Wurzel ein persönliches Fürsorgerecht, es ist „Recht und Pflicht zugleich“, aber nicht die wechselseitige Beziehung zweier gleichzeitig besitzenden und besessenen Menschen. Niemals wächst es sich zu einem dinglichen Verfügungsrecht über ein Rechtssubjekt aus. Zu einem solchen ist aber der Wesenskern des Eherechts als jus personalissimum (S. 35, N. 3) bei Kant ausgestaltet. Es wird realisiert durch den wechselseitigen Gebrauch der Geschlechtsorgane, wobei jeder Teil dem andern als „res fungibilis“ dient (S. 35, N. 9).

Ungeachtet des von Kant sonst hochgehaltenen Gedankens von der Gleichheit der Personen, der folgerichtig auch auf die Partner des Eherechtsverhältnisses Anwendung zu finden hätte, bringt die patriarchalische Grundeinstellung Kants es fertig, als Folge der natürlichen Überlegenheit des Mannes dessen Befehlsgewalt gegenüber der Frau aus der Einheit und Gleichheit des Zwecks der Gemeinschaft abzuleiten (S. 36/37). Aus der Gleichheit des wechselseitigen Besitzes — wobei „der Erwerb eines Gliedmaßes an Menschen zugleich Erwerbung der ganzen Person ist“ (S. 37, N. 10) — ergibt sich dann das Postulat der Monogamie.

Bezeichnend für die lückenhafte Durchdringung des Rechtsstoffes ist, daß nach Kant die Gleichheit der Güter ihm eine Selbstverständlichkeit ist, die nur nebenbei erwähnt wird (S. 38, Nr. 5—8).

Über die Möglichkeit der Ehescheidung verlautet bei Kant kein Wort! Ebensowenig ist von rechtlicher Nichtigkeit oder Anfechtbarkeit bei ihm die Rede. In trockener Selbstverständlichkeit verneint aber Kant das Vorhandensein einer Ehe, sobald die Geschlechtsbasis wegfällt, also zunächst bei der beiderseits vereinbarten Josephsehe (S. 39, N. 1). Ebenso ist für ihn bei beiderseits bekannter, aber auch nur bei einem Teil bekannter Beiwohnungsunfähigkeit die Gemeinschaft eine Nichtehe (S. 39, N. 5). Und schließlich läßt er folgerichtig bei nachträglicher verschuldeter Impotenz die Ehe ohne weiteres aufhören, ohne hier allerdings die Folgerichtigkeit, die auch bei unverschuldeter nachträglicher Impotenz hierzu führen müßte, bis zum Ende zu verfolgen.

Eine merkwürdige Mischung von puritanischer Negierung der Sexualität mit einer verblüffenden Präponderanz des Geschlechtsmomentes in der Ehegemeinschaft!

Wenn Schiller in seiner boshaften Xenie gegen die Kantausleger sagt: „wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun," so muß bei aller Ehrfurcht vor dem großen Denker festgestellt werden, daß mit der Struktur seiner eherechtlichen Gedanken kein stolzer Königsbau der Rechtsphilosophie durch Kant aufgeführt worden ist. Als Systemgebilde von bleibendem Wert wird sich die Struktur des Kantschen Eherechts nicht — losgelöst aus dem Gesamtweltanschauungsbild Kants — behaupten können.

Emge gebührt das Verdienst, mit Scharfsinn, Sorgfalt und unbestechlicher Wahrheitsliebe überall den Gedankenpfaden des großen Philosophen — der hier auf ihm wesensfremdem Gebiet sich nicht glücklich bewegt hat — gefolgt zu sein. Dies Verdienst ist durch die Ablehnung des heute nur noch den Wert eines Kuriosums für uns darstellenden Ergebnisses der Kantschen Ehephilosophie nicht geschmälert.

Das Bettnässen (Enuresis nocturna) als sexualneurotisches Symptom.

Von Max Marcuse.

In einer größeren Anzahl von Fällen (nächtlichen) Einnässens läßt sich in wechselnder Vollständigkeit und Kombination im einzelnen ein organpathologischer Symptomenkomplex auffinden, den Fuchs als Myelodysplasie bezeichnet hat; außerhalb dieses ist für andere Fälle zuerst von Porosz, danach von mir eine Atonie der Prostata, später von E. Levin eine vollständige Prostata-Atrophie als anatomisch-physiologische Begleiterscheinung der Enuresis beobachtet worden. Schon in diesen, anscheinend rein organisch fundierten Fällen besteht oftmals ein Zusammenhang der Enuresis mit der Psychosexualität, so zwar, daß einer strukturanalytischen Betrachtung der einschlägigen Fälle jene organischen Anomalien nur als das biologische Substrat der psychisch bedingten Funktionsstörungen erscheinen können. Neben dieser Enuresis-Gruppe aber gibt es eine weit verbreitete, sog. essentielle, d. h. organischer Beziehungen anscheinend überhaupt entbehrende Form der Enuresis (nocturna), die geradezu als ein sexuelles Äquivalent oder Symbol neurotischen Charakters betrachtet werden muß.

Um diese Zusammenhänge zu verstehen, bedarf es zunächst einiger anatomisch-physiologischer Hinweise. Schon im Jahre 1889 hat Beaunis den Geschlechtstrieb unter die „Bedürfnisse der Aktivität" eingereiht und bei ihrer Gruppierung dem Harndrang koordiniert. Miktion und Ejakulation galten ihm als gleicherweise nervöse Entladungen. Auf Grund eigener anatomisch-physiologischer Vergleichungen hat dann M. Porosz die Analogie, später sogar die relative Identität zwischen den Vorgängen Enuresis und Pollution, beide nämlich als pathologische Folgen einer Prostata-Atonie, feststellen zu können geglaubt. Aber erst die grundlegenden Beobachtungen durch L. R. Müller erbrachten den Beweis, daß „die Ausstoßung des Urins und des Stuhles und die Entleerung des Samens im

wesentlichen durch Reflexvorgänge in den sympathischen Ganglien bedingt wird". Spätere Ermittlungen Müllers führten zu der Erkenntnis, daß für die Geschlechtsorgane, für die Blase und für den Enddarm das obere Lumbalmark die sympathischen und das untere Sakralmark die parasympathischen Innervationen zu liefern scheinen. „Der Nervus pelvicus löst nicht nur den vasodilatatorischen Vorgang der Erektion aus, sondern führt auch zu Ausstoßung des Inhalts der Blase und des Mastdarms."

Die weitere Untersuchung der spezifisch männlichen Verhältnisse hat diese Beziehungen immer klarer in Erscheinung treten lassen, so zwar, daß jüngst J. Rutgers seine Darstellung der Spermasekretion mit der Aufforderung einleitet, man solle nochmals mit Aufmerksamkeit das „vorige" Kapitel: die „Harnsekretion" lesen, dabei nur jedesmal „Sperma" anstatt „Harn", „Samenbläschen" anstatt „Harnblase" und „Samenkanäle" anstatt „Ureteren" setzen. „Es verläuft ja die Spermasekretion mit allen normalen und abnormen Einflüssen, die als Reizmittel darauf einwirken, ganz nach demselben Schema wie die Harnsekretion." Daß gleichsinnige Verhältnisse beim Weibe bestehen, wird zwar durch die geringere Ausprägung der erektiven Funktion verundeutlicht — ist doch der weibliche Genitalkanal im Gegensatz zum männlichen nicht durch Verengerungen, sondern durch Erweiterungen charakterisiert, auch die Urethra bei der Frau weniger kompliziert und weniger verengt — aber klinische Beobachtungen machen auch hier den Zusammenhang zwischen Harn- und Sexualsekretion evident. Daß in diesen selben Zusammenhang auch die Defäkation gehört (s. o.), darf hier unberücksichtigt bleiben.

Zum Ausgangspunkt der klinischen Einsichten wird am zweckmäßigsten das Verhalten des männlichen Säuglings und Kleinkindes genommen. Loewenfeld noch hat das Auftreten der Erektion bei männlichen Säuglingen im wesentlichen auf eine erhöhte Erregbarkeit des Erektionszentrums zurückgeführt und das am häufigsten die Erektion einleitende Moment, nämlich die beginnende Urinentleerung, völlig übersehen. Ellis, Flesch und nachdem einmal die Aufmerksamkeit auf diesen Zusammenhang gelenkt worden ist, neuerdings freilich noch viele andere kennen ihn. Die gelegentliche Vermutung, daß beschnittene Kinder sich anders verhalten als unbeschnittene, hat sich, worauf schon Flesch hingewiesen hat, durchgängig als falsch erwiesen. Es besteht da gar kein Unterschied, und eine somatopathogene Bedeutung der etwa größeren Reizbarkeit der freiliegenden gegenüber der vom Präputium geschützten Glans penis ist gänzlich abzuweisen. Daß dagegen die Tatsache des Beschnittenseins für die Psychogenese der Enuresis und für ihren neurotischen Zusammenhang mit späteren sexuellen Funktionsstörungen nicht immer belanglos ist, ist mir nach eigenen Erschließungen an jüdischen Patienten nicht zweifelhaft. Aber die infantile Erektion zu Beginn (und im Gegensatz zum Erwachsenen auch während) des Urinierens ist anatomisch-physiologisch gesehen nichts anderes als der Ausdruck der ursprünglichen Zusammengehörigkeit des uropoetischen mit dem genitalen Apparat: ihre Trennung im Zentralnervensystem findet erst viel später, durchschnittlich mit der Pubertät statt, wobei jedoch die beiden Systeme auch weiterhin in nahem

Zusammenhange miteinander bleiben. Insbesondere wiederholt sich beim Erwachsenen nicht selten der infantile Vorgang einer urogenen Erektion, namentlich des Morgens, deren Beziehung ja auch durch die volkstümliche Bezeichnung „Blasensteife“ deutlich gemacht wird. Daß der Zusammenhang zwischen beiden Bezirken, wenigstens beim Manne, sich nicht etwa in einer Koinzidenz, sondern im Gegenteil in gegenseitiger Ausschließung von Miktion und Sexualfunktion offenbart, hat seinen Grund darin, daß die den Sexualakt einleitende Erektion des geschlechtsreifen Mannes die Urethra so sehr verengt, daß das Harnlassen dann in der Regel nicht mehr möglich ist. Als Regelfall besteht diese (negative) Beziehung unzweifelhaft, wenn auch P. Orlowski behauptet, „daß die fest gewordene Vorstellung, daß bei der Erektion erotischen Ursprungs die Miktion nicht möglich sei“, „nicht richtig“ ist, „von dem Gegenteil sich aber nur wenige überzeugt haben werden“. Wo jedoch die erogene Erektion, wie beim noch unentwickelten Individuum oder beim relativ Impotenten fehlt oder mangelhaft ist, erfolgt in der Tat ein Harnlassen nicht selten zugleich mit oder an Stelle der Sexualsekretion, in Verknüpfung mit dem, durchschnittlich allerdings herabgesetzten, Orgasmus. Die im allgemeinen gegenseitige Ausschließung der Harn- und Sexualfunktion hat, woran Rutgers erinnert, am anderen Körperpol sein Analogon: Schlucken und Atmen; verlegt doch beim Schlucken der Speisen die Epiglottis im richtigen Moment die Luftwege. Aber physiologische, auch psychisch determinierte, Anomalien gibt es hier ebenfalls. Ist also der Zusammenhang zwischen Blasen- und Sexualfunktion im allgemeinen nicht an ihrer Gleichzeitigkeit zu erkennen, so ist die Möglichkeit ihrer Summierung sowohl wie ihrer Substituierung desto deutlicher. Féré z. B. berichtet von einem Mann, der seit der Pubertät dauernd allmonatlich Anfälle von sexueller Erregung gehabt, mit seinem 45. Jahre aber völlig jeden Geschlechtstrieb verloren, statt dessen dagegen monatliche Attacken von häufigem und reichlichem Urinieren bekommen hatte. Unbefangene Beobachtung an beiden Geschlechtern erkennt als ganz gewöhnliche Begebenheiten, sowohl daß Füllung der Blase die sexuelle Erregung und Genußfähigkeit steigert (Ellis namentlich hat von vielen Frauen gehört, daß sie diesen Zusammenhang selbständig gefunden und praktisch verwertet haben), wie auch umgekehrt, daß sexuelle Erregung Harndrang bewirkt. Zwangsneurosen auf dieser Grundlage sind nicht selten, namentlich bei Frauen. So kenne ich etliche Fälle von Blasentenesmen, die sich psycho-diagnostisch als verlagerte Vaginismen feststellen ließen; ebenso habe ich incontinentia urinae als sexualneurotisches Zwangssymptom bei Frauen und Mädchen wiederholt beobachtet.

Die Wesensverwandtschaft zwischen den beiden Funktionen ist vielleicht auch ihrer graphischen Auffassung zu entnehmen, wenn der dahinzielende Versuch Rutgers' überzeugend ist: Die Ergiebigkeit der peristaltischen Muskelkontraktion, die wir Harnlassen nennen, sei, wie die Wirkung fast aller physiologischen Funktionen, durch eine Kurve anzudeuten: erst ansteigend und nach einem Maximum allmählich wieder abnehmend; zum Schluß kommen dann noch einige Tropfen, die mit den kräftigsten Zuckungen ausgeworfen werden. In Anbetracht

der geringen Ergiebigkeit habe man sich angewöhnt, diese letzten Zuckungen nur als Nebensache zu betrachten; vom biologischen Standpunkt aber seien sie der Gipfelpunkt der sekretorischen Funktion, ein letztes Zusammenraffen aller Energien, wodurch dann schließlich die Harnblase gänzlich wieder zusammenfällt und auch die Schließmuskeln, die während des Harnlassens offen standen, wieder zu Schließmuskeln werden. „Die richtige Deutung dieses Finales als Gipfelpunkt der peristaltisch-sekretorischen Funktion des ganzen Abführapparates ergibt sich erst recht beim vergleichenden Studium der Spermasekretion, weil hier wegen der geringen Menge der zu entleerenden Flüssigkeit die ganze sekretorische Funktion nur in diesem Finale zum Ausdruck kommt."

Weiterhin lassen gewisse psychophysische Bilder die Beziehungen zwischen beiden Sphären erkennen. Die qualvolle Erregung mit der motorischen Unruhe, der Unfähigkeit zur Konzentration und den angioneurotischen Erscheinungen ist bei dem vom im Augenblick nicht erfüllbaren Harndrang wie bei dem vom nicht zur Detumeszenz gelangenden Sexualdrang Befallenen in allem wesentlichen dieselbe, und andererseits das Lustgefühl bei der endlichen Befriedigung des sexuellen wie des Miktions-Bedürfnisses kaum voneinander zu unterscheiden; denn auch die Entlastung der Harnblase bewirkt nicht selten ein durchaus orgasmusartiges Entspannungsgefühl. Das überraschend ähnliche Bild, das der Säugling und das Kleinkind bieten, wenn sie im Begriffe sind, einzunässen bzw. wenn sie eben eingenäßt haben, und das die aufmerksame Mutter oder Pflegerin schon vom Gesichtsausdruck des Kindes das Ereignis ablesen läßt, hat bekanntlich neben vielen anderen Belegen der Psychanalyse zur Stütze ihrer Lehre von der Sexualität des Säuglings gedient. Mit der neueren Auffassung der Perversionen als sexualpsychischer Infantilismen sind unter solchen Umständen die Fälle gut vereinbar, in denen urophilische Triebabirrungen bestehen, deren in diesem Zusammenhange bemerkenswerteste diejenigen sind, infolge deren Männer in das weibliche Genitale aus dem voll erigierten Gliede unter Orgasmus Urin entleeren und darin die Erreichung ihres Sexualzieles finden. In diesen Fällen mag dann ein „körperliches Entgegenkommen" bestehen, indem die Colliculusschwellung im Moment der höchsten Spannung nicht so groß ist, daß sie die Urethra posterior verriegelt und ein Abfließen des Urins gleichzeitig mit dem Ejakulat oder statt seiner verhindert (Orlowski). Hier sei auch der von Krafft-Ebing mitgeteilte Fall eines stud. med. erwähnt, der vor Mädchen sein Glied entblößte, die Flüchtenden verfolgte, an sich drückte und mit Urin besprengte, „was für ihn offenbar im infantilen Sinne lustbetont und ein Ersatz des sexuellen Aktes war" (Rank). An gleichsinnigen Perversionen bei der Frau scheint es nicht zu fehlen, wenn sie auch weniger deutlich sind, insbesondere seltener zur Beobachtung gelangen. — Schließlich sei hier noch an gewisse Beziehungen zwischen den kindlichen Empfindungsvorgängen beim Urinieren und den Sexualgefühlen erinnert. Ich selbst habe gelegentlich über einen Patienten berichtet, der zum ersten Male onanierte, als er nach dem Turnen an den Genitalien Sensationen bekam, die er als Urindrang auffaßte und erst allmählich als Sexualdrang zu differenzieren lernte; und Flesch teilte dann später aus eigener Jugenderinnerung mit, daß diese Analogie in

den Gesprächen der Mitschüler eine Rolle gespielt habe: es hieß, wenn es bei der von vielen in der Schule geübten, häufig mutuellen Onanie zur Ejakulation kam, es werde einem so „pisserig" zumute.

Die anatomischen, physiologischen und psychophysischen Beziehungen zwischen uropoetischer und sexueller Sphäre sind damit noch nicht annähernd erschöpft. Die gegebenen Andeutungen dürften aber genügen, um die Einsicht in den sexuellen Sinn zahlreicher Fälle von Enuresis zu vermitteln. Dieser Zusammenhang wird vor allem durch das Traumleben hergestellt. Bereits im 18. Jahrhundert hatte Buchan in seiner Schrift „Venus sine concubitu" den Zusammenhang des Bettnässens mit vesikalen Träumen betont. In der neueren Literatur begegnen wir solchem Hinweise zum ersten Male wohl bei L. R. Müller (1901); später hat dann K. Ries sich in ähnlichem Sinne geäußert, aber es bedurfte erst Näckes Veröffentlichungen eigener Erfahrungen an zwei Kindern und einem Erwachsenen, um die wissenschaftliche Aufmerksamkeit eines weiteren Kreises darauf zu lenken, daß die Enuresis nocturna möglicherweise von einem Miktionstraum ausgelöst bzw. begleitet werde. Wir haben heute zu erklären, daß solche Traumvorstellungen bei den kindlichen Bettnässern außerordentlich häufig, ja anscheinend die Regel sind; kleinere Kinder geben an, daß sie geträumt hätten, sie säßen auf dem Töpfchen und daß sie dann eben uriniert hätten; größere Kinder träumen schon vom Klosett, oder sie bevorzugen die Traumphantasie des Urinierens auf der Straße; ältere Knaben namentlich auch, ihrer „Großmannssucht" entsprechend, die Vorstellung einer öffentlichen Bedürfnisanstalt. In der Mehrzahl der Fälle hört die Enuresis mit der Pubertät auf, aber in einer nicht kleinen Minderzahl überdauert sie diese Phase, die ja normalerweise die somatische und psychische Differenzierung zwischen den beiden Bereichen herbeiführt. Den Erwachsenen, die am Bettnässen leiden — häufig sind bei Erwachsenen auch vesikale Träume, die nicht zur Blasenentleerung führen, aber nach A. Adler „die sichere Diagnose überstandener Enuresis" zulassen — ist der sexuelle Charakter meist erlebnismäßig dunkel bewußt, manchmal aber auch in der Vorstellungssphäre nur symbolisch vertreten. So handelte es sich in den Fällen Kronfelds bei beiden Geschlechtern um symbolische Ersatzbildungen aktuell gehemmter oder verdrängter aggresiver Sexualtendenzen; die psychoanalytische Untersuchung förderte ihm reiches und kompliziertes Material darüber. Die von Dubois aufgeworfene Frage, ob die Enuresis vielleicht im Traume unter dem Einflusse gewisser Vorstellungen zustande komme, „wie der Samenerguß nach einem wollüstigen Traume" — ist nicht nur wegen der Ähnlichkeit der psychophysischen Erscheinungen, sondern auch wegen ihres gemeinsamen Sinnes zu bejahen. Die Enuresis des Unerwachsenen ist häufig nichts anderes als eine „Pollution des Unreifen" schlechthin, die des Erwachsenen eine neurotische Form bzw. Umformung der Pollution.

Ganz allgemein fällt die Häufigkeit auf, mit der man in der Anamnese von Enuretikern gleichzeitigen sexuellen Insuffizienzen begegnet, unter denen hier Ejaculatio praecox beim Manne und Dyspareunie beim Weibe vorherrschen, wie umgekehrt auch in der Vorgeschichte von Patienten, die den Arzt wegen solcher

sexuellen Mängel aufsuchen, fast regelmäßig eine Enuresis nocturna angetroffen wird, die oft bis weit in die nachpubische Zeit angedauert habe. Von den an Ejaculatio praecox leidenden Männern erfährt man überdies nicht selten, daß bei ihnen auch zur Zeit noch gelegentlich Bettnässen erfolge, und zwar mit Vorliebe dann, wenn die Umstände einen derartigen Unfall besonders peinlich empfinden lassen, z. B. wenn der Betreffende irgendwo als Gast übernachtet. Daß dieses „Irgendwo" allerdings nicht eine gänzlich beliebige Örtlichkeit ist, die ganze jeweilige Situation vielmehr in besonderer Beziehung zu einem „Komplex" zu stehen pflegt, kann freilich erst eine tiefenpsychologische Exploration offenbaren, die dann die Enuresis meist als eine Eifersuchtshandlung aufdeckt. Sie erschließt dann auch die Unzulänglichkeit der zunächst liegenden Annahme, daß in solchen Fällen zwischen der Enuresis und der sexuellen Insuffizienz keine andere Beziehung bestehe als die durch eine neuropathische oder körperlich defekte Konstitution vermittelte Koinzidenz zweier nur auf diese indirekte Weise miteinander zusammenhängenden Symptome. Daß es derartige konstitutive Bedingungen für jene Störungen der beiden Funktionsbereiche gibt, wird in denjenigen Fällen deutlich, in denen „Minderwertigkeiten" des Harn- wie des Sexualapparates gefunden werden, überdies nicht selten vergesellschaftet mit „allen denkbaren Affektionen" eines hereditär-abnormen Zentralnervensystems (Alf. Adler). Aber abgesehen davon, daß im Gegensatz zu diesen Beobachtungen K. Ullmann „fast ausnahmslos morphologisch wie physiologisch sehr kräftige innere und auch äußere Genitalien mit den typischen trophischen Begleitmerkmalen einer gesunden inneren Sekretion" gefunden hat (wobei er freilich „von gewissen nervösen Störungen, wie sexueller Apathie, Spätentwicklung, Frigidität, also zentrale oder Reizleitungsstauungen, zum Teile aus dem Typus der Hysterie" absieht!) — ist aus solchen Feststellungen von außen her nichts für die Erkenntnis der inneren Notwendigkeit und Bedeutung des neurotischen Leidenszustandes gewonnen. Weiter helfen hier schon Erschließungen, die den Angaben vieler Ejaculatio-praecox-Patienten — bei deren größerem Teil (entgegen der Behauptung Orlowskis) dieses Leiden ebenfalls eine Neurose darstellt — zu entnehmen sind und auf die besonders K. Abraham aufmerksam gemacht hat. Man erfährt nämlich meist, daß bei diesen Kranken die Samenentleerung nicht durch rhythmische Ausstoßung erfolge, sondern daß ein kraftloses Abfließen stattfinde. „Geschieht demnach der Vorgang nicht unter energischen aktiven Körperbewegungen und maximaler Erektion noch unter rhythmischen Zusammenziehungen der Dammuskulatur und erfolgt das Abfließen des Samens gar schon ante portas, so erinnert nur noch das Sperma als Stoff an die normale Entleerung der Geschlechtsprodukte. Um so auffälliger wird die Ähnlichkeit der Ejaculatio praecox mit einem anderen physiologischen Vorgang: der Harnentleerung." „Man kann die Ejaculatio praecox somit als eine Verquickung zweier Prozesse auffassen: Hinsichtlich des entleerten Stoffes ist sie eine Ejakulation, hinsichtlich des Modus der Ausstoßung dagegen eine Miktion." Die Bestätigung und Vertiefung dieser Einsicht

gibt die Psychoanalyse, die in solchen Fällen zunächst eine Fülle von Tatsachen aufdeckt, die alle auf einen besonderen Lustwert der Harnentleerung und eine stark betonte Erogenität der Urethra bei dieser Gruppe von Neurotikern schließen lassen (Sadger). Von diesen Beziehungen weiß Orlowski anscheinend wenig, wenn er auf die „somatische Beteiligung der Nachbarorgane“ mit folgenden Sätzen hinweist: „Da kommen vor allem die Schleimhäute des Posterior und des Blasenhalses in Frage. Fast stets wird man da das gelegentliche Auftreten, mit und ohne Behandlung leicht vorübergehender Schleimhautkatarrhe feststellen können, die unter der Diagnose: postgonorrhoischer Katarrh, Menstruationsurethritis usw. behandelt sind und bei Beteiligung des Blasenhalses: das Gefühl des Nachträufelns, des Nichtfertigseins mit dem Miktionsakte, häufigen Urindrangs am Tage u. a. m.“ Die für diese Erscheinungen von Orlowski als Ursache in Anspruch genommene Hypertrophie des Samenhügels hat für den hier gegebenen — und ja auch beim weiblichen Geschlecht ganz analogen — psychogenen Symptomenkomplex keinerlei kausale, wahrscheinlich nicht einmal eine konditionale Bedeutung, und jede örtliche Behandlung, falls sie nicht etwa suggestiven Zielen dienen soll, entbehrt des therapeutischen Sinnes.

Man wird aber, wie Abraham weiterhin zutreffend ausführt, einen erheblichen Unterschied zwischen Ejaculatio praecox und Harnentleerung nicht übersehen dürfen: diese erfolgt dem Zeitpunkte nach einigermaßen willkürlich; die vorzeitige Ejakulation hingegen ist im wesentlichen unabhängig vom Willen des Patienten, und er wird, von ihr jedesmal wieder überrascht, wie von einem Ereignis, das sich überstürzt vollzieht. Viele Patienten schildern, daß sie im Augenblicke der vorzeitigen Entladung ein Schamgefühl empfinden, das sich mit Angst oder Herzklopfen verbindet. Die Ejaculatio praecox findet also wider den bewußten Willen des Individuums statt. „Erinnerte uns der Vorgang zunächst an die normale Harnentleerung, so werden wir diese Anschauung jetzt etwas modifizieren müssen. Wir werden zum Vergleiche die Form des Urinabganges heranziehen, wie sie der ersten Kindheit eigen ist. Das passive Fließenlassen des Samens, wie es bei der Ejaculatio praecox geschieht, lehnt sich in vollkommener Weise an die dem Willen entzogene Urinentleerung der ersten Kindheit an, die sich bekanntermaßen bei Neurotikern bis in spätere Lebensperioden in größerem oder kleinerem Umfange zu erhalten vermag. Die freien Einfälle des Patienten pflegen ein Material zu liefern, das uns in eindringlicher Weise auf diese Lösung hinführt.“ Sie sichern und vervollständigen zunächst die erwähnten, oft schon durch die Anamnese ermittelten Daten und decken darüber hinaus die Ejaculatio praecox als eine Wiederholung der kindlichen Enuresis und diese als einen Vorgänger der Ejaculatio praecox mit großer Regelmäßigkeit auf. Aus der Vorgeschichte solcher Patienten kann der besondere Lustwert der Harnentleerung, ferner aber auch die über das gewohnte Maß des kindlichen Narzismus hinausgehende Wertschätzung des Penis festgestellt werden (Abraham). Konstitution und Erlebnis — ihre Wechselwirkung hier hat sich mir namentlich in Fällen genitaler Entwicklungsstörungen (Hypo- und Epispadie, enge Phimosen, Hodenektopie) offenbart (viel-

leicht gehören auch die erwähnten Beziehungen zwischen ritueller Zirkumzision und dem hier erörterten Phänomen in diese Betrachtung) — bewirken dann ein Verharren des Individuums auf der infantilen Stufe der „Urethral-Erotik“ bzw. der Überwertung des Penis als Organs der Harnfunktion, so daß, wenn später an ihn die Anforderung der eigentlichen Geschlechtsfunktion herantritt, diese nur auf dem Wege des Kompromisses einer Ejaculatio praecox zustande kommt. Wie nun aus diesen beispielsweisen Andeutungen im einzelnen ein Verständnis für analoge Vorgänge beim weiblichen Geschlechte zu gewinnen ist, kann im Rahmen dieses Artikels nicht des näheren ausgeführt werden. Es mag hier genügen, die Tatsächlichkeit jener Analogie festzustellen und zur Illustration etwa auf den von Ellis zitierten Fall Mac Gillicuddeys hinzuweisen, der eine Dame betraf, die jedesmal plötzlichen und ununterdrückbaren Urinabgang hatte, wenn ihr Mann den Koitus zu vollziehen begann, so daß er schließlich den sexuellen Verkehr mit ihr aufgab!

Freud sieht in der Enuresis eine besondere Art der Onanie, womit die früher erwähnten Erfahrungen von mir und von Flesch auch diesseits aller Psychoanalyse wohl vereinbar wären. Solchen Zusammenhang könnte vielleicht auch die auffallende Übereinstimmung nahelegen, die zwischen den psychophysischen Bildern im Anschluß an den onanistischen Akt und an das Enuresis-Ereignis so häufig besteht: hier wie dort Scham und Angst mit den charakteristischen körperlichen Begleitsymptomen. Als Inhalt dieser Erlebnisse lassen sich dann in beiden Fällen regelmäßig Versündigungsideen und Krankheitsbefürchtungen ermitteln, wobei man sich der Tatsache erinnern muß, daß bei sehr vielen Menschen die Miktion mit stärkerem Schamgefühl besetzt ist als die Sexualfunktion. Jeder Arzt, der Sprechstunde hält, weiß — wie L. R. Müller richtig hervorhebt —, daß manche Leute auf Auffordern hin trotz allen Bemühens und genügend voller Blase nicht Harn lassen können; es ist ihnen unmöglich, in Gegenwart anderer Personen zu urinieren, und erst, wenn der Arzt sie allein läßt, geht es. So sind auch viele nicht imstande, in öffentlichen Bedürfnisanstalten Urin zu lassen, solange andere Menschen zugegen sind. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß Rank diese Hemmungen zutreffend erklärt, wenn er sie auf die frühinfantile lustvolle Betätigung jener erogenen Zonen und die dadurch bedingte energische Verdrängungsarbeit zurückführt.

Trotz der weitgehenden Analogien wird aber die einfache Gleichung Enuresis = Onanie (resp. = Pollution) nicht allen Tatbeständen gerecht (es ist hier natürlich ohnehin immer nur von der psychosexogenen Gruppe der Enuresis die Rede), insofern die Enuresis bei Kindern und Jugendlichen oft nicht ein eigenartiges Äquivalent, sondern eine Folge gewöhnlicher Masturbation, im Sinne neurotischer Verarbeitung, nämlich auf dem Wege der Vorstellung einer Erkrankung als durch das geschlechtliche „Laster“ bewirkten Schädigung der Gesundheit entstanden ist. So klärt sich auch bei erwachsenen Enuretikern ihr Leiden oft als angstrealisierte Folge von „Jugendsünden“ auf. Ist doch überhaupt die Vorstellung von der „Blasenschwäche“ als Folge sexueller Exzesse ein weitverbreiteter Laienglaube und als solcher

andererseits wiederum ein Zeugnis für die hier erahnten entwicklungsgeschichtlichen und psychogenetischen Zusammenhänge zwischen den beiden Sphären. „Angst“ ist nun aber, wie wir wissen, nur die eine Auswirkung einer Affektlage, deren andere der „Wunsch“ ist, und so stellt sich denn in der Tat für manche kindliche Enuretiker die Enuresis als eine ersehnte Hilfe aus sexueller Not und Verlegenheit ein: mit ihr vermögen sie die Aufmerksamkeit der Umgebung, die sie wegen ihrer Gedrücktheit und ihres schlechten Gewissens notwendigerweise auf sich ziehen, sowie die eigene von der Selbstbefleckung auf das anscheinend harmlosere Vergehen des Nässens abzulenken. In diesem Sinn gelang es J. Kläsi mittels der Methode der „freien Assoziationen“ die Enuresis als eine „Antikatastase“, als eine „Schuldersatzhandlung“ aufzudecken, d. h. als eine „Fehlleistung“, durch die das Unbewußte die eigentliche Schuld, die nicht verraten werden soll, durch eine andere Verschuldigung ersetzt, mit der der Patient selbst und seine Umgebung sich abfinden können. Es ist hierfür charakteristisch, wie schon von 4—5jährigen Kindern, die aus Erzählungen der Eltern oder gar der (Fehl-) Diagnose des Arztes zufällig aufgeschnappte „schwache Blase“, an der sie vermeintlich leiden, in den Dienst solcher Selbstentschuldigung des Nicht-dafür-könnens gestellt zu werden pflegt. Die erwähnten Fälle sind nicht identisch mit den im Freudschen Sinne eines Onanie-„Komplexes“ ablaufenden, wobei ja das Schuldgefühl wegen der Onanie verdrängt und für die frei flottierende Angst und Beklemmung eine Gegenbesetzung im Bewußten geschaffen wird. Nun hat Kläsi aber noch eine andere psychische Ursache der Enuresis aufdecken können: nämlich die Angst, durch geschlechtlichen Verkehr oder Masturbation mit einem Nässer von diesem angesteckt zu sein. In weiteren Fällen kann man wiederum andere Mechanismen feststellen, aber fast regelmäßig handelt es sich um die Duplizität Angst und Scham, bezogen aus irgendwelchen sexuellen Verhaltensweisen. Da dem Geschlechtlichen für unser Affektleben die Ambivalenz auch wesenseigentümlich, also nicht nur durch kulturelle Wertungen aufgeprägt ist, versteht sich von selbst, daß jede Art sexuellen Tuns und Lassens die Quelle von Vorstellungen werden kann, die Angst und Scham erzeugen, die ihrerseits nach einer Ersatzschuld oder nach Bestrafung und Leidensfolgen suchen. Sie werden wegen der nahen Beziehungen der Psychosexualität zur Harnfunktion im Bereiche dieser besonders oft und leicht gefunden, namentlich vom weiblichen Geschlecht, wie schon (1861) Scherner beobachtet hat, ohne noch die Zusammenhänge durchschauen zu können. Wir sahen, daß jene Beziehungen wesentlich mit auf — somatisch und psychisch — ontogenetischem, anscheinend auch phylogenetischem, Grunde beruhen. So läßt sich auch die Enuresis (des Erwachsenen) als Ausdruck der Urethralerotik zwanglos dem von Ferenczi angenommenen „thalassalen Regressionszug“ einordnen: mit ihm folgt der Neurotiker dem Zwange, entwicklungsgeschichtlich ältere „Erotismen“ zu wiederholen.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen*).

Zwei Fälle von sexueller Insuffizienz infolge von Nasenoperationen.

Von Prof. R. Kafemann-Königsberg i. Pr.

Der Tatbestand. Fall I. Angesehener höherer Beamter, heute 64 J. alt, erkrankte vor vier Jahren an echtem Keuchhusten, der ihn besonders nachts derartig peinigte, daß er nur durch große Dosen Morphium Schlaf erzwingen konnte und eine Krankenschwester zu sich nehmen mußte. Der Keuchhusten hatte, als er mich konsultierte, etwa zwei Monate bestanden. Die Untersuchung der oberen Luftwege ergab bis auf eine leichte Stimmbandrötung vollkommen normale Verhältnisse. Insbesondere lag, da die Nasenatmung völlig frei war, kein Bedürfnis zu einer Nasenoperation vor. Er konsultierte darauf ohne mein Wissen einen soeben aus der ländlichen Allgemeinpraxis hergekommenen Arzt, der in Wort und Schrift die Theorie vertrat, die innere Medizin würde in Zukunft rein nasal orientiert sein, d. h. alle inneren Leiden würden in Zukunft von der Nase aus geheilt werden können und müssen. Er vertrat also eine potenzierte Hacksche Theorie, die wenigstens bei den ernsthaften Rhinologen zu einer längst überwundenen Phase ihrer Fachgeschichte gehört. Es fanden die stereotypen Eingriffe statt: Radikale Entfernung der unteren Muscheln, zum Teil auch der mittleren, Entfernung aller, auch der gleichgültigsten Spinen, Siebbeinausräumung usw. Der Patient genas und setzte begeistert seine Genesung auf das Konto der Nasenbehandlung, ohne zu erwägen, daß schließlich jeder Keuchhusten einmal ein Ende nimmt. Ich wies warnend auf das: „respice finem!" Vor einigen Wochen hatte ich wieder Gelegenheit ihn zu behandeln folgender Zustände wegen: chronischer Nasen- und Nasenrachenkatarrh mit massenhafter klebriger Sekretion, die angeblich zwanzigmal täglich aus dem Rachen durch quälendes Ziehen entfernt werden mußte. Sowohl bei Ruhe als bei stärkerer Bewegung anginaartige Atembeschwerden. Das Hindernis wird in die Gegend des Sternums verlegt. Untersuchung zeigte innerlich keine nachweisbare Erkrankung des Herzens, der Lunge und der großen Gefäße. Im Spiegel sah man den Nasenrachen mit reichlichen klebrigen Sekretmassen angefüllt. Über sein Sexualleben befragt, gab er an, bis zur Operation einer völlig normalen Libido und Potenz sich erfreut zu haben. Im sympathischen Liebesverkehr sei er kurz vor der Operation imstande gewesen, in einer Nacht mehrmals die Kohabitation mit normaler Dauer und starkem Orgasmus ausführen zu können. Der hochgebildete und ideal gesinnte Mann, mit faszinierender Liebenswürdigkeit und weltmännischer Haltung ausgestattet, hatte häufiger Gelegenheit, die in völlig uneigennütziger Absicht ihm angetragene Liebe gleichgesinnter Frauen zu genießen. Nach der Operation schwand Libido und Potenz völlig, obgleich das Interesse des weiblichen Geschlechtes auch heute noch für ihn groß ist, während es bei ihm völlig erloschen ist. Die kritische Betrachtung dieses Falles lehrt, daß der gesamte Komplex der Krankheitserscheinungen auf die plötzlich übermäßig erweiterte Nase, die ihre hohe biologische Aufgabe nicht mehr zu erfüllen imstande war, zurückzuführen ist.

Fall II. Neffe des Vorigen. Gesunder, blühender, heute 30jähriger, sehr intelligenter, aus einer sexuell bis zum Großvater übertüchtigen Familie stammender, höherer Beamter, litt vor 4 Jahren an neuralgischen Beschwerden des Kopfes und unterzog sich der gleichen Operation wie Fall I. Die vor einigen Wochen von mir vorgenommene Untersuchung zeigte gleichfalls eine ungeheuer erweiterte Nase, insbesondere war die rechterseits vorgenommene radikale Entfernung der mittleren Muschel bemerkenswert. Nach der Untersuchung äußerte ich: „Seien Sie froh, daß Sie erst im 26. J. und nicht schon als Knabe operiert worden sind, da sonst Ihr Sexualapparat in seiner Entwickelung Schaden genommen hätte." Darauf berichtete er mir: Er, der vor der Operation stark libidinös, vielleicht überlibidinös gewesen sei, sei nach der Operation völlig impotent geworden. Insbesondere sei die Libido völlig geschwunden. Wenn er sich zu einer Kohabitation aufraffe, erfolge die Ejakulation bereits ante portas. Er habe nunmehr auf die Ehe verzichtet, weil er überzeugt sei, einer Frau nicht genügen zu können und werde sich nur noch der angestrengtesten Arbeit widmen. Ich erklärte ihm darauf, daß es möglich sei, durch Anwendung geeigneter Hormonpräparate und äußerlicher, reizherabsetzender Mittel ihn zu heilen. Patient war sehr befriedigt und bemerkte, also könne er doch noch hoffen zu heiraten.

---

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!

Zu diesen beiden Fällen bemerke ich in Kürze folgendes: Die Beziehungen der Nase zum Sexualapparat sind außerordentlich weitgehend. Ich erinnere hier nur an die Bedeutung des Geruchsinns, an die Aufsehen erregenden Entdeckungen von H. Zwaardemacker und Wilhelm Fließ und die hochwichtigen Tierexperimente von Koblanck, der an jungen Tieren feststellte, daß die Entfernung der Nasenmuscheln in frühester Jugend die Entwickelung der Geschlechtsorgane beeinträchtigt. Diese Fälle mögen übereifrigen Rhinologen zur Warnung gereichen.

1902 veröffentlichte Sir Felix Semon sein wertvolles Werk: „Some Thoughts on the principles of local treatment in diseases of the upper air passages." Es war in gleicher Weise gerichtet gegen die ungeheuren, weitverbreiteten Ausschreitungen des „topical enthusiast" und „radical localist" wie die geradezu unverständliche „modern lust of operation" bei dem Publikum, welche beide unvermindert heute fortbestehen. Wie damals konstatieren wir auch heute noch „a morbid readiness to detect diseases" (eine krankhafte Bereitschaft, Krankheitszustände zu entdecken). Die kleinste Spine des Septums wurde bei ursächlich ganz anders bedingten Erkrankungen „with fire and sword" demoliert. Pag. 13 schreibt dann Semon wörtlich: „Indeed, your ‚radical localist' is a much more formidable and actively mischievous person than the poor country practitioner who caustics his influential patient's throat because the letter insists that ‚something should be done' for him! Whilst he of the country succumbs occasionally — parce qu'il faut vivre, as the tailor said to Talleyrand — the thorough believer in local disease and local treatment quand meme slaughters hecatombs of his own free will! In every patient that enters his consulting-room he sees a prey to the arrow of his local treatment." „In der Tat: ihr ‚radikaler localist' ist eine weit gefährlichere und durch seine Energie mehr Unglück anrichtende Persönlichkeit als der arme Landpraktiker, der den Hals seines Influenzakranken ausbrennt, weil letzterer darauf besteht, daß etwas für ihn geschehen müsse. Während jener (Arzt) vom Lande nur gelegentlich unterliegt — weil man leben muß, wie der Schneider zu Talleyrand sagt —, schlachtet der fest an örtliche Erkrankung und örtliche Behandlung Glaubende, koste es was es wolle, Hekatomben nach seinem eigenen Ermessen! In jedem sein Konsultationszimmer betretenden Patienten sieht er eine Beute für den Pfeil seiner Lokalbehandlung."

Soweit Sir Felix Semon. Ich eröffne hiermit die Enquete bei den Sexologen, da die Ausbeute bei den Rhinologen aus naheliegenden Gründen eine geringe sein wird.

Über das Auftreten der „Calori" und ihre Dauer bei einigen Haustieren in verschiedenen Landstrichen Italiens.

Von Professor Dr. P. Fürbringer.

In einer sehr bemerkenswerten, aus dem Physiologischen Universitätsinstitut Perugias stammenden wissenschaftlichen Arbeit, die in der Rassegna di studi sessuali IV, Nr. 2 u. 3 veröffentlicht ist, erörtert Giuseppe Alongi den „Calore", unter dem er den Oestrus Heapes versteht, also die an die Brunst (das Prooestrum) anschließende Phase der Belegbarkeit, in welcher die weiblichen Tiere die männlichen annehmen und die Ovulation stattfindet. Diese zeitliche Einschränkung des geschlechtlichen Verlangens der weiblichen Tiere, die dem Menschen abgeht, ist durch das stärkere Hervortreten der Geschlechtsteile infolge hyperämischer Schwellung und durch eine Schleimsekretion charakterisiert, die ihrerseits Bedeutung für die Mechanik der Begattung und die Anlockung der männlichen Tiere gewinnt. Nach einer literarischen Berichterstattung wird uns eine Fülle eigener Beobachtungen in Sizilien und Umbrien (Perugia) unter Heranziehung der durch Schmaltz für Deutschland bekanntgegebenen Verhältnisse mitgeteilt. Gewonnen an Pflanzen- und Fleischfressern sowie Omnivoren, speziell an der Stute, der Kuh, dem Schaf, der Ziege, der Hündin und der Sau geben sie Aufschluß über das zeitliche Einsetzen der Calori, ihre Dauer (12 Stunden bis 14 Tage), ihre Rückkehr bei den belegten und nicht befruchteten sowie den nicht belegten Weibchen, die normale Brunstperiode, Fälle von vorzeitigem Eintritt und das Wiederauftreten nach dem Partus. Die in verschiedenen genauen Tabellen untergebrachten konkreten Zahlen sind im Original einzusehen. Herausgehoben aus den Vergleichsergebnissen sei, daß für das Schwein in den drei genannten Ländern keine Abweichung zu ermitteln war. Jeder Monat kam in Betracht. Das hängt mit der vollständigen Domestikation des Tieres und der Sicherung der Nahrung sowie dem weitgehenden Schutz vor äußeren Einflüssen zusammen. Bei der Stute fehlt die Brunst hier wie dort in den Monaten August bis Dezember, tritt konstant im März bis Mai ein, während das für den Januar und Februar nur in Sizilien und für den Juni und Juli nur in Umbrien der Fall ist. Wirksam sind hier bald die Außen-

temperaturen, bald die mangelhafte innere Sekretion. Die Kuh wird in Umbrien aus Anlaß des sonst beständigen Stallaufenthalts, des Schutzes und der guten Fütterung jeden Monat brünstig, in Sizilien weder im April noch im August bis Dezember infolge des Lebens im Freien. Bei den Schafen und Ziegen kommt es in Sizilien allmonatlich, in Umbrien nur im September und Oktober zur Brunst. Derjenigen der Hündin begegnet man in Sizilien in jedem Monat, während sie in Umbrien und Deutschland im Mai bis August sowie im November bis Januar vermißt wird. In den übrigen Monaten fehlt sie in Umbrien, aber nicht in Deutschland. Von Einfluß sind hier die Rasse, die Paarung und die Trächtigkeit. Das vorzeitige Eintreten des Oestrus wird ungleich häufiger in Sizilien als in Umbrien beobachtet, eine offenbare Folge der dort im Durchschnitt um 4,5° C höheren Temperatur. Desgleichen erfolgt die Wiederkehr nach dem Partus in Sizilien in wesentlich kürzerer Frist als in Umbrien und Deutschland. Die Bibliographie der Alongischen Abhandlung würdigt die deutsche Literatur in hervorragendem Maße. Immerhin fehlen selbst grundlegende Arbeiten, wie die aus den Jahren 1908 und 09 von Hitschmann und Adler, Keller und Leo Loeb, dessen die Zusammenhänge der Ovulation und inneren Sekretion dartuende Versuchsergebnisse freilich zunächst das Kaninchen betreffen.

Sexualwissenschaftliche Rundschau.

Keimdrüsentransplantation gegen Hysterie.

In der Frankfurter „Umschau“ (1924, Heft 43) berichtet Dr. F. O. Goldstein über folgenden Fall, der einen bemerkenswerten Beitrag zur Kasuistik des sexohormonalen Ursprungs der Hysterie zu liefern scheint:

Ein im übrigen gesundes 28jähriges Mädchen litt seit Jahr und Tag an schwersten Nervenanfällen. Diese äußerten sich in plötzlichen Schrei- und Weinkrämpfen, konvulsivischen Zuckungen, wildem Umsichschlagen, wonach ein Zustand völliger Erschöpfung mit heftigen Kopfschmerzen tagelang sich einstellte. Außerdem trat seit Jahren die Periode unregelmäßig, nur in Spuren auf oder blieb ganz aus. Nach vielfachen innerlichen Behandlungsversuchen entschloß sich der Arzt zur Operation, und zwar wurde der Schwester der Patientin ein Eierstock entfernt und sofort noch lebenswarm unserer Patientin überpflanzt. Zum zweitenmal nach der Operation stellte sich am gleichen Tag wie bei der Schwester auch bei der Patientin die Periode in voller Stärke ein. Die schweren Nervenanfälle haben seitdem aufgehört!

Bücherbesprechungen.

1) Vorberg, Gaston: **Über den Ursprung der Syphilis.** Quellengeschichtliche Untersuchungen. Stuttgart 1924, Julius Püttmann. 111 Seiten (4°) mit 11 Tafeln. Brosch. 21 Mk.

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Dr. H. Sudhoff.

Der bekannte gründliche Kenner des Geschlechtslebens der näheren und ferneren Vergangenheit, dem die Freunde der erotischen Literatur so manchen feinen historischen Leckerbissen verdanken, hat hier das Zentralproblem der gesamten Historik der Geschlechtskrankheiten, die Fabel von der Einschleppung der Geschlechtspest 1493 von den Antillen nach Europa einer gründlichen quellenmäßigen Nachuntersuchung unterzogen und das gesamte Material, übersichtlich zusammengestellt, zur Vorführung gebracht. Jedem, der sich selbst ein Urteil bilden will, ist dazu die Gelegenheit geboten. Es ist wirklich alles Wichtige und Wesentliche hier beisammen, dessen der gewissenhaft Prüfende bedarf, und dies alles mit ruhiger Klarheit ins Licht gestellt, die überzeugend wirkt, ungleich dem glänzenden Plaidoyer für den „Amerikanismus“ Iwan Blochs, bei dem man das beklemmende Gefühl als Historiker nicht los werden konnte: „Du sollst hier mit souveräner Kunst kulturgeschichtlicher Stimmungsmache zu einem Trugschluß verführt werden“ — wie es der übergroßen Mehrzahl aller Leser denn auch ergangen ist.

Vorberg, der anderwärts gezeigt hat, daß es ihm an der Kunst prickelnder Darstellungsweise durchaus nicht gebricht, verfährt hier mit kühler Schlichtheit und läßt nur die sachlichen Momente hervortreten und wirken, auch dort wo er ganz in

seinem Element ist, z. B. da, wo er als einer der besten Kenner der Vergangenheit europäischen Geschlechtslebens mit dem pseudo-historischen Stimmungsmoment Blochscher Darstellung aufräumt (S. 80 ff.), daß der Einbruch der Syphilis in die europäische Welt zu einer Absonderung, ja Feindschaft der Geschlechter geführt habe, daß es sich wie ein lähmender Alb auf das gesamte Geschlechtsleben gelegt habe usw. Er zeigt, daß davon im 16. Jahrhundert gar keine Rede sein könne, ja bis herunter ins 18. Jahrhundert, wo trotz weitester Verbreitung der Lues und der Kenntnis von ihr und ihren Schädigungen und Gefahren eine naive Ungebundenheit des Verkehrs der beiden Geschlechter geherrscht habe, die kaum habe überboten werden können. Das „Grauen", das zu Beginn des Cinquecento geherrscht haben soll, hat man sich eingeredet. In Wirklichkeit ist davon keine Spur zu finden.

Manches hätte vielleicht noch schärfer herausgearbeitet werden können. Daß im Jahre 1494 in den spanischen Städten keine Geschlechtsseuche geherrscht habe, ist mißverständlich. Die wie heute sich schleichend verbreitende Syphilis war sicher vorhanden, aber nicht als eine nach der Rückkehr der Karavellen des Kolumbus allenthalben aufflammende heftige Krankheitsinvasion. Von dieser Initialepidemie amerikanischen Ursprungs fing man erst ein Menschenalter später an zu schwätzen, wie es kein Mensch mehr nachprüfen konnte. Es war nur Reklamegerede zur Empfehlung des importierten Guajakholzes. Nur wer die Ärzte Spaniens, Italiens und Südfrankreichs um die Wende des 15. zum 16. Jahrhunderts absolut nicht kannte, vermochte auf die völlig widersinnige Annahme zu verfallen, diese Ärzteschaft hätte die Einschleppung einer so furchtbaren und auffallenden Krankheit in foudroyantem Auftreten, wie man es schildert, gerade auf dem Seewege, in den Hafenplätzen übersehen können, dieselbe Ärzteschaft aller drei Länder, die auf Seucheneinschleppung durch den Schiffsverkehr seit $1^1/_2$ Jahrhunderten so scharf eingestellt war, gegen die man Quarantänen usw. seit 100 Jahren anzuwenden gewohnt war.

Bei der kurzen Schilderung Vorbergs, die er S. 18 f. von der Reise des Nürnberger Arztes Münzer gibt, wäre zu solcher Hervorhebung Gelegenheit gewesen, wo nebenbei bemerkt, die Tatsache völlig im Dunkel bleibt, daß der Referent dies Reisebuch des Monetarius zuerst hervorgezogen, genau studiert und vor 10 Jahren bekanntgegeben hat. Befremdlicherweise wird überhaupt mein Name an gar mancher Stelle des Buches beiseite gelassen, wo seine Nennung bestimmt hätte erwartet werden müssen.

Bei dem Berichte über die Einnahme Neapels und den Aufenthalt König Karls in dieser Stadt tritt nicht mit genügender Klarheit in die Erscheinung, daß wir in dem Berichte des Sanuto direkte Mitteilungen eines Augenzeugen, des Beauftragten der venetianischen Republik vor uns haben, der jeden zweiten oder dritten Tag die Neapolitaner Tagesereignisse nach Venedig übermittelte, in genauer Fixierung alles dessen, was dort am Fuße des Vesuv vor sich ging. Hätten dort die auffallenden Vorgänge wirklich beobachtet werden können, von denen Jahrzehnte später Chronistenfedern lüstern ausmalend schwatzten, so wären sie von dem beamteten Aufpasser der Signoria brühwarm in die Lagunenstadt gemeldet worden. Er sagt aber in allen den Monaten kein Wort über den Ausbruch einer neuen galanten und doch so schrecklichen Krankheit, kein Sterbenswörtchen, während er später von Ruhr und Typhus nicht genug melden kann. Dieser eine authentische Bericht des Marie Sanuto genügt, um dem Gerede von dem Ausbruch der Syphilisepidemie 1495 in Neapel für immer ein Ende zu machen — es wird aber auch heute noch immer wieder scheinbar gutgläubig wiederholt von allen denen, die geschichtliche Tatsachen von liebgewordenen Ammenmärchen nicht zu unterscheiden vermögen.

Man hält sich immer noch an das konventionelle Chronikengerede, das einer dem anderen nachgeschrieben oder dem landläufigen Tagesgeschwätze entnommen hat, während kein einziger Chronist nach direkten Tagebuchsaufzeichnungen, die regelmäßig gemacht wären, von der Verbreitung der Epidemie, von der man faselt, in seiner Stadt Kunde gibt. Im Gegenteil, die Notiz über den Ausbruch des „morbus novus in auditus" ist fast allenthalben in den Kontext der älteren Chroniken am Rande oder sonstwie augenfällig eingefügt, wofür Vorberg aus der Chronik des Ubaldini ein hübsches Beispiel nach dem seinerzeit ihm zur Verfügung gestellten Originalphoto des Leipziger Institutes zu publizieren in der Lage ist (zu S. 48), ohne den Leser über dessen Herkunft aufzuklären.

Schade, daß er nicht die Smyrna-Terrakotta von Lues congenita à la Hutchinson abgebildet hat; mir scheint, sie hätte überzeugender gewirkt als die Statuen mit der eingesunkenen Sattelnase des Sokrates. Bei Paracelsus ist die Tatsache übersehen, daß er als Erbe der Erfahrungen zweier Generationen gelten kann, als Sohn eines erfahrenen Arztes, der nur wenige Jahre vor ihm selber starb und fast 40 Jahre alt war, als „die Syphilis ausbrach", um im konventionellen Jargon zu bleiben. Es hat also immerhin

einigen Wert, wenn der Sohn von 1470 und 1480 als Jahren spricht, in denen Syphilis schon vorkam. Seine eigene literarisch gewonnene Auffassung legt Paracelsus einmal dahin fest, daß die Syphilis in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts als solche erkannt worden sei. Wenn Vorberg mit den Quecksilberschmierkuren bis in das 12. Jahrhundert (S. 83) zurückgehen will, scheint er mir fast um hundert Jahre zu weit zurückzugreifen.

2) Rank, Otto: **Eine Neurosenanalyse in Träumen.** Leipzig u. Wien 1924, Internationaler Psychoanalytischer Verlag.

Von Dr. Hans v. Hattingberg.

Die ursprünglich als ein Kapitel einer „Technik der Traumdeutung in der Psychoanalyse" gedachte Schrift soll an den „reichhaltigen und durchsichtigen Träumen" einer zwangsneurotischen Patientin (über deren Vorgeschichte leider nähere Angaben fehlen) „die Genese der Krankheit, wie auch die entsprechenden ps.a. Heilungsphasen zeigen." In einer kurzen Einleitung wird darauf hingewiesen, daß sich „alle Äußerungen des Unbewußten der Patientin . . . ihre unbewußten Tendenzen, wie sie sich aus ihrer neurotischen Einstellung und der parallel laufenden analytischen Situation in ihren Träumen wiederholen, unter der gemeinsamen Überschrift: das Kunststück — subsumieren lassen." Wie das zu verstehen ist, daß sich das gesamte psychische Leben eines Menschen unter einer solchen „Devise" abspielt, das näher auszuführen bleibt einer größeren Arbeit „Über die prinzipielle Bedeutung derartiger Leitmotive(!)" vorbehalten.

Die Arbeit selbst zerfällt in zwei Hauptteile, die „Widerstandsphasen" und die „Heilungsfaktoren". Die erste von ihnen enthält die Analyse des Kastrationswiderstandes, des Zählzwanges, der Phantasiebildungen, der Mutterregression, der Libido-Übertragung und des Schuldgefühls. Die zweite Gruppe umfaßt die Kapitel Ungeduld und Resignation, die Identifizierung mit dem Analytiker, die Akzeptierung der Schwester, die Entwöhnungsphase und die Lösung von der Analyse. Sie ist wie kaum eine andere geeignet, in die Methodik der Psychoanalyse strengster Observanz Einblick zu geben. Sie macht ihre Vorzüge deutlich: Die Träume von Rank's Patientin zeigen unverkennbar „Komplex-Reaktionen", die durch den analytischen Prozeß hervorgerufen werden, das heißt, das Unbewußte beantwortet auf diesem Wege auch Fragen, die der Analytiker nur von fern, jedenfalls nicht expressis verbis angerührt hat. Sie bestätigen also gleichsam experimentell, daß den bekannten Vorstellungen, die sich die psychoanalytische Theorie über die Vorgänge im Unbewußten gebildet hat, irgend etwas Tatsächliches entspricht. Auch die Heilung nach einer (für diese Schule besonders kurzbemessenen) Behandlung von nur sechs Monaten Dauer redet die gleiche Sprache.

Die Arbeit zeigt ebenso die Schwächen dieses besonderen Deutungsverfahrens. So lesen wir (Seite 31) wörtlich folgendes unter den (nach Ranks Angaben stenographisch festgehaltenen) Einfällen der Patientin in der 56. Stunde: „Beim Herfahren in die psychoanalytische Stunde . . . in der Elektrischen dachte ich, daß der Kastrationskomplex noch nicht ganz weg sei. (Habe mir aber gesagt, Ödipus-Komplex)." Oder wir lesen (Seite 46, als Bruchstück eines Traumes) „. . . eine frühere Kollegin . . . geht in den oberen Stock, ganz leerer Raum, wo nur eine kleine Chaiselongue steht, worauf sie sich legt und die Männertreu an die Nase hält. Ich denke: Jetzt sehnt sie sich in den Mutteruterus zurück." Wenn man danach (Seite 32) Rank's Bemerkung findet, hier zeige sich, „daß die Analyse an Stelle des alten Zwanges zum Zwang zu werden beginnt," so fühlt man sich von selbst gedrängt, diese Worte „recht ambivalent" zu interpretieren. Ja, die Analyse, oder klarer, diese Art des Deutungsverfahrens wird zum Zwang sogar für das Unbewußte, zum Zwang nämlich, sich in einer bestimmten Terminologie auszudrücken! Man könnte einwenden, das sei bedeutungslos, weil die Komplexe im Unbewußten ebensowenig imstande sind, sich selbst zu benennen, wie die Gestirne am Himmel; der therapeutische Erfolg beweise die Richtigkeit, die hier mit Brauchbarkeit zusammenfalle. Eines aber ist gewiß: diese Methode der Deutung fördert den Kranken nur sehr mittelbar im Verständnis seines eigenen Seelenlebens. Zwischen die Vorgänge im Unbewußten und das einfühlende Verstehen wird eine Schicht von Mystik eingeschaltet. Denn, daß der „Kastrationskomplex noch nicht ganz weg ist," das kann niemand unmittelbar erleben. Deshalb gibt auch diese Freudsche Methodik keinen brauchbaren Anhalt für die Selbstanalyse, in welche jede psychoanalytische Kur münden muß, wenn sie den Patienten nicht vom Analytiker abhängig machen soll.

Dieser Mangel, die überflüssige Kompliziertheit ihrer Terminologie, hindert es vor allem andern, das die psychoanalytische Psychologie trotz der unbestreitbaren Richtigkeit ihrer Grundanschauung noch nicht mehr Allgemeingut geworden ist. Daß sich eine

Ahnung davon auch bei den strengsten Anhängern Freuds anzubahnen beginnt, das zeigen deutlich die oben zitierten Ausführungen Ranks über das „Leitmotiv des Kunststücks". Von hier bis zu Adlers „Leitlinie" ist der Weg nicht mehr allzu weit. Die Adlersche Anschauung aber leidet im Gegensatz zu der Freud's gerade unter dem Mangel einer allzu weitgehenden Vereinfachung. Sie ist ein logisch geschlossenes System, das immer stimmt, und das eben deshalb zu eng und unzulänglich bleiben muß, weil sich die Probleme des nervösen Seelenlebens ebensowenig auf eine Formel bringen lassen, wie die des Lebens überhaupt. Bei einer Vereinigung der beiden Terminologien, wie sie schon C. G. Jung versucht hat, läßt sich jedoch, wenn man dazu noch die fast durchwegs überflüssigen Fremdworte vermeidet, eine Ausdrucksweise gewinnen, welche die Forderung unmittelbarer Verständlichkeit erfüllt und die dabei der Problematik gerecht wird. So bedeutet die Schrift Ranks wenigstens den Ansatz zn einer Entwicklung der psychoanalytischen Methode zu einem Werkzeug für jedermann, der sich selbst und andere besser zu verstehen sucht.

3) Tumlirz, Otto: **Die Reifejahre.** Erster Teil. Leipzig 1924, Julius Klinkhardt. 124 Seiten. Geh. 3,60 Mk.

Von Privatdozent Dr. Fritz Giese.

Hat Charlotte Bühler das Problem vom naturwissenschaftlich-psychologischen, Spranger in seinem neuesten Werk vom Standpunkt der Geisteswissenschaft behandelt, so reiht sich als drittes aktuelles Werk das Buch von Tumlirz an. Man könnte es pädagogisch und psychologisch gerichtet heißen. Es stellt eine Art Vermittlung zu der Einseitigkeit Sprangers, der nur das Gebildetenkind und wertphilosophische Richtlinien vor Augen hat, und zu Bühlers Schrift, die ausgesprochen seelenkundlich eingestellt gewesen. In fünf Hauptkapiteln behandelt T. die Sachlage. Zunächst werden Grundzüge des Erscheinungsbildes der Reifejahre geboten: die Frage der Entwicklungsstufen, des Sinns derselben, der Eigenarten allgemeiner Natur im Jungfrauen- und Jünglingsalter. Zweitens folgen die körperlichen Grundlagen der Reifezeit und anschließend drittens die „Entwicklung des Geschlechtslebens". Das erste Kapitel ist physiologisch stark ausgearbeitet, der dritte Abschnitt geht auch auf Freudsche Begriffe, wie die Sublimierung, auf die Onanie und den Tagtraum ein. Das vierte Kapitel behandelt das schon von Bühler klar erkannte Trotzalter, jene interessante Übergangsepoche vom Kind zum Jugendlichen. Hierbei werden rein psychologisch Bewußtseinsinhalte gleich dem der Rudelfreundschaft, der Schwärmerei, der Flegelzeit, des Ehrbegriffs berücksichtigt. Es folgen zwei weitere Kapitel über die Reifungsjahre und das Adoleszentenalter des Jünglings und der Jungfrau. Das letzte Kapitel scheint darin besonders wertvoll, weil die Übergänge zwischen Pubertät und Adoleszenz — ein Faktor, den Spranger fast übersieht und Bühler nur andeutet — etwas eingehendere Berücksichtigung finden. Ein umfänglicher Quellennachweis schließt das Buch.

Kritisch ist wichtig zu bemerken, daß das Problem der Geschlechtsunterschiede sehr eingehend und vielfach bearbeitet ist. Dagegen mangelt es an Berücksichtigung der Konstitutionsfragen, auch etwas der Typologie. Richtig betont Verf., daß er im Gegensatz zu Bühler den männlichen Jugendlichen in erster Linie berücksichtigt. Daß ihm das Proletariat weniger bekannt ist, gibt er selbst zu. Auch mannigfache soziologische Betrachtungen, die wiederum bei Spranger ausgezeichnet herauskommen, fehlen hier. So ist dies Buch eine angemessene Ergänzung zu den bisherigen neueren Arbeiten, einschließlich der Studie W. Hoffmanns, und wenn es auch in dem vorliegenden Teil keinesfalls eine Endlösung darstellt, so liegt dies an der Tiefe und Neuheit der Fragestellung. Insbesondere für Pädagogen wird T.s Arbeit in ihrer Kürze und Gedrängtheit, wie der Einfachheit des Stils von starkem Belang sein, und so sollte sie in jede Fachbücherei ihren Einzug halten.

4) Wilms, Hieronymus: **Das Beten der Mystikerinnen,** dargestellt nach den Chroniken der Dominikanerinnenklöster Adelhausen, Diepenhofen, Engeltal, Kirchberg, Ötenbach, Töß, Unterlinden und Weiler. Freiburg 1923, Herder. 225 S.

Von Dr. Richard Samuel.

Das Buch ist gedacht als ein Erbauungswerkchen, das den Frommen leuchtende Beispiele tiefgründiger Frömmigkeit aus alten Zeiten vor Augen führen soll. Für die Wissenschaft ist es wertvoll durch die reichhaltige Zeugnisanführung aus den Chroniken der 8 bedeutendsten Dominikanerklöster des Mittelalters bei der systematischen Betrachtung der einzelnen Phasen des katholischen Gebetslebens. Dabei wird man mit einer bunten

Reihe religiöser Frauenpersönlichkeiten bekannt, denen zwar die Gleichheit des Erlebens eine Gleichheit des geistigen Aussehens gibt, aber nicht, ohne daß einzelne interessante individuelle Züge den Gesamteindruck beleben. Trotzdem es dem Verfasser um die Sache, eben des Gebetslebens zu tun war, und er sich kritischer Bemerkungen enthält, gewinnt man doch einen lebendigen Einblick in das Seelenleben dieser Frauen. Es ist interessant zu sehen, wie die Mystikerin, die gottbesessene Nonne, die Schranken des geordneten von der Kirche festumrandeten Kultuslebens durchbricht; so, wenn im Chorgebet eine von einer Vision befallenen Schwester plötzlich toll wird und die andern aus dem Konzept bringt. Oder wenn die Sakramente, ihrem Sinn nach Symbole, sich unmittelbar verleiblichen oder verwirklichen: „Ganz hinschmelzend in Liebe zu ihrem Geliebten spürte sie mit einem Male auf eine wunderbare, sinnlich wahrnehmbare Weise, wie das Blut unsres Herrn, das sie empfangen, wie ein Ungestüm hervorbrach, sich durch alle Glieder ihres Leibes ergoß und bis in die innersten Tiefen ihrer Seele vordringend aus ihr ein ganz reines Gefäß der Heiligkeit bildete." Mystikerin sein heißt Steigerung aller religiösen Gefühle ins Unendliche. Grundton der Mystik ist ewiges Verlangen, brennende Sehnsucht als Urgefühl und Gewißheit der Erfüllung im Jenseits. In diese Gefühle mischen sich hinein die elementaren Bedingungen der Körperlichkeit, die umgesetzt werden in spirituelles Hingegebensein an Bilder und Vorstellungen, die lebendig werden. „Schwestern fassen eine Statue, aus kaltem Stein gemeißelt, und in der Berührung gewinnt das Bild für sie Leben, fühlt sich an wie ein menschliches Bild, wie eine warme Hand, wie ein niedliches lebendes Kinderfüßchen" (S. 178). Wie stark der Kampf mit den sinnlichen Trieben und das Leiden unter „zerstreuenden Gedanken" gewesen sein muß, kann man ermessen an dem liebevollen Neid, der einer Schwester zuteil wurde, die „zeitlebens durch Gottes Gnade von jeglicher Versuchung des Fleisches freigeblieben sei, so daß sie nicht einmal von einem schändlichen Gedanken in ihrer Seele betroffen worden." Wie köstlich, wenn der Chronist hinzufügt: „Bescheiden und demütig schrieb sie dies nicht ihrer Tugend, sondern ihrer Dummheit zu!" Ein bezeichnender Zug geht durch das ganze Buch: Das Leben dieser Mystikerinnen im Leiden. Im Leiden in Gott und Christo finden sie Trost, aber auch — Genuß. Hier kommt immer wieder der masochistische Zug der ganzen mystisch-asketischen Bewegung des Mittelalters zum Ausdruck.

5) Singer, Kurt: **Vom Wesen der Musik.** Psychologische Studie. (Kleine Schriften zur Seelenforschung, Heft 7.) Stuttgart 1924, Julius Püttmann. 44 Seiten.

Von Dr. Alexander Elster.

In dieser — enggedruckten — kleinen Schrift ist eine Fülle des Beachtlichen über die Beziehungen der Seele zu der Musik und der Musik zu der Seele gesagt — teils Wiedergabe schon von anderen geäußerter Gedanken, teils eigener Betrachtungen, Urteile und Feststellungen. Der Verfasser zeigt sich auf beiden Gebieten — dem der Psychologie wie dem der Musik — gut bewandert, oft von erstaunlicher Weite des Blickes und der Kenntnis. Bei dem subjektiven Charakter des Musikempfindens und des Musikverständnisses ist es natürlich nicht verwunderlich, wenn ich bei manchen der von dem Verfasser vorgetragenen Ansichten ein Fragezeichen an den Rand machen möchte. So neigt S. dazu, etwas als für Musik spezifisch auch dort zu bezeichnen, wo es sich um allgemeine Erscheinungen des Kunstschaffens und Kunstwiedergebens handelt. Auch finden sich Auffassungen bei ihm, die dem großen Können einzelner Tondichter, unsere Gefühle in ganz bestimmter Richtung anzuregen, nicht ganz gerecht werden, indem er die nur generelle Stimmungsanregung der absoluten Musik ein wenig zu weit ausdehnt auch auf die Progammusik, von der er meint, sie erreiche nur auf den Krücken des Programms (Wort, dramatische Handlung u. dgl.) die spezifische Gefühlseinstellung. Hier ist Geistiges und Seelisches nicht scharf genug auseinandergehalten. Aber dies wiegt gering gegenüber dem vielen Trefflichen, was der Verfasser ausführt. Er betont ja auch ausdrücklich, wie verschiedenartig und subjektiv die seelische Stimmung des Komponisten sich in Tönen ausdrückt und wie mithin auch subjektiv die Auslösung bestimmter Empfindungen beim Zuhörer sind und sein müssen. „Die Musik ist gefühls- und vorstellungsmäßig von unsicherer, schwankender Natur, ihre Formenwelt entspricht dem Seelenleben nur ganz verhüllt und dunkel. Daher die subjektive Vieldeutigkeit." Die Beziehungen zu dem ebenso oft verhüllten und unbewußten Sinnen- und Sexualleben müssen hiernach also ebenfalls recht verschiedene sein, und je nach der eigenen Stimmung wird Musik anregend oder abstoßend auf das Sexualleben wirken. Freilich beeinflussen, wie auch S. erkennt, schmelzende Melodien, vom Sopran gesungen oder von der Geige gespielt, Tanzrhythmen, Dissonanzen der Elektra oder Kundry, gefärbte Tristanklänge oder Chopinsche Nocturnos sicherer die Sexualsphäre, als es etwa Schicksalsmotive Beethovenscher Symphonie, strenge Akkorde und Fugen der Matthäuspassion von Bach oder in dur gehaltene

Armeemärsche tun können. Zutreffend betont S.: „Aus Naturgesetzen, aus biologischen Notwendigkeiten ergeben sich Formbildungen, zweigeteilt und dreigeteilt; . . . . überall sind Rhythmus und Melodie formbestimmend, Urkraft und Anreger des musikalisch-künstlerischen Gebildes.“ Ja Rhythmus und Melodie sind, möchte ich sagen, nicht nur musikalisch formbestimmend, sie sind auch das biologisch Bestimmende für den Genießer der Musik, während die Harmonie dann nur stärkend und füllend hinzutritt — als kondensierte Melodik. Darüber wäre noch mancherlei für die Beziehungen zwischen Musik und Sexualleben zu sagen, was jedoch ein andermal geschehen soll. Daß Singers Schrift für diese Beziehungen allerlei wertvolle Anregungen und Feststellungen gibt, sei hier besonders betont. Der gute kultivierte Stil machte die Schrift überdies sehr angenehm lesbar.

6) Jeßner, S.: **Körperliche und seelische Liebe.** Leipzig 1924, Kurt Kabitzsch.

Von Dr. Kurt Finkenrath.

Der Aufklärung über die körperlichen Bedingtheiten des Geschlechtslebens und der Geschlechtskrankheiten schließen sich Betrachtungen über Liebesleben und Ehe an. Das Buch unterscheidet sich durch diesen Aufbau von den gebräuchlichen volkstümlichen Büchern über die sexuelle Frage. Es mangelt ihm an vielen Punkten die nötige Tiefe, die Betonung der Problematik, die vieles immer noch umhüllt, aber es ist dies die notwendige Kritik des Fachmannes an jedem volkstümlichen Werke. Vom Blickpunkt jener Kreise, für die es geschrieben wurde, weist es einen flüssigen leichtplätschernden Stil auf, der es zu einer gefälligen Lektüre macht. Zitate und Wortbilder führen über alle Klippen hinweg. Vorbildlich für diesen Rahmen ist das schnelle Übergehen aller Perversionen. Ist es doch sonst ein Mangel der meisten populären Schilderungen des Geschlechtslebens, daß die Pathologie den breitesten Raum einnimmt. — Bisher hat meist die seelische Liebe der Philosoph und die körperliche Liebe der Mediziner behandelt. Hier ist alles von demselben Arzte geschrieben und es ist eine Eigenart, daß dabei die idealistischen Forderungen weder kleiner noch ärmer werden.

7) Stehr, Hermann: **Peter Brindeiserner.** Trier 1924, Friedr. Lintz Verlag.

Von Werner Buhre.

Der Mystiker Hermann Stehr versenkt sich in seinem neuen Roman in die Rätsel des Bösen. Ihn bewegt das Problem, dem heute kein Dichter ausweichen zu können scheint, das Problem von den zwei Seelen in jedes Menschen Brust. Nicht nur des Menschen Brust, die ganze Welt erscheint ihm zweigeteilt in Gut und Böse, Gott und Teufel, helle Reinheit und dumpfe Triebhaftigkeit. Der Mann, dessen Geschichte er erzählt, ist schon als Kind hineingestoßen worden in diesen Zwiespalt, und wo er geht und steht, in der Jugend wie im Alter, ist der Kampf um die Überwindung der Zweiheit, um die Einheit sein Schicksal. Er stürzt ins Dunkel, um das Helle in sich zu vernichten. Er reißt sich hinauf in reines Lieben, das Tier in sich zu töten. „Allein, wie wir uns auch zerstören mögen, die frühen Femen in uns können nicht sterben.“ Die Nacht kann das Leuchten in uns nicht vernichten, das Reine die Sünde nicht besiegen. So geht er zugrunde, schon an der Wurzel geknickt, nach außen ein Sünder, in Wahrheit ein Kämpfer um das Heilige. Als ein Gleichnis ist diese Erzählung geschrieben, und immer wieder deutet der Dichter in die Tiefe, „in den unaussprechlichen Abgrund unseres Wesens, den die Menschen draußen Gott, in sich Seele nennen.“ Die Liebe ist das Symbol der Weltgesetze, das ist der Sinn dieses schönen, wahrhaft weisen Buches.

8) **Gesundheitskalender 1925.** Herausgegeben von der Gesundheitswacht München. Bearbeitet von Dr. Otto Neustätter (Dresden).

Von Dr. Kramm.

Der Kalender ist als Abreiß- und als Terminkalender eingerichtet und dient mit ungewöhnlichem Geschmack und Geschick der hygienischen Aufklärung. Kurze sachliche Artikel, ernste und lustige Bildbeigaben, einprägsame Merksprüche wollen Verantwortungsgefühl und Verständnis gegenüber den Forderungen der individuellen und sozialen Gesundheit wecken und vertiefen. Auch sexuellen Fragen wird nicht ausgewichen. So verdient dieser hübsche und nützliche Kalender auch von dieser Stelle aus empfohlen zu werden.

Referate.

1—5) Lipschütz, A., u. Voss, H. E. V.: **1. Hermaphrodisme expérimental causé par transplantation ovarienne interrénale avec réduction de la masse testiculaire. 2. Le problème de l'antagorisme des glaudes sexuelles dans l'hermaphrodisme expérimental. 3. Déclanchement de l'action hormonale féminine par castration testieulaire dans l'hermaphrodisme expérimental glandulaire. 4. A propos du mécanisme de l'action inhibitrice du testicule dans l'hermaphrodisme expérimental glandulaire. 5. Nouvelles observations sur le temps de latence de l'action hormonale et la quantité d'ovaire implantée, dans l'hermaphrodisme expérimental.** C. r. Soc. Biol., Bd. 90, S. 1139, 1141, 1239, 1332, 1410.

Bei Implantation von Ovarien in die Niere ♂ Meerschweinchen blieb eine hermaphrodisierende Wirkung aus, wenn die Testikel der Versuchstiere intakt gelassen wurden. Wurden dieselben aber später entfernt, so trat nachträglich noch ein positiver Effekt ein. Ebenso erwies sich die Eierstocküberpflanzung als wirksam, wenn vorher oder nachher eine Partialkastration — Reduktion der Testikelmasse auf ein Hodenfragment — vorgenommen wurde, oder unterer Pol der Hoden und Cauda epididymidis reseziert, also eine Art doppelseitige Vasektomie gemacht worden war. Eine Erklärung geben Vff. nicht. Daß der positive Effekt in den letztgenannten Fällen auf der Zerstörung des Samenepithels beruhen könnte, wird von den Vff. zwar diskutiert, aber nicht angenommen. Und doch liegt diese Erklärung nahe. So würden diese Versuche für eine inkretorische Wirksamkeit des Samenepithels sprechen. (Ref.) Die hermaphrodisierende Wirkung der Eierstocküberpflanzung hängt weiter nicht nur von dem Zustande der Testikel des Versuchstieres ab, sondern in gewissen Grenzen anscheinend auch von der Menge des überpflanzten Materiales. Bei Überpflanzung einer sehr geringen Menge wurde die Latenzzeit der Wirkung merklich verlängert. Slotopolsky.

6) Lipschütz, A.: **Castration unilatérale chez la souris blanche.** C. r. Soc. Biol., Bd. 89, S. 1137.

Keine kompensatorische Hypertrophie des Testikels nach einseitiger Kastration — entsprechend den früheren Versuchen des Verf. Slotopolsky.

7) Steindl, H.: **Erfahrungen mit der Resektion des Vas deferens.** Arch. f. klin. Chir., Bd. 130, H. 1/2, 1924.

Verf. berichtet über die Erfahrungen der Hocheneggschen Klinik. Die Vasektomie wurde bei Karzinomkranken, bei Paralysis agitans, bei Senilen mit gleichzeitigen lokalen Erkrankungen am Genitale, bei Prostatahypertrophie und bei Impotenten vorgenommen. Bei den inoperabel Krebskranken wurde eine eventuelle vorübergehend Besserung des Allgemeinbefindens erwartet. Die Operation rechtfertigte sich hier ärztlich — solaminis causa und wissenschaftlich — als Experiment. Da es sich meist um Ca. recti handelte und gleichzeitig mit der Vasektomie auch eine Kolostomie angelegt wurde, nach der an strikturierenden Rektumkarzinomen erkrankte Patienten ohnehin aufzublühen pflegen, so war das Experiment in der Regel unrein. In einem Falle wurde als experimentum crucis deshalb die Vasektomie erst 4 Monate nach der Kolostomie vorgenommen: Bei der Kontrolle 3 Wochen später bemerkenswerter Erfolg. Man darf mit dem Verf. annehmen, daß dieser Versuch ein günstiges Licht auch auf die anderen Fälle wirft. Die doppelseitige Vasektomie bewirkte bei den inoperabel Karzinomkranken mitunter eine Hebung des subjektiven Befindens, Gewichtszunahme und vor allem Abnahme der Pulsfrequenz und des Blutdruckes. Außer dem erwähnten experimentum crucis sprechen auch einige andere Fälle des Verf. eindeutig in dieser Richtung. Bei operablen Rektum-Karzinomen wurden die doppelseitige Vasektomie an die Radikaloperation angeschlossen, um evtl. die allgemeine Widerstandsfähigkeit des Organismus zu heben. Wissenschaftlich war hier ein eindeutiges Resultat natürlich nicht zu erwarten. Der Verf. hatte den Eindruck, daß der postoperative Verlauf in diesen Fällen „sich in nichts wesentlich unterschied im Vergleich zu den anderen radikal operierten Rektumkarzinomen." Die drei vasektomierten alten Männer mit Hernien, Hydroecelen usw. entsprechen ganz dem Typus der drei in Steinachs Verjüngung beschriebenen Fälle. Auch hier wurde gleichzeitig mit der Vasektomie die Hernie oder Hydrocele operiert. Der Erfolg hielt aber im Gegensatz zu den Fällen Steinach-Lichtensterns nur ein paar Monate an bzw. er blieb überhaupt aus.

Bei Paralysis agitans war er ebenfalls gleich null. Dagegen wurde ein günstiger Einfluß bei Prostatahypertrophie beobachtet. Schließlich wurde der Eingriff auch noch an zwei Impotenten vorgenommen mit dem Erfolg einer Hebung des subjektiven psychischen Befindens, nicht aber der sexuellen Potenz. Verf. schließt aus seinen Befunden: Die Steinachoperation hat eine positive Wirkung. Diese ist aber immer nur vorübergehend. Vielfach folgt darauf ein um so rapiderer Verfall. Der Eingriff ist bei der Prostatahypertrophie als eine lokaltherapeutische Methode indiziert. Als Methode der Allgemeinbehandlung, als Verjüngungsoperation kommt er dagegen nur als ultima ratio oder solaminis causa in Betracht. Außerdem könnte er in solchen Fällen durch Organotherapie oder Proteinkörper vielleicht vollwertig ersetzt werden.

Angesichts der großen Aktualität des Themas möchte Referent einige kritische Bemerkungen hinzusetzen: 1. Der bloß vorübergehende Erfolg bei den Karzinomkranken spricht an sich natürlich nicht gegen den Wert der Vasektomie als Verjüngungsoperation. 2. Schwerer wiegt in dieser Hinsicht das Fiasko bei den drei mit Altersbeschwerden und Genitalleiden. 3. Allerdings ist auch hier ein Einwand möglich, der zugunsten der Operation spricht: Aus einem total atrophischen Hoden ist auch durch die Vasektomie nichts mehr herauszuholen. Die Gegenindikation von Payr, der St. sich anschließt: Gut erhaltenes Samenbereitungsvermögen verbiete die Vasektomie, ist ärztlich verständlich und berechtigt — wegen der Gefahr einer „Testitoxikose" vor allem, biologisch bedarf sie aber einer Einschränkung. Gerade eine noch ziemlich lebhafte Spermiogenese ist Voraussetzung, wenn die Vasektomie auf den Hoden überhaupt einen Einfluß haben soll. Diese Selbstverständlichkeit kennt Ref. übrigens auch aus eigenen Versuchen. Da nun aber bei Hernien und Hydrocelen häufig Hodenatrophie vorkommt, ist in solchen Fällen von einer Vasektomie a priori schon weniger zu erwarten, als bei mehr oder minder intaktem Testikel als Ausgangsobjekt. In solchen Fällen kann der Steinachoperation auch Unrecht geschehen. 4. Noch weit mehr ist das der Fall, wenn mit so wenig einleuchtender Indikation vasektomiert wird, wie bei den zwei Impotenten St.s Beide waren schwere Psychopathen. Der zweite hatte „Ekel vor dem Weibe" und hatte erst auf ärztlichen Rat normalen sexuellen Verkehr gesucht! Wozu wird ein solcher Patient vasektomiert? Daß hier der Eingriff ein vollkommenes Fiasko zur Folge hatte, kann wirklich nicht wunder nehmen. 5. Trotzdem ist Ref. keineswegs Anhänger der Steinachoperation. Auch die Arbeit St.s zeigt wieder, daß es sich immer nur um einen vorübergehenden Effekt in der ersten Zeit nach der Operation handelt — durch hormonale Resorptionswirkung vermutlich, und daß der Eingriff kaum eine höhere Bedeutung haben dürfte, als eine Organo- oder Proteinkörpertherapie. 6. Auf einen Punkt ist noch aufmerksam zu machen: Bei einem der beiden Impotenten war der Vasektomie eine mehrfache Röntgenbestrahlung vorausgegangen und durch diese schließlich Azoospermie erzeugt worden. Es trat eine vorübergehende subjektive Besserung ein. Als der Rückfall eintrat, wurde nochmals — vergeblich — bestrahlt und dann — vergeblich — vasektomiert. Wozu aber eine Bestrahlung und eine Vasektomie bei einem Menschen mit Azoospermie? St. tritt im Hinblick auf die kurze Periode subjektiver Besserung nach der Azoospermie erzeugenden Bestrahlung für die Röntgenbestrahlung der Hoden als Behandlungsmethode der Impotenz ein und gibt ihr vor der Vasektomie den Vorzug. Dem muß entschieden entgegengetreten werden: Wenn schon die Vasektomie hinsichtlich ihres Wertes problematisch ist, wieviel mehr ist es dann noch die Röntgenbestrahlung, nach der das Samenepithel in der Regel gar nicht zerfällt und die Spermiogenese nur deshalb sistiert, weil die Matrix (die Spermigonien stellen ihre Teilungsfähigkeit ein) keinen Nachschub mehr liefert. Eine nennenswerte hormonale Resorptionswirkung kommt also bei Röntgensterilisation nicht in Betracht. Eine Reizwirkung auf die „Pubertätsdrüse" ist aber nach dem Stande unserer heutigen Kenntnisse nicht anzunehmen. Die vorübergehende Besserung bei den psychopathischen Patienten kann lediglich auf Suggestion beruht haben. Slotopolsky.

8) Popenoe, Paul: **Die Geschlechtskrankheiten in den Vereinigten Staaten.** Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biologie. Bd. 14, H. 3.

Die Besprechung der Arbeit von Popenoe muß einen weiteren Raum einnehmen, da zu den Darstellungen der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in den Vereinigten Staaten Grundsätzliches zu sagen sein dürfte. Die Verbreitung der Erkrankungen, die, wie der Verfasser feststellt, sich auf eine unzulängliche Statistik stützen muß, umfaßt ungefähr 10 Proz. der Bevölkerung bezüglich der Durchseuchung mit Syphilis. Die noch unzuverläßlichere Feststellung der Verbreitung der Gonorrhöe wird auf das drei- bis fünffache geschätzt. Besonders unter der Negerbevölkerung sollen die Geschlechtskrankheiten außerordentlich stark verbreitet sein, und zwar etwa fünfmal so stark als unter den Weißen. Aus dieser stärkeren Verbreitung der Geschlechtskrankheiten bei den Negern

erklärt man sich auch, daß die Bevölkerungszunahme der Neger nicht so stark ist wie man aus Sorge um die weiße Rasse in Amerika einstmals gefürchtet hatte. Als zahlenmäßige Angaben über die stärkere Verseuchung mit Geschlechtskrankheiten in von Negern am meisten bewohnten Gebieten gelten die Zahlen an Erkrankungen über die militärischen Aushebungsbefunde in den Südstaaten von Amerika. Die negerreichen Staaten Florida und Georgia haben 16,3 Proz. bzw. 13,6 Proz., während die Negerarmen Staaten wie Dermont 1,3 Proz. und Minnesota 2,4 Proz. Syphilitiker aufweisen. Eine Untersuchung über die verschiedene Anteilnahme der Berufsstände und Volksschichten fehlt. In den Verhütungsmaßnahmen berührt uns auffallend die kategorische Stellungnahme der amerikanischen Form der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Man sagt wörtlich: „Da fest jede Ansteckung mit Geschlechtskrankheiten mittelbar oder unmittelbar durch unehelichen Geschlechtsverkehr verschuldet ist, so wird in den Vereinigten Staaten großer Nachdruck auf Enthaltsamkeit außer der Ehe als das hauptsächlichste Mittel, die Ausbreitung dieser Krankheiten zu verhüten, gelegt." Die Einstellung wurde durch die amerikanische Ärzte-Vereinigung gestützt und unter solchen Gesichtspunkten in Heer und Marine gearbeitet. In diesem Sinne hat das Kriegsministerium folgende Forderungen durchgeführt:

1. Stärkung des Willens zur Enthaltsamkeit.
2. Bestrebungen, die Prostitution zu beseitigen.
3. Bereitstellung ärztlich überwachter Desinfektionsgelegenheiten und sorgfältige Behandlung.
4. Bestrafung wegen Versäumung der Prophylaxe.

Die Bedenken, die man auf Grund der Kenntnis unserer Verhältnisse an eine derartige Schilderung und Auffassung einerseits und die wirklichen Verhältnisse andererseits legt, glaubt Popenoe zerstreuen zu müssen. Er sagt:

„Die Bedeutung, welche man der Enthaltsamkeit außer der Ehe als ein aus vielen Gründen erstrebenswertes Ziel beimißt, hat ihren Niederschlag in der Gesetzgebung von mindestens 17 Staaten gefunden, nach dem jeder außereheliche Geschlechtsverkehr strafbar ist. Ehebruch ist fast überall strafbar. In 28 Staaten ist jeder einzelne ehebrecherische Akt ein Verbrechen."

In folgerichtiger Durchführung der Bekämpfung hat man Schutzaltergesetze für die Jugendlichen sowohl für Frauen als auch für junge Männer eingeführt.

Als wirksamstes Mittel in der Bekämpfung der Prostitution hat man die Bekämpfung der dritten Partei, welche davon Nutzen zieht, unternommen, in der ganz richtigen Einstellung, daß die Geschäfte, die des Gewinnes willen betrieben werden, unterlassen werden, sobald sie unrentabel sind. Unter den ärztlichen Maßnahmen steht die Meldepflicht obenan, die in Einzelstaaten namentlich, bei Geheimhaltung, in anderen Staaten anonym und erst bei Behandlungsverweigerung namentlich erfolgt. In 17 Staaten ist der Verkauf von Mitteln gegen Geschlechtskrankheiten ohne ärztliches Rezept verboten, und in 23 Staaten ist gesetzlich die Ankündigung solcher Mittel und die Ankündigung aller Ärzte für Geschlechtskrankheiten verboten. In manchen Staaten kann an gefährdete Häuser seitens des Arztes in Form einer Quarantäne ein Schild angehängt werden: „Hier herrscht Syphilis", in der Art, wie wir es bei epidemischen Krankheiten gewöhnt sind.

Erziehung, Erholung sind nicht vergessen, finden aber nur eine kurze Berücksichtigung in dem Artikel und ähneln da unseren Maßnahmen. Es besteht die Absicht, die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten mit derselben Nüchternheit und Sachlichkeit durchzuführen, wie die aller Infektionskrankheiten. Eigenartig für diese Art der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ist der folgerichtige nüchterne Aufbau. Wenn es sich auch auf Grund eines kurzen Artikels nicht feststellen läßt, ob die Durchführung der Gesetze mit Geist und Absicht des Gesetzgebers übereinstimmt — wir haben in dieser Hinsicht schon manche Enttäuschung aus Amerika erlebt — so bleibt doch bemerkenswert, daß in der amerikanischen Armee diese Gesichtspunkte in der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sehr schnell eine Herabsetzung der Erkrankungsziffer gezeitigt haben. K. Finkenrath.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER

INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

VON

REDIGIERT VON

Dr. MAX MARCUSE, BERLIN

XI. BAND JANUAR 1925 10. HEFT



BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

XI. Band | Januar 1925 | 10. Heft

Carl Posner zum 70. Geburtstag.

Von Professor P. Fürbringer.

Wir altern nicht gern. Verbleibt es doch bei der Regel, daß das Senium ein unerfreulicher Lebensabschnitt, und in ihm ungeachtet aller „Weisheit“ die Involution der Organe und der Nachlaß der geistigen Kräfte sich in verschiedener Richtung geltend machen. Aber unser Senior der Urologie macht von dieser Regel eine Ausnahme: Weit entfernt, dem Verfall entgegenzugehen, hat er sich eine an die Jugend gemahnende Frische, Leistungsfähigkeit und schnell schaffende Beweglichkeit erhalten. Sein produktives Können stimmt nicht recht mit der Lehre von der Erlahmung der Aufnahme neuer Anschauungen, auch nicht ganz mit der Sentenz unseres als Hochbetagter heimgegangenen Frauenarztes Freund, daß die Großtaten alter Leute nur die Vollendung des in der Jugend Gedachten darstellen.

Gern entspreche ich, nicht zum wenigsten zur Begründung des Gesagten, der freundlichen, leider etwas verspäteten Aufforderung der Redaktion dieser Zeitschrift, dem Jubilar, der am 16. Dezember vorigen Jahres das 70. Lebensjahr vollendet hat, einen Leitartikel zu widmen, seiner Verdienste und seines Lebensganges zu gedenken.

Mit einer günstigen „Erbmasse“, wie es zutreffend der Herausgeber der Deutschen medizinischen Wochenschrift in seiner Tabula gratulatoria zum Ausdruck gebracht, hat Posner seinen Weg angetreten. Welchem älteren Kollegen wäre nicht der gute Klang, den der Vater, der Geh. Sanitätsrat Louis Posner, sich in der medizinischen Welt erworben, geläufig? Das gilt nicht minder von seinen Verdiensten als Redakteur der Allgemeinen medizinischen Zentralzeitung und der von ihm vor nunmehr 60 Jahren begründeten Berliner klinischen Wochenschrift als von der Bearbeitung der zum Teil in nicht wenigen Auflagen erschienenen Handbücher der allgemeinen und speziellen Arzneiverordnungslehre, der klinischen Arzneimittellehre sowie der Brunnen- und Bäderkunde.

Der Sohn hat 1871 die Universität Berlin bezogen und 1872 sich nach Bonn gewandt, wo er unter Max Schultze und den Gebrüdern Hertwig mikroskopisch-anatomisch gearbeitet hat. 1874 befaßte er sich unter Leuckardt mit zoologischen Studien. Nachdem er im nächsten Jahre mit einer Dissertation über den Bau der Najadenkiemen zum Dr. phil. promoviert, bestand er 1877 nach in Straßburg betriebenem medizinischen Studium das Staatsexamen. Dann sehen wir ihn als Assistenten bei Seitz und dem pathologischen Anatomen Perls in Gießen, 1880 als promovierten

Dr. med. Sein Schaffen wandte sich der Nierenpathologie zu. In diese Zeit fällt seine Tätigkeit als Assistent bei Fürstenheim in Berlin. In der Folge gründete er, rastlos fortarbeitend, eine eigene urologische Poliklinik mit H. Goldschmidt, an dessen Stelle später J. Cohn trat. Ich darf beiläufig erwähnen, daß mir Ende der achtziger Jahre die Aufforderung seitens Posners zuteil geworden ist, mit ihm und den unvergessenen Kollegen Goldschmidt, Nitze und Borchardt zu einem „urologischen Kränzchen" zwecks Erstattung von Referaten neuer Arbeiten zusammenzutreten. Es hat da an genußhaftem Meinungsaustausch im behaglichen Kreise nicht gefehlt. Nach seiner Habilitation im Jahre 1890 erfuhr Posner die Ehren der Verleihung des Titularprofessors (1895), des Extraordinarius (1902) und des Geheimen Medizinalrats (1912). Als langjähriger Generalsekretär der früheren internationalen Kongresse, als Vorsitzender der Berliner urologischen Gesellschaft, der Deutschen Gesellschaft für Urologie, der ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung hat er ein hervorragendes organisatorisches Talent entfaltet, nicht minder jüngst auf der 6. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Urologie, der er zu präsidieren berufen war, nachdem ihm ein besonderes, mit Abhandlungen bester Autoren wohlgenährtes Doppelheft der Zeitschrift für Urologie als Ehrengabe gewidmet worden. Zur Ehrenmitgliedschaft der beiden erstgenannten Vereine und der Wiener urologischen Gesellschaft haben die einschlägigen italienischen, russischen, amerikanischen und spanischen Gesellschaften es sich nicht nehmen lassen, die gleiche Auszeichnung zu fügen.

Die Fülle der — vorwiegend den letzten drei Jahrzehnten angehörenden — wissenschaftlichen Arbeiten ist kaum übersehbar. Es gibt nur wenige Jahresbände unserer Monatsschriften, in denen nicht Posner, sei es als Autor, sei es als Referierter ein oder mehrere Male vertreten ist. Naturgemäß stehen bezüglich der Originalabhandlungen, Vorträge auf Kongressen und in Vereinen sowie der Aussprachen die Berliner klinische Wochenschrift mit ihrer Nachfolgerin der Klinischen Wochenschrift und die Zeitschrift für Urologie, zu deren Schriftleitern (früher mit Ewald und Hans Kohn) bzw. Herausgebern Posner zählt, obenan. Als ständiger Referent des letztgenannten Organs der Deutschen Gesellschaft für Urologie und der Berliner urologischen Gesellschaft für die Deutsche medizinische Wochenschrift seit 18 Jahren verstehe ich die Schätzung der Mannigfaltigkeit der vom Jubilar behandelten Themata. Auch an Lehrwerken fehlt es nicht. Multa et multum. Nach Inhalt, Gehalt und Form überwiegend vorbildlich haben die erfolgreichen Belehrungen für den Vertreter der Wissenschaft und den Praktiker nur wenig Widerspruch erfahren. Durch eine vollständige Aufzählung würde ich mich eines Mißbrauchs des zur Verfügung gestellten Raumes schuldig machen. So bedeutet die folgende Liste nur eine, wenn auch größere Auswahl.

In seinen Vorlesungen über Harnkrankheiten gibt Posner, nachdem seine Diagnostik und Therapie der Harnkrankheiten in je drei Auflagen erschienen, einen Überblick über die wissenschaftlichen Grundlagen seiner persönlichen Erfahrungen in den wichtigsten

diagnostischen und therapeutischen Methoden. Eine reizvolle Mischung von wissenschaftlicher und populärer Darstellungsart zeichnet seine Hygiene des menschlichen Geschlechtslebens aus, die desgleichen eine Mehrheit von Auflagen erlebt hat. Den Geist wahrer wissenschaftlicher, zum Teil experimenteller Forschung atmen die u. a. einen Neubau bedeutenden Abhandlungen über den Übergang von Darmbakterien in den Körperkreislauf und deren pathologische Wirkung auf die Nieren, über normale und pathologische Physiologie der Prostata, über die Verwendbarkeit der Dunkelfeldbeleuchtung für die klinische Mikroskopie, zumal die Erschließung der Spermien, über Albuminurie (Nachweis von Eiweiß in normalem Harn usw.), über Hämaturie und Pyurie, Zylinder und Zylindroide (nur quantitativ unterschieden), über Färbung von Harnsedimenten und Genitalsekreten, über Bedeutung der Lipoide, Oberflächenspannung und Viskosität des Harnes (Moment für die Zylinderbildung!) und Studien an Harnleiter und Nierenbecken von Neugeborenenleichen mit Klärung der weitverbreiteten Disposition zu Hydronephrosen. Zugleich sehr beachtbaren praktisch-klinischen Charakter tragen die Erschließungen betreffend die Pathologie und Therapie der Pyelitis, die Steinbildung und -behandlung, die Cystitis dolorosa, die Syphilis der Harnblase, den Blasenkrebs der Anilinarbeiter, die Zählung der Eiter- und Blutkörperchen, die Zystoskopie, elastische Spülzystoskope, angeborene Harnröhrenstrikturen, Hydrocele, Urethrotomie und Prostatektomie. Ein wichtiges Kapitel für sich bilden die Beobachtungen auf dem Gebiet der Störungen der Geschlechtsfunktionen des Mannes und insbesondere der Sterilität mit der Hauptgrundlage der Azoospermie, die auch als angeborene (idiopathische) und selbst als kongenital entdeckte Obliterationsazoospermie (s. die Referate in Band VIII und IX dieser Zeitschrift), ihre Würdigung gefunden. Nicht hoch genug kann bezüglich der Potenzstörungen und Samenverluste gemäß meiner, des einstigen Urologen, jahrzehntelangen Geißelung der Mißhandlung der zumal jungfräulichen Harnröhre die Stellungnahme Posners gewertet werden, im Grunde dahin lautend, daß die fachärztliche zumal irritierende Behandlung der Genitalien bei reiner Neurose als gleichverkehrte wie bedenkliche kontraindiziert ist. „Keine Lokaltherapie ohne lokale Erkrankung!“ Ein doppelt beherzigenswertes Mahnwort aus dem Munde eines prominenten Urologen. Diese Haltung drückt sich auch in den jüngsten gedankenreichen und kritikvollen Vorträgen über die Notwendigkeit der Abgrenzung von Konstitutionstypen in der Andrologie sowie über Urologie und Konstitutionsproblem aus, insoweit vom Standpunkt der neueren Medizin bei abnormer Sexualität eine Würdigung nicht nur der physikalischen Chemie, der Erblichkeitsfrage, der inneren Sekretion und Diathesen, sondern auch des vegetativen Nervensystems bzw. der psychischen Einwirkungen gefordert wird. Anderseits darf es niemand dem in seinen Anschauungen und praktischen Handeln jahrzehntelang geschulten Vertreter der Urologie verdenken, daß er seine Disziplin für das Studium der geschlechtlichen Funktionen des Mannes höher einschätzt als die Sexuologen und Neurologen, von denen ich mich nicht ausgeschlossen wissen möchte. Und nun die Azoospermie.

Da habe ich, nachdem ich vor langen Jahren bei fertiger Obliteration die „chirurgische Revision“ durch Einschnitt zur Fahndung auf jenseits des Verschlusses noch vorhandene Spermien geraten und Posner an ihre Stelle die einfache Hodenpunktion hat treten lassen, diesem angelegentlich zu danken: Er hat, zum Teil mit seinem Mitarbeiter Cohn an nicht wenigen meinerseits überwiesenen unglücklichen Verschuldnern der Sterilitas matrimonii durch die diagnostische Punktion den Nachweis geliefert, daß noch Jahre nach dem Auftreten des ominösen doppelseitigen epididymitischen bzw. funikulitischen Prozesses nicht selten selbst noch lebende Spermatozoen sich finden, und die Vaso-Orchidostomie als einzig mögliche, Aussicht versprechende Maßnahmen vorgenommen. Haben auch die Ergebnisse nicht den Erwartungen entsprochen, so fehlt es doch nicht ganz an funktionellen Erfolgen, und noch heute darf der ungefährliche, „mindestens theoretisch gerechtfertigte“ Eingriff in geeigneten Fällen nicht schlicht von der Hand gewiesen werden.

Auch auf dem Gebiet der Unfallkrankheiten ist unser Jubilar hervorgetreten (traumatische Nephrose usw.); nicht minder auf dem der sozialärztlichen Bedeutung der Urologie. Mit Nachdruck sei auch auf die Bearbeitung bedeutsamer Kapitel seiner Disziplin in dem von Senator, Kaminer und v. Noorden herausgegebenen Lehrwerk „Krankheiten und Ehe“ sowie in dem weitverbreiteten Max Marcuseschen Handwörterbuch der Sexualwissenschaft verwiesen.

Daß es Posner meisterhaft verstanden, der Verdienste und persönlichen Vorzüge heimgegangener großer Träger unserer Wissenschaft zu gedenken, zeigen die Nachrufe auf Ehrlich und Waldeyer und nicht zum wenigsten die lebenswahre, von wärmster Empfindung zeugende Zeichnung des Geistesheroen Rudolf Virchow, mit dem er in treuer fördernder Mitarbeit verbunden gewesen, zu seinem 100. Geburtstag in der Sammlung „Meister der Heilkunst“. Nimmer übergangen werden darf, daß er den rühmlich bekannten Virchow-Hirschschen Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte in der gesamten Medizin jahrelang mit Waldeyer fortgesetzt hat.

Endlich hat er auch auf der Urologie fremden Gebieten uns dankenswerte Belehrungen geboten; so durch die die Farbenanalyse des Brotes betreffenden Ausführungen in kritischer Zeit und Auslassungen über „Medizinalministerien“ mit der Forderung der Einrichtung selbständiger Ministerialbehörden mit ärztlicher Spitze als eines Bedürfnisses der Allgemeinheit.

Noch einmal sei das wirklich nicht hoch genug zu schätzende Talent der Darstellung hervorgehoben. Solchem knappen, klaren, schmuck- und reizvollen, gewandten Stil begegnen wir bei den Vertretern unserer Wissenschaft nicht häufig. Neben dieser schriftstellerischen Begabung geht seine erstaunliche Sprachkunde. Kein Wunder, daß man ihn, von der erörterten redaktionellen Tätigkeit und wichtigen Beteiligung an internationalen Kongressen abgesehen, auch als ständigen Vertreter der Vereinigung der Deutschen medizinischen Fachpresse bei internationalen Zusammenkünften erwählt hat.

Keiner besonderen Begründung bedarf die Umsetzung des umfassenden Wissens in die praktische Tätigkeit des vielbegehrten Facharztes. Selbstverständlich haben die verderblichen Kriegsfolgen die Krankenkurve gesenkt.

Persönlich tritt uns der Vertreter geradezu universeller Bildung — mein ehemaliger Wunsch, ihn als Leiter eines großen Krankenhauses zu sehen, hatte seine guten Gründe — als liebenswürdiger, anregender, hilfsbereiter Kollege entgegen, dessen Herzensgüte und Milde unter Umständen vielleicht vorteilhaft durch eine größere Strenge und Härte ersetzt würde. Den körperlichen Zustand anlangend, konstatieren wir mit Genugtuung, daß ein gewisses Bangen ob seiner Verfassung in der Kohlrübenperiode und später sich als gegenstandslos erwiesen hat. Ganz wieder der Alte ist er geworden, der unentwegt fortarbeitet. Er verfügt über einen reichen, lebendigen Familienbesitz: Eine höheren Zielen geneigte, gastfreie Lebensgefährtin und Helferin im Beruf und drei Kinder, deren eines, Hans, seit Jahren durch geschätzte, vorwiegend die Disziplin des Vaters betreffende Arbeiten bekannt geworden. Möchte unserm Posner dieser Besitz noch bis zu seinem Lebensende unverkürzt erhalten bleiben und letzteres zu Nutz und Frommen der Mitwelt noch lange Jahre auf sich warten lassen!

Eine einzigartige „Eheirrung" aus dem klassischen Altertum.

Von Gymnasial-Professor a. D. Dr. Max Schneidewin.

Eine sehr eigenartige, soviel mir sonst bekannt ist, einzigartige Philosophie und politische Ethik des Ehestandes findet sich in einer Überlieferung des klassischen Altertums. Plutarch erzählt sie in seiner Biographie des jüngeren Cato (95—46 v. Chr.), Cap. 25, beruft sich bei der wundersamen Befremdlichkeit der Sache auf einen geschichtlichen Zeugen, der zwar zwei Menschenalter später lebte als das zu Erzählende vorfiel, aber einen nahen Freund des Cato selbst, der in dem Mitzuteilenden eine Hauptrolle spielt, als Gewährsmann durch ein von diesem in Geschichtsschreibung hinterlassenes Dokument anführt. In weiteren Kreisen ist dieses Unikum der Ethik der ehelichen Verbindung jedenfalls nicht bekannt, weshalb ich es hier einmal veröffentlichen möchte. Hier also zunächst in freier Übersetzung das Kapitel aus Plutarch.

Hortensius, der 8 Jahre ältere Zeitgenosse Ciceros und nächst diesem berühmteste Redner seiner Zeit, war unter den vielen Liebhabern und Bewunderern des sittenstrengen Cato ein durch seinen glänzenden Ruf und in Ansehung stehenden Charakter besonders ausgezeichneter. In dem Begehren nun, dem Cato nicht bloß vertraut und freundschaftlicher Genosse zu sein, sondern irgendwie beider Haus und Geschlecht in engster Gemeinschaft zu verbinden, suchte er den Porcius Cato zu bereden, ihm seine Tochter Porcia — die verheirateten Frauen behielten in Rom den Gentilnamen ihres Vaters —, die mit dem Calpurnius Bibulus (einem Namen von

plebejischer Nobilität) verheiratet war und diesem zwei Kinder geboren hatte, zur Gattin zu geben, „gleichsam als eine besonders edle Grundlage einer für mich selbst zu erwartenden Nachkommenschaft“. Nach bestehender Menschenmeinung sei dergleichen ungehörig (eine „Atopie“), aber nach Naturrecht gut und ehrenwert und im Staatsinteresse der Bevölkerungspolitik, daß ein Weib im blühenden und kräftigen Alter einerseits ihre geschlechtliche Wesenheit nicht unbetätigt und sie erlöschen lasse, andrerseits nicht mehr Kinder, als genügend seien, gebäre und dadurch zur Last werde und ohne Not das Haus verarmen lasse; wenn man aber die Übernahme von einem zum anderen für würdige Männer allgemeiner mache, so schaffe man Erstklassigkeit reichlich und sich nach vielen Seiten der besseren Geschlechter ergießend, und mische den Staat in sich selbst mit den geeignetsten Bevölkerungskeimen. — Wenn sich aber Bibulus durchaus an seine Gattin klammere, so werde er, Hortensius, sie nach Geburt eines ersten Kindes wieder zurückgeben, dem Bibulus selbst und dem Cato durch die Gemeinschaft der Kinder dann, eben nach seinem Wunsche, noch näher treten. Cato antwortete, er hege gegen Hortensius zwar edelste Zuneigung und schätze seine nahe Verbindung mit seiner, des Cato, Familie hoch, aber er finde eine Verirrung in dieser seiner Idee, in eine Rede einzutreten über die Neuvergebung seiner Tochter, die schon an einen andern als Ehefrau vergeben sei. Da warf Hortensius um, faßte sich ein Herz, sich ganz zu enthüllen, und — des Cato eigene Frau, Marcia, für sich zu erbitten; sie war noch jung genug, um Mutter werden zu können, aber Cato hatte eine nach des Hortensius Meinung schon ausreichende Nachkommenschaft. „Und es ist nicht zu sagen, daß Hortensius dies etwa getan hätte in dem Wissen, daß Cato sich nicht zur Marcia hielte, denn man erzählt, daß diese sich damals in gesegneten Umständen befunden habe.“ Cato aber, „als er den Ernst und festen Willen des Hortensius sah“, widersprach nicht, aber erklärte, daß auch der Vater der Marcia einverstanden sein müsse. Als nun dieser, über die Angelegenheit ins Gebet genommen, sich zur Einwilligung entschied, übergab er Marcia dieser neuen Ehe, und nicht anders als in Gegenwart auch des Cato, der die nach Sitte, und Gesetz notwendige Form der väterlichen Einwilligung durch die seinige ergänzte.

Diese frappante Geschichte hat auch der Dichter des nach der Aeneis des Virgil bedeutendsten römischen Epos, der „Pharsalia“ (oder „über den Bürgerkrieg“), Annaeus Lucanus (38—65 n. Chr.) in seine Dichtung aufgenommen und in geistvoller, den uns ja in ein seltsames Licht gestellt erscheinenden sittlichen Ernst des Cato wie der Marcia und der Gemütstiefe der letzteren ergreifend zum Ausdruck bringender Weise ergänzt. Nach längeren Jahren hat Marcia, die auch dem Hortensius die erwünschte Nachkommenschaft geschenkt hat, diesen ihren zweiten Mann durch den Tod verloren. Es war gerade die Zeit, in welcher der Ausbruch des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus auf des Schermessers Schärfe stand. In einer Nacht kommt Brutus, der spätere Mitverschworene zu Cäsars Ermordung, zu dem Cato, als dem Hort des Republikanismus

und ehrfurchtswürdiger Sittenstrenge, um bei ihm aus der Qual seines Schwankens, ob er sich zu Cäsar oder zu Pompejus schlagen solle, herauszukommen. Als er nach Rede und Gegenrede mit dem Entschluß, sich zu Pompejus, als zu dem weniger zu fürchtenden Bedroher der Republik mit der Umwandlung zu einer monarchistischen Staatsform zu halten, daran ist, den Cato zu verlassen, klopft es im Morgengrauen noch einmal an die Tür des Cato: Marcia erscheint, die dem Leichenbegängnis ihres zweiten Gatten Hortensius bis zu seiner Ruhestatt gefolgt ist und an dem Scheiterhaufen mit Trauern und Klagen bis tief in die Nacht hinein verweilt hat und „die letzte Asche in einer Urne geborgen hat“; ihr Antlitz muß Mitleid ergreifen, denn Spuren des zerrauften Haupthaars und die mit dem Schlag der Hände „zerfleischte“ Brust sind sichtbar, Asche von dem Scheiterhaufen liegt noch auf ihrem Gewande angeflogen. Hier stört uns noch die Zwischenbemerkung des Dichters; „in Gedanken, daß sie nicht anders dem Manne gefallen würde“. Allein das lateinische „placitura“ drückt nicht ein Gefallen der Koketterie, noch eine berechnende Absichtlichkeit aus: sie weiß nur, daß Cato in seinem sittlichen Ernst in der Gesinnung lebt, daß jede Ehe von sittlichem Ernste erfüllt sein soll; sich dessen auch in ihrer zweiten, so eigentümlich zustandegekommenen Ehe bewußt gewesen, hat sie das unmittelbare Gefühl, daß es im Sinne des Cato ist, wenn sie auch die Zeichen echter Trauer nicht entfernt hat. Sie spricht: „Verleihe mir das ungeschwächte Bündnis der früheren Ehe, nur den leeren Namen einer Ehe; vergönnt sei es mir, daß dermaleinst auf meinem Grabe die Inschrift stehe: „des Cato Marcia“, und nicht möge bei der Nachwelt als zweifelhaft gefragt werden, ob ich die erste Hochzeitsfackel als eine Vertriebene oder als eine in gegenseitigem Einverständnis Übergebene vertauscht habe. Nicht nimmst du mich als eine Genossin der Freuden, und nicht in normalen ruhigen Zeiten an: herein in schwere Sorgen komme ich und zur Beteiligung an deinen Nöten. Erlaube mir, dir in das Kriegslager zu folgen! Warum würde ich außerhalb der Gefahr im Frieden zurückgelassen, und warum soll des Pompejus Gattin Cornelia dem Bürgerkriege näher sein?“ (Marcia war die Tochter des Konsul Marcius Philippus.)

Cato wird von innerer Zustimmung überwältigt. Eine volle Ehe, wie die ehemalige, soll ja, wo das Schicksal in den Krieg ruft, nicht bevorstehen. Aber in aller Form Rechtens und unter Anrufung der Götter als Zeugen, jedoch ohne jeglichen sonst üblichen „Pomp“ der Hochzeitsfeier soll das alte Ehebündnis geschlossen werden. Hier folgt nun (354—371) eine sozusagen negative Beschreibung der normalen römischen Hochzeitsfeier, wie sie in vornehmen Familien stattfand; der Dichter gibt seiner Schilderungskunst freien Lauf, und Tatsächlichkeit realer „Altertümer“, deren Kenntnis von unserer Altertumswissenschaft oft nicht ausdrücklicher Überlieferung, sondern zufälligen Erwähnungen entnommen werden muß, hat auch an dieser Stelle der Dichtung des Lucanus eine ergänzende Fundgrube. In aller Stille verbinden sich Cato und Marcia neu, sich allein an der Zeugenschaft des Brutus genügen lassend.

Dieses die Mitteilungen über den Tatbestand einer denkwürdigen, auf Grund theoretischer Erwägungen und ethischer Gedanken sich

erhebenden Eheirrung im klassischen Altertum, welche man wohl als eine denkbarst gelinde und unschuldige anerkennen wird. Am verwandtesten sind wohl die freiheitlichen, zum Teil auch in die Praxis übertragenen, skeptischen Philosopheme der Romantiker und vorgeschrittenster Kommunisten über Wert, Würde und Zweckmäßigkeit der staatlich sanktionierten Ein-Ehe, wiewohl diese mehr in Eigensucht auf „freie Liebe" zielen. Das Motiv des Gedankens des Hortensius, den er sich ein Herz faßte, dem gestrengen Cato vorzutragen, kann — um einer sicherlich edlen Natur seitens der wissenschaftlichen Beurteilung die Voraussetzung, keinen Selbstbetrug geübt zu haben, gern zuzuwenden — kaum ein anderes gewesen sein als prinzipiell die Liebe zu möglichster Eu-genie innerhalb seines Volkes. Der Begriff, so ausgedrückt, ist allerdings allzuweit, also: innerhalb der nach Intelligenz und Charakter höchsten Schicht seines Volkes, welche für dessen Leitung, Vorbildlichkeit und auch, natürlich nicht in fachlichem Sinne gedachte, Erziehung die wichtigste ist. Die individuelle Vorstellung, dem von ihm so hochgefeierten Cato auf diese Weise auch blutsverwandt zu werden, mag darin mitgespielt haben. Der realistische Gedanke, den er ja auch selbst vor Cato nicht zurückhält, daß zu große Kinderzahl Unannehmlichkeiten und Verarmung in unerwünschte Aussicht stelle, ist gewiß recht wirksam, aber fällt gegen die Idealität jenes Hauptgedankens stark ab. Zweierlei aber tritt auch gegen diesen höchst berücksichtigenswert in den Weg: Erstens die Gemütsseite des Verhaltens der Ehegatten für einander schließt diese in den normalen Fällen so innig zueinander und zur Liebe und Sorge für ihre Kinder, daß eine „Abwechselung" (Diadoché) von ihr nicht ertragen wird. Zweitens hat ein Hortensius, wie noch lange Zeiten hinter ihm, noch keine Ahnung von einer großen Entdeckung, die in voller Klarheit erst von Schopenhauer in seiner Metaphysik der Geschlechtsliebe gemacht und am vollständigsten in dem Kapitel 44 des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" (S. 623—668, Reclam) ausgeführt ist. Der dem Arthur Schopenhauer in Summa noch weit überlegene, in sträflicher Weise jetzt viel zu vergessene große Denker Eduard von Hartmann, der das Schopenhauersche System vielfach mit triftigen Gründen bemängelt, findet doch mit Recht, daß dessen Metaphysik der Geschlechtsliebe durchaus unangreifbar sei. Das Problem ist: Wie ist es zu erklären, daß gerade dieser Mann auf gerade dieses Weib sein ganzes Verlangen nach ihrem Besitz konzentriert und die Frau (die allerdings in der Freiheit der Wahl nach unseren, der Frauennatur gemäßen Sitten mehr beschränkt ist) oft von Anfang an ihm darin gleichgestimmt entgegenkommt? Schopenhauer lehrt: der Natur selbst, der schaffenden natura naturans, ist offenbar daran gelegen, daß die Generationen in ihren Individuen der Idee ihrer Gattungen und Unterarten möglichst vollkommen (an Körperbildung, Kraft und Schönheit, bei dem homo sapiens auch an geistigen und Herzenseigenschaften) entsprechen, ja beim Menschen gleichsam die Idee von unten herauf vervollkommend, sich immer mehr zu größerer Vollkommenheit steigern. Das wird nun dann am besten erreicht, wenn die Elternpaare am vorzüglichsten individuell zusammenstimmen in der Mitgift, welche der männliche und

der weibliche Anteil zu den Sprößlingen beitragen. Nun aber würde die von ruhiger Vernunft in dieser Erkenntnis geleitete Auswahl schwerlich ein so mächtiges Motiv hergeben, in der Gattenwahl nach dieser Einsicht zu handeln; da würde auch dem natürlichen Menschen ein allerstärkster Lebensreiz fehlen und der Wärme des Gemüts eine Hauptquelle verschlossen sein. Da steht die Sache nun so, daß ein ganz neues Gefühl, die geschlechtliche Liebe für Mann und Weib ein Hinweis, so zu sagen Index ist, welchen Gegenpart sie am besten wählen sollen. Die Liebe, die ich nicht zu beschreiben brauche, ist, den Menschen unbewußt, außer dem Köstlichen, was sie in sich ist, eine Umwandlung des Willens der Natur zur Qualität der Gattung in des Mannes und Weibes persönliche Sehnsucht, gerade als diese zwei Individuen verbunden zu sein. Was also Hortensius sucht und bezweckt, ist nur ein Spezialfall dessen, was die Natur selbst schon immer zu verwirklichen betreibt, ein Spezialfall, der modifiziert ist durch den Wunsch, mit einer hochverehrten Persönlichkeit gleichen Geschlechts auch in ein nahes verwandtschaftliches Verhältnis zu kommen, in Kindern Eins zu werden.

Die Schopenhauersche Metaphysik der Geschlechtsliebe regt aber doch noch eine große Frage an und erweckt zweitens einen starken Zweifel, ob die Natur auch den sonst so einleuchtenden Zweck, der ihr zugeschrieben wird, wirklich erreichen kann oder ob ihr darin nicht sehr beengende Schranken gesetzt sind.

Zu jener Frage: „Wer ist die „natura naturans“?: Wir setzen mit der Entstehung dieses Begriffes ein Subjekt, das einen bestimmten Willen zur Verwirklichung eines bestimmten Zweckes hat. Wir kennen solche „Subjekte“ aus unserer persönlichen bewußten Zwecksetzung. Ist aber „die Natur“ eine bewußte Persönlichkeit? Das wird niemand behaupten. Setzt man einen persönlichen Gott als den Urgrund alles Seins, so wird Gott in seiner Schöpfung diesen Zug und Zwang im weltlichen Geschehen eingepflanzt haben. Der Begriff einer absoluten Persönlichkeit als des Urgrundes aller Dinge hat aber leider —, so müssen wir sagen, denn uns wäre das ja das Allererwünschteste — große Schwierigkeiten. Wir kennen bewußte Persönlichkeiten nur unter der Bedingung, daß sie von einer allerfeinsten materiellen Organisation getragen werden. Sollte Gott die Welt als die Unterlage seiner Persönlichkeit besitzen? Dazu ist aber die Welt offenbar in der Gesamtheit der Himmelskörper und ihrer kleinsten Teile, ferner der Luft und des Äthers ein Organismus, der an Einheitlichkeit und Feinheit seiner Organisation mit dem geschlossenen Organismus der kreatürlichen Persönlichkeiten keinen Vergleich aushielte. Geschaffen sein könnte die Welt dann auch nicht, sondern müßte von Ewigkeit zu Ewigkeit der göttlichen Persönlichkeit zugrunde liegen. Und woher sollte Gott das Vorrecht haben, eine über alle kreatürlichen Persönlichkeiten so unendlich hinausgehende absolute Vollkommenheit zu besitzen? Sollte er sie erst durch vorausgehende Verdienste erworben haben? Es wären Verdienste denkbar nur um seine eigene Vervollkommnung. Da müßte ein Unvollkommenes doch die Würde des Urseienden haben. Stimmen würde diese Unvollkommenheit aller-

dings zu der Tatsache, daß auch die unvernünftige Tierheit, bei der von einer Schuld keine Rede sein kann, neben ihrer offensichtlichen Lust am Leben oft so furchtbare Leiden zu ertragen hat. E. von Hartmann sucht hier auszuhelfen mit seiner großen Konzeption, daß es auch eine unbewußt waltende Geistigkeit gibt, das heißt eine Geistigkeit, welche von der Schranke des Bewußtseins frei ist. Denn eine Haupteigenschaft des bewußten Geistes ist die sogenannte „Enge" des Bewußtseins, der zufolge dieses immer nur Eines zu seiner Vorstellung haben kann: mit voller Klarheit nur ein zentrales Eines, und um dieses herum nur noch, wie eine Lampe im Zimmer, einen begrenzten Kreis von mit der Entfernung immer abnehmender Helle. In der schrankenlosen über die Isolierung des Bewußtseins erhabenen Geistigkeit, welche die des alles durchwaltenden Absoluten wäre, betätigten sich alle Zwecke in der Setzung der zu ihrer Erfüllung geeigneten Mittel. Dem bewußten Geiste wäre die Faßbarkeit dieser unbewußten Geistigkeit, das Sichhineinversetzen in sie, versagt, nur ihre Tatsächlichkeit stellte er fest aus zweckmäßigen, also geistigen Leistungen, die in der ganzen Weite des Raumes gleichzeitig im Gange sind, und die von der Enge des Bewußtseins nicht vollbracht werden könnten. Beide Arten der Geistigkeit ergänzen sich aber, weil wieder der unbewußte Geist nicht vollbringen könnte, was dem bewußten allein gegeben ist, z. B. die allmähliche Durchdenkung der Gründe in der wissenschaftlichen Forschung oder in der Ausführung der Kunstwerke, ferner aber in der eventuellen Hemmung des Willens, während im unbewußten Geiste Verwirklichung des geistigen Inhaltes mit dessen Erfassung zusammenfällt. Das Subjekt der natura naturans ist dann die Geistigkeit der allerhöchsten Instanz, des räumlich und zeitlich allgegenwärtigen Urseienden. So wäre für das leicht hingeworfene Wort der „natura naturans" doch ein begreifliches tragendes »Subjekt" gewonnen.

Bei dem Zweifel, ob auch die Natur die Zusammenführung der jeweiligen für einander unter dem Gesichtspunkt der möglichsten Veredelung der „Rasse" allergeeignetsten Wesen und Personen beider Geschlechter in vollkommener Weise bewerkstelligen kann, steigen wir von der eben zu erfliegen versuchten Höhe des Nachdenkens über Fragen der Metaphysik in allereinfachste Betrachtung landläufiger Dinge herunter. Die Auswahl kann ja immer nur aus dem Kreise persönlich bekannt gewordener Menschen geschehen! Welch ein winziger Bruchteil, wenn man an alle Volksgenossen in dem geeigneten Alter denkt (oder gar auch an Personen anderer Nationalität, denn sehr günstige Verbindungen zur Auffrischung des Blutes oder zur gegenseitigen Ergänzung von Persönlichkeitswerten kommen da ausnahmsweise auch vor). Denken läßt es sich sehr wohl, daß jeder Mann und jedes Weib eine Person in der ganzen Menschenwelt des anderen Geschlechts als Gegenpart hat, mit welcher die eheliche Verbindung unter dem Gesichtspunkte der möglichsten Vorzüglichkeit der Nachkommenschaft von allen die am vollkommensten geeignete wäre. Diese beiden Personen müßten — wenn wir in unserem Urteil die Schopenhauersche für einleuchtend erachtete Theorie hier nun zur Anwendung bringen —

in wunderbarer Einigkeit von Liebe für einander entbrennen und im ganzen Leben wie magisch sich voneinander angezogen fühlen. Da das Zusammentreffen im Leben und Sichkennenlernen aber dem Zufall anheimgegeben ist, so müßte ein bergeversetzender Glaube dazu gehören, wenn jemand sich einreden wollte, daß in seinem oder einem ihm bekannten Falle dies Wunder geschehen wäre; und wenn man von Frauen wohl, namentlich in Gedanken an ihre Schwiegersöhne, die Sentenz aussprechen hört: „Ehen werden im Himmel geschlossen“, so steckt dahinter der allgemeine Glaube an eine so sehr ins kleinste gehende providentielle „Führung“ der Einzelleben, wie er in ganz unbefangenem und ehrlichem Streben nach einer die Wirklichkeit treffenden Erkenntnis schlechterdings nicht zu halten ist. Denn erstens wird alles Geschehen mit Notwendigkeit durch den Fluß und die Kreuzung der Kausalreihe bestimmt, und „Erklärungsgründe sind ohne Not nicht zu vervielfältigen“. Ein Eingreifen der Gottheit aber in das, was nach einer natürlichen Kausalität geschehen muß, findet der Erfahrung zufolge nicht statt. Denn es findet sogar in so vielen Fällen vollkommen sinnloser, mit den grauenvollsten Leiden verbundener Unglücksfälle nicht statt, wo es doch am allerersten der Fall sein müßte. Zweitens wenn man annehmen wollte, daß von Anbeginn die Kausalreihen so kalkuliert wären, daß alles solchen Ursprunges aus allerhöchster Geistigkeit wäre, so widerspricht das, abgesehen von der unendlichen Schwierigkeit der Kalkulation aus unendlich vielen Momenten, den vielen unsäglich trauervollen Wirklichkeiten auch in der vernunftlosen und deshalb schuldlosen Tierwelt.

Es gibt ein Gefühl, welches man sich um des Verlangens willen, seine Mitmenschen und ihre berechtigen Freiheiten recht achten zu mögen, auch um einer diesem Verlangen entsprechenden Pflicht wohlmeinender Menschlichkeit willen nicht gern eingesteht: das Gefühl, daß man bisweilen nicht recht versteht, was gerade dieses oder jenes Paar so sehr füreinander empfunden haben möge, um gerade sich zum ehelichen Lebensbunde zusammenzuschließen. Solche Ehen, die wesentlich aus äußeren Gründen zustande gekommen sind, hier außer acht gelassen, wird hier einmal entschieden in Betracht kommen das, was Schopenhauer zu einer auf metaphysischer Tiefe beruhenden Lehre erhoben, ein Hortensius aber zu einem Stück seiner praktischen Motive zu einer höchst ausnahmsmäßig in der sexuellen Ethik dastehenden Handlungsweise, ohne den Begriff eines geheimnisvollen Willens der Natur zur Veredlung der Generationen sich bewußt unterzulegen, gemacht hat.

Die mit der Macht zur Ausführung ihres Willens verbundene allgemeine Vernunft zusammengehöriger Kollektivgruppen der Menschenwelt, die man den „Staat“ nennt, hat die Idee des Hortensius nicht in die Anordnungen ihrer Ehepolitik aufgenommen. Diese schwebt als eine vergessene singuläre Anwandlung in der Luft. Nur die Natur selbst sekundiert ihr in „metabasis eis allo genos“ (dem Übergang zu einem ganz neuen kausalen Moment), durch Einhauchung indivuellen intersexualen Wohlgefallens zur Hochhaltung und Weiterförderung der Güte der Gattungen und schafft darüber her auch eine neue köstlichste Glücksart für die Individuen. Dem Staat

aber in seiner ausgeprägten Vernunftartigkeit ist vor allem an der ihrer Idee gemäßen Wohlordnung der Familien gelegen, als einer vorbildlichen Unterlage dessen, was er für das große Ganze erstrebt. Ich weiß nicht, ob er bei vollster gegenseitiger Übereinstimmung der vier in Betracht kommenden Persönlichkeiten, die jedenfalls auch nach seinem Urteil allerachtungswertest sein müßten, ein Tauschspiel à la Hortensius-Cato erlauben würde; jedenfalls nicht, wenn nicht zuvor alle Belange der auf beiden Seiten etwa schon daseienden Kinder aufs gründlichste gesichert wären.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen *).

Therapeutische Überleitung eines abnormen Triebes in einen anderen aus Zweckmäßigkeitsgründen.

Von Dr. med. Hubert Kahle in Köln.

Vor mehreren Jahren erklärte mir ein 31jähriger Mann, daß er heiraten müsse, aber nicht könne; er sei seit seiner Kindheit von den Eltern ausersehen gewesen, die einzige Tochter eines befreundeten Kaufmannes der gleichen Branche zu heiraten, wodurch eine Verschmelzung der Geschäfte zum gegenseitigen Nutzen herbeigeführt werden sollte; seine Braut, ein hübsches Mädchen, das er als Mensch schätze, sei unerträglich zärtlich zu ihm und ihre Liebkosungen erregten in ihm Ekel und zuweilen geradezu Brechreiz. Trotzdem müsse er nun heiraten, weil die Vorbereitungen zur Hochzeit schon getroffen seien und er nicht die Kraft aufbringe, den Kampf mit den Verwandten aufzunehmen und die befreundete Familie zu beleidigen.

Die Analyse des Empfindungslebens ergab passive Homosexualität mit seltener Betätigung; daneben wurde aber beim Vorlegen entsprechender Bilder eine masochistische Komponente sichtbar, von der er nichts wußte.

Die gleiche Analyse bei der 3 Jahre älteren Braut zeigte, verdeckt unter konventioneller Liebenswürdigkeit, einen herrischen Charakterzug, der von der Umgebung als ungewöhnliche Energie angesehen worden war.

Um Unglück zu verhüten und um ein harmonisches Zusammenleben der beiden Leute zu ermöglichen, beschloß ich, die hier in seltener Weise sich ergänzenden Empfindungsgegensätze zu benutzen, um eine sadistisch-masochistische Ehe herbeizuführen. Durch Einzelunterricht in populärer Darstellung wurden beide mit den Hauptergebnissen der modernen Sexualwissenschaft bekannt gemacht, und durch ausgewählte Lektüre wurden die gewünschten Empfindungsqualitäten planmäßig gezüchtet.

Erfolg? Nach dreijähriger Ehe erklärte mir der Ehemann, daß er an homosexuelle Betätigung nicht mehr denke und daß er sich „glücklich wie im Paradiese“ fühle und daß auch die Frau zufrieden sei; allerdings sei die Ehe gewollt kinderlos, um einen Zusammenbruch des Systems zu verhüten.

Dieses ist bis in alle Einzelheiten konsequent durchgeführt. Angedeutet sei hier nur, daß der Mann sich beim Eintritt der „Herrin“ erheben muß, durch Aufzeigen sich melden muß, wenn er etwas sagen will, daß er nur Taschengeld erhält und bei der geringsten Verfehlung die Rute zu kosten bekommt. Morgens muß er zuerst aufstehen und ihr den Kaffee ans Bett bringen, wobei seine Kleidung vorschriftsmäßig aus Korsett, Schlupfhosen, langen Strümpfen und Schnallenschuhen besteht. Das Objekt des transvestitischen Triebes pendelt zwischen Page und Zofe.

Im äußeren Leben ist er ein intelligenter, energischer und erfolgreicher Kaufmann.

Demjenigen, der moralische Bedenken gegen das hier geschilderte ärztliche Tun vorbringen würde, müßte ich erwidern, daß ärztliche Ethik frei sein soll von allen Einflüssen, die etwas anderes wollen als Unglück zu verhüten und Glück zu erzeugen.

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!

Das Sexualleben der Schnecken.

Von Dr. med. Kurt Finkenrath.

In einer fast 200 Seiten umfassenden Broschüre [1]) schildert Primo Dorello, Professor der Anatomie an der Universität Sassari, das Leben, die Gewohnheiten und Daseinsbedingungen der Schnecken sowie ihre Anatomie auf Grund eines mehr als 10jährigen Studiums tausender von Schnecken in der freien Natur, im Laboratorium und unter dem Mikroskop. Die Untersuchungsergebnisse, die mit einem außerordentlichen Fleiß zusammengestellt wurden, werden in einer angenehm plaudernden Form mitgeteilt, und es ist sehr reizvoll, dem Forscher auf seinen Schilderungen zu folgen. Es ist hier nicht der Platz auf alle bemerkenswerten Einzelheiten aus der Biologie und der Physiologie der Schnecken aufmerksam zu machen, die uns einen interessanten Einblick in ihre Lebensform gewähren, sondern es sei nur aus einem der wichtigsten Kapitel des Dorelloschen Buches kurz über die Paarung einer Schneckenart, und zwar der helix aspersa, berichtet.

Zu Beginn der Regenzeit erscheinen die Schnecken, entwickeln großen Appetit, verschlingen alles und füllen sich mit Wasser. Wenn sich in der Liebeszeit zwei Schnecken nähern und zu erkennen beginnen, wobei sie sich nur durch den Geruchssinn bemerken, berühren sie sich zögernd mit den Fühlhörnern, die ausgestreckt und zurückgezogen werden. Bei der heftigeren Bewegung verschlingen sich die Fühlhörner enger und enger, es entsteht eine Art Gefecht, gewissermaßen der Auftakt zum Liebesspiel. Dieses Spiel kann mehr als eine Stunde währen, dabei nimmt der Stoffwechsel und der Luftaustausch zu, eine Erhöhung der Temperatur tritt gleichzeitig ein. Manche Schnecken, wie die helix natikoides, genannt „cantarina", geben eine Art von Zischlaut von sich, während man von den anderen Schnecken kein Geräusch wahrnimmt. Die Schnecke umgibt sich inzwischen ganz mit Schaum. Zu Beginn des sich nun anschließenden eigentlichen Liebesspiels schwellen die Genitalöffnungen an, die Füße berühren sich, ziehen sich plötzlich zurück und nähern sich wieder einander. Jetzt tritt auch allmählich die Bildung einer kleinen Kuppel auf, die den Wurfspieß trägt. Dieser wird sehr schnell abgeschleudert und dringt in die rechte Seite des Liebespartners ein. Das Tier, das den Liebespfeil abgesandt hat, ist danach völlig ruhig. Dagegen ist das andere Tier sehr stark erregt und sendet ebenfalls seinen Wurfspieß ab, jedoch bewirkt das Eindringen des Wurfspießes keine gefährliche Verletzung. Die Stelle ist nur von weißgelbem Schaum umgeben, bisweilen kann der Spieß aber völlig durch den Nacken durchgehen. Haben beide Tiere ihren Wurfspieß geschleudert, so sind sie für einige Zeit regungslos. Darauf kommt es zu neuen Spielen: die beiden hermaphroditisch angelegten Tiere beiderseits strecken ihren Penis vor, und das tastende Spiel beginnt nun hier wie anfangs mit den Fühlhörnern. Die Penes werden wie zwei weiße Striche sichtbar, die Scheide kommt ebenfalls in Bewegung, deren Genitalöffnung mit kleineren und größeren Lippen versehen ist. Es findet dann eine Kreuzung der beiden männlichen Organe der Tiere statt, und nach Einführung der Penes in die jeweilige Scheide verharren die Tiere drei bis vier Stunden unbeweglich in diesem Zustand. Die Bewegungslosigkeit ist allerdings nur scheinbar, denn die Lippen ziehen sich zusammen und dehnen sich aus, umschließen den Penis, bis sie eine halbmondförmige Falte bilden; die abwechselnd geübte Bewegung scheint wichtig für die Fortbewegung des Spermas. Die Tiere hängen in diesem Zustand so eng zusammen, daß man ein Tier nur zugleich mit dem anderen hochhebt. Etwa einen Monat nach der Paarung legen die Schnecken Eier. Von dieser Form des Sexuallebens der einen Schneckenart weichen die anderen nur in geringen Punkten ab. Man sieht, welche aufschlußreichen Beobachtungen das Leben dieser Tiere uns ermöglicht.

Das Dorellosche Buch ist mit 63 guten Photographien und Zeichnungen ausgestattet, die die Schilderungen des Textes wertvoll unterstützen.

Bücherbesprechungen.

1) Ebermayer, D.: **Arzt und Patient in der Rechtsprechung.** Berlin 1924, Rudolf Mosse. 286 S.

Von Professor Dr. W. Mittermaier.

Der Verfasser hat seit einer Reihe von Jahren mit bewundernswertem Fleiß und Sachverständnis regelmäßig Rechtsfragen des Arztes in der Deutschen Medizinischen

[1]) La Vita sessuale delle chiocciole von Primo Dorello. Roma. Casa Editrice Leonardo da Vinci 1924.

Wochenschrift behandelt, indem er an literarische oder gerichtliche Vorkommnisse anknüpfte. Diese Artikel sind nun systematisch geordnet gesammelt, und das Buch wird nicht nur den Lesern der Wochenschrift eine willkommene Gabe sein, sondern dem Verfasser noch weitere Freunde gewinnen. Leider sind die einzelnen Artikel aber nicht inhaltlich zusammengestimmt, so daß unnötige Wiederholungen vorkommen, die dem, der die Entstehungsgeschichte des Buches nicht kennt, besonders auffallen müssen. Auch ist oft der Wortlaut aus der Jahre zurückliegenden Zeitschriftennummer so stehen geblieben, daß man gar nicht ersieht, wann ein angezeigter Artikel erschienen oder ein Urteil ergangen ist. Diese kleinen Unebenheiten stören, aber anderseits ist dadurch die Frische der unmittelbar an eine praktische Frage anknüpfenden Behandlung gewahrt, so daß sich das Buch leicht und gut liest. Sicher bietet es auch dem Mediziner und jedem, der sich für Rechtsfragen der Medizin interessiert, reiche Belehrung; nur darf man nicht erwarten, daß das Gebiet hier systematisch vollständig behandelt werde. Die Güte des Gebotenen wird durch die große Autorität des Verfassers gewährleistet.

Für das Gebiet dieser Zeitschrift haben folgende Fragen besondere Bedeutung: Schweigepflicht S. 57, Sachverständigentätigkeit S. 75, Kunstfehler S. 80, Operationsrecht S. 122, der Strafgesetzentwurf S. 134, Bevölkerungspolitik S. 226. Der letzte Abschnitt berührt unser Gebiet unmittelbar; in den andern werden nicht Fragen besprochen, die uns hier unmittelbar betreffen; aber die vom Verfasser entwickelten Grundsätze gelten auch für das Sexualgebiet. Unter Bevölkerungspolitik behandelt Ebermayer den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten, Abtreibung der Leibesfrucht, Sterilisierung, Euthanasie, § 184, Ziffer 1 und 3 StGB. Er scheint dem sogenannten Gefährdungsparagraphen nicht viel Zutrauen zu schenken; jedenfalls ist ja auch richtig, daß er nur als Abschluß eines ganzen Bekämpfungssystems Bedeutung haben kann. In diesem spielen die mehrfach lobend erwähnten Beratungsstellen eine große Rolle. Eingehend und juristisch durchaus richtig wird die Unterbrechung der Schwangerschaft für das heutige Recht und de lege ferenda besprochen; hier weist Ebermayer auf die engen Grenzen, die das heutige Recht der Berechtigung zur Unterbrechung gibt, hin und auf die — allerdings wohl noch nicht abschließenden — Verbesserungen des Entwurfs. Er ist Gegner der Sterilisierung von Verbrechern, Gegner der Euthanasie, er hat große Bedenken gegen die „Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens". Ich verstehe alle diese Bedenken sehr wohl, aber ich glaube, daß die Entwicklung auf all diesen Gebieten zu größerer Freiheit führen wird, allerdings erst, wenn die Forschung und Erfahrung uns noch genauer über die Bedingungen des Lebens aufgeklärt haben. Dagegen ist Ebermayer in der Auslegung und Beurteilung des § 184 StGB. liberal und fortschrittlich.

Bei der Schweigepflicht wird zwar nicht weiter von den Geschlechtskrankheiten gesprochen, aber alles Gesagte läßt sich auch auf sie anwenden; anderswo behandelt E. sie auch ausführlich. Dabei steht er auf dem Standpunkt des Entwurfs 1919 § 355, der zur Wahrnehmung berechtigter Interessen, aber unter pflichtmäßiger Berücksichtigung der sich gegenüberstehenden Interessen die Offenbarung erlaubt; dies darf nach der Rechtsprechung schon heute gelten; er verlangt allerdings vom Arzt große Vorsicht. Mit vollem Recht sagt E., daß die Zeugnis- und Gutachtenpflicht nicht das Recht zur Offenbarung gibt, womit er der durch nichts zu begründenden gemeinen Meinung entgegentritt.

Ausführlich wird von den schwierigen Fragen der Kunstfehler und des Operationsrechts gesprochen. Viele Ärzte sind sich über ihre Rechte nicht klar und meinen, daß das Strafrecht sie nicht schütze, wenn ihre Behandlung den Körper des Patienten angreift. E. zeigt, daß unser Recht völlig ausreicht, um die sachgemäße Behandlung zu schützen; nur bleibt immer die rein ärztliche Frage, was sachgemäß ist (Salvarsan!), wobei allerdings manchmal der eine durch die herrschende Ansicht beschränkt werden mag. — Sicher ist, daß der Entwurf hier vieles bessert, wenn auch noch nicht alles.

2) Heller, Julius: **Die ärztlich wichtigen Rechtsbeziehungen des ehelichen Geschlechtsverkehrs.** Leipzig 1924, Curt Kabitzsch.

Von Dr. F. E. Traumann.

Eine rechtswissenschaftliche Arbeit von einem Arzt und in der Hauptsache für den Arzt geschrieben!

Der auf dem Grenzgebiet zwischen den Wissenschaften der Medizin und der Jurisprudenz mit Erfolg tätige Verfasser braucht den Vorwurf der Kompetenzüberschreitung (Seite 2), gegen den er sich verwahrt, nicht zu fürchten.

Die ärztliche Durchdringung des Rechtsstoffes ist auch gerade für den Juristen eine sehr willkommene Ergänzung sowohl für die Erweiterung seines meist hier sehr aus-

füllungsbedürftigen Wissens wie als Untergrund für die praktische Beurteilung des Einzelfalles. Das Hand-in-Handarbeiten der beiden sich hier treffenden Wissenschaften ist zu begrüßen.

In fleißiger Benutzung der neueren Rechtsprechung werden die einzelnen in das Gesichtsfeld des Arztes kommenden Eheprobleme durchgesprochen.

Auch eine reichhaltige Kasuistik eigenartig gelagerter Eherechtsfälle — wie z. B. über die absichtliche Übertragung geschlechtlicher Krankheitsstoffe auf den eigenen Ehegatten (Seite 6) — ist von dem Verfasser zusammengestellt.

In der Stellungnahme zu den einzelnen Problemen zeigt sich manchmal die von der juristischen Betrachtung verschiedene Denkweise ärztlicher Beurteilung. So beispielsweise bei der Bekämpfung der Rechtsauffassung, daß im Eheprozeß der beklagte Gattenteil nicht gezwungen werden kann, sich einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen, um dem klagenden Teil die Beweisführung für die von ihm zu beweisenden Scheidungs- oder Nichtigkeitsgründe zu ermöglichen.

So weiter in der regelmäßig vertretenen Rechtsauffassung, daß die etwaige Weigerung eines Ehegatten, in eine ärztliche Operation zwecks Heilung der Sterilität oder anderer die Geschlechtsgemeinschaft beeinträchtigender Störungen einzuwilligen, einen relativen Scheidungsgrund im Sinne des § 1568 BGB. darstelle. Zwar hat das Reichsgericht wiederholt die Verpflichtung jedes Ehegatten ausgesprochen, ein etwaiges der Erfüllung der Verpflichtung zur vollen ehelichen Lebensgemeinschaft entgegenstehendes Hindernis nach Möglichkeit zu beseitigen (RGE. Bd. 51 Seite 182, Bd. 59 Seite 256, Bd. 95 Seite 382). Nur mit großer Vorsicht wird die Rechtsprechung aber diese Grundsätze auf den **Fall** eines **operativen** Eingriffes, selbst wenn dieser objektiv nicht lebensgefährlich ist, zur Anwendung bringen.

In einzelnen Punkten hat die Rechtsprechung auch die von dem Verfasser mitgeteilte Stellungnahme inzwischen geändert. So gilt die Unfruchtbarkeit der Frau, die von Heller (Seite 22/23) nicht als Anfechtungsgrund anerkannt wird, nach neuer Rechtsprechung jetzt regelmäßig als Anfechtungsgrund. (Siehe Traumann im Handwörterbuch der Sexualwissenschaft unter „Eheanfechtung".)

Zur Frage der künstlichen Befruchtung ist der Vorschlag der Unterscheidung zwischen „ehelichem" und „leiblichem" Kind juristisch nicht haltbar. Die Rechtsfolgen des Zeugungsaktes sind von der Frage des Bewußtseins unabhängig. (Siehe Traumann: Künstliche Befruchtung und Vaterschaft; Recht 1909, Seite 761 ff.)

Auch die von Heller angenommene Fortdauer der Schwägerschaft gemäß § 1590 Abs. 2 BGB. auf einen Fall der durch **Anfechtung** beendeten Ehe ist rechtsirrig. Denn nach § 1343 BGB. ist eine mit Erfolg angefochtene Ehe als von **Anfang an nichtig** anzusehen. Damit fällt sowohl das Ehehindernis des § 1310 Abs. 1 BGB. wie die Strafvorschrift des § 173 Abs. 2 StGB. Anders würde es sein, wenn die Auflösung der Ehe durch Tod, Scheidung oder Wiederverheiratung eines Gattenteiles nach Todeserklärung des anderen Partners erfolgt wäre. § 1310 Abs. 2 BGB. findet aber nicht Anwendung, weil nach dem von Heller mitgeteilten Tatbestand die angefochtene Ehe infolge Impotenz nicht vollzogen worden ist.

Diese aus der Fülle des Stoffes herausgeholten kleinen Ausstellungen vermögen aber dem wissentlichen Wert und der praktischen Bedeutung keinen Abbruch zu tun. Dem Gebäude der „Ehekunde" wird es stets ein wertvoller Baustein sein.

3) **Tandler, Julius: Ehe und Bevölkerungpolitik.** Wien u. Leipzig 1924, Moritz Perles. 22 Seiten.

Von Dr. **Alexander Elster.**

Aus reichem und reifem Wissen gibt Tandler hier einen schon in der Wiener med. Wochenschr. erschienenen Vortrag wieder, der einen warmen Appell für die generative Ethik und die qualitative Bevölkerungspolitik bedeutet. In eindrucksvoller Prägung von Sätzen und Gedanken zeigt er die sozialen und biologischen Momente, die für die dringend erforderliche Umgestaltung der landläufigen Ansichten auf bevölkerungspolitischem Gebiete notwendig sind, wo es bisher doch im wesentlichen nur eine imperialistische und markantistische Einstellung der Bestrebungen gibt, die zu einem gedankenlosen Quantitätsverlangen der Menschenaufzucht hinführen. Markante Sätze lesen wir da, wie beispielsweise diese: „Die Franzosen bezahlen die Gloire mit ihrer Ausbreitungsmöglichkeit, die Revanche mit ihrer Existenz." „Das Studium der Völkerpsychologie gerade vom Standpunkte der generativen Ethik wird zeigen, welche ungeheure Bedeutung gerade dem psychischen Faktor in der Geburtlichkeit zugrunde liegt. Es wird sich dabei zeigen, daß diese seelischen Einflüsse vielleicht viel bedeutungsvoller sind als die so vielbeschuldigten materiellen, als Reichtum, als Armut und ähnliches." „Heute ver-

nichten wir vielfach lebenswertes Leben, um lebensunwertes zu erhalten." In Ausführung dieser Behauptung kritisiert der Verfasser scharf und mit Recht unsere Gesellschaftsordnung, die vielfach aus falschen humanitären Vorurteilen Vollidioten mit aller Kunst am Leben erhält, aber gesunde Menschen an sozialen Übeln scharenweise sich hinopfern läßt. Ebenso kritisch scharf, aber wohlabwägend, zeichnet er die Beziehungen zwischen Konstitution und sozialer Umwelt, die modernen sozialbiologischen Erkenntnisse kurz zusammenfassend, und er sagt u. a.: „Die Begabung ist eine Manifestation der Konstitution, die Leistung eine Addition aus Konstitution und Kondition." Seine Kennzeichnung der Bedeutung der Liebe für die Bevölkerungspolitik entbehrt vielleicht des Hinweises auf das konstitutionell Schätzbare und Qualitative der Liebe tüchtiger Menschen. Mit einem kurzen Bericht über das Wirken der in Wien von Tandler errichteten Eheberatungsstelle schließt die hübsch lesbare und für weitere Kreise zur Aufklärung geeignete Schrift.

4) Goldstein, Ferdinand: **Geburtenbeschränkung** (Staatsruin oder Wiederherstellung?). (Schriften der Gesellschaft für Volkswohl, II.) Berlin (o. J.), E. Berger & Co. 82 Seiten.

Von Dr. Alexander Elster.

Verfasser tritt für Aufhebung der §§ 218, 219 und 184, 3 RStGB. ein und verlangt Anerkennung des Rechts der willkürlichen Beschränkung der Geburten. In sehr temperamentvollen Ausführungen sucht er seine Hauptforderung durch Erwägungen politischer, sozialer, wirtschaftlicher, geschichtlicher und anderer Art zu stützen. Der Inhalt ist ein überwiegend politischer, und so kann hier nicht im einzelnen dazu Stellung genommen werden. Der Leser wird je nach seiner Anschauung und Parteistellung mit Zustimmung und Widerspruch wechseln. Der Kernsatz der Forderung des Verfassers lautet (S. 65): „Nur der darf das volle testamentarische Verfügungsrecht über sein Vermögen haben, der seiner demographischen Pflicht genügt hat," und darunter versteht der Verfasser, daß der Betreffende mindestens zwei lebende Kinder hinterläßt. Die Schrift ist flott und interessant geschrieben.

5) Finger, Ernst: **Die Geschlechtskrankheiten als Staatsgefahr** und die Wege zu ihrer Bekämpfung. Berlin 1924, Julius Springer. Brosch. 1,70 Mk.

Von Dr. Kurt Finkenrath.

In einem kurzen geschichtlichen Überblick zeigt Finger wie die Grundsätze, welche zur Überwachung der Prostitution und der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vor mehr als 100 Jahren aufgestellt wurden, den heutigen gleichen und die gleichen Schwierigkeiten der Durchführung zeigen. F. schließt aus der Betrachtung der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in den verschiedenen Ländern, daß das System der Reglementierung sich als ungeeignet und unzulänglich erwiesen habe, denn wenn es auch gelänge nicht nur alle geschlechtskranken Prostituierten, sondern alle geschlechtskranken Weiber überhaupt zu erfassen, wäre damit für die Bekämpfung der Geschlechtskrankheit noch gar nichts geschehen. Die kranken Weiber steckten zur gleichen Zeit weiter an. Die wesentlichste Aufgabe besteht also in einer rechtzeitigen Behandlung der Geschlechtskrankheiten in einer Ermöglichung der Überwachung einer solchen Behandlung, mit einer Zwangsbehandlung unzuverlässiger Kranker. Die Wurzel der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten wird in der Promiskuität gesehen, deren Bekämpfung allein Amerika in rücksichtsloser Weise in Angriff genommen hat. Es sei dabei auf meine Besprechung der amerikanischen Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Heft 9 dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht. Nachträglich wird die frühe Aufnahme des geschlechtlichen Verkehrs, die weit unter der Grenze erreichter Vollreife liegt, als eine gefährliche sexuelle Unerzogenheit unserer Zeit gegeißelt. Scharf betont Finger die Notwendigkeit einer sexuellen Erziehung neben der Aufklärung.

6) Lipmann, Otto: **Psychische Geschlechtsunterschiede.** 2. Auflage. 2 Bände. Leipzig 1924, J. A. Barth. 108 und 192 S.

Von Privatdozent Dr. Fritz Giese.

Wenn ein solch hochwissenschaftliches Werk, wie das L.s. eine zweite Auflage erlebt, ist der beste Beweis für praktische Brauchbarkeit und Notwendigkeit erbracht. In der Tat ist L.s Darstellung heute die maßgebende Zusammenfassung aller Ergebnisse der differentiellen Psychologie, die dieses Thema behandeln. Auch das gynäkologisch gesehene Werk von W. Liepmann kommt demgegenüber nicht in Frage. Man wird höch-

stens überlegen, ob das Thema als solches sich ganz mit Erkenntnissen der Sexualpsychologie und der Psychoanalyse verträgt: denn das Problem der Geschlechtsunterschiede erfährt aus der Erkennung der Zwischenstufen wie der Bisexualität des Menschen eine andere Beleuchtung als früher. L. hat die zweite Auflage durch Literaturanhang in der üblichen zuverlässigen Weise ergänzt. Der erste Teil des Buches faßt die Ergebnisse zusammen, der zweite bietet das ungeheure statistische Tabellenmaterial. Alle Unterlagen sind kritisch gesiebt und L. gibt offen zu, daß die bisherigen Methoden der Sammelstatistik und des Experiments naturgemäß nur in gewissem Sinne recht behalten können. Wesentliche, tiefgelagerte Strukturunterschiede der Geschlechter bleiben dabei verborgen oder nivellieren sich zu schnell in der pauschal vorgehenden Sammelarbeit. Immerhin war es ihm möglich, auch übergeordnete Prinzipien so zu finden: beispielsweise das verschiedene Verhalten der Geschlechter innerhalb der Intervariation der Leistung. Letztere ist nach L. beim Manne größer. Auch gewisse Altersdifferenzierungen in der Entwicklung der geistigen Leistung tun sich kund. Die Fülle der Einzelheiten an Ergebnissen kann ein Referat auch nicht annähernd andeuten. L.s Buch ist heute grundlegendes Bestandstück jeder Fachbücherei, soweit die Problemstellung der Geschlechterunterschiede in diesem Sinne Thema bleibt.

7) Hofstätter, R: **Über eingebildete Schwangerschaften.** Berlin u. Wien 1924, Urban & Schwarzenberg. 47 Seiten. 1,50 Mk.

Von Dr. Kurt F. Friedländer.

Die Frauen, die sich eine Gravidität nur einbilden, können trotzdem äußerlich alle Merkmale einer wirklichen Schwangerschaft aufweisen, Sistieren der Menses, Anschwellen der Brüste, Stärkerwerden des Abdomens, Erbrechen, oft sogar werden Kindsbewegungen gefühlt. Die ärztliche Nachuntersuchung stellt dann einen normal großen oder atrophischen Uterus fest. Handelt es sich hier nun ausschließlich um psychische Störungen oder liegen Abweichungen in der Funktion des hormonalen Apparates vor? Ein großer Teil der scheinbaren Schwangerschaftszeichen läßt sich durch eine funktionelle Erschöpfung der Eierstöcke und durch eine Überfunktion der Hypophyse erklären. Die akromegaloide Facies der Graviden ist sicher hypophysären Ursprunges. Die Amenorrhöe ist verursacht durch eine Störung im Gesamtablauf der inneren Sekretion. Hypertrichosen und ungewöhnliche Pigmentierungen, die ebenfalls bei Scheingraviden vorkommen, sind auf Nebennierenstörungen zurückzuführen. Die angeblichen Kindsbewegungen finden ihre leichteste Erklärung in der Peristaltik des Darmes und in Netzverschiebungen. Hofstätter hat beobachtet, daß eine eingebildete Gravidität immer zu einer Zeit verminderter Eierstockstätigkeit, vielleicht Eierstockserschöpfung eintritt. Stets konnte er Zeichen einer Funktionsstörung der Ovarien und indirekt auch des Uterus feststellen, wobei durchaus nicht zu leugnen ist, daß eine Funktionsstörung des gesamten Blutdrüsensystems bei konstitutionell minderwertigen Individuen und labilem Nervensystem auch eine starke Beeinflussung der Psyche der Frau mit sich bringt. Die einfache Diagnose Hysterie wird im allgemeinen dem wahren Zustand der Patientin nicht gerecht. Daß auch einwandfrei Geisteskranke sich eine Gravidität einbilden können, versteht sich von selbst, nur wird man hier die bekannten Symptome der Schwangerschaft vermissen. In der Bewertung der psychologischen Momente für das Vorkommen einer eingebildeten Gravidität wollen wir der Liepmannschen Einteilung folgen: In der ersten Gruppe kommen die Reizimpulse von außen, falsche Diagnose des Arztes oder der Hebamme; bei der zweiten Gruppe kommen die Reizimpulse aus der Frau selbst, Wunsch- oder Angstvorstellungen. Als Ursache bezeichnet Liepmann das Gesetz vom dreifachen Grunde. Zahlreich angeführte Fälle über dieses noch wenig bearbeitete Gebiet bieten bedeutsame Erläuterungen für die Diagnose, die beim gleichzeitigen Vorhandensein von Tumoren große Schwierigkeiten bereiten kann. Kapitel über vorgetäuschte Schwangerschaft, eingebildete und vorgetäuschte Extrauteringravidität, eingebildete Schwangerschaft beim Manne und Scheinträchtigkeit im Tierreich ergänzen diese interessante Arbeit aufs wertvollste.

8) Graber, G.: **Die Ambivalenz des Kindes.** (Imago-Bücherei.) Leipzig u. Wien 1924, Psychoanalyt. Verlag. 119 Seiten.

Von Dr. Harald Schultz-Hencke.

Grabers Arbeit ist dadurch zunächst besonders fruchtbar, daß sie, wie immer wieder gewünscht werden muß, neues, individuelles Material von Kindern selbst bringt. Im übrigen behandelt er die psychoanalytisch interessierenden Phänomene der Kinderzeit

unter dem Gesichtspunkt, daß es dort Liebe und Haß, Trieb zur Aneignung und Verbotsscheu, Nehmenwollen und doch nicht Zugreifenkönnen, Lust und Unlust bewußt gegenüber einem und demselben Objekt gibt. Verglichen mit dem Leben Erwachsener ist auffallend, daß erhebliche Störungen aus diesem Neben- und Gegeneinander nicht zu resultieren brauchen. Hinein mischt sich ein zweiter Gesichtspunkt, nämlich der, daß sich bewußt unerklärliche Spannungs- und Unlustgefühle an sonst positiv betonte Objekte heften, meistens so mit letzteren verflochten, daß phänomenal nur „eine" Gefühlsqualität, die Ambivalenz, feststellbar ist. Während der erste Gesichtspunkt insoweit nicht besonders fruchtbar ist, als er ja etwas auch ohne besondere Bezeichnung Bekanntes wiederholt, wenn auch ausdrücklich, systematisch ordnet, hätte die engere Auffassung des Begriffes Ambivalenz einen Sachverhalt in all seinen Beziehungen deutlich hervorheben können, der eine besondere Bearbeitung wohl verdient. Man wird sich wohl hüten müssen, Ambivalenz im ersten und im zweiten Sinn miteinander zu vermengen. Tut man das nicht, so ist nicht ersichtlich, weshalb man die psychoanalytischen Forschungsergebnisse in bezug auf das Kindesalter unter einen besonderen Begriff vereinigt, dessen Neuschaffung schon durch andere spezifische Sachverhalte festgelegt war.

Abgesehen von diesem grundsätzlichen Einwand stellt die Grabersche Arbeit einen lesenswerten systematischen Versuch dar.

9) Scherk, G.: **Zur Psychologie der Eunuchoiden.** Stuttgart 1924, J. Püttmann. 24 S.

Von Dr. Max Marcuse.

Kritische Betrachtungen der einschlägigen Literatur, aus der sich eine eigene Psychopathologie der Eunuchoiden erkennen lasse: Schwachsinn gehört — vielfach wiederholten Behauptungen entgegen — nicht zum psychischen Bilde des Eunuchoiden; wo jener sich findet — und das ist häufig der Fall — ist er dem Eunuchoidismus nur beigeordnet als Symptom gleicher biologischer Herkunft; in der Regel aber weist der Eunuchoide Intelligenzdefekte nicht auf. An Charakter gleichmütig, sind die Eunuchoiden unproduktiv — im guten wie im bösen (klinischen) Sinne; sie sind lebensuntüchtig und schon als Kinder ängstlich, scheu und schreckhaft. Für die Sexualität ist das mangelhaft entwickelte Triebleben kennzeichnend, so daß die gelegentlichen Berichte über häufigen Geschlechtsverkehr und starke Potenz Zweifel an der Diagnose wecken müssen. Der Mangel wird von dem Eunuchoiden aber nicht sehr schmerzlich empfunden, da er ja die Bedeutung des Sexualkomplexes nicht empfindet und nicht ermessen kann. Höhere seelische Affekte fehlen; der Horizont ist eng, und alles Denken und Trachten kreist um das eigene Ich. — Literaturverzeichnis. —

Die kleine Schrift entwirrt manche scheinbaren Widersprüche und vollzieht die Scheidung zwischen Wesentlichem und Zufälligem.

10) Hauff, Walter von: **Sexualpsychologisches im Alten Testament.** Bonn a. Rh. 1924, Marcus & Weber. 60 S.

Von Dr. Oskar F. Scheuer.

Die vorliegende Schrift bildet Heft 1 des 1. Bandes der Arbeiten aus dem sexualpsychologischen Seminar von Prof. W. Liepmann in Berlin. Er gibt ihr daher auch einige erklärende Worte mit auf den Weg: Die Blätter „sollen den Beweis erbringen, wie notwendig für die akademische Jugend aller Fakultäten die intensive Beschäftigung mit diesem tief in das Leben der Menschen eingreifenden Gebiete ist. Wie die Sexualpsychologie in ihrer ganzen kosmischen Ethik erfaßt, in gleicher Weise dem Mediziner wie dem Juristen, dem Philosophen wie dem Theologen erst volles Verständnis der großen Zusammenhänge erbringen kann". Der Zweck der Arbeit v. Hauffs ist, die sexualpsychologische Methode auf die philologisch-kritischen Ergebnisse der Wissenschaft vom Alten Testament anzuwenden. Nach einer kurzen literar-kritischen Vorbemerkung geht v. Hauff im ersten Kapitel „Der Ursprung des Lebens" auf die geschlechtlichen Vorgänge und Gebräuche bei den Hebräern ein und unterzieht sie einzeln: Menstruation und Wochenbett, Kastration und Inzest, Opferfeste und Phallusdienst usw. einer kurzen sexualpsychologischen Betrachtung. Im zweiten Kapitel „Die Ehe" führt der Verf. die Entwicklung der Ehe und Familie ein und spricht über die Eheverhältnisse, wobei er in knappen Worten auf die Hochschätzung der Virginität bei den Hebräern, auf die Prostitution (diese war zu allen Zeiten bei den Hebräern verboten) und auf die Beschneidung hinweist. Nach Hauff ist der Anstoß zur Beschneidung unzweifelhaft in der Phimose zu suchen, doch ist davon nirgends im A. T. die Rede. Drum müsse der psychologische Hintergrund anderswo gesucht werden. v. Hauff meint, daß die Beschneidung zunächst gegen dämonische Mächte, und zwar gegen den

Stammesgott selbst, schützen sollte und nimmt daher an, daß die Circumcisio in rein kultischer Hinsicht als Ersatz für die Kastration angesehen wurde. Einen zweiten Grund für die Beschneidung bildete der Wunsch, ein kultisches Stammeszeichen zu haben. Im dritten Kapitel schildert v. Hauff den „Volksgott als den Eheherrn des Volkes", zeigt im vierten Abschnitt den Einfluß des durch das Exil entstandenen Dualismus auf die israelitische Sexualpsychologie, um zum Schlusse die religionsgeschichtliche Bedeutung der alttestamentlichen Sexualpsychologie darzulegen. Aus den Ausführungen v. Hauffs, die eine Fülle von interessanten Anregungen enthalten, ergibt sich, daß die Zeugung und Erhaltung des Lebens im Mittelpunkte der Gedanken steht, von denen die Schriftsteller des A. T. bewegt wurden.

11) Hattingberg, H. v.: **Der nervöse Mensch.** Bd. 1: Ist Nervosität Krankheit? Bd. 2: Der seelische Hintergrund der Nervosität. Bd. 3: Anlage und Umwelt. Prien (Oberbayern), Anthropos-Verlag.

Von Dr. Max Marcuse.

„Die vorliegende Schriftenreihe faßt die Nervosität nicht als eine rein medizinische, sondern als eine allgemein menschliche Frage." Damit übt der Verfasser eine Betrachtungsweise, die der modernen Einsicht in den Aufbau der Neurose aus Konstitution, Persönlichkeit und Erlebnis gemäß ist; — er übt sie mit ärztlichem Feingefühl und literarischer Gewandtheit, und lehrt den Leser die lebendigen Kräfte in dem Symptomenkomplex und dem Charakter erkennen, die nur unter bestimmten psychischen und äußeren Bedingungen als „nervöse" in Erscheinung treten. Das Ziel Hattingbergs geht aber über diese einfache Aufklärung und Belehrung hinaus, indem er dem Nervösen, der sich seiner Führung anvertraut, auch die innere Ertüchtigung und Befreiung zu bringen sucht, die ihn befähigen, jene Kräfte nun in höherwertige, überdurchschnittliche Leistungen umzuleiten, aus der nervösen Not eine geistig-kulturelle Tugend zu machen. Wenn auch Zweifel daran erlaubt sein müssen, ob nur „Gedrucktes" den dunklen Weg in die seelischen Tiefenbereiche werde finden lassen, zur Zurücklegung dieser — therapeutisch entscheidenden — Strecke nicht vielmehr die unmittelbare Leitung durch die Persönlichkeit des Arztes ein für allemal unentbehrlich sei, so bleibt doch anzuerkennen, daß die Darstellung Hattingbergs die besondere Aufgabe, die sie sich stellt, vortrefflich löst. Auch könnte ich mir denken, daß die Lektüre dieser Schriften durch den Patienten das psychotherapeutische Bemühen des Arztes um ihn zu unterstützen vermag, während bisher alle „populären" Bücher über Nervosität, auch die besten, in der Hand des wirklich nervösen Menschen von mir viel mehr als Störung denn als Förderung der ärztlichen Arbeit empfunden worden sind.

12) Callomon, F.: **Die nichtvenerischen Genitalerkrankungen.** Leipzig 1924, Georg Thieme. 160 S. 6 M.

Von Dr. Max Marcuse.

Man muß sich wundern, daß nicht schon früher ein Fachmann auf den Gedanken gekommen ist, ein Lehrbuch wie dieses zu schreiben. Vielleicht fehlte es auch nur an dem Zutrauen zur eigenen Begabung. Denn in der Tat gehört ein besonderes didaktisches Geschick dazu, die Aufgabe, um die es sich hier handelt — nämlich den zahlreichen vortrefflichen Darstellungen der venerischen Genitalleiden eine gleichwertige, von der anderen Seite her die Differentialdiagnostik wissenschaftlich klärende und praktisch fördernde lehrbuchmäßige Behandlung der nichtvenerischen Genitalerkrankungen zur Seite zu stellen —, befriedigend zu lösen. Callomon beweist, daß ihm ein solches Talent eigen ist, und seine Leistung geht über ein nur „befriedigendes" Ergebnis erheblich hinaus. Der Verlag hat das Buch gut ausgestattet, und es ist durchaus sicher, daß es einen Wertzuwachs der medizinischen Literatur bedeutet.

13) Wiener, K.: **Die Beziehungen der Genitalorgane zu Hautveränderungen.** Halle a. S. 1924, Carl Marhold. 77 S. 2 M.

Von Dr. Max Marcuse.

Seit der Abhandlung des Referenten über „Hautkrankheiten und Sexualität" (Wiener Klinik und als Sonderschrift bei Urban & Schwarzenberg) sind bald zwei Jahrzehnte verflossen; inzwischen hat nur O. F. Scheuer auf ihr weitergebaut und ist zu einer eingehenden Monographie der Hautkrankheiten sexuellen Ursprungs bei Frauen vorgedrungen. Das ist nun auch schon 14 Jahre her. Unterdessen aber hat die Ein-

sicht in die überragende Bedeutung der Sexualfunktion für die Ordnung und Unordnung des ganzen Organismus sich immer mehr vertieft, andererseits die Erkenntnis von dem Irrtum einer Anschauung, die der Haut nur die Rolle einer Körperbedeckung zuweisen und sie gewissermaßen als „autonome Provinz im Reiche des Körpers" betrachten wollte, sich ständig gefestigt — beides infolge der fortschreitenden Erschließung der innersekretorischen Vorgänge. Eine systematische Inbeziehungsetzung jener beiden Kategorien hat nunmehr Wiener (auf Anregung Professor Jadassohns) unternommen, wobei er nach Ansicht des Ref. bei der Betitelung seiner fleißigen und nützlichen Arbeit einen Fehlgriff tat: Absicht und Inhalt der Darstellung zielt nicht so sehr auf die Zusammenhänge zwischen Hautveränderungen und Genitalorganen wie vielmehr — ganz wie die zitierten Schriften des Referenten und Scheuers auch — auf die dermatologischen Beziehungen zur Sexualität, deren Quelle und Äußerungen ja nicht auf die Genitalorgane beschränkt sind. Wiener stellt das literarische Material nach folgenden Gesichtspunkten zusammen, nicht ohne eigene verständnisvolle Kritik: Pubertät — Menstruation und Erkrankungen der weiblichen Genitalorgane — Schwangerschaft — Geburt — Puerperium — Hautänderungen bei verminderter oder fehlender oder pathologisch gesteigerter Keimdrüsenfunktion (Klimax, Kastration, Hypo- und Hypergenitalismus) — Koitus. Ein Literaturverzeichnis, das 15 eng gedruckte Seiten umfaßt, beschließt die Abhandlung, die damit allen späteren Bearbeitern des Themas eine große Mühe im voraus abgenommen hat.

14) Spaulding, Edith R.: **Experimentelle Studien über psychopathische Verbrecherinnen.** Veröffentlicht vom Bureau of Soc. Hyg., New York 1923. 368 S. Oktav.

Von Dr. J. P. zum Busch.

Durch finanzielle Hilfe von John Rockefeller jr. gelang es, das Laboratorium für Sozialhygiene zu gründen; ihm war von 1916—1918 ein Hospital zugeteilt, in welchem die oben genannten Studien unternommen wurden. Das hier besprochene Buch enthält eine große Anzahl interessanter Photographien und Pläne, die die Einrichtung und das Arbeiten am Krankenhause zeigen, ferner 44 genaue Krankengeschichten und Tabellen über die einzelnen Fälle. Die Behandlung und Heilung dieser Fälle stößt auf die größten Schwierigkeiten, und es ist deshalb von allergrößter Wichtigkeit, daß Eltern und Lehrer immer wieder darauf aufmerksam gemacht werden, daß das nervöse „schlecht adjustierte" Kind einer genauen und stetigen Überwachung durch einen gut geschulten Nervenarzt bedarf. Viel kann hier die soziale Fürsorge tun, doch müssen die Fürsorgerinnen eine gute psychiatrische Schulung haben. Das Buch enthält viel des Interessanten, das sich aber nicht zu einer kurzen Besprechung eignet.

Referate.

1) Castle, W. E.: **Weitere Mitteilungen über zusammengewachsene Zehen.** Journ. of Heredity, XIV, 207, 1923.

Während in der von Schofield mitgeteilten Familie die Anomalie (Hautbrücke zwischen 2. und 3. Zehe) nur bei Männern angetroffen wurde, sind in dem vom Verf. beschriebenen Fall nur Weiber behaftet, und zwar Großmutter, Mutter und 2 Töchter (mehr Kinder nicht vorhanden). Die 3 Schwestern und 4 Brüder der Mutter sowie die 5 Kinder der einen Schwester sind nicht behaftet. Bei der geringen Zahl der Behafteten kann es ein Zufall sein, daß es nur Frauen sind. Betrachtet man die 7 (früher und in diesem Aufsatz) mitgeteilten Familien gemeinsam, so ist 65 mal die Übertragung vom Elter auf das Kind beobachtet, und zwar waren die Behafteten 44 mal männlichen, 21 mal weiblichen Geschlechts. Trotzdem glaubt Verf., daß die Anomalie einfach dominant und nicht im Geschlechtschromosom lokalisiert (also „geschlechtsgebunden") sei. Doch muß man wohl annehmen, daß in dem Fall von Schofield, wenn er richtig mitgeteilt ist, der Vererbungsmodus ein anderer ist als in den übrigen Fällen. Siemens.

2) Crew, F. A. E.: **Ein Mutant der alten englischen Ratte.** Journ. of Heredity XIV, 221, 1923.

1920 wurden weißhaarige wilde Ratten in Bristol (England) beobachtet. Es handelte sich offensichtlich um eine Mutation (Erbvariation) der englischen schwarzen Ratte (Mus

rattus), denn es waren nicht Albinos, wie sie unter domestizierten Ratten vorkommen (Mus norvegicus), sondern Tiere mit schwarzen Augen. Außerdem gelang es nicht, sie mit domestizierten Ratten zu kreuzen. Dagegen waren Kreuzungen mit der gewöhnlichen schwarzen Ratte möglich, und zwar ergab sich dabei, daß das neu beobachtete Merkmal sich gegenüber der schwarzen Haarfarbe rezessiv verhält. Weibliche Tiere waren auffallend selten, doch kann das bei den kleinen absoluten Zahlen ein Zufall sein.
Siemens.

3) Dunn, Webb und Schneider: **Die Erblichkeit der Scheckungsgrade beim Holsteiner Rind.** Journ. of Heredity XIV, 229 1923.

Verff. untersuchten die Nachkommenschaft von Stieren mit wenig und Stieren mit viel schwarzen Flecken. Es zeigte sich, daß die Unterschiede im Grade der Scheckung beim Holsteiner Rind erblich sind; durch Selektion kann die schwarze Komponente abgeschwächt oder verstärkt werden, selbst dann, wenn nur die männlichen Tiere ausgelesen werden, wie im vorliegenden Falle. Die dunkleren Grade der Scheckung erwiesen sich als wahrscheinlich dominant über die helleren. Die Wirkung der Erbfaktoren wird jedoch zum Teil überdeckt durch nichterbliche Variationen in der Ausbreitung der Scheckflecken. Die Größe dieses nichterblichen Faktors ist bis jetzt und vielleicht auch in Zukunft nicht genau bestimmbar, weil das nur auf Grund der Unterschiede eineiiger Zwillinge möglich wäre, und weil solche Zwillinge beim Rinde zu selten sind. Eine genauere Erforschung der Erbbedingtheit der Scheckung wäre aber sehr aussichtsreich, wenn man diesbezügliche Kreuzungsversuche an einem größeren Tiermaterial machen könnte. Siemens.

4) Wiggam, Albert Edward: **Noch einmal Zwillinge.** Journ. of Heredity, XIV, 311, 1923.

Verf. ließ durch eine Tageszeitung eine Umfrage nach Zwillingen machen, und er erhielt auf diese Weise Bilder und nähere Angaben von mehr als 100 Zwillingspaaren. Immer zeigte sich, daß die psychische Ähnlichkeit der Zwillinge um so größer ist, je mehr sie sich auch körperlich ähneln. Je mehr sich die Zwillinge ähneln, um so größeres Interesse nehmen sie aneinander. Dadurch erklärt es sich auch nach Verf., daß über $^3/_4$ der Zwillinge, die an ihn schrieben, sehr ähnlich waren. Bei einer „Twin matinee", die in einem Theater zu Ehren der dort auftretenden Zwillingsschwestern auf Grund eines Zeitungsausschreibens abgehalten wurde, waren fast alle erschienenen Zwillingspaare identische Zwillinge. Das ist auch aus der Abbildung ersichtlich, welche die 93 Zwillingspaare auf der Bühne des Theaters zeigt. Interessant ist es zu beobachten, wie auf dem Bilde auch die Stellung, welche die Zwillinge beim Photographieren angenommen haben, bei den identischen Zwillingen fast immer übereinstimmt. Erwähnenswert sind noch einige Einzelbeobachtungen. Von zwei 78jährigen Farmern, die Zwillinge und verblüffend ähnlich waren, sind die linken Handflächen abgebildet; sie zeigen eine völlig übereinstimmende Furchung der Haut über dem Mittelhandknochen des 3. Fingers, die den Ref. an eine Dupuytrensche Kontraktur erinnert. Ein paar Zwillingsschwestern waren sich psychisch so ähnlich, daß sie von den Lehrern immer wieder beschuldigt wurden, ihre Schularbeiten voneinander abgeschrieben zu haben, trotzdem die Mutter dafür sorgte, daß sie stets in getrennten Zimmern arbeiteten. Die Neigung zur Zwillingsgeburt hält Verf. für erblich und teilt zwei Stammbäume mit, in denen Zwillingsgeburten gehäuft angetroffen wurden. Siemens.

5) Banker, Howard J.: **Ein umfassendes Kartensystem für Familien-Stammbäume.** Journ. of Heredity XIV, 353, 1923.

Verf. teilt mit, in welcher Weise er sein Material von Familienstammbäumen übersichtlich auf Karten einträgt und setzt die Vorzüge dieser Methode auseinander. Einzelheiten müssen im Original nachgelesen werden. Siemens.

6) Crew, F. A. E.: **Vollständige Geschlechts-Umwandlung beim Haushuhn.** Journ. of Heredity, XIV, 361, 1923.

Das geschilderte Tier war $3^1/_2$ Jahr lang eine normale Buff-Orpington-Henne; sie legte viele Eier und brütete auch eigene Nachkommen aus. Eines Tages erkrankte sie an einer Tuberkulose der Eierstöcke (später durch Sektion festgestellt), die zu fortschreitender Zerstörung der Eierstöcke und folglich zu einer pathalogischen Kastration führte. Die Henne nahm immer deutlicher Hahnen-Charaktere an, sie begann schließ-

lich Hennen zu belegen und erzeugte zwei Kücken. Wie die Sektion zeigte, war das Gewebe der Eierstöcke z. T. durch Hodengewebe ersetzt; die Wolffschen Gänge funktionierten als vasa deferentia. Aus einem Weibchen der erblichen Anlage nach war also ein „somatisches" (oder nebenbildliches) Männchen geworden. Hiernach müßte nach Verf. ein Geschlechtsverhältnis von 1 ♂ zu 2 ♀ bei den Nachkommen erwartet werden. Von den beiden Kücken war eins männlich, eins weiblich. Sie wurden miteinander gepaart; ihre Nachkommen waren normale Buff-Orpington-Hühner. Siemens.

7) Schlapp, Max G.: **Ursachen für die Entstehung minderwertiger Kinder.** Störung der vorgeburtlichen Entwicklung durch innersekretorische Störung der Mutter infolge ungünstiger Umwelt. Journ. of Heredity XIV, 387, 1923.

Verf. teilt eine Anzahl von Fällen mit, in denen er glaubt, die Minderwertigkeit der Kinder auf milieubedingte innersekretorische Störungen der Mutter zurückführen zu können. Ein Ehepaar, das mit einem normalen Kind aus Italien einwanderte, bekam in New York hintereinander zwei mikrozephale Söhne. Verf. will hunderte derartiger Fälle beobachtet haben, wo Leute, die mit gesunden Kindern einwanderten, unter den bedrängten Verhältnissen der amerikanischen Großstadt minderwertige Kinder bekamen. Er glaubt, daß die Minderwertigkeit der Kinder das Ergebnis der fremden und unnatürlichen Umgebung ist, die die Korrelation in der inneren Sekretion der Mutter gestört hat. In einem anderen Falle sind von 4 Kindern einer Mutter drei normal, während eines (das dritte) an mongoloider Idiotie leidet. 8 Monate vor der Geburt dieses Kindes hat die betreffende Mutter eine Influenza durchgemacht. Verf. nimmt an, daß die Influenza die innere Sekretion der Mutter in Unordnung gebracht und dadurch das Kind so schwer geschädigt hat. Schließlich teilt Verf. noch einige Fälle von Kindern mit, die an Myxödem (angeborenem Mangel der Schilddrüse) leiden, und er zeigt an eindrucksvollen Photographien, wie es gelingt, die Kinder durch frühzeitige Schilddrüsenverordnung zu normaler Entwicklung zu bringen, wie aber auch das alte Leiden sich wiederum einstellt, wenn die Schilddrüsenverabreichung zu zeitig unterbrochen wird. Siemens.

8) Lush, Jay L.: **Zwillinge beim indischen Rind.** Journ. of Heridity, XV, 25, 1924.

Die meisten amerikanischen Rinder stammen vom europäischen Rind (Bos taurus), nur verhältnismäßig wenige vom indischen (Bos indicus) ab, das bei uns unter dem Namen Zebu bekannt ist. Die Rinder europäischer Abstammung wurden jedoch besonders in Mittelamerika immer wieder von neuem mit Zebus aufgekreuzt, weil die Zebus gegen die Schlafkrankheit resistent sind, die europäischen Rinder nicht. — Bei einer Reise durch die Farmen, welche Zebus züchten, beobachtete Verf. zwei Fälle von Zwillingen. Im ersten Fall handelte es sich um ein Jahr alte Zebu-Bullen, die offensichtlich identische Zwillinge waren. Die Bullen waren sich außerordentlich ähnlich, doch bestanden geringe Verschiedenheiten in der Ausdehnung der Scheckflecken, an denen sie voneinander unterschieden werden konnten. Der Fall ist interessant, weil identische Zwillinge beim Bos taurus sehr selten, beim Bos indicus anscheinend noch gar nicht beobachtet worden sind. Der zweite beobachtete Zwillingsfall ist deshalb bemerkenswert, weil er wahrscheinlich macht, daß Zwicken beim Bos indicus genau so wie beim Bos taurus vorkommen. Die Zwillinge waren verschiedengeschlechtlich. Das Männchen war gestorben, das Weibchen jetzt 5 Jahre alt, hatte niemals geboren und sah am Kopf und Nacken mehr wie ein Stier als wie eine Kuh aus. Es war also anscheinend eine Zwicke, d. h. ein maskulinisiertes, zugleich mit einem Zwillingsbruder geborenes Weibchen. Solche Zwicken kommen bei Pferden, Schafen und Ziegen äußerst selten oder gar nicht vor; es wäre deshalb interessant zu wissen, wie sich die beiden Unterarten des Rindes diesbezüglich verhalten. Einen sicheren Beweis für das Vorkommen von Zwicken beim Bos indicus liefert der beschriebene Fall allerdings noch nicht, da erstens der sichere anatomische Beweis, daß es sich um eine Zwicke handelte, nicht erbracht werden konnte, und da zweitens die betreffende Rinderherde auch etwas Blut vom Bos taurus führte. Siemens.

9) Richardson, T. C.: **Der scheckige Esel.** Journ. of Heredity XV, 73, 1924.

Verf. beobachtete in einer Eselzucht zwei scheckige (vorwiegend weiße) Esel; da es sich um Vater und Sohn handelte (die Mutter war von normal grauer Farbe), hält er es für sehr wahrscheinlich, daß es sich um ein dominant erbliches Merkmal handelt, das in dieser Herde neu entstanden ist. Bemerkenswert ist, daß beide scheckige Esel auch auffallend kurze Ohren hatten. Siemens.

10) Lipincott, William A.: **Die Genealogie von Joseph.** Journ. of Heredity XV, 91, 1924.

Die Abstammung von Joseph ist trotz ihres sagenhaften Charakters interessant, weil sie uns einen gewissen Einblick in die rassenhygienischen Vorstellungen und Ideale der alten Hebräer gewährt. Denn diese ließen ihren Nationalheros besonders stark ingezüchtet sein. In der sechsten Generation beträgt der Ahnenverlust schon mindestens 20,3 Proz. Terah, der Vater Abrahams, kommt unter Josephs Vorfahren zweimal in der vierten Elter-Generation, zweimal in der fünften und zweimal in der sechsten vor, so daß er also in der sechsten Generation als Äquivalent für 14 verschiedene Ahnen auftritt.

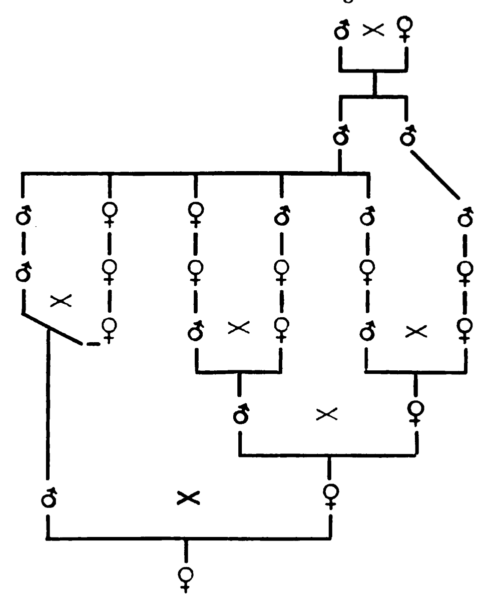
Siemens.

11) Wriedt, Christian: **Die „Gromet"-Zeichnung beim Schaf.** Journ. of Heredity, XV, 125, 1923.

In den westlichen Teilen von Norwegen sieht man häufig Schafe, die schwarze Abzeichen über den Augen haben, schwarze Ohren mit grauen Rändern und gelegentlich schwarze Streifen an Nacken und Brust. Diese Art der Färbung bezeichnet Verf. als „Gromet"-Zeichnung Er stellte durch Verfolgung einer größeren Anzahl von Kreuzungen fest, daß sie, genau so wie der Melanismus (Schwarzfärbung) beim Schaf, ein rezessiv erbliches Merkmal darstellt. Siemens.

12) Hanson, Frank Blair: **Die Familie Pratt.** Journ. of Heredity, XV, 207, 1924.

Verf. teilt eine Familie mit, in der mehrere Generationen hindurch Inzucht vorgekommen ist (vgl. Abbildung). Es handelt sich um eine der angesehensten Familien von St. Louis



(Pratt ist ein Deckname). Die Familienmitglieder sind alle vollkommen normal und tüchtig, auch das in der Abbildung zuletzt verzeichnete Mädchen. Der Fall bietet eine gute Illustration für die Unrichtigkeit der alten Anschauung, nach der Inzucht von sich aus notwendig zum Niedergang führen müsse; in Wirklichkeit liegt eben die Gefahr der Inzucht allein in der Konzentrierung (im Homozygotwerden) krankhafter Erbanlagen, und wirklich gesunden Familien kann deshalb die Inzucht keinerlei Nachteile bringen. Siemens.

13) Craft and Orr: **Der Einfluß der Schilddrüse auf das Rind.** Journ. of Heredity XV, 255, 1923.

Verf. beobachteten ein Kalb, das in seiner ganzen Entwicklung sehr an menschliche Kretinen erinnerte. Es war zwerghaft, hatte kurze und unregelmäßig krumme Beine, ungewöhnlich dicke Gelenke, einen kurzen plumpen Kopf und eine nervöse Veranlagung; sein Fell war struppig. Bei der Sektion dieses „Bulldogg-Kalbes" stellte sich heraus,

daß Schilddrüse und Nebenschilddrüse nur $^1/_5$, die Hypophyse sogar nur $^1/_{20}$ ihrer natürlichen Größe hatten; beide Lappen der Hypophyse waren in gleicher Weise vermindert. Über die Bedeutung der inneren Sekretion für die Entwicklung des Rindes ist wenig bekannt; kretinische (eigentlich myxödematöse, Ref.) Kälber sind große Seltenheiten. Über die Ursache der Drüsenstörung weiß man — auch im vorliegenden Falle — nichts; doch soll vor einiger Zeit über eine Rinderherde berichtet worden sein, in der $^1/_4$ aller Tiere „Bulldogg-Kälber“ waren, was sehr für einfach rezessive Erblichkeit spricht.

Siemens.

14) Lush, Jay L.: **Ohrenverdoppelung beim Zebu.** Journ. of Heredity XV, 93, 1924.

Bei einer Reise durch Rinderfarmen in Texas fiel dem Verf. bei einer Reihe von Tieren eine Anomalie auf, die er als „Doppel-Ohr“ bezeichnet. Es handelt sich dabei nicht um eine wirkliche Verdoppelung, sondern um ein flaches Knorpelstück, das am Rücken des Ohres von der Wurzel an bis etwa zur Ohrmitte sich erstreckt und der Rückenflosse eines Fisches ähnelt; es findet sich stets symmetrisch, ist aber bei manchen Tieren deutlicher, bei anderen weniger deutlich ausgebildet. An der Art, wie diese Anomalie auftritt, konnte Verf. nachweisen, daß ein dominent erbliches Merkmal vorliegt, und es ließ sich feststellen, daß das Merkmal in Amerika zuerst an einem Bullen beobachtet wurde, der 1906 importiert war. Von den 33 Tieren des damaligen Viehtransportes hatte nur der eine Bulle diese Anomalie, und alle doppelohrigen amerikanischen Rinder sind direkte Nachkommen von diesem Bullen. Das Merkmal hat in den Farmen von Texas eine recht große Verbreitung gefunden, trotzdem es natürlich in keiner Weise von wirtschaftlicher Bedeutung ist und auch nicht etwa aus ästhetischen Gründen von den Züchtern bevorzugt wird. Gerade deshalb ist es aber in selektionstheoretischer Hinsicht sehr interessant. Denn seine rasche Verbreitung zeigt, wie eine Variation, die für die Angepaßtheit des betreffenden Individuums gar keine Bedeutung hat, trotzdem erhalten werden und fortgezüchtet werden kann, wenn sie zufällig mit wertvollen, erhaltungsfördernden Eigenschaften kombiniert ist.

Siemens.

15) Dobkowsky, Th.: **Gebißuntersuchungen an homosexuellen Männern.** Zeitschr. f. Konstitutionslehre, Bd. X, H. 2, 1924.

An einem Material von 88 rein Homosexuellen und 33 Bisexuellen ergab sich: Die Durchschnittsgröße der Zähne bei den Homosexuellen liegt zwischen der normalmännlichen und der normalweiblichen. Ebenso verhält sich der Gebißtyp, den D. als schwachmännlich bezeichnet. Der männliche Gebißtyp ist durch relative Mächtigkeit, der weibliche durch relative Kleinheit der Eckzähne charakterisiert. Bei normalen Männern findet sich nach Mühlreiter ein männlicher Gebißtyp in 58 Proz., ein indifferenter in 24 Proz., ein femininer in 18 Proz. der Fälle. Bei Bisexuellen sind die entsprechenden Zahlen nach D. 51 Proz., 22 Proz., 27 Proz., bei rein Homosexuellen 31 Proz., 43 Proz., 26 Proz. Damit stimmten äußerer Eindruck und Gesichtsausdruck überein. Die Untersuchung D.s ergibt also ein prinzipiell ähnliches Resultat, wie die Untersuchungen Weils über die Körperproportionen bei Homosexuellen.

Slotopolsky.

16) Cioffi, Emilio: **Eugenik und Tuberkulose.** Rassegna di studi sessuali IV, Nr. 4.

Betrachtungen vorwiegend bekannten Inhalts mit der Maßgabe, daß der Autor mit Nachdruck für das ärztliche certificato promatrimoniale eintritt und der Kontagion den Vorrang vor der Erblichkeit einräumt. Trägern des Frühstadiums ist unter der Voraussetzung systematischer Kontrolle und zweckentsprechender Behandlung die Ehe zu gestatten, aber nicht im zweiten und dritten Stadium ob der Gefahr der Ansteckung des andern Gatten und einer kranken Nachkommenschaft. Lob den diagnostischen Zentralstationen, welche in verschiedenen Städten Italiens beste Ergebnisse zeitigen.

Fürbringer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Der Abonnementspreis beträgt vom 1. Oktober 1924 ab **vierteljährlich**

4.— Goldmark

und ist unaufgefordert auf das Postscheckkonto Dr. jur. Albert Ahn in Bonn Nr. 8032 Köln einzuzahlen.

Der Auslandspreis beträgt vierteljährlich 1 Dollar.

A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn
(Dr. jur. Albert Ahn).

Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER

INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

VON

REDIGIERT VON

Dr. MAX MARCUSE, BERLIN

XI. BAND FEBRUAR 1925 11. HEFT





BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift
für Sexualwissenschaft

XI. Band Februar 1925 11. Heft

Über die Beziehungen zwischen Sexualität und organischen Nervenkrankheiten.

Von Dr. med. et phil. A. Kronfeld.

Daß die Entstehung organischer Nerven-, Rückenmarks- und Gehirnkrankheiten durch die geschlechtlichen und generativen Prozesse verursacht wird, ist außerordentlich selten — viel seltener als gewöhnlich, besonders in Laienkreisen, angenommen wird. Nach der Volksmeinung freilich soll der geschlechtliche Akt als solcher, und vor allem das Übermaß, die Ausschweifung oder auch die onanistische Betätigung, eine Ursache zerstörender Vorgänge im Zentralnervensystem bilden. Selbst in manchen ärztlichen Kreisen ist diese Ansicht noch nicht ganz überwunden. Von den Rückenmarkskrankheiten ist es besonders die Tabes dorsalis, über deren Erklärung bis heute das verhängnisvolle Wort des Hippokrates weiterwirkt: sie ergreife vornehmlich Wollüstlinge. Selbst ein Naturforscher vom Range Johannes Müllers hielt diese Verursachung der Tabes noch für etwas absolut Unbezweifelbares. Den Forschungen von Leyden und von Erb blieb es vorbehalten, mit dieser Legende mehrerer tausend Jahre endlich aufzuräumen. Später kamen dann die serologischen Befunde im Blute und im Liquor cerebrospinalis, die feinere pathologische Histologie der Hinterstränge und hinteren Wurzeln, und endlich der Nachweis des Syphiliserregers bei der Tabes hinzu, um die luetische Verursachung der Tabes absolut und ausschließlich sicherzustellen und die unglücklichen Kranken von dem Vorwurf zu befreien, sie hätten ihr Leiden leichtfertig und sittenlos selber verschuldet. Die alte Überzeugung aber spukt selbst heute noch bei kritiklosen Autoren insbesondere der Vereinigten Staaten; mit wahrer Verbissenheit hält beispielsweise Hammond daran fest, die sexuelle Unmäßigkeit müsse bei der Tabes wenigstens eine mitwirkende Rolle spielen. Er hat eine ganze Anzahl gleicher und zum Teil geradezu lächerlicher „Beobachtungen" anderer Forscher mit eigenen Fällen zum Beweise zusammengetragen. Selbst Loewenfeld schließt sich ihm im Jahre 1922 (!) noch halbwegs an. Wie töricht solche Materialsammlungen vorgenommen werden, zeigt etwa Carrés Entdeckung; durch häufigen Sexualverkehr im Stehen bilde sich eine kongestive Reizung des unteren Rückenmarks, und deren Folge sei die Tabes. Hammond greift diese Theorie natürlich enthusiastisch auf. Auch bleibt es nicht bei der Tabes allein: allerlei chronische Myelitiden, ja sogar die progressive Muskeldystrophie werden als Produkte geschlechtlichen Verschuldens erklärt; und immer zieht ein Autor mehrere Nachbeter nach sich. An all diesen Konjekturen ist

kein wahres Wort; sie verraten nur die mangelhafte pathologisch-anatomische und diagnostische Schulung ihrer Urheber.

Man hat die Folgen sexueller Exzesse nicht auf das Rückenmark beschränkt; auch organische Gehirnkrankheiten hat man darauf zurückgeführt. In dieser Meinung ist nun sicherlich ein Körnchen Wahrheit. Es gibt eine ganze Reihe von Beobachtungen zerebraler Arteriosklerotiker, bei welchen die mit der geschlechtlichen Erregung gesetzten Kreislaufveränderungen zu Apoplexien geführt haben. Gefäßrupturen und Blutungen sind bei dieser Erkrankung ja ohnehin recht häufig die Folge von seelischen Erregungen. Ein Einfluß des sexuellen Aktes auf die Entstehung solcher Symptome ist also nicht völlig abzulehnen. Ähnliches gilt für Thrombosen und Ischämien, die auf den verschiedenen organischen Grundlagen bei starker und plötzlicher Inanspruchnahme des Kreislaufes im Gehirn entstehen können; auch die Erregungen der Kohabitation gehören zu den auslösenden Faktoren.

Eine spezifische ätiologische Beziehung des sexuellen Aktes zur Entstehung organischer Prozesse im Zentralnervensystem existiert aber nicht.

Eine größere Bedeutung kommt den Vorgängen der geschlechtlichen Entwicklung und Rückbildung und den generativen Prozessen des Weibes zu: es gibt eine ganze Reihe verursachender und auslösender Beziehungen zwischen diesen und der Entstehung von organischen Erkrankungen des Zentralnervensystems. Die Pubertät besitzt als solche freilich keinerlei spezifische ätiologische Einflüsse in organischer Hinsicht. Wenn auch bestimmte Formen der progressiven Muskeldystrophie und kongenitaler Erkrankungen des Zentralnervensystems während der Pubertät zu entstehen pflegen, so liegt die Ursache hierfür nicht in spezifischen Pubertätswirkungen, sondern wohl in der mit der Pubertät einsetzenden allgemeinen Bereitschaft des Organismus, vorgebildete Krankheitsdispositionen zu aktualisieren. Weitaus am wichtigsten sind die ätiologischen Zusammenhänge zwischen der Schwangerschaft und organischen Prozessen des Zentralnervensystems. Neuralgien und Neuritiden entstehen in der Schwangerschaft nicht ganz selten. Bei entzündlichen Affektionen des Nervus ischiadicus wird daran gedacht, daß eine mechanische Druckwirkung der Gebärmutter oder auch eine dadurch verursachte Zirkulationsstörung die Ursache sein könne. Insbesondere sollen sich über dem Nervenstamm in der Schwangerschaft starke venöse Stauungen und Varixbildungen finden. Die Mehrzahl der Neuritiden bei Schwangerschaft aber wird als „dyskrasisch"-toxisch aufgefaßt. Sie finden sich häufig bei Fällen mit Hyperemesis, mit Schwangerschaftsniere; sie finden sich zahlreicher noch als in der Schwangerschaft im Puerperium, wo an ihrer toxischen Entstehung nicht zu zweifeln ist. Seltener nehmen sie die Form der Polyneuritis an mit dem dazugehörigen psychischen Bilde des Korssekowschen Syndroms.

Auch das Rückenmark wird durch die Schwangerschaft zuweilen in Mitleidenschaft gezogen. Leyden hat einen Fall von Hämatomyelie bei einer Schwangeren veröffentlicht, und die veränderten Blutdruckverhältnisse in der unteren Körperhälfte zur Erklärung herangezogen. Es sei nebenbei erwähnt, daß man als Ursachen der Hämatomyelie auch die Menstruation resp. das Ausbleiben derselben

hat auffassen wollen. Wie Lewandowsky meint, wohl mit Unrecht. Häufiger sind Myelitiden in der Schwangerschaft beobachtet worden, und man hat sie sogar als „Graviditätsmyelitis“ in eine einheitliche Gruppe zusammengefaßt. Man hat eine Autointoxikation als Ursache angenommen. Henneberg bezweifelt die Einheitlichkeit dieser Gruppe und die Berechtigung dieses ätiologischen Faktors. „Die in der älteren Literatur mehrfach beschriebenen Fälle von rezidivierender Graviditätsmyelitis dürften fast durchweg der Sklerosis multiplex angehören.“ Auch die neueren Fälle lassen eine Fehldiagnose nicht ausgeschlossen erscheinen. Sicher ist ein ungünstiger Einfluß der Schwangerschaft auf den Verlauf aller chronischen Rückenmarkskrankheiten und aller myelitischen Prozesse. Geburten sind trotz des Bestehens solcher Rückenmarksprozesse mehrfach beobachtet worden, und es hat sich gezeigt, daß bei Querschnittsläsionen des Rückenmarks der Geburtsverlauf — bis auf das Fehlen der Bauchpresse — keine wesentlichen Störungen erleidet. Die puerperalen Entzündungen des Rückenmarks dürften wohl sämtlich nicht mit dem Geburtsakt, sondern mit dem Blutverlust oder einer hämatogenen Infektion in Zusammenhang stehen.

In einer Reihe von Beobachtungen hat sich auch die multiple Sklerose während der Perioden von Schwangerschaft verschlimmert oder sie ist nach dem Geburtsakt ausgebrochen oder schwerer geworden. Bei der Eigenart des Verlaufes der multiplen Sklerose beweisen diese Koinzidenzen wenig.

Von Gehirnkrankheiten bei Schwangerschaft erwähnen wir Apoplexien, die zuweilen bei herzkranken Schwangeren auftreten, und die nicht ganz ungewöhnliche primäre Sinusthrombose. Bedeutsamer ist die Chorea der Schwangeren, der typischen Sydenhamschen Chorea durchaus ähnlich, im vierten bis fünften Schwangerschaftsmonat am häufigsten und stärksten ausgeprägt, mit dem Ende der Schwangerschaft zurücktretend. Die meisten Befallenen litten bereits früher an Rheumatismus oder an Chorea; jedoch gibt es auch Fälle, ganz besonders solche in schlechter Ernährungslage und ungünstigen sozialen Verhältnissen, bei denen die Chorea sich erstmalig in der Schwangerschaft äußert. Vielleicht ist sie toxisch bedingt. Gewiß gilt dies von der Eklampsie, der einzigen typischen und sicheren Schwangerschaftstoxonose, die es gibt. Sie ist freilich keine spezifische Gehirnerkrankung, sondern eine solche des ganzen Organismus, und ihre zerebralen Auswirkungen haben nur symptomatische Bedeutung.

Noch sei erwähnt, daß man in bisher neun Fällen die Entstehung der Myasthenie in der Schwangerschaft beobachtet hat — ein interessanter Hinweis auf die endokrine Bedingtheit dieses Krankheitsbildes. Auch die Tetanie entsteht nicht selten in der Schwangerschaft oder nach derselben in der Laktationszeit. Sie ist auch bei schwangeren Tieren experimentell erzeugbar (Erdheim). Bekannt ist, daß bestehende Tetanie in den Menstruationszeiten zuzunehmen pflegt.

Nicht so einschneidend sind die Wirkungen des Klimakteriums auf die Entstehung organischer Nervenkrankheiten. Freilich begünstigt das Klimakterium alle morbiden Tendenzen des Organismus. Eine besondere Affinität wird ihm für die Entstehung von Arteriosklerose des Zentralnervensystems und für vasomotorisch-trophische Störungen zuzusprechen sein. Nach letzterer Richtung sind die klimakteriellen

Akroparästhesien, bis zum Raynaud, die klimakteriellen Ödembildungen, Neuralgien usw. bekannt. Inwieweit das Klimakterium beider Geschlechter seinerseits selber eine organische Veränderung des Zentralnervensystems darstelle, braucht an dieser Stelle nicht erörtert zu werden.

Es entsteht die weitere, nicht minder wichtige Frage, in welcher Weise organische Affektionen des Zentralnervensystems auf die Geschlechtlichkeit zurückwirken. Die Beantwortung dieser Frage ist klinisch und experimentell für die Rückenmarkskrankheiten eine recht einfache. Alle Rückenmarkserkrankungen, welche die spinalen Zentren der Erektion und der Ejakulation beim Manne, der Klitorisinnervation und des Orgasmus beim Weibe affizieren, werden das Sexualleben des befallenen Individuums schädigen. Diese Zentren liegen im Lumbosakralmark. Querschnittserkrankungen und Erkrankungen der Hinterstränge und Hinterseitenstränge in den unteren Rückenmarksabschnitten werden je nach ihrer Lage Reizerscheinungen oder Funktionsausfälle der Geschlechtsfunktionen setzen. Dies gilt in erster Linie von den häufigsten Erkrankungen dieser Art: der Tabes und der multiplen Sklerose. Hier finden wir zum Teil als Frühsymptome Nachlassen der Erektion, seltener ein Aufhören der reflektorischen Ejakulation; bisweilen vergesellschaften sich diese Ausfälle mit solchen der Blaseninnervation, bisweilen bestehen sie isoliert. Sie können in manchen Fällen das einzige Residualsymptom einer sonst symptomlos gewordenen multiplen Sklerose bilden. So beobachtete ich einen Fall, dessen gesamte Symptome seit einer Remission vor neun Jahren verschwunden waren — bis auf die Potenzstörung. Neben den Ausfallserscheinungen treten auch Reizerscheinungen spinaler Art auf: quälende Priapismen bei Myelitis, Tabes, multiple Sklerose und Rückenmarksverletzungen sind nichts Seltenes. Beim Weibe sind bei Tabes eigenartige Klitoriskrisen beschrieben worden, die wohl ein Analogon des Priapismus darstellen. Die Art der Rückenmarkskrankheit ist gleichgültig: ihre Lokalisation im Hinblick auf diese spinalen Zentren ist das allein Wichtige. So sah ich schmerzhafte Priapismen in einem Falle von Spina bifida, welche nach Operation der Meningocele verschwanden.

Neben den spinalen Zentren muß als übergeordneter Regulationsmechanismus nach den Versuchen von Müller und Dahl wohl noch ein subkortikales Gehirnzentrum des Sexualapparates angenommen werden. Sein Sitz ist noch nicht sicher bekannt. Klinische Materialien über Änderung der Sexualfunktionen bei Erkrankung der Stammganglien liegen noch nicht in genügender Fülle vor. Im übrigen haben organische Gehirnkrankheiten keinen spezifischen ursächlichen Einfluß auf die Geschlechtsfunktionen.

Das erotische Element in Kunst und Dichtung.

Von Studienrat Gustav Jung
in Frankenberg i. Sa.

Nach Iwan Bloch sieht man die Bestrebungen Leben gewinnen, die die Liebe durch individuelle Gestaltung zu vervollkommnen suchen, nicht durch Entfesselung, sondern durch Idealisierung der Sinnlichkeit. Der Kampf gilt dem Dämon des wilden Triebes und der lebensverneinenden Asketik. In diesem Streit spielt das künstlerische Element eine bedeutsame Rolle. Bei Ablehnung blassen, süßlichen Ästhetentums oder des unsinnlichen, platonischen Eros formt sich jener Zug, der innig Körperliches und Geistiges miteinander verknüpft, jener Zug, den W. Bölsche „Rhythmotropismus" nennt. Diesem „triebhaft zwangsweisen Reagieren des höheren Tiergehirns auf rhythmische Schönheit" verdankt auch die Kunst ihren Ursprung.

Der Ausspruch Darwins, daß Schönheit wahrnehmbar gewordene Liebe sei, drückt ähnliches aus.

Dementsprechend sagt Kuno Fischer: „Ich meine, die Liebe trage mehr als ein anderes sittliches Verhältnis den Sinn für das Schöne in sich, und wenn irgendeinmal ein schwerfälliges Herz anfängt, seine Fittige zu regen und dem Ideale zustrebt, so ist es in der Zeit, wo es liebt. Ohne Zweifel, eine ästhetische Empfindung begleitet das Auge des Liebenden immer und in einem höheren Grade als das nüchterne Auge."

Im Gegensatz zu Weininger, der der Sexualität jeden ästhetischen Wert abspricht, verneint Bloch mit Recht feindliche Gegensätze zwischen Geschlechtlichem und ästhetischer Betrachtung. Als Zeuge erscheint Plato, der aus dem physischen Eros höchste ästhetische Betrachtung abgelenkt und den Widerschein des Göttlichen in der Frauenwelt entdeckt habe.

Desgleichen sagt Eduard Fuchs: „Der Hauptinhalt der Kunst, dieses Feuer, dieses Element mit einem Worte, das Wesen der Kunst ist die Sinnlichkeit. Kunst ist Sinnlichkeit. Und zwar Sinnlichkeit in potenzierter Form." Kunst ist sichtbar gewordene Sinnlichkeit in höchster und edelster Gestalt. Alle geistigen Errungenschaften seien direkte Ausstrahlungen des Zeugungsvermögens. Darum könne die höchste seelische Ausstrahlung der menschlichen Psyche, die Kunst, gar nichts anderes sein als betätigte Sinnlichkeit oder anders ausgedrückt: schöpferisches Wirken. Für die Behauptung, daß die Kunst einen Teil der Urkraft, des Begriffs der Zeugung, darstelle, wird als Beweis der Umstand herangezogen, daß jede Beeinträchtigung der physischen Zeugungskraft stets das künstlerische Produktionsvermögen einschränke, und daß ihre völlige Vernichtung jenes gänzlich ausschließe. Es dürfte vielleicht auch nicht leicht sein, einen schöpferischen Künstler zu nennen, der Kastrat war.

Es erscheint ferner beachtlich, daß mit dem Erwachen des Geschlechtslebens oft auch ein künstlerischer Drang sich regt, daß in der Pubertät der Jüngling oft zum Dichter wird. Wie viele haben diese Erfahrung an sich gemacht! Dies bedeutet für I. Bloch den innigen Zusammenhang von Sexualität und ästhetischer Empfindung.

Beleuchten mögen diese Ausführungen noch die Worte des bekannten Ästhetikers Johannes Volkelt: „Es scheint mir nicht zweifelhaft zu sein, daß durch das Erwachen der Geschlechtlichkeit im Jüngling oder Mädchen eine Belebung und Erwärmung des künstlerischen Empfindens herbeigeführt wird. Hand in Hand mit der ersten Jugendliebe, etwa im 16. oder 17. Jahre, pflegt auch der Sinn für Anmut und Schönheit der Landschaft, für den Zauber der Dichtung, Malerei, Musik eine derartige Verfeinerung und Verstärkung zu erfahren, daß hiergegen alles frühere Erleben und Genießen gänzlich verschwindet."

Als Beleg hat man auf Annette von Droste-Hülshof hingewiesen, die in dem Augenblick ihr künstlerisches Gestaltungsvermögen verloren haben soll, als ihr geliebter Lewin Schücking sich mit einer anderen verlobte.

Überhaupt steht, wie Friedrich Paulsen in seiner Ethik ausführt, lebhafte Sinnlichkeit und Einbildungskraft, die zur Naturanschauung des Künstlers gehört, mit starker erotischer Erregbarkeit in engster Wechselwirkung. Häufig erfordern die Gegenstände der künstlerischen und dichterischen Moral eine weitherzigere Moral für ihre Beurteilung als die der Sitte, „wenn sie nicht anstößig befunden werden sollten. Die Macht und das Recht der Liebesleidenschaft nicht bloß gegen Vorurteile und Interessen, sondern auch gegen Sitte und Verstand ist ein bevorzugter Gegenstand des Romans, und in unseren Theatern und in sonstigen Schaustellungen tritt die Rechnung auf sinnliche Reizung nicht selten sehr unverhohlen zutage."

Kunstschöpferische Gestaltungskraft heißt also Bejahen des Lebensgesetzes, und man kann der Ansicht von E. Fuchs beistimmen, daß der nackte menschliche Körper immer das höchste künstlerische Problem zu allen Zeiten gewesen sei, und daß auch die gewaltigsten Schöpfungen der Kunst gerade hierin gipfeln.

Es ist nach Max Osborn (Geschichte der Kunst) die unvergängliche Tat der hellenischen Bildhauer, daß sie die Wiedergabe des menschlichen Körpers als die große Hauptaufgabe der Formenkunst hinstellten. In diese Gestalten schöner Menschen gossen sie all ihre Sehnsucht nach einer Steigerung und Idealisierung des Erdenlebens.

Zeiten größter Erfüllung betonen, wie dies die Namen Praxiteles, Tizian, Michelangelo, Rubens, Rembrandt, Rodin bezeugen, die Nachbildung menschlicher Nacktheit. „Das Studium und die Darstellung des Nackten sind das A und das O jeden Stils", sagt Max Klinger.

Nach Fuchs erfüllt die Kunst in solchem Schaffen ihr Lebensgesetz am präzisesten; denn der Mensch sei in seiner Körperlichkeit das reifste Ergebnis der sinnlichen Erscheinungswelt, er sei die Sinnlichkeit in ihrer vollendetsten Form.

Das, was speziell von der Lyrik gilt, kennzeichnet auch das Wesen der Kunst im allgemeinen, sie ist fleischgewordene Sinnlichkeit.

Wenn man nun mit dem genannten Forscher die Fortplanzung als die Urfunktion der organischen Materie annimmt, dann erscheint alles Lebendige als Gestalt gewordene Sinnlichkeit. Wenn nun die Kunst den Inhalt des Lebens möglichst restlos erschöpfen

will, so rückt ganz von selbst als Hauptproblem die künstlerische Behandlung des Erotischen in den Vordergrund, das die höchste erhabenste Form des Sinnlichen darstellt. Sind doch die höchsten, von der Kunst bis jetzt erstiegenen Gipfelhöhen von den glühendsten Farben der Erotik beleuchtet.

Die innere Notwendigkeit der künstlerischen Behandlung des Erotischen erweist nun auch die Berechtigung der künstlerischen Darstellung erotischer Szenen.

Wie hoch die Bedeutung der Erotik in der Musik zu bemessen ist, soll diese Studie nicht zu beantworten versuchen. Sicherlich spielt der Gehörsinn keine zu unterschätzende Rolle im Geschlechtsleben. Rhythmische Wiederkehr gleicher Töne dient — man denke auch an die Tierwelt — der sexuellen Anlockung. Hieraus erklärt sich vielleicht die erotische Wirkung der Musik. Laas meint ja auch, zahlreiche Kompositionen setzten schwelgende, romantische, elegische und leidenschaftliche Situationen mit verführerischer Wirkung voraus.

Es mag hierbei vielleicht neben der schmeichelnden auf die Sinne wirkenden Klänge besonders an das die Musik unterstützende, erklärende Wort gedacht sein. Jedenfalls tritt wohl das erotische Element in der Musik weniger als in anderen Künsten zutage.

Eine wesentlichere Bedeutung spielt die Erotik im Bereiche der Dichtkunst und den sogenannten bildenden Künsten, Bildhauerei und Malerei, die ja vielmehr mit dem Begriff der sinnlichen Anschauung rechnen.

Für Fuchs gibt es in der Erscheinungswelt keine wunderbarere Manifestation als die organische Materie im Stadium ihrer erotischen Expansion. Er sagt: „Die Liebe macht jeden Menschen in einem höheren Sinne schön. Und schön in seiner höchsten Steigerung ist vor allem die Erfüllung des Lebensgesetzes in der Reife der Entwicklung und in der Ekstase der sexuellen Erregung. Energie, Kraft, Größe, Harmonie — alles triumphiert hier. Darum ergeben sich aber auch hieraus die schönsten, künstlerischen Linien; es gibt keine herrlichere, keine künstlerisch schönere Bewegung ... Im Höhepunkte der schöpferischen Lebensbejahung durch den Menschen sind zweifellos die Grenzen des Erhabenen. Zu den Grenzen strebt aber, gemäß der schon genannten Tendenz der Kunst, alles aufs Höchste zu steigern, jeder große Künstler und jedes große Kunstzeitalter".

Ganz ähnlich sagt Edschmid (Die doppelköpfige Nymphe, S. 75 f.): „Eine Umarmung und ein Donner sind Dinge voll Ehrfurcht und heilig gewesen, so lange wir einfältig und einfach waren. Als wir uns in die Städte begaben und Moses vom Sinai abstieg, verloren wir die Spur der Erschütterungen und begannen ihnen feind zu werden. Das Zupackende ist ursprünglich und schön, ein Sommerregen, zwei verkettete Falter, der Sprung des Hengstes sind Äußerungen der erhabenen zeugenden Kraft".

Freilich ist das Elementare fast immer von den Menschen, wenn nicht verabscheut, so doch gefürchtet worden, und wenn mancher diesen Ansichten nicht beistimmen kann, so werden ihn doch allerlei Gedanken bewegen, wenn er die Reihe der Künstler durchwandelt, die erotische Motive behandeln.

Die reife, wundervolle Formerfassung, wie sie in der harmonischen Schönheit vermenschlichter Nacktheit der Antike lebt, beweist die edelste Auffassung des Begriffs Sinnlichkeit. Handelt es sich nun z. B. bei dem Marmortorso der Venus von Milo um ein Erfassen gesamter Körperschöne, so heftet sich der Blick gelegentlich zu anderen Zeiten auf bestimmte, besonders betonte Einzelheiten, die durch ihre Hervorhebung dem ganzen Werk einen bestimmten Charakter verleihen. In diesem Sinne erscheint die Venus Kallipygos als eine der sinnlichen Plastiken der Antike. Man darf hier besonders an Schöpfungen spätgriechischer und hellenistischer Kunst denken. An Hand der ebenfalls in dem reichhaltigen Werke von Fuchs gebotenen Reproduktionen läßt sich die Bedeutung der Erotik auch in der Kunst der Römer, die immer nur aus zweiter Hand geschöpft haben, verfolgen. Da finden sich in den berühmten erotischen Fresken in der Casa Velti zu Pompeji etwa folgende Darstellungen: Der große Phallus eines Jünglings hält einen schweren Beutel voll Gold; ein Hermaphrodit entdeckt einem brünstigen Silen sein Zwittergeschlecht. Marmor- oder Bronzegruppen stellen den Liebesgenuß zwischen Satyr und Ziege, Faun und Nymphe dar. Erotische Reliefs, Vasen und Steinschnitte erzählen die Liebesabenteuer der Götter. Auch die Antinousfiguren sollen nicht vergessen werden.

Ein beherrschendes erotisches Motiv ist die Darstellung des Phallus, geformt als Statue, Opferbecken, Lampe. Als Brunnenfigur tritt Priap auf.

Viel später ist es wiederum eine Zeit der Erfüllung, die Renaissance, die, begeistert, vermittelst des Studiums der Natur, die Linie des Nackten zu erfassen sucht.

„Die Zurückziehung des Lebens auf eine weltferne Innerlichkeit", sagt Eucken, „dies Endergebnis des alten Christentums, kann den jugendlich aufstrebenden Geist nicht mehr festhalten, immer unwiderstehlicher fühlt er sich zur Welt hingezogen, bis sich der Schwerpunkt des Lebens dahin verlegt und jene Überwelt mehr und mehr verblaßt."

Nach der Ansicht des gleichen Forschers erhöht nun die Kunst das Diesseits, läßt aber zugleich ein Jenseits stehen, dem sie die menschlichsten und liebenswürdigsten Züge gibt. Beide Zeiten umspannt nun ein freudiges Lebensgefühl. Lebensvolle Schönheit wird allbeherrschendes Ideal. Indem sich in der Renaissance die Beziehung von Kunst und Moral lockert, wird das Schöne selbständig gegen das Gute, es entsteht eine vorwiegend ästhetische Lebensführung. Damit erzeugt die Kunst aus sich selbst nach ihrer eigenen Notwendigkeit eine Moral.

Die sinnliche Welt wurde erobert, die strahlende Schönheit des Diesseits. So entstand ein wahrer Reichtum an erotischen Kunstwerken, bei denen, wie die Kunstkritik meint, das Stoffliche derart überwunden sei, daß die größte erotische Kühnheit als reine makellose Schönheit auf den Zuschauer wirke.

Zu belegen ist das erotische Element in der Renaissance natürlich leicht.

Dem allumfassenden Lionardo verdanken wir die sinnliche Glut der Mona Lisa, diesen Typ der modernen Frauenindividualität, dem

gewaltigen Michelangelo die Frauengestalten der Nacht und des Morgens, dieser erwachenden, den blühenden Körper wollüstig dehnenden Gestalt. In welch kraftstrotzender Sinnlichkeit sind die Körper der ersten Menschen auf den Deckenfresken der Sixtinischen Kapelle dargestellt, die Gestalten des liegenden Adam und der vor Gott knienden Eva, die mit ihren Brüsten und Schenkeln das fruchtbare Leben selbst zu sein scheint. Die Darstellung leiblicher Schönheit erscheint hier vollendet.

Neben dieser Kunst Beethovenscher Gewalt mag dem mozartisch anmutigen Raffael weibliche Sinnenschönheit aus süßer Liebeslust mit der Fornarina, die vielleicht das Modell der „Donna Velata“ war, erblüht sein. Reife Frauenschönheit mit großen feurigen Augen, einem stolzen Nacken und wunderbaren Schultern nimmt uns gefangen. Höchster Ausdruck seines Schaffens ist vollkommene Schönheit, gesättigt von unvergleichlicher Gedankentiefe, aber entzückend beseelt durch sinnliche Anmut, fesselnden Liebreiz. Fast wird mitunter die Madonna zur Liebeskönigin, zu einer erotisch erglühenden Jungfrau, einer Frau, berauschend durch ihre junge Schönheit. Von zielenden Liebesgöttinnen umflogen, fährt liebeheischend Galathea übers Meer, indes ein Seekentaur wollüstig seine Arme um eine üppige Nereide schlingt. Noch stärker erotisch betont ist die Belauschung einer Nymphe durch einen brünstigen Faun.

In seiner Verführung der Olympia durch Zeus versinnbildlicht der kühne Erotiker Giulio Romano den Taumel überschäumender Kraft.

Als ein berückendes erotisches Schauspiel hat Correggio die Szene Ledas mit dem Schwan dargestellt (Osborn). Mit bezaubernder sinnlicher Anmut das wonnige Zurücksinken der Jo in der Umarmung durch die Wolke des Zeus in mystisches Helldunkel getaucht und die üppige Sinnlichkeit der Danae-Legende gemalt.

Die unsäglich schöne Nacktheit der ruhenden Venus „mit lebensvoll weichem Fleische“ (Woermann) hat Giorgione in unvergleichlicher Weise gestaltet. Dem gleichen Meister wurde früher der reizvolle Sündenfall des Palma Vecchio zugeschrieben, mit seinen bis aufs Feigenblatt entblößten Gestalten Adams und Evas.

Die süße Weichheit lockender Weibesschöne offenbart sich als ein neues Wunder in den Schöpfungen des farbenglühenden Tizian, dessen mythologische Bilder im Nackten schwelgen. In Liebessehnsucht empfängt die reizende Danae den befruchtenden Goldregen. Gestaltet hat Tizian ferner Liebesüberfälle, Schilderungen stürmisch begehrlicher Leidenschaft, aufregender sinnlicher Szenen (Springer).

Paolo Veronese, der Schilderer des Lebensgenusses, hat nach Springer die ruhige Schönheit mit bewegteren, pikanteren Reizen vertauscht. Sein Gemälde: „Das verliebte Paar“ bietet nur einen Ausschnitt aus einem größeren Bilde. Entfernt ist die sündige Darstellung der zärtlichen Liebesspiele, die der brünstige Faun im Schoße der verliebten Nymphe treibt (Fuchs). Die Fackel des Eros glüht in der Leda, die sich dem Schwane gibt. Der Ruhe nach dem Liebesgenuß pflegen Venus und Adonis.

Geradezu einen Hymnus auf die Sinnlichkeit scheint das Werk des größten Meisters der vlämischen Schule, Peter Paul Rubens, zu

singen. Erotik wird für ihn große bis ins Gewaltige gesteigerte Form. Wer nun einmal im Rubenssaal der Alten Pinakothek den Zauber der schwelgerischen Farbenpracht hat auf sich wirken lassen, der ist wie berauscht von diesem flutenden Feuer.

„In den Bildern von Rubens ist alles sinnlich erregt: Männer, Frauen, Tiere, ja selbst die Pflanzen. Die Rubenschen Frauen sind nur dazu da, sinnliche Wünsche auflodern zu lassen“ (Fuchs).

Lebensdurst und Lebenswillen atmen die Schöpfungen.

„Starke Helden und üppige weibliche Schönheiten, geschaffen zum unbekümmerten Liebesgenuß und zur Erzeugung eines muskulösen Geschlechts, drängen sich über Rubens riesige Bildflächen“ (Osborn).

Immer wieder hat Rubens bei dieser Apotheose des Fleisches seine schöne, junge zweite Frau Helene Fourment verherrlicht. Er hat die Herrlichkeit ihrer blühenden Gestalt mit größter Offenherzigkeit gefeiert. Er malt ihren in vollster Entwicklung stehenden, überreifen Körper mit den herrlichen Brüsten. Sie wird versetzt in die mit bacchischem Geist erfüllte Sinnenfreude der Mythologie, und die schwellende Gliederpracht der Rubensschen Frauengestalten deutet auf Helenes Vorbild.

Da erfreut sich der alte Eremit an der verlockenden Nacktheit der schlafenden Angelika; da entzückt den Jüngling die schlafende Fülle der drei üppigen Frauenkörper. Den strotzenden Reizen der Diana mit ihren Nymphen gilt der Überfall der Satyre. An das vollbusige Mädchen drängt sich der „Verliebte Schäfer“. Sinnenbetörende Schönheit atmet das Gemälde: Der Sündenfall. Während im Hintergrunde in der Umgebung bedeutungsvoll im paradiesischen Tierleben der Gattungstrieb angedeutet ist, steht vor dem muskulösen Adam die schöne, nackte Eva schwellenden, willigen Leibes und reicht dem Gefährten die verführerische Frucht des Sinnengenusses. Dies schwelgerische Gebaren tritt auch in den Schöpfungen von Jordaens auf; man denke an die Greise, die begehrlich die Hülle von den runden Körperformen Susannas zu ziehen versuchen.

Auch in Holland wurde der sinnliche, erotische Inhalt zum Kunstwerk geformt. Ein Genie wie Rembrandt, die gewaltigste künstlerische Persönlichkeit dieser Zeit, hat weibliche Begier in seinem Gemälde: „Josef und die Potiphar“ dargestellt, den Leib seiner Danae von zitternden Wellenschauern durchrieseln lassen. Das „Französische Bett“ sowie „Die Verliebten“ und „Der schlafende Hirte“ reden ebenfalls eine deutliche Sprache. Unerschrockener Realismus gestaltet in den Werken von Teniers d. J., Jean Steen, Ostade — um nur einige zu nennen — die derbe Lust niederer Minne. Nach ihrem Bilde formen die Holländer die Götter; aus Venus wird eine üppige Holländerin.

Die Werke von Künstlern wie Peter Flötner, Nicolas Manuel, Lucas Cranach und Albrecht Dürer belegen die Bedeutung erotischer Motive in der bildenden Kunst Deutschlands.

Hatten die Zeiten der Renaissance und des Barock ein hochgesteigertes Lebensgefühl, eine überströmende Daseinslust verherrlicht, so trug die neue Kunstrichtung bei aller Grazie die Note des

Frivolen und Lüsternen. Die Erotik fand nun mit einer neuen Nüance ihre Darstellung.

Sind doch, um mit Lübke zu reden, die niedlichen, koketten Gesichtchen mit den Stumpfnäschen und dem stereotypen Wonnelächeln der Ausdruck einer Epoche, die keine andern Ideale kennt, als den flüchtigsten Rausch sinnlichsten Genusses. Eine besondere Art dieses Genießens zeigt sich in den bildlichen Darstellungen, die ein Belauschen der Heimlichkeiten des Liebeslebens nicht nur enthält, denn diese kannte man schon näher — aber vielleicht nicht pointiert. Da gewahren wir hinter einem Vorhang eine Frau, die ein nur mit leichter Hülle bekleidetes Mädchen in den Armen des Geliebten beobachtet. An badenden Mädchen ergötzt man sich ungesehen. Ein Satyr erfreut sich an den üppigen Reizen eines hüllenlos schlafenden schönen Weibes. Das weibliche Rokokobild erscheint stark erotisch betont. Trotz allen Zaubers und der Formbeherrschung wird es oft zur reizvollen Schilderung rein körperlicher Schönheit, die verklärender Beseelung Abbruch tut.

Den Inbegriff dieser Zeit bildet Watteau mit seinem sinnlichen Raffinement. Doch bewahrt er sich vor roher Lüsternheit. Einseitiger erotisch betont erscheinen Schöpfungen wie der „Verliebte Gott“ von Boucher, der für das Boudoir seiner Gönnerin, der Marquise von Pompadour, erotische Gemälde schuf. Der lüsternen, sittenlosen Gesellschaft des Verfalls liebedienert nach Singer der sonst feinfühlige Fragonard.

Darstellungen andrer Künstler enthalten Priapische Orgien, erotisches Genießen, das ins Grenzenlose schweift. Obszönes wird gern gewählt. In den Niederungen verlieren sich oft die galant-satyrischen Kupfer, die Buchillustrationen.

Nicht zu allen Zeiten hat die Fackel des Eros in der Kunst gleich hell gestrahlt; erloschen ist sie jedenfalls nie. Davon weiß auch das 19. Jahrhundert zu berichten. Aus der Fülle der Namen und Stoffe kann nur weniges angedeutet werden.

Bonaventura Genelli und Wilhelm von Kaulbach karikierten die weibliche Sinnlichkeit in den erotischen Bildern: „Wer kauft Liebesgötter?“ Ingres wird nachgerühmt, in der Gestaltung des nackten Frauenkörpers sein Höchstes geleistet zu haben. Vernet packt uns mit hinreißenden Bildnissen afrikanischer Glut. In sinnlicher Pracht malte Delacroix Szenen aus dem Haremsleben. Makart läßt seine koloristische Begabung dem frischen Zuge der Zeit in seinen „Sieben Todsünden“ folgen. Beardsleys Raffinement gilt in perverser Sinnlichkeit dem Untergange einer dekadenten Welt.

Greiner, der geniale Schöpfer des Gemäldes „Odysseus und die Sirenen“, radierte den „Mörser“ und die „Feilbietung“. In diesen Bildern stellt sich die Erotik als das Verhängnis dar, das Mann und Weib zermalmt. Von Stück haben wir das Bild: „Die Nebenbuhler und das Weib“, das ebenso wie die Skulpturen „Die Verzückung des Starken“ und das „Betteln um Liebe“ von Sinding, die erotische Herrschaft des Weibes verkörpert. Slevogt hat die Wildheit des Frauenraubes gestaltet. Große Künstler, wie Klinger und Rodin, verkünden in ihren Werken „Les amies“ und „Die Sirene“ die Wunder des Eros.

Spielt das erotische Motiv in der bildenden Kunst eine so wichtige Rolle, so hat die geschlechtliche Liebe von jeher den Kern der Dichtung geschaffen. Als Beweis, daß die erotische Weltliteratur bei allen Kulturvölkern und zu allen Zeiten bestanden habe, hat man z. B. den Katalog des Bibliophilen Eduard Grisebach angeführt. Indem Bloch nicht nur die Berechtigung, sondern die Notwendigkeit des Erotischen in der Dichtung anerkennt, schließt er sich der Meinung des Ästhetikers Konrad Lange an, der da sagt: „Eine Kunst, die das Nackte darstellt, weil sie ihr Gelegenheit gibt, in der Darstellung des Fleisches zu schwelgen, weil sie den Menschen für die Krone der Schöpfung hält und den zweckmäßigen anatomischen Bau seines Körpers bewundert, die ist in ihrem Recht, die tut, was sie darf und soll.“

Die Bedeutung des Erotischen für die Dichtung beweisen die so oft behandelten Sagen dieser Art. Nach Birts Anschauung hat sich an den Römerinnen die großartigste Liebespoesie entzündet, die die Weltliteratur kennt. Er weist vor allen Dingen auf die ungestümen Troubadoure Properz und Catull hin, „die da jede Zeile mit ihrem Herzblute schreiben, als rängen sie im Aufschrei und Sehnsuchtsruf um Leben und Tod.“ Der Zeit und dem Werke nach erscheint Catull als der erste eigentliche römische Lyriker. Der Inhalt seiner Poesie ist die Liebe. „Laß uns leben, laß uns lieben“; diese Worte könnte man als Motto über Catulls Dichtung setzen. Für alle Empfindungen, von der zarten, schüchtern flüsternden Liebe bis zur wild begehrenden Leidenschaft strömen Klänge aus diesem heißen Herzen. Hassen und lieben mußte er die sittenlose Clodia, die ihre hundert Buhlen „alle mit gleicher Brunst umhalset“ (Amelung).

Virgil läßt Didos versengende Liebesglut zu Aeneas sich in heißem Schmerze ausrasen. Seliges Glück in heimlicher Höhle erblüht. Trennung und Schmerz zerbricht das arme, betrogene Weib.

Nicht unerwähnt bleiben dürfen die Liebeslieder Tibulls und Ovids, dieses antiken Erotomanen, bei dem schließlich das Weib als Objekt sinnlichen Genusses aufgefaßt wird. Die entzückende Sprache seiner „Amores“ begeisterte damals mit ihrem fesselnden Inhalt die römische Jugend. Das erotische Werk jedoch, in einer Zeit geschaffen, die den Liebesgenuß zum Kunstwerk gestalten wollte, hat er uns in seiner berühmten „Ars amandi“ gegeben. Nach des Dichters Worten ist es nicht für ehrbare Frauen und Mädchen berechnet. Frivolitäten finden sich in dieser pikanten Anweisung in der Liebe, nach Heinemanns Ansichten sogar Schamlosigkeiten. Ovid huldigt der Ansicht, daß man allen Frauen Reiz abzugewinnen vermöge.

> Eine bestimmte Gestalt ists nicht, die zur Liebe mich einlädt,
> Hundert Gründe, warum immer ich liebe, bestehen!
> Sei es, daß eine beschämt auf sich niedersenket die Augen,
> Sie entflammt und berückt mich durch sittige Scham,
> Oder ist eine keck, mich bestichts, daß blöde sie nicht ist.“

Forscher wie Birt haben in der Minnedichtung des Mittelalters die Weiterbildung der Augusteischen Liebeselegie erblicken wollen. Dem sei, wie es wolle, die originelle Bedeutung dieser Dichtung für die Zeit steht fest.

Ganz aus romanisch-französischen Bestrebungen entwickelt sich nun in eigenartiger Weise in romantischer Überspanntheit das allgemein in den Mittelpunkt tretende Minneleben mit seinen konventionell ausgeprägten Formen. (Vgl. hierzu mein Buch „Die Geschlechtsmoral des deutschen Weibes im Mittelalter“, Leipzig 1921, sowie meinen in dieser Zeitschrift (Bd. 10, Nr. 12, H. 24, erschienenen Aufsatz „Sexuelle Anschauungen und Sitten des Mittelalters“.)

„Die Minne,“ sagt Lamprecht, „ist das belebende Element der Zeit; sie steht im Mittelpunkte des Schicksals der höheren sozialen Schichten; sie erst gibt dem geistigen Leben ganzen Inhalt, volle Färbung, einzigen Charakter.“

Wie ich es bereits früher ausgeführt habe, zeigt das Wesen der höfischen Zeit ein Ringen aus blutleeren Abstraktionen zum Begriff lebensfähiger Sinnlichkeit in seinen Frauengestalten, wie sie uns Walter von der Vogelweide oder Gottfried von Straßburg zeichnen.

Weniger begnadete Dichter lassen allmählich hinter dem minniglichen Leib das Seelische zurücktreten. Die Poesie preist nicht nur das leibliche Antlitz, den runden, weißen Busen, die schlanke Gestalt des Weibes, sondern auch geheimste Körperschönheiten werden nachdrücklich gefeiert. Die Verherrlichung geschlechtlicher Kraft zeigt sinnfällig das Gedicht „Der wîze rosendorn“, das da sagen will: „Ein Weib ohne erotische Reize entbehrt für gesundes Empfinden eigentlicher Schönheit.“

Über Erotisches in der mittelalterlichen Dichtung habe ich in meinem oben erwähnten Buche und in meinem ebenfalls genannten Aufsatze bereits ausführlicher gesprochen.

Jedenfalls durchtönten bald die Weisen der Dichter das stürmische Verlangen, den Liebeshunger zu stillen. Die Vrouwe Venus erscheint als allgewaltig, und alle sind der Liebe gegenüber wehrlos. Bestimmte Helden wurden geradezu zu erotischen Typen. Sinnenlust und elementare Liebesgewalt wurden besungen, die Süßigkeit heimlicher Liebesnacht, der Geschlechtsgenuß dargestellt (Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg u. a.). Gelegentlich fehlte der Beobachter der Liebesszene nicht. Die mittelalterliche Novellistik fand Freude an zahlreichen erotischen Situationen, und oft wurden die als sehr begehrlich dargestellten Frauen als Auslöserinnen der Minne geschildert. Das Thema der zahlreichen Tagelieder der Minnesänger war verbotene Liebeswonne. Das Hohelied mittelalterlicher Liebe: „Tristan und Isolde“ verklärt sozusagen den Ehebruch.

Mit dem Vergehen ritterlichen höfischen Glanzes bildete sich bei kraftvoll emporstrebender Entwicklung bürgerlichen Lebens das erotische Schönheitsideal der Renaissance auch in der Dichtung heraus, die gleich der bildenden Kunst vollen, üppigen Formen den Vorzug gab. Einzelne Reize sinnlicher Weibesschönheit hatte eine Priamel der Klara Hätzlerin gezeichnet. Neidhard von Reuenthal besang die derben Liebesscherze der Bauern. Volkslieder schlugen verwandte Töne an. Wolframs Weisen ahmte ein bäuerliches Tagelied Steinmars nach. Die Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts, die manche an die Saturnalien erinnern, strotzen zuweilen von derbster Erotik. Die Zahl der zweideutigen, oder besser gesagt, der eindeutigen

Erzählungen, Gedichte und Anekdoten — man denke etwa an die mittelalterliche Erzählung „Minnedurst“ — ist mehr denn reichlich. Die Fazetiensammlungen von Heinrich Bebel beweisen die Wahrheit der Ansicht, daß die Erfüllung der Liebe zu einer gewaltigen Offenbarung wurde, die man täglich neu zu erleben glaubte.

In der Barockdichtung drückte der Sinnlichkeit die Galanterie ihre stärkere Note auf. Die Liebe im phallischen Sinne begann zu herrschen. Dies betonte der Schwulst der Schlesischen Dichterschule. Hofmannswaldau kennt die erotische Neugier. Lohenstein und beider Schüler schildern die Verführung, den Liebesgenuß, wie dies die Titel der großen Mehrzahl der Dichtungen beweisen.

Den „schwanenweißen Hals“, die zierlichen „Waden, mit warmem Schnee bedeckt, mit Elfenbein beladen“, die „weißen Zuckerballen“, ja, die verborgensten Schönheiten pries der Dichter der feinen Gesellschaft.

Die mit Bewußtsein in Raffinement sich auslebende sinnliche Liebe schuf zum bereits besprochenen erotischen Bildnis im entsprechenden Text eine Parallele. Unter den verherrlichten Schönheitsmerkmalen wird die Venus Kallipygos nicht vergessen Den Sinn der Zeit erfaßte Piron, der nicht nur Ovids „Ars amandi“ übersetzte, sondern auch eine Ode an Priapus dichtete. Lafontaines Erzählung „Les lunettes“ — später von Ramberg illustriert — mag genannt werden.

Lessing zollte der Zeit den Tribut in dem „Eremiten“, dem „Geheimnis“, der „Teilung“ u. a.

Als einen der ersten Interpreten der modernen individuellen Liebe kann man Shakespeare bezeichnen, in dessen übermenschlicher Leidenschaft zwar noch etwas Schicksalmäßiges, das über oder jenseits von Gut und Böse liegt, sich birgt.

Die Gestalten der Ophelia, Julia, Desdemona u. a. können zum Beispiel dienen. Während Julia als die Rosenknospe erscheint, die sich unter dem Kusse Romeos entfaltet, so ist Kleopatra, diese „unterhaltene Königin“, mit ihrem ordnungslosen Fühlen, ihrer dämonischbacchantischen Liebe „ein Weib in der holdseligsten und vermaledeitesten Bedeutung des Wortes“ (Heine).

In Frankreich hatte höhere individualisierte Liebe in Rousseaus „Julie“ ihre Darstellung gefunden. In seiner „Nouvelle Heloise“ wurde leidenschaftliche Liebe und vollkommene Hingebung gezeichnet ohne das Raffinement und ohne die Buhlerei und Leichtfertigkeit, von der die Literatur der Zeit erfüllt war. Es war die Liebe in größerem Stile, als man sie zu sehen gewöhnt war. Dadurch bezeichnet das Buch einen Wendepunkt in der Literatur. Daß die Liebe ein ernstes Ding ist, daß sie „la grande affaire de notre vie“ werden kann, ist vielleicht niemals tiefer und eingehender als in dem Charakter Juliens gezeigt worden (Bloch).

Wer Rousseaus „Nouvelle Heloise“ nennt, vor dessen geistigem Auge taucht Goethe mit seinem hinreißenden Werk auf, mit seinen „Leiden des jungen Werther“, dieser wundersamen Dichtung mit der ungeahnten Schönheit seiner Bilder aus dem vollen Menschenleben. Die erotisch so bedeutsame Wonne des Leids in der innigen Verknüpfung von Liebe, Naturgefühl und Sentimentalität kommt hier

zur lebendigsten Gestaltung. Wie stellt sich in Werthers Traum die Leidenschaft dar.

„Diese Nacht! ich zittere es zu sagen, hielt ich sie in meinen Armen, fest an meinen Busen gedrückt und deckte ihren Liebe lispelnden Mund mit unendlichen Küssen; mein Auge schwamm in der Trunkenheit der ihrigen. Gott! bin ich strafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir diese glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurückzurufen? Lotte! Lotte! — Und mit mir ist es aus! meine Sinne verwirren sich; schon acht Tage habe ich keine Besinnungskraft mehr, meine Augen sind voll Tränen; ich bin nirgends wohl, und überall wohl! Ich wünsche nichts, ich verlange nichts; mir wäre besser, ich ginge.“

Wer könnte das Seelenbild des unglücklichen Werther vergessen.

„Diese feine, oft mikroskopische Zergliederung der Gemütsregungen“, sagt Richard M. Meyer, „welche Liebe, Hoffnung, Verzweiflung vor unseren Augen wachsen und wachsen läßt, wie stand sie ab von der alten Art der Franzosen und ihrer deutschen Nachahmer, all solche Gemütsbewegungen unveränderlich sofort in stärkster Dosis zu geben.“ Sentimentale an der Geliebten hinsterbende Liebe bestimmt auch Brackenburgs Schicksal.

Goethes gesamtes dichterisches Schaffen wurzelt in seiner Lyrik. Diese wurde durch die tiefgehende Erregung der Liebe zu Käthchen erweckt; völlig reifen sollte sie erst in der heißeren Sonne der Leidenschaft für Friederike. Nun ist die erotische Galanterie der Leipziger Zeit verklungen, die ihren künstlerischen Ausdruck in dem Hochzeitslied „Nun verlaß ich diese Hütte“ fand.

Den unvergänglichen Reiz, den die schlichte anmutsvolle Friederike in süßestem Zauber ausübte, ließ ihn nun den Zustand der eigenen Seele tief und wahr erfassen und gestalten. Die Darstellung schönsten Frühlingsliebesglückes malt das Mailied.

Das Gefühl der Schuld, die Geliebte verlassen zu haben, erwuchs zu Leben in der Maria im Götz, der Maria im Clavigo, in Stella, Nausikaa und Gretchen, die ganz Weib, ganz Eros die schimmernde Pracht ihres entbundenen Menschentums selig dahingeben. Zu einem strahlenden, leibschönen, blutjungen Geschöpf lockt ihn die Liebe unwiderstehlich aus der öden Nacht. Dann durchklingt Goethes Verse die Liebe zu jener vielleicht stark überschätzten Charlotte von Stein, der Einzigen der Weiber, nach seinen Worten, die ihm die Liebe gab, die ihn glücklich machte. Wundersam wird dem Dichter die Erklärung für die Bedeutsamkeit, die vergeistigte erotische Macht, die diese Frau auf ihn ausübt.

> Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
> Sag', wie band es uns so rein genau?
> Ach, du warst in abgelebten Zeiten
> Meine Schwester oder meine Frau.

Der Leidenschaft zweier Männer zur gleichen Frau im „Werther“ stellt sich in der „Stella“ die Liebe zweier Frauen zu demselben Mann entgegen. Das Ergebnis der Doppelehe verklären die Worte: „Ihre Glut und ihre Liebe faßte selig eine Wohnung, ein Bett und ein Grab.“ Gegen moralistische Engherzigkeit von Gesetz und Sitte vertritt Goethes Dichtung das Recht des Herzens in außerordentlicher

Kühnheit. So sagt Richard M. Meyer von den beiden erotischen Balladen „Die Braut von Korinth“ und „Der Gott und die Bajadere“: „Beide drücken in herrlicher Form den Protest des Verfassers der „Lehrjahre“ und der „Elegien“ gegen alle engherzige Moral aus.“

Scheinbar rein körperliche Umarmung wird zu verklärtem Glücke, und indem die verachtete Bajadere die schwere Pflicht einer Witwe auf sich nimmt, schwebt sie ins Reich des Göttlichen.

Der von Liebe erfüllte Mensch wird durch ein übermenschliches Wesen aus der Flamme der Vernichtung zum höchsten Glücke erhoben. Der Tod wird zur Schwelle des Lebens und die bange kleine Hülle des Grabes zur Vorhalle des Olymps (Meyer).

Alle Hindernisse besiegende Liebe lebt in den Balladen von der Müllerin.

So vergißt das reizende Klärchen in seiner Hingabe zu Egmont alles, Ehre, Tugend, Vorteil und Versorgung. Tiefste Menschenseligkeit feiert genossene Liebe durch die Worte: „So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese.“ Denn: „Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

Wozu die von Liebe und Güte gesättigte volle Hingabe des Weibes führen kann, hat uns am erschütterndsten die Gretchentragödie gestaltet.

Das Hinabgleiten in die trüben Niederungen der Sinnlichkeit symbolisieren Hexenküche und Walpurgisnacht.

Einst hatte sichs Goethe schmerzvoll entrungen:

„Eine Liebe hat ich, sie war mir lieber als alles!
Aber ich hab sie nicht mehr! — Schweig, und ertrag den Verlust.“

Dann aber tönen doch auch in vollem Klang die Worte von der herrlichen Wirkung der endlich befriedigten Liebe.

„Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.“

So leben sich die Elegien, von Erinnerungen an Faustina durchbebt, in jenes lebensvolle Liebesleben mit Christiane aus, dem bräunlichen Mädchen, „die Haare fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab.“ Die heimlichen Zusammenkünfte im einsamen Gartenhaus am Stern erstehen. Auf Kuß, Umarmung, berauschende Liebesfeier verkünden glücklich die Verse herzliche Freude auf kommende Vaterschaft.

Wonniglich ist's die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerst dir gesteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen zu fühlen,
Das in dem lieblichen Schoß immer sich nährend bewegt.

Noch in den Werken des Greises glüht die Fackel des Eros. Goethe schrieb übrigens nicht nur das sogenannte Tagebuch, sondern auch andere bis in die jüngste Zeit unbekannte Erotika, die auf Befehl der Großherzogin Sophie versiegelt wurden. (Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen*).

Konkubinat und Recht.

Eine Betrachtung von Dr. jur. Frhr. v. Friesen, Dresden.

Die Ehe ist eine Einrichtung, die seit Jahrtausenden unlösbar sich mit dem Leben der Völker verbunden hat. Ihr Zweck ist zunächst ein volkswirtschaftlicher: Die Erzeugung gesundheitlich und wirtschaftlich lebensfähigen Nachwuchses, um die im Kulturstaate notwendigen Arbeiten — auf geistigem wie körperlichem Gebiet — zu verrichten, Landwirtschaft, Industrie und Handel ebenso zu fördern wie die Wissenschaft, endlich, um das Staatengebilde, das den Einzelnen schützt, wiederum gegen die nie völlig zu vermeidenden Angriffe anderer Staaten und Völker zu schützen.

Das Wesen der Ehe ist dabei ein sittliches, eine Anschauung, die mehr und mehr an Boden gewonnen hat.

Der Staat hat, um Zweck und Wesen der Ehe zu erhalten, dieselbe geschützt, auch gefördert und sie als gottgewollte Einrichtung bezeichnet. Die Kirche hat ihn besonders in letzterer Hinsicht lebhaft unterstützt.

Die moderne Rechtsprechung (RG.-Entsch. Bd. 94) erklärt ausdrücklich, „daß die Ehe, insbesondere auch und vornehmlich zum Zwecke der Kindererzeugung abgeschlossen werde." An anderer Stelle (Jur. Wochenschr., Urteil v. 8. 10. 1908) meint sie aber auch, „daß die Pflege des geschlechtlichen Verkehrs unter Eheleuten zum Inhalt des ehelichen Lebens gehöre." Wenn das deutsche Recht (§§ 1568, 1333 BGB.) die Auflösungsmöglichkeit bzw. Anfechtung der Gültigkeit der bestehenden Ehe aus gewissen, den intimen Verkehr der Eheleute betreffenden Ursachen ausspricht, so hat es die beiden oben als Zweck genannten Tatsachen im Auge. Auch auf den Ausspruch des Preußischen Landrechts (2. T., I., § 2), „daß eine Ehe auch zur wechselseitigen Unterstützung geschlossen werden könne", nimmt das Reichsgericht zustimmend Bezug.

Die Warnung des Engländers Thomas Robert Malthus vor übermäßiger Bevölkerungszunahme, aus wirtschaftlichen und sittlichen Gründen, ist als selbstverständlich zu bezeichnen. Nur ist nicht zu übersehen, daß Malthus die Erhöhungsmöglichkeiten der wirtschaftlichen Produktion im Staate und gleichzeitig die Möglichkeit zur Verwendung und angemessener Ernährung des menschlichen Nachwuchses seinerzeit erheblich unterschätzt hat (zu vgl. Prof. Heinrich Waentig, Halle, Einleitung zu Malthus, Dr. F. Oppenheimer, Das Bevölkerungss. d. Malthus). Nicht mit Unrecht hat man deshalb gesagt, daß Malthus 200 Jahre zu früh gelebt habe.

In schärfstem Gegensatz — sowohl hinsichtlich des Zweckes wie des Wesens — zur Ehe steht die Prostitution. Auch sie ist eine uralte Einrichtung (z. vgl. Roscher, Grundl. d. Nat.-Ökon.), wenn auch jünger als die Ehe: Der Schatten kann unmöglich älter sein als das Licht. Ein „Schatten" ist die Prostitution, weil sie nicht die Kindererzeugung im Auge hat und weil die prostituierte Person — zuweilen, besonders zur Zeit der römischen Kaiser, auch solche männlichen Geschlechts — nicht einmal den von der Natur gegebenen Fortpflanzungs- und Geschlechtstrieb, geschweige Liebe oder Treue kennt. Der Zweck der Prostitution ist lediglich Gelderwerb. Ein überaus jammervolles Gewerbe! Dabei muß die Prostitution — und hier ist sie wieder der „Schatten" — als eine Folge der Ehe angesehen werden: Der stärkste aller Naturtriebe, der Geschlechtstrieb, wohnt jedem normalen, körperlich gereiften Menschen inne; die Eingehung einer Ehe dagegen ist vielfach, nicht immer nur aus wirtschaftlichen Gründen, nicht möglich — und die Prostitution ist da. Professor v. Lißt bezeichnet die Ausrottung der weiblichen Prostitution als vorläufig unmöglich. Auf gleichem Standpunkt steht der Staat, der gewisse Vorschriften für die Prostitution erlassen (§ 361 b Strafgesetzbuch) und bei Einhaltung derselben sie für straflos erklärt hat.

Zwischen den beiden vorerwähnten, die innige Vereinigung von Mann und Frau bezweckenden Einrichtungen, besteht noch eine dritte mit gleichem Zweck, weit älter als Ehe und Prostitution, und doch an Bedeutung den beiden nicht gleichstehend: Der Konkubinat.

Der bekannte Leipziger Rechtslehrer Binding bezeichnet den Konkubinat (Lehrbuch d. gem. deutschen Rechts) als das „vertragsmäßige, außereheliche, geschlechtliche Zu-

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung **ein für allemal** keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!

sammenleben zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts", eine Definition, die man allgemein als zutreffend gelten lassen kann.

In seiner Art steht der Konkubinat fraglos der Ehe weit näher als der Prostitution: ist auch die Erzeugung von Kindern heute nicht mehr der Hauptzweck des Konkubinats, so ist diese andererseits nicht ausgeschlossen wie bei der Prostitution. In früherer Zeit, wie wir sehen werden, galt die Kinderzeugung dem freien Verhältnis als eigentlicher Zweck: Der Konkubinat wird, wie die Ehe, aus Liebe begründet (daher auch die Bezeichnung „freie Liebe"), welche der Prostitution fremd ist. Selbst die Treue fehlt nicht. Auch die der Ehe eigene Befriedigung der geschlechtlichen Triebe **beider** Teile wohnt dem Konkubinat inne, endlich die wechselseitige Unterstützung beider Personen im alltäglichen Leben. Ist auch, seitdem die Ehe als die höchste sittliche Einrichtung für das Zusammenleben der Geschlechter die Herrschaft gewonnen hat, das sittliche Ansehen des Konkubinats immer mehr zurückgegangen, so fehlt ihm doch diese Wesenseigenschaft nicht völlig. Absolut unsittlich, vom natürlich menschlichen Standpunkt betrachtet, ist und bleibt nur die Prostitution. Der ihr anhaftenden schwer gesundheitlichen Gefahr (Übertragung von Geschlechtskrankheiten) nicht zu gedenken.

Wie wir schon oben bemerkten, muß der Konkubinat als die weitaus älteste Einrichtung gegenüber Ehe und Prostitution angesehen werden. Gleichviel, ob wir uns auf den Standpunkt der hier noch nicht zum Ziele gelangten wissenschaftlichen Forschung stellen oder einfach die schlichte Erzählung der Genesis uns zu eigen machen, so steht fest, daß „im Anfang" die Erde nur von wenigen Menschen bevölkert gewesen ist, die — nach dem Worte „Seid fruchtbar und mehret euch" — der Zahl nach wie kulturell dauernd zugenommen haben. Als frühesten und bedeutsamsten Unterschied zwischen dem Menschen, dem die Herrschaft über die Erde zusteht, und dem Tiere sehe ich den Familiensinn an. Auch der menschenähnliche Affe hat einen solchen nicht. Die ersten Menschen dagegen haben untereinander nicht nur, sondern auch mit den von ihnen erzeugten Kindern in dauernder Gemeinschaft gelebt. Staatengebilde gab es zunächst ebensowenig wie gesetzliche Vorschriften für die Anfänge des Menschengeschlechts. So war die natürliche Folge hiervon, daß die Menschen auch die Einrichtung der Ehe oder die Verstöße gegen dieselbe nicht kannten und daß Kinderzeugung und dauerndes Gemeinschaftsleben der Geschlechter, lediglich auf dem Familiensinn fußend, ausschließlich im Konkubinat bestand. Somit darf man sagen, daß ursprünglich der Konkubinat, nicht die gesetzliche Ehe, als gottgewollte Einrichtung anzusehen ist.

Die später einsetzende Staatenbildung hat dann, zunächst aus praktischen Gründen, die Einrichtung der Ehe gezeitigt, und, da der Staat dieselbe schützte und förderte, so galt auch bald die Ehe als sittlich höchststehende Form für die Vereinigung von Mann und Frau.

Ganz in Wegfall gekommen ist trotzdem, wie schon bemerkt, der Konkubinat nicht. Die Gründe hierfür können sehr verschiedenartiger Natur sein.

Eigentümlich ist es, daß der Konkubinat, wegen seiner Ähnlichkeit mit der formgerechten Ehe auch „wilde Ehe" genannt, dem heutigen deutschen Reichsrecht, seiner sonstigen Vielseitigkeit ungeachtet, völlig unbekannt ist.

Die Gesetzgebungen zahlreicher deutscher Einzelstaaten (meist sog. Polizeigesetze) dagegen erwähnen den Konkubinat, und zwar zunächst ausnahmslos in der Weise, daß derselbe gesetzwidrig ist. (Und dabei ist die Prostitution, wie erwähnt, gemäß § 361 b StGB. zulässig!). Strafandrohungen werden gegen die in wilder Ehe Lebenden ausgesprochen.

Eine weitere Eigentümlichkeit ist nun die, daß seit Jahrzehnten Rechtswissenschaft und Rechtsprechung einen scharfen Kampf über die Frage führen, ob die landesgesetzlichen Vorschriften gegen den Konkubinat überhaupt zulässig sind oder nicht.

Soweit der Konkubinat als eine rein unsittliche Einrichtung betrachtet wird, so ist man an maßgebender Stelle sich völlig einig darüber, daß die Handlungen wider die Sittlichkeit im Reichsstrafgesetzbuch (§ 171—184 b) völlig erschöpfend behandelt worden sind, daß diese Tatsache jedwede „landesrechtliche Wiederholung, Abänderung oder Ergänzung" ausschließt und daß, da hier der Konkubinat nicht Erwähnung findet, er auch nicht als sittliches Delikt schlechthin strafbar sei (RG-Entsch. v. 7. 5. 1900, Bd. 33; v. Lißt, Lehrb. d. d. Strafr.; Binding, Lehrb. d. gem. deutschen Strafr.; Ebermayer, Reichsstrafgesetz). Olshausen (Kom. z. StGB), bemerkt noch im einzelnen, daß ein sog. unzüchtiges Verhältnis nicht unter den § 183 StGB. falle, weil es keine Einzelhandlung, sondern ein dauerndes Verhältnis ist.

Dagegen herrscht insoweit keine Einigkeit, als manche behaupten, daß Verbot und Strafandrohung gegen den Konkubinat zwar nicht aus sittlichen Gründen, wohl aber aus dem Gesichtspunkt der Verletzung der öffentlichen Ordnung zulässig sei.

Wie wir vorausschickend bemerken möchten, erscheint uns diese Auffassung, so maßgebend auch sonst die sie vertretenden Stellen sind, als eine mit dem praktischen Leben nicht wohl zu vereinbarende juristische Spitzfindigkeit: Gesetz und Rechtsprechung haben sich inhaltlich dem menschlichen Leben anzupassen, lediglich das Gefundene in die richtige Form zu gießen, aber nicht umgekehrt.

Am bemerkenswertesten ist hier die Reichsgerichts-Entsch. v. 7. 5. 1900 (Bd. 33, 273). Der Angeklagte hat hier Revision gegen das Urteil des Landgerichts Karlsruhe eingelegt, das ihn (§ 72 badischen Polizei-StGB. vom 31. 10. 1863) „wegen unehelichen Zusammenlebens" verurteilt hat. Das höchste Gericht verwirft die Revision, weil zwar die Delikte wider die Sittlichkeit, nicht aber die Verletzungen der öffentlichen Ordnung im Reichsstrafgesetzbuch erschöpfend geregelt seien. Das badische Gericht sei mithin im Recht. Der Ebermayrsche Kommentar (§ 171 S. 443) schließt sich dieser Anschauung unbedingt an. Ähnlich, wenn auch nicht so unbedingt, äußert sich Olshausen (Kommentar S. 660).

Der große Leipziger Strafrechtslehrer Binding dagegen verwirft jedwede Kriminalisierung des Konkubinats, aus welchem Gesichtspunkt sie auch erfolge (Lehrb. d. d. R. S. 196). Jede diesbezügliche partikuläre Strafandrohung erklärt er für nichtig und erwähnt hierbei besonders das Bayerische Gesetz v. 20. 3. 1882, das Personen mit Strafe bedroht, welche „durch fortgesetztes häusliches Zusammenleben in außerehelicher Geschlechtsordnung zu öffentlichem Ärgernisse Veranlassung geben." Sehr treffend bemerkt Binding weiter, daß selbstverständlich Personen, die öffentlich (d. h. vor einer unbeschränkten Anzahl von Zuschauern) etwa den Geschlechtsakt vollziehen, selbstverständlich nach Reichsrecht wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses zu bestrafen sind, daß diese Strafe aber Eheleute ebenso trifft wie nicht Verehelichte.

Auch Professor v. Lißt (Lehrb. §§ 97 u. 378) verneint die Zulässigkeit der Strafandrohung durch das Landesrecht, weil in Widerspruch mit dem Reichsrecht stehend.

Besonders scharf betonen endlich Frank (StGB. d. Deutschen Reichs, S. 5) und Schwartz (Das StGB. f. d. Deutsche Reich, S. 404) die absolute Straflosigkeit des Konkubinats. Letzterer schreibt sehr klar: „Das Landesgesetz kann nicht eine vom Reichsgesetz straflos gelassene Handlung aus anderem Gesichtspunkt bestrafen." Also das gerade Gegenteil der (oben angeführten) Ebermayrschen Anschauung.

Das sächsische Gesetz v. 8. 2. 1834 (§ 34 Abs. 2) verbot den Konkubinat, weil solche Leute „durch Erzeugung unehelicher Kinder den Ortsgemeinden zur Last fallen." Also ein neuer, rein praktischer Gesichtspunkt, der mit dem vom Reichsgericht geltend gemachten „öffentlichen Ärgernis" nichts zu tun hat. Die sächsische Regierung hat die hierdurch entstandenen Zweifel unlängst gegenstandlos gemacht, indem sie (Ges. v. 22. 4. 1921, Bl. 8) jedwede im obigen Gesetz gegen den Konkubinat erlassene Bestimmung ausdrücklich aufhebt.

Zum Schlusse möchten wir nur kurz bemerken, daß zwar auch uns eine etwaige Schwächung der Eheeinrichtung, in welcher Hinsicht sie auch sei, durch zu großes Entgegenkommen gegenüber dem Konkubinat von seiten der Gesetzgebung bedenklich erscheinen will, daß es aber andererseits zunächst als Pflicht erscheint, diese uralte menschliche Einrichtung auch gesetzlich zu ordnen und hierbei insbesondere die Kinder aus wilder Ehe nicht, wie bisher, völlig schutzlos zu lassen, auch ihren Müttern, sofern sie nicht ausschließlich ein Dirnenleben geführt haben, einige billige Rechte (Erbrecht?) zuzugestehen, jedenfalls sie nicht tiefer als die Prostituierte zu stellen.

Bücherbesprechungen.

1) Müller, Johannes: **Der Geburtenrückgang.** Jena 1924, Gustav Fischer. VIII u. 141 S. 5,60 Mk.

Von Dr. jur. Alexander Elster.

„Die Zahl der verunglückten Versuche, eine Darstellung der verschiedenen Theorien über die Ursache des Geburtenrückganges zu geben, soll durch dieses Büchlein nicht vermehrt werden", sagt der Verfasser im Vorwort. Er kennt die Schwierigkeiten, er kennt die — sagen wir ruhig — Aussichtslosigkeit der Lösung der bevölkerungspolitischen Hauptfrage, er geht mit aller Bescheidenheit an die Aufgabe. Aber er glaubte doch, trotz guter Kenntnis der vorhandenen Literatur, Neues bieten zu können, sonst hätte er vermutlich das Buch nicht geschrieben. Sein Ausgangspunkt ist die Statistik; er tritt als

Statistiker an die Probleme der Bevölkerungslehre heran. Indessen ist er tatsächlich mehr als Nur-Statistiker; gewissermaßen malgré soi kommt er in Untersuchungen und Erörterungen hinein, die jenseits der statistischen Erfassung liegen, und der einzige Fehler des Buches scheint mir dieses „malgré soi", nämlich daß er nicht bewußtermaßen Neues und Nichtstatistisches in der Bevölkerungslehre bieten will, obschon ihn die verständige Beschäftigung mit dem Stoffe offensichtlich immer dahin drängt. Er sucht als Statistiker Exaktheit, die doch bei diesem Problem alsbald verlassen werden muß; er sucht als Nationalökonom Bewertungen, die doch ohne sexualbiolgische Einsichten notwendigerweise einseitig und unvollkommen bleiben müssen — und gerade die Tatsache, daß er von sozialbiologischer (einschließlich sexualproblembafter) Betrachtung absieht, wird zum Mangel dieses sonst so tüchtigen Buches.

So kommt es, daß Müller sich — meines Erachtens recht nutzlos — im Auftakt seines Buches damit herumquält, unter Würdigung der Ansichten anderer Nationalökonomen die Frage zu beantworten, von welchem Jahre an der Geburtenrückgang seinen Anfang genommen hat — als ob derartige lang vorbereitete und uneinheitliche Vorgänge sich mit „Anfang" und „Ende" datieren ließen. Dies erscheint um so merkwürdiger, als Müller durchaus die Vielseitigkeit und Uneinheitlichkeit, die Verknüpfung und Unsicherheit der Einflüsse erkennt und in einem — dem besten! — Kapitel seines Buches (das bezeichnenderweise fast ganz ohne statistische Zahlen ist) den Einfluß sozialer Ursachen sehr feinsinnig und weitsichtig bespricht. Dort betont er, daß eine „Veränderung der gegenseitigen Beziehungen der beiden Geschlechter", ein zunehmendes Junggesellentum, eine Verdrängung des Gemütslebens durch Verstandeseinflüsse u. dgl. mehr die bewegenden Ursachen des Geburtenrückganges sind. Das ist alles ganz klar gesehen und ganz treffend gezeichnet; freilich fußt es auf bereits vorliegenden Darlegungen von Kosič, Brentano, Wolf, Marcuse u. a. und scheut leider vor einer wirklichen Würdigung des ausschlaggebenden Moments, nämlich des Sexuallebens, zurück; er spricht fälschlicherweise vom Fortpflanzungstrieb im Gegensatz zum Geschlechtstrieb, aber auch diesen letzteren nimmt er nur als etwas Einheitliches und Gegebenes, obwohl der Bevölkerungstheoretiker, wenn er die so oft behandelte und nie zum Ende kommende Lehre fördern will, meiner Ansicht nach den Umkreis der verschiedenen mitwirkenden wirtschaftlichen, sozialen und ethischen Einflüsse doch auf die causae moventes: den Geschlechtstrieb und den Familiensinn, zurückführen und zu dem Ergebnis kommen muß, daß überall da, wo diese beiden nicht stark genug sind, um die Wage herunterzudrücken gegenüber den negierenden wirtschaftlichen und sozialen Einflüssen, unweigerlich der Geburtenrückgang, die Nichtfortpflanzung eintritt. Die Wohlstandstheorie, die Rationalisierungstheorie und alle anderen betreffen ja nur Teilerscheinungen — das betont auch Müller sehr richtig, aber er bleibt negativ und vermag deshalb den Ausführungen von Brentano, Mombert, Wolf u. a. keine hinreichenden Positivismen entgegenzusetzen.

Im einzelnen sind manche Tabellen des Buches sehr lehrreich über das, was i s t; aber gerade der Bevölkerungstheoretiker hat sich davor zu hüten, aus den Zahlen allerlei Ursächliches und Künftiges herauslesen zu wollen. Der Einfluß der Säuglingssterblichkeit — eine verhältnismäßig leichte Frage — ist gut und mit viel Statistik behandelt; einzelne Unklarheiten fallen auf; die Ablehnung der Wohlstandstheorie ist, wie gesagt, zu billig erkauft, da die Betonung der „sozialen Verschiebungen" zu nichtssagend ist; der Einfluß der wirtschaftlichen Kräfte und der politischen Gesinnung wird interessant und im wesentlichen beifallswürdig dargelegt; das Kapitel vom Einfluß „sekundärer" Ursachen behandelt Dinge, die m. E. gar nicht von sekundärer Bedeutung sind, wie das Verhältnis zwischen Stadt und Land und der in der Anwendung von Präventivmitteln sich kundgebende Wille, denn hier machen sich gerade die wesentlichsten sexualpolitischen Beweggründe geltend. Endlich aber erscheint mir der vom Verfasser versuchte Beweis der Nichtbeeinflussung durch das Glaubensbekenntnis n i c h t erbracht; in dieser Hinsicht genügt die umfangreiche Statistik, die Müller gibt, keineswegs, denn sie kann das Innerste nicht darstellen und läßt sich vielfach auch anders deuten; und wenn Müller auch richtig hervorhebt, daß nicht das äußere Glaubensbekenntnis, sondern Gesinnung und Gemüt den Ausschlag geben, so hängen diese heute immer noch zweifellos mit der kirchlichen Zugehörigkeit zusammen, so daß ceteris paribus die katholischen Kreise doch mehr Sinn für eheliche Bevölkerungspflege haben als andere, von Ausnahmen selbstverständlich hier wie überall abgesehen. So gehen dem Verfasser Einzelfragen mit großen synthetischen Gesamtfragen noch etwas durcheinander; hätte er sich zu dem Versuch einer einheitlich-synthetischen Beantwortung der schwierigen Frage — trotz der wissenschaftlichen Gefährlichkeit jeder bevölkerungstheoretischen Theorie — durchgewagt, so wäre sein Buch mehr geworden als was es jetzt ist: eine kluge, vorsichtige, kritische Darlegung, deren Gesamteindruck vielfach negativ bleibt.

2) **Landmann, F.: Reine Mutterschaft.** 5. Auflage. Rudolstadt 1923, Greifenverlag. 275 Seiten.

Von Prof. Dr. med. Fürbringer.

Beiträge zur geschlechtlichen Aufklärung und zur Versittlichung des ehelichen Lebens nennt der Autor diese „dem Weibe gewidmete“ Schrift. Sie ist vorwiegend populär gehalten, ohne der Wissenschaftlichkeit zu entbehren, kargt auch nicht mit einer sich scharfer, allzu schroffer Ausdrücke bedienenden Kritik. Das Erleben einer Mehrheit von Auflagen gibt von einer nicht geringen Beliebtheit Kunde.

Verf. ist, wie er sich schon im Vorwort unverhohlen äußert, der Überzeugung, daß die Menschheit seit Jahrtausenden die verderblichsten Irrtümer als altehrwürdige Überlieferung übernommen habe, bis die menschliche Art ob der körperlichen und sittlichen „Verlotterung“ sich ernstlich in ihrem Bestande bedroht fühlte und die geheiligten Selbstverständlichkeiten sich, da die bisherige Lebensführung nur ein Zerrbild der Forderung der natürlichen Lebensordnung sei, als vor schweres Ringen gestellte Probleme enthüllten. Die geschlechtliche Vergewaltigung der Frau durch das Herrenrecht des Mannes verpfusche jede neue Generation schon bei der Erzeugung dermaßen, daß seine weitere Entwicklung nur in Verkümmerung und Entartung enden könne. Vom „neuen Geist auf Erden“ wird die Schaffung neuer Keimzellen einer Menschheit erhofft, die nur die in den Geboten der Natur verankerten Selbstverständlichkeiten kennt und anerkennt.

Fragen wir nach dem konkreten Inhalt solcher überraschend weitgehender, um nicht zu sagen, ausschreitender Beanspruchungen und ihrer Begründungen, so belehrt uns das sehr ausführliche Elaborat, daß es darum geht, die schwangere, stillende und alternde Frau vor den Schädigungen eines „abgenötigten“ Geschlechtsverkehrs zu bewahren. Auch die künstliche Verhinderung der Empfängnis wird ob der unheilvollen Rückwirkung auf die Fortpflanzungsorgane verurteilt. Der Autor zögert nicht, solche Frevel wider die Naturgesetze als eine der wichtigsten Ursachen der Frauenkrankheiten anzusprechen und die heutige Existenz gynäkologisch gesunder Frauen zu bezweifeln. Weit ausholend von einem fiktiven, 500000 Jahre zurückliegenden Beispiel, einer Paarungsszene zwischen dem (dem heutigen Menschenaffen nicht unähnlichen) Vormenschen und dem erwartenden Weibe, läßt er sich in drastischen Schilderungen der Entwicklungen in der Eiszeit, der Periode des Sündenfalls und des Urmenschen aus und gibt eine den landläufigen Vorstellungen nicht widersprechende Naturgeschichte der Brunst. Die Lockerung der von der Natur der Fortpflanzungstätigkeit angelegten Fesseln leitet über zum Beginn der geschlechtlichen Vergewaltigung der Frau mit der Einehe. Ein breiter Abschnitt des Buches ist dem geschichtlichen Rückblick auf die Weltliteratur gewidmet, der von dem ältesten Kulturvolk, den Chinesen, ausgehend und u. a. Luthers Standpunkt eingehend würdigend, die Stellungnahmen zahlreicher Autoren, Vertreter und Gegner der geschlechtlichen Enthaltung berücksichtigt. Hier verrät sich eine ausgiebige Quellenforschung. Es kommen Ärzte, Sexualforscher, Rechtsgelehrte, Naturwissenschaftler und Ethiker zum Wort. Zu rügen ist das Übermaß der wörtlichen Zitation. So füllt eine Wiedergabe aus der deutschen Übersetzung des „Use and abuse of the mariage bed“ (1734) von Defoe, dem Schöpfer des unsterblichen Robinson Crusoe, nicht wenige Seiten. Bemerkenswert ist endlich eine dem Autor seitens eines Sexualforschers zur Verfügung gestellte, mit großer Ausführlichkeit berichtete, das geschlechtliche Empfinden während der Schwangerschaft und des Stillens betreffende Umfrage mit dem Ergebnis der Unhaltbarkeit der Lehre einer gesteigerten Sinnlichkeit.

Wer nur einigermaßen sich mit dem Thema der sexuellen Hygiene in der Ehe und des Präventivverkehrs befaßt hat, wird unschwer erkennen, daß es der Schrift an strikten, die Forderungen des Autors in dem bezeichneten Umfange begründenden Beweisen innerhalb weiter Grenzen gebricht. Er ist sich auch offenbar nicht im Unklaren darüber, daß der natürliche, unter Umständen alle Schranken durchbrechende Geschlechtstrieb sich in Widerspruch mit der glatten Abstinenz während der langfristigen Schwangerschaft und Stillungsperiode setzen muß, da er selbst dem „Meinung gegen Meinung“ Recht widerfahren läßt. Auch der beanspruchte Betrag der — nicht erläuterten — Schädigungen kann nicht zugegeben werden. Maßgebende Erfahrungen haben mit einem guten Teil des Problems aufgeräumt. Das gilt auch von dem weder durchgängig mangelnden noch vorwiegend unhygienischen Verlangen des weiblichen Partners. Hiernach ist des Autors Beurteilung der heutigen Ehe als eines traurigen Notbehelfs gegen einen ausgearteten Naturtrieb und einer unsittlichen, die Frau der geschlechtlichen Hörigkeit des Mannes überantwortenden gesundheitsschädlichen Einrichtung zu bemessen. Anderseits verdient das überzeugungstreue und anregend geschriebene, gedankenreiche, eine Fülle fleißig gesammelter literarischer Urkunden bergende Buch weitgehende Beachtung. Die — im Original einzusehenden — Vorschläge zur Hervorbringung immer wertvollerer Menschen,

die mit den Begriffen der Reform des Eherechts, der „Erneuerung“ des menschlichen Geschlechtslebens, der Bestrebungen des Mutterschutzes, der Lösung gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und sittlicher Fragen zu schaffen haben (Zusammenschluß, Eigenwirtschaft, ländliche Siedelungen usw.), enthalten, soweit sie nicht Utopien einschließen, einen guten Kern und annehmbare Winke für die Erstrebung hoher Kulturziele.

3) Mötefindt, Hugo: **Zur Geschichte der Barttracht im alten Orient.** Leipzig 1923, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. IV u. 64 Seiten.

Von Dr. med. O. F. Scheuer.

Die Untersuchungen Mötefindt's über die Barttracht im alten Orient stützen sich auf das reiche Material der vorderasiatischen Archäologie. Sie geben uns ein interessantes Bild über die Tracht und Pflege des männlichen Bartwuchses bis auf die Gegenwart. Mötefindt teilt seine Arbeit in fünf Hauptkapitel, die 1. die bartlose Tracht, 2. den Backen- und Kinnbart bei glatt rasierter Oberlippe (Fräse), 3. die Vollbartracht, 4. die assyrische Nationaltracht: Vollbart mit Lockenwickeln und senkrechten wie wagrechten Bändern und 5. die Schnurrbarttracht behandeln. Was nun die bartlose Tracht anbelangt, so scheint sie in den ältesten Zeiten fast in allen Ländern des alten Orient geherrscht zu haben. Bei den Griechen wurde die bartlose Tracht durch Alexander den Großen eingeführt. Auf diese Periode der bartlosen Tracht folgte dann eine eigenartige Barttracht, die sich durch das Glattrasieren der Oberlippe kennzeichnet, während der Backenbart und der Kinnbart dazu in der üblichen Weise getragen werden. Diese Tracht ist später über weite, festumgrenzte Gebiete der alten und neuen Welt verbreitet worden. Sie läßt sich von der Zeit um 3000 v. Chr. bis in die Gegenwart nachweisen. Der deutsche Volksmund bezeichnet sie ganz allgemein als Fräse (Kranzbart). Neben der Fräse erschien sehr bald auch die Vollbarttracht, die sich dann später in Babylonien, Assyrien und in angrenzenden Gebieten zu einer besonderen Landestracht mit den eigenartigen Lockenwickeln umgestaltete. Die Schnurrbarttracht ohne Backen- und Kinnbart ist im Orient nur einmal, und zwar in Ägypten vorübergehend getragen worden. So unbedeutend uns diese Wandlungen der Barttracht auch erscheinen mögen, sie sind doch Vorgänge, die nicht ohne tiefere Bedeutung sind. Hat doch der Bart in der Weltgeschichte seine Rolle gespielt und ist in den Anfängen der Kultur zweifellos ein religiöses Symbol gewesen. Mötefindt erörtert dies insbesondere an der Geschichte der Fräse, bei der einige Punkte dafür sprechen, daß die Tracht ursprünglich eine symbolische Veranlassung hatte, die in engster Verbindung mit religiösen Anschauungen stand. Mödefindt schließt sich hier der Ansicht K. Abrahams an, der die Barttracht der Fräse dahin deutet, daß die Entfernung des Schnurrbartes, der ja als ein Zeichen der Männlichkeit gilt, als partielle Kastration, d. h. als Beschneidung aufzufassen ist, ja diese vielleicht vertreten hat. Der Schnurrbart gewinnt hier also Genitalbedeutung, eine Ansicht, die der Löwenthal'schen Deutung widerspricht, daß die eigenartige Barttracht auf Grund der Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung als „die nach oben verlagerten Schamhaare des Weibes“ aufzufassen sei. Mötefindt weist auch hin, daß wie im Altertum so auch in der Neuzeit zu verschiedenen Malen auf dem Gebiete der Barttracht eine führende Herrscherpersönlichkeit eine entscheidende Veränderung der herrschenden Mode hervorgerufen hat. So setzte Alexander der Große an die Stelle des Vollbartes die bartlose Tracht, die über vier Jahrhunderte ununterbrochen herrschte. Dann führte der römische Kaiser Hadrian wieder den Vollbart ein. Eine ähnliche Beeinflussung der Bartmode konnte man in Deutschland in den letzten fünfzig Jahren miterleben. Mötefindt erinnert daran, daß sowohl Kaiser Wilhelm I. („Garde-“ oder „Kaiser-Wilhelm-Bart“) wie Kaiser Wilhelm II. (der aufgezwirbelte Schnurrbart „Es ist erreicht“) die Bartform beeinflußt haben. Wie die Frisur der Frau, so ist auch der Bart des Mannes seit urdenklichen Zeiten der Mode unterworfen gewesen, denn beide, sowohl Bart- wie auch Kopfhaare (letztere zumal beim weiblichen Geschlecht) sind als sekundäre Geschlechtscharaktere aufzufassen, bildeten also seit jeher ein sexuelles Anlockungsmittel. Von diesem Standpunkt aus betrachtet bietet die vorliegende Geschichte der Barttracht im alten Orient von Mödefindt auch für den Sexuologen interessantes Material.

4) Reitzenstein, Ferdinand Freiherr von: **Das Weib bei den Naturvölkern.** Berlin 1924, Neufeld & Henius. 484 S. mit 265 Abbildungen und 9 Tafeln.

Von Dr. med. et phil. A. Kronfeld.

In diesem schön ausgestatteten und illustrierten Werke vereinigt sich eine klare, allgemeinverständliche Darstellung von großem Lehrgeschick mit einer reichhaltigen und

wohlgeordneten Materialsammlung von hohem fachwissenschaftlichen Interesse. Sie gruppiert sich um zwei anthropologische Zentren: um das Weib als **Mutter** und um das Weib als **Hausgefährtin**. Hinter diesen sozialen Zentrierungen der Völkerkunde treten die anatomisch-anthropologischen Gesichtspunkte absichtlich zurück; dennoch ist auch der somatischen Anthropologie des Weibes in einem besonderen Teile des Werkes Rechnung getragen. Wenn Verf. von jenen beiden Zentren aus alle jene unendlich verzweigten Beziehungen aufsucht, in denen das Weib in der Ethnologie hinsichtlich seiner psychischen und sozialen Eigenart ausgezeichnet ist, so geschieht dies nicht ohne tieferen Grund. Verf. ist der Hauptvertreter einer wissenschaftlich-naturalistischen Sexualethik von der gleichen unvoreingenommenen Einstellung wie die der empiristischen Engländer, denen ja auch die moderne Völkerkunde der Primitiven am meisten zu verdanken hat. Und das ganze gewaltige Material sozialpsychologischer und -ethnologischer Erfahrung, das er in seiner schönen Darstellung vor uns ausbreitet, dient letzten Endes seiner ethischen Tendenz: das Geschlechtsleben in seinen vielfältigen Spiegelungen im Völkerleben unbefangen und vorurteilsfrei zu würdigen und die Relativität aller Satzungen und Normen desselben, soweit sie nicht der verständigen Erwäguug entspringen, aus ethnischen Eigenarten zu begreifen. Schon deshalb würde man dieses Werk mit reicher Belehrung und Anregung aus der Hand legen.

5) Macdonald, J. Ramsay: **Margaret Ethel Macdonald.** Ein Lebensbild. Berlin 1924, F. A. Herbig.

Von Dr. med. Finkenrath.

Diese Lebensbeschreibung einer hochherzigen Frau ergibt in gleicher Weise ein Bild des Schreibers und Ehemannes Ramsay Macdonald. Schmucklos, aber innerlich ergriffen, nicht berechnend geschickt, sondern mit zarter, weicher, liebender Hand sind gedämpft farbige Lebensbilder, Briefe und Worte aneinander gereiht. Es liegt über dem ganzen Buch ein tiefer inniger Glaube, der das Leben zweier Menschen nebeneinander beseelte und sie im Kampfe stärkte.

6) Eitingon, Max: **Zweiter Bericht über die Berliner psychoanalytische Poliklinik** (Juni 1922 bis März 1924). Leipzig, Wien u. Zürich 1924, Internat. Psychoanalyt. Verlag.

Von Privatdozent Dr. med. Birnbaum-Herzberge.

Verf. stellt in diesem neuen Bericht vor allem die didaktischen Bestrebungen und Ziele dieser ersten psychoanalytischen Poliklinik dar. Die therapeutische Übersicht beschränkt sich im wesentlichen auf statistische Tabellen. Von allgemeinerem Interesse dürfte sein, daß etwa 80 Analysen im Institut nebeneinander gemacht wurden, daß eine Verkürzung der Behandlungsdauer bisher noch nicht möglich war und daß man so nebenbei auch noch die Hypnose für einzelne „für uns verdorbene" Fälle in das therapeutische Inventar dieses psychoanalytischen Instituts mit aufgenommen hat.

Referate.

1) Cumming, Hugh: **Sozialhygiene und öffentliche Gesundheitspflege.** Journ. Soc. Hyg., Februar 1924.

Verf. verlangt sorgfältige und frühzeitige Aufklärung der heranwachsenden Jugend, und zwar soll in allen Schulen ein solcher Unterricht erfolgen, nicht als besonderer Gegenstand, sondern im Zusammenhang mit anderen Unterrichtsgegenständen wie Biologie, Physiologie, Hygiene, Geschichte, Bürgerkunde, Nationalökonomie, Soziologie und vor allem in den Stunden, die der körperlichen Ertüchtigung gewidmet sind. (Wenn die Amerikaner wirklich in den Elementarschulen alle oben genannten Gegenstände lehren, so muß in ihren Schulen recht viel geschwätzt werden. Ref.) Es ist ebenso nötig, die Erwachsenen, die Eltern, Lehrer und andere aufzuklären. Dies geschieht durch Broschüren, von denen das Gesundheitsamt in den letzten Jahren 30 000 000 verteilt hat, durch Vorträge und vor allem durch Lichtbilder, die in Kirchen, Versammlungshäusern, Klubs und Fabriken gehalten resp. gezeigt werden. 45 000 Vorträge, die von mehr als 6 Millionen Zuhörern besucht wurden, wurden vor kaufmännischen und ähnlichen Klubs gehalten. Von den im Jahre 1920 gestorbenen 1 142 558 Personen starb die größte

Quote an Syphilis und ihren Folgen (mit Ausnahme von Pneumonie und Influenza, die damals epidemisch auftraten), und zwar 12 Proz., an organischen Herzkrankheiten starben 10,9 und an Tuberkulose 8,7 Proz. In Neuyork mit seinen 10 Millionen Einwohnern wurden 1922 ebensoviel Fälle von Syphilis als Tuberkulose gemeldet. Diese Zahlen müssen dem Publikum immer wieder eingebläut werden. Neben der Aufklärung ist zu fordern, Abschaffung der Bordelle, Schaffung von harmlosen Vergnügungs- und Erholungsstätten für beide Geschlechter, Segregation der ansteckungsfähigen Erkrankten und Sterilisation der schwachsinnigen. J. P. zum Busch.

2) Lenroot, Katharine: **Die Verantwortung der Gesellschaft für die Fürsorge des verbrecherischen Mädchens und der unverheirateten Mutter.** Journ. Soc. Hyg. 1924, Nr. 2.

Die unverheirateten Mütter sind vielfach unter 18 Jahre alt. Es kommt alles darauf an, möglichst frühzeitig antisoziale Züge in den Kindern zu entdecken, dies geschieht durch die „besuchende Lehrerin", die den Schulen zugeteilt ist und deren Aufgabe es ist, das Heim der Kinder zu besuchen. Es wurde festgestellt, daß von 11 000 Kindern, die vor Jugendgerichtshöfen erschienen, 40 Proz. aus Familien kamen, in denen Vater oder Mutter tot war oder in denen die Eltern getrennt lebten, bei 17 Proz. war ein Stiefvater oder eine Stiefmutter im Hause. In Cincinnati fand man, daß 70 Proz. der verbrecherischen Kinder und 90 Proz. der delinquenten Mädchen aus Familien stammten, die ein schlechtes Familienleben führten; dies ist viel wichtiger als Armut. Verf. schildert dann, wie in Minneapolis besondere Fürsorgerinnen diese Häuser besuchen und mit den Eltern sprechen, wie dann das Mädchen selbst sorgfältig auf seinen geistigen Zustand untersucht wird und wie man ihm zu helfen versucht, sei es durch stete Behandlung und Überwachung im Elternhause, sei es durch Erziehung in einer Anstalt. Was die Fürsorge für die unverheiratete Mutter anlangt, so ist nicht zu vergessen, daß meist auch für den Vater gesorgt werden muß, der auch in vielen Fällen unter 21 Jahre alt ist.

J. P. zum Busch.

3) Additon, Henrietta: **Die Pflichten der Polizistin.** Journ. Soc. Hyg. 1924, Nr. 6.

1910 wurde in Los Angeles in Kalifornien die erste Polizistin angestellt, heute beschäftigen etwa 300 amerikanische Städte Frauen in der Polizei. Zuerst benutzte man sie zur Überwachung Jugendlicher in Tanzsälen, Kinos, Vergnügungsparks usw., heute beschäftigen sie sich mit der Erforschung spezieller Fälle, die Frauen und Kinder betreffen, mit dem Aufsuchen vermißter Frauen und Kinder, mit Auskunftgeben für Frauen, die polizeiliche Hilfe suchen, mit Patrouillegehen und Überwachung der Straßen und namentlich aller Vergnügungslokale; sie sind ferner allen Gerichtshöfen zugeteilt, um dort den Frauen beizustehen, um die Untersuchungsgefängnisse zu überwachen und dafür zu sorgen, daß namentlich Kinder und junge Mädchen separiert werden usw. Es ist sehr wichtig, die geeigneten Persönlichkeiten auszuwählen, politische Einflüsse dürfen dabei nicht mitspielen, auch ist es nicht angebracht, daß man, wie es häufig geschah, einfach die Witwen junger Polizisten oder Feuerwehrleute zu Polizistinnen macht.

J. P. zum Busch.

4) Werthington, P. E.: **Das Muster eines Gerichtshofes für sexuelle Verfehlungen.** Journ. Soc. Hyg. 1924, Nr. 6.

Man hat in Amerika jetzt schon vielfach derartige Spezialgerichtshöfe, in denen Prostituierte und ihre Besucher abgeurteilt werden. Verf. gibt das Muster eines solchen Gerichtshofes. Der Richter muß besonders dazu ausgewählt werden, er muß neben der juristischen auch psychologische und soziale Erfahrung haben. Die Unterbeamten dürfen nur diesem Gericht angehören. Geschworene sind nicht am Platze, die Verhandlungen finden unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Die Untersuchungsgefängnisse müssen das Trennen verschiedener Altersklassen und auch der verschieden schweren Vergehen ermöglichen. Es muß dafür gesorgt sein, daß geeignete Fälle auf Bürgschaft entlassen werden. Die Verhandlungen müssen rasch geführt werden, Vertagungen sind nach Möglichkeit zu vermeiden. Der Gerichtshof muß in steter Verbindung mit den Gesundheits- und Fürsorgebehörden stehen. Bei den Strafen soll zwischen reformatorischen und punitiven unterschieden werden, nach Möglichkeit sind auch Strafaufschübe zu gewähren. J. P. zum Busch.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER

INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

VON

REDIGIERT VON

Dr. MAX MARCUSE, BERLIN

XI. BAND MÄRZ 1925 12. HEFT





BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Inhaltsverzeichnis.

Alle Manuskriptsendungen sind an Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

XI. Band — März 1925 — 12. Heft

Das erotische Element in Kunst und Dichtung.

Von Studienrat Gustav Jung
in Frankenberg i. Sa.

(Schluß.)

Wie bei Goethe mit seiner fast unbeschränkten Erlebnismöglichkeit das Sexuelle die Wurzel des Künstlerischen war, so läßt sich bei anderen Dichtern das Gleiche feststellen.

Die Wunderstimmungen der mondbeglänzten Zaubernacht lassen die romantische Dichtung der Liebe mehr in den Vordergrund rücken und die Gefühlselemente entschwundener Zeiten in einem „gesteigerten Subjektivismus" zusammenfassen. So bietet Friedrich Schlegels „Lucinde" das Beispiel einer „Apotheose der Individualliebe" (Bloch). Während Wilhelm Scherer dieses Werk das freche Produkt eines philosophischen Fragmentisten nennt, sagt Karl Gutzkow: „Hier ist von keiner Raffinerie die Rede, sondern von der Sehnsucht eines Jünglings, der liebt, aber das Eine, ewig und einzig Geliebte in vielen Gestalten sehen will, in den Metamorphosen seines eigenen Ichs, der sich sehnt, Egoismus und Liebe zu versöhnen."

Novalis, an dessen Liebesgespräch aus dem „Heinrich von Ofterdingen" man denken könnte, nennt die Liebe den Endzweck der Weltgeschichte, das Amen des Universums. Schleiermacher empfiehlt eine Art von Liebesstudium, und Jean Paul stellt nach Felix Poppenbergs Ausführungen in Reinkultur die Erotik dar, die in Stimmungen schwelgt.

Grillparzer (neben Kierkegaard und Alfred de Musset als Vertreter einer Reflexionsliebe bezeichnet) läßt die Dichterin Sappho sich töten, weil der Grimm verratener Liebe sie zu unwürdiger Handlung hinriß. Die Rache Medeas am treulosen Jason wird gestaltet. Das Trauerspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen" versinnbildlicht die Tragödie der von irdischer Liebe ergriffenen Priesterin, und die „Jüdin von Toledo" offenbart wahnwitzige Liebesleidenschaft (vgl. E. Engel).

In Kleists „Familie Schroffenstein" fallen die Liebenden von der Macht des Gefühls getrieben dem Schicksal zum Opfer.

Im „Käthchen von Heilbronn" ist es wieder das elementare Gefühl, das die für einander Bestimmten zusammenführt. Nichts vermag im „Zerbrochenen Krug" gegen die Liebe der beiden jungen Leute aufzukommen, und in der „Penthesilea" handelt es sich ebenfalls um völlige Verschmelzung zweier Seelen, um das liebende Zusammendrängen von Ich und Du. Haß und Liebe empfindet Penthesilea für Achill. „Sie hat ihn vor Liebe aufgegessen," sagt Kleist. („Küsse

reimen sich auf Bisse," heißt es in seinem Werk). Auch die übrigen leidenschaftlichen Schöpfungen durchflutet der Strom der Liebe.

Wie ebenfalls erotische Gefühlsprobleme den großen Dramatiker Hebbel bewegten, beweisen seine „Judith", „Maria Magdalena", „Herodes und Mariamne", „Agnes Bernauer" und „Gyges und sein Ring".

Das gesamte Schaffen eines Lyrikers wie Heines stellt die Liebe in mannigfachster Art dar. (Vgl. mein Buch: Die Darstellung des Weibes in Heinrich Heines Werken, Leipzig 1920, und den Aufsatz: Der Erotiker Heine in dieser Zeitschrift 11. Bd., 5. 1924.).

Selten hat ein Dichter so wundervolle Töne gefunden, um das Glück, das das Weib in der Liebesleidenschaft zu bieten vermag, zu symbolisieren. Zuweilen schwelgt Heine förmlich in der Seligkeit, die die Liebe gewährt. Von der wilden, sündigen Begier zu dem schönen Leibe der Geliebten bis zur völligen Vergeistigung der Erotik hat der Dichter alle Arten der Liebe zu erfassen verstanden.

Auch in den Werken anderer Vertreter des jungen Deutschlands, bei Laube, Gutzkow und Mundt wurde die moderne Liebe in allen ihren seelischen Äußerungen und Beziehungen dargestellt.

Nach Blochs Ansicht ist Gutzkow, der beste Frauenkenner des 19. Jahrhunderts (?), an keinem Rätsel und Problem moderner Erotik vorbeigegangen. Brachte er doch vor den Franzosen und Ibsen die Probleme der modernen Liebe auf die Bühne.

Welche Rolle das sexuelle Element in der neueren Literatur spielt, beweisen die Namen so verschiedenartiger Künstler wie die von Balzac, Keller, Storm, Turgenjew.

Voller Schauer erleben wir mit, wie unselige Liebesleidenschaft in Zolas Novelle „Um eine Liebesnacht" Julien um Theresens willen in grausige Schuld bringt.

Zwingend stellt Zola die bannende Wirkung des schönen Mädchens auf den schüchternen jungen Mann dar, der alle seine Leidenschaft in jene Melodien legte, die nun seiner alten, in kristallklaren Tönen vibrierenden Flöte entströmen.

Therese ist zur Mörderin an ihrem Geliebten geworden. Die Liebe beider war wie die wilder Tiere gewesen, „die freigelassen sind und sich heimlich aufeinander losstürzen." Das Mädchen weiß, daß es den jungen Julien zum willenlosen Werkzeug verwenden kann. Therese verspricht ihm volle Hingabe für die Beseitigung der Leiche. Julien läßt diese in den Fluß gleiten. Im Bewußtsein, daß ihm nun der Liebeslohn werde, denkt er an den feinen Duft, den ihre feine Haut ausströmte, an das Zimmer, in dem er Wollust und Grausen und tolle Trunkenheit empfunden hatte. Doch ihr Bild verblaßt. Und das Wasser verschlingt auch ihn. Drei Monate später heiratet Therese ... „ihr schönes Gesicht war voll stolzer, ruhiger Jungfräulichkeit."

Einschlägiges Material über die Liebe in der schöngeistigen Literatur hat I. Bloch zusammengestellt.

Die Zwangsehe behandelt Ibsen in seinen „Gespenstern". Die an den Wollüstling für immer gefesselte Frau verfehlt es doch gerade darin, woran es Nora mangelt: sie fühlt nicht die leiseste Regung jener Liebe, die über das eigene Verlangen hinaus in die Reiche der Caritas hinauswächst, jene Liebe, die Barmherzigkeit wird. Sie

hat ihren Mann nicht verstanden, nicht verstehen wollen, und zu spät muß sie durch ihren eigenen unglücklichen Sohn erfahren, worin sie sich versündigt hat.

Das Bild der konventionellen Ehe steht auch in Ibsens „Nora“ vor uns. Doch nur so lange hält dies Band in seinem Gefüge zusammen, bis in den Augen der „wissend gewordenen Frau“ der Mann nichts ist als ein „verfeinerter Lüstling“, der sie ausgepreßt und -gesogen hat wie eine süße Frucht (Bulthaupt).

Verwandte Probleme beschäftigen die Dramen „Hedda Gabler“ und „Klein Eyolf“.

Das oft behandelte Motiv freier Liebe durchpulst Sudermanns „Heimat“. Die verstoßene und durch einen Lebemann verführte Tochter des Oberstleutnants Schwartze kehrt als große Sängerin ins Elternhaus zurück. Der ganz in den verlogenen Ehrbegriffen schicksalhaft befangene Vater will die Tochter zur Ehe mit dem Verführer zwingen. Wie in Wildes „Frau ohne Bedeutung“ wehrt sich die Tochter gegen die Ungeheuerlichkeit.

Wie einst in der Zeit des Sturmes und Dranges — man denke an Goethe, Leopold Wagner und Schiller — die Gestalt der Kindesmörderin die Seelen mächtig bewegt hatte, so führt uns Gerhart Hauptmann in seinem sozialen Drama „Rose Bernd“ die Entwicklung des schönen, kräftigen Bauernmädchens in ländlicher Unschuld zur Meineidigen aus Scham, zur halb irrsinnigen Kindesmörderin vor Augen, ein Opfer eines unabwendbaren Schicksals, wie Soergel meint. Das Elend außerehelicher Mutterschaft beleuchten grellste Streiflichter.

Ibsens Einflüsse sind auch bei Schnitzler unverkennbar. Das Mädel, das aus den Kreisen stammt, „wo es keine großen Szenen, keine Gefahren, keine tragischen Verwicklungen“ geben soll, wird lebendig. Aber die Ansicht, das in diesem sozialen Milieu „der Beginn keine besonderen Schwierigkeiten und das Ende keine Qualen“ berge, daß man hier „lächelnd den ersten Kuß empfange und mit sehr sanfter Rührung scheide“, läßt der Dichter elend Schiffbruch leiden. Tiefste Innigkeit der Liebe ist nicht das Eigentum bevorrechteter Klassen. Sie gehören dem echten Menschentum in allen sozialen Lagen des Lebens. Not und Tod beschließen die Tragödie des Weibes aus unteren Kreisen.

In flüchtigem Szenenwechsel gleiten die Bilder wahllos, triebhaft, leidenschaftlich in Schnitzlers „Reigen“ in graziöser Behandlung vorüber. Alle Stände umfassen sie in sozialer Gerechtigkeit, wie uns schon das Personenverzeichnis ankündigt. Die Dirne, der Soldat, das Stubenmädchen, der junge Herr, die junge Frau, der Ehegatte, das süße Mädel, der Dichter, die Schauspielerin, der Graf, sie alle treffen sich zu flüchtigem Rausche.

Man hat Frenßen die hitzige Propaganda starker Liebestriebe wohl mit Unrecht vorgeworfen. Man kann sicherlich anderer Meinung sein. Jedenfalls spielt sexuelles Gemeinschaftsleben auch vor der Ehe bei Frenßen eine gewisse Rolle, und er geißelt die Zurückdrängung natürlicher Triebe durch die konventionelle Moral, durch die bürgerliche Sitte, die er die große Mörderin nennt, die den armen Mädchen die beste Lebenszeit verderbe. Des Dichters tapferes Buch „Der Pastor von Poggsee“ hat verstehende Freude an jeglicher

echten Hingabe. Dies beweist Adam Barfood seiner Tochter gegenüber, die unverheiratet, vereinsamt dem Zuge ihrer „Mutternatur" folgt.

Dichterische Behandlung erfahren die ersten sexuellen Regungen der aufblühenden Jugend in Wedekinds „Frühlings Erwachen", die nach des genannten Literarhistorikers Worten in ratloser Verwirrung, mit naivem Unverständnis oder einem lüsternen Staunen, oder mit Erkenntnis, in die sich Ekel mischt, das Erwachen des Liebestriebes fühlen.

Ein typischer Ehebruchsroman liegt in der meisterhaft geschriebenen „Madame Bovary" von Flaubert vor.

Defoes Geschichte der Moll Flanders hatte in längst vergangener Zeit das Leben der Prostitution dichterisch verklärt, ebenso wie der Abbe Prévost in seiner von Leidenschaft durchglühten „Manon Lescaut".

Wie einst das Mittelalter die Macht der Vrouwe Venus gefeiert hatte, so steht die Liebe als „die große Umklammernde, als der ewige Unruhestifter und härteste Zuchtmeister in dem Mittelpunkte fast aller Wedekindschen Dramen" (Soergel). Die einzelnen Formen der Liebe, ihre abgewandelten Erscheinungen sind für Wedekind ein unerschöpfliches Thema. Sein „Erdgeist", die „Büchse der Pandora" sind neben anderen Werken hierfür ein Beweis.

Die Beziehungen des Alkohols und der Lues zum Sexualleben suchen Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" und Ibsens „Nora" und „Gespenster" zu erfassen.

Die Schriften von Baudelaire, Verlaine, Maupassant bieten reiche Möglichkeiten für ein Studium der Erotik, und insbesondere der Psychopathia sexualis.

In der düster glühenden „Anna Walewska" Eulenbergs wird aus einem abgöttisch liebenden Vater ein von Brunstflammen Verzehrter, der die eigene Tochter begehrt. Die animalische Lebensgier Edgars in der „Leidenschaft" kennt nur Kämpfen, Zechen und Lieben. (Vgl. Soergel.)

Durch den magischen Zug der Leidenschaft finden sich Ottokar mit Polyxena in Meyrinks „Walpurgisnacht".

Bloch weist auf die außerordentlich umfangreiche schöngeistige Literatur über sexuelle Perversitäten hin. Man mag an den verschiedentlich behandelten sadistischen Typ des Ritters Blaubart denken.

Die ganze Psychologie moderner Liebe, all die mannigfaltigen Stimmungen, Träume der Erotik haben uns nach der Anschauung des zitierten Autors u. a. Jacobsen in seinem „Niels Lyhne" und Heinrich Mann in der „Jagd nach Liebe" erschlossen. Die stolze, vielleicht romanisch anmutende Geste dieses Dichters, die große, wilde Gebärde, die erlesen geschmückte Sprache suchen sie nicht Eines zu erfassen, die trostlose Sehnsucht nach Liebe. Wehe Süchte stoßen Claude Marehn durch funkelnde, aber kalte Abenteuer und füllen sein hastendes, nervenzermürbtes Dasein mit jähen, schreckvoll süßen Gesichten. Wie Faust Helena in jedem Weib erblicken soll, so tasten alle Sinne Marehns bei vorgetäuscht genießender Analyse nach Ute, die seines Lebens stätige Bewegung gestaltet. Aber dieser unerhörten Leidenschaft wird keine Erfüllung. Vor dem Sterbenden steigt wohl in betörender Pracht die nackte Schön-

heit von Utes königlichem Leibe auf; aber das ewig erträumte, nun ach zu spät errungene Glück zerbrechen die dunklen Mächte des Todes.

Auch in dem Roman „Zwischen den Rassen" zerquälen Erinnerungen an fleischgewordene triebhafte Sucht die nach Höherem hingewendete Seele des Weibes. In allem, in den Landschaften, in Bildern, in Tönen ist der Mann, der es erniedrigt. Das Weib, das überall Begierden erregt und geteilt hat, mag sich nicht mehr leben fühlen, bis es schließlich schreitend in ein neues Land die echte Liebe erlebt.

In dem farbigsten, lebendigsten Werke Manns „Die Göttinnen" bebt durch dreier Gestalten Leben das Schicksal der betörenden Violante von Assy, die endlich als die fleischgewordene Liebe mit ihrer ganz im Eros sich verlierenden Phantasie ihre Erfüllung findet.

Feinere seelische Beziehungen zwischen Mann und Weib, komplizierte Frauencharaktere schildert auch Gabriele Reuter in ihrem Roman „Ellen von der Weiden", der uns die Geschichte einer Eheverfehlung bietet.

Daß Eros auch in der neueren Lyrik, diesem Barometer seelischer Zustände, nicht fehlt, ist selbstverständlich, ganz gleich, ob wir an die toll durchs Leben stürmende Liebe Liliencrons denken, die herddämmerglückzarte Weichheit Falkes fühlen oder uns von der allzerglühenden Leidenschaft Dehmels mitreißen lassen.

„Keine Situation, keine Stimmung, kein Ausdruck," sagt Soergel, „ist Dehmel hier fremd: die blinde Glut, das Sehnen des Knaben, das Sehnen der Braut, der Scherz der Liebe und ihr Hohn, ihr seliges Leid und ihr wehes Glück, Verhaltenheit, traumselige Vergessenheit und Bangen, der Seelenkampf, das Ringen zwischen alter und neuer Liebe, die nie zu stillende Sehnsucht — das alles erklingt in einer unvergeßlichen Melodie, hält ein unvergeßliches Bild zusammen."

So erstickt die Liebe in den „Verwandlungen der Venus" nach des genannten Forschers Worten fast im Schlamm; aber aus dem Tierischen läutert sie sich zum Geistigen und die „Zwei Menschen" „lösen sich unter der Macht der Triebe von allen Liebesfesseln", und finden beim Suchen ihres Glückes das Weltglück.

Auch aus der chaotisch wilden Symphonie der Ausdruckskunst klingt der Gesang der Liebe, die oft Schmerz scheint. Heiße Leidenschaftlichkeit atmen die Liebeslieder der Else Lasker-Schüler, um nur jemand zu nennen, der sich etwa neben Werfel und wenigen andern bereits über seine Zeit zu erheben scheint. In Brechts „Baal" kreist „nur Saft, der sich zu Knäueln ballt und Blume oder Baum heißt, nur Blut, das um sich Gewebe schafft und Tier oder Mensch wird." (G. Pohl.)

Die nur skizzenhaft angedeuteten Beispiele ließen sich leicht um unzählige aus den Dichtungen wohl aller Völker vermehren.

Gar oft hat sich beim künstlerischen Schaffen die Betätigung des lebendigsten Triebes des menschlichen Willens erwiesen.

Auf tausend Wegen wandelt in ewiger Jugend voll Sehnsucht Eros verschwenderisch im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit durch die Gärten der Kunst, und die köstlichsten, duftigsten Knospen läßt er in unerhörtem Glanze traumhafter Schönheit erblühen.

(Aus dem Wiener psychoanalytischen Ambulatorium. Leiter: Dr. E. Hitschman.)

Der psychogene Tic als Onanieäquivalent.

Von Dr. Wilhelm Reich.

A. F., 47 Jahre alt, Stickerin. Frühere Diagnose der Nervenklinik Wagner-Jauregg: Psychogener Zwerchfelltic. Es handelt sich um plötzliche, krampfhafte Exspirationen mit Erschütterung des ganzen Körpers, insbesondere des Kopfes und Halses und Hochziehen der Schultern; manchmal besteht nur ein leises Räuspern oder ein zuckendes Vor- und Aufwärtsschnellen des Kopfes. Neben diesem für die Patientin quälendsten Symptom besteht tiefe Depression, Zwangsgrübeln, Schlaflosigkeit, Arbeitsunfähigkeit und eine Reihe vikariierender Symptome, wie Ziehen in den Extremitäten, Kopfschmerzen, ein den Rücken hinunterstrahlender Schmerz und andere hypochondrische Sensationen. Neurologisch bis auf eine diffuse Hypersensibilität und Hyperalgesie ohne Befund.

I. Anamnese und Krankengeschichte.

Die Patientin ist in Mittelstandsverhältnissen aufgewachsen. Sie ist die jüngste von drei Schwestern, diese sind um 10 und 11 Jahre älter, kein Bruder. Das Regiment im Hause führte die Mutter, die das jüngste Kind sehr geliebt, „verzogen", aber auch sehr streng gehalten haben soll. Vor allem sei ihr jede Selbständigkeit genommen, jedes eigenmächtige Handeln als gefährliches Vorgehen hingestellt worden. Es habe oft Szenen gegeben, in denen die Mutter sich mit der ältesten Schwester gegen die Patientin verband; es sei dann sehr geschrien, Patientin gelegentlich auch geschlagen worden. Gewöhnlich folgte dann unter Reueerklärungen der Patientin die Versöhnung.

Beide Schwestern heirateten, als die Patientin noch sehr jung war. Nachher sei sie von der Mutter noch viel strenger behandelt worden. Wenn sie als junges Mädchen auf der Straße angesprochen wurde, so wurde ihr das als das ärgste Verbrechen hingestellt. Patientin traute sich schließlich nicht mehr, der Mutter irgend etwas mitzuteilen, aber ebensowenig etwa hinter ihrem Rücken ein eigenes Leben zu führen. Sie hielt vielmehr den Standpunkt der Mutter (die sie zum Beispiel noch bis in die Jahre der Erwachsenheit unter Briefzensur hielt) für den richtigen, sich selbst, wenn sich etwas in ihr gegen solche Behandlung auflehnte, für eine undankbare Sünderin. Ähnlich wie mit der Mutter ging es ihr mit der älteren Schwester. Auch diese war sehr streng.

Als Patientin 20 Jahre alt war, erkrankte ihre älteste Schwester an einer Meningitis. Der Arzt hatte sie aufgegeben. Der Mann (der Schwester) nahm sich auf diese Nachricht hin das Leben. Die Schwester erholte sich wieder, doch erblindete sie unter den Folgen der Meningitis. Diese Vorkommnisse erschütterten Patientin sehr, das Erblinden schien ihr, wie sie einmal selbst sagte, irgendwie die Folge des Todes des Gatten.

22 Jahre alt, erkrankte Patientin an einer Pleuritis. Noch lange nach der Heilung bestand quälender Husten. Der Vater, welcher zur

selben Zeit krank im selben Zimmer lag und sehr nervös war, konnte ihren Husten nicht vertragen. Besonders in der Nacht hatte sie der Vater oft angeschrien, sie möchte doch Rücksicht nehmen und den Husten zu unterdrücken trachten. Mit jedem dahinzielendem Versuche erreichte sie aber nur das Gegenteil. Eines Tages gab ihr die Mutter, um den Husten zu kupieren, eine größere Dosis Morphium, worauf der Husten krampfhaft wurde und die Form des „Hopsens“ annahm (so nannte Patientin ihren Tic), wie er seither bestehen blieb. Sie mußte dann immer „hopsen“, wenn sie in Gesellschaft sich befand, niemals, wenn sie allein war.

Drei Jahre später starb die Mutter, die sie aufopferungsvoll gepflegt hatte, an einem Herzleiden. Starke Verschlimmerung des Hopsens. Nun ließ sich Patientin auf ärztlichen Rat am Rosenhügel[1]) aufnehmen. Eine Ärztin nahm sich dort ihrer an; nach einigen Aussprachen mit der Ärztin trat leichte Besserung ein. Bald darauf erlitt Patientin in zeitlich knapper Aufeinanderfolge zwei psychische Traumen, die geeignet waren, ihren seelischen Zustand dauernd zu fixieren .

Das erste betraf ihren Vater. Schon im 4. Lebensjahre der Patientin war der Vater anläßlich eines großen Vermögensverlustes „gemütskrank“ geworden. So recht und schlecht hatte er sich die ganzen Jahre über gehalten. Nun erkrankte er neuerdings; nach den Schilderungen der Patientin dürfte es sich um eine Melancholie gehandelt haben. Patientin faßte es als selbstverständlich auf, daß sie, als die natürliche Nachfolgerin der Mutter, mit ihm zusammenlebe und seine Pflege übernehme. Die Ärzte rieten ihr ab, der Vater sei in einer Anstalt ebensogut aufgehoben, sie aber sei ein junges Geschöpf, das ihre Tage nicht in Gemeinschaft mit einem alten, kranken Mann zu verbringen brauche. Sie ließ sich überreden, der Vater kam in eine Anstalt (Steinhof). Patientin litt unter fürchterlichen Gewissensqualen, pietätlos gehandelt zu haben. Das Hopsen verschlimmerte sich, Schlaflosigkeit und Kopfschmerzen traten ein.

Das zweite Ereignis war zunächst geeignet, Patientin wieder aufzurichten. Sie verlobte sich mit einem Freund des Hauses, den sie schon seit ihrer Kindheit kannte. Er hatte ihr vorher nie besonderen Eindruck gemacht, aber jetzt, da sie sich so verlassen fühlte, trug sie ihm alle Liebe entgegen. Aber auch hier blieb die schwerste Enttäuschung nicht aus. Auch der Verlobte erkrankte, und zwar unter eigenartigen Umständen: Patientin ist angeblich sexuell völlig unwissend gewesen. Unter Ehe habe sie sich nur ein „freundschaftlich-harmonisches Zusammensein“ vorgestellt. Der Bräutigam, dies nicht ahnend, wollte ihr, um ihr Enttäuschungen zu ersparen, etwas von sich erzählen. Heute glaubt Patientin, er habe ihr seine Impotenz gestehen wollen, doch wisse sie dies nicht sicher. Sie konnte nicht verstehen, um was es sich handelte, ihr Freund suchte es ihr vergeblich begreiflich zu machen, er erstaunte immer mehr: „Das weißt du alles nicht?“ Sie schämte sich grenzenlos; der Verlobte und sie selbst wurden in solchen Gesprächen immer erregter, „er sei überhaupt immer sehr nervös gewesen“. Inzwischen war ihr Freund von der Wirtschafterin „verführt“ worden,

[1]) einer Wiener Nervenheilanstalt.

schließlich sei er „zusammengebrochen“ und habe sich am Rosenhügel aufnehmen lassen. Nun kamen Briefe von der behandelnden Ärztin, es wäre für den erkrankten Bräutigam besser, wenn die Patientin ihn freigäbe und nicht auf einer Heirat mit ihm bestünde. Sie antwortete, sie wolle kein Hindernis seiner Genesung sein und zog sich zurück. Die Entlobung war für sie der ärgste Schlag, sie fühlte nunmehr ihr ganzes Leben verpfuscht. Bald darauf unternahm sie einen Suizidversuch. Sie trank eine große Flasche Brom leer; man fand sie aber, es wurde ihr der Magen ausgepumpt und sie schämte sich nachher sehr.

Den Bräutigam hat sie seither einige Male getroffen. Obwohl sie sich dabei aufgeregt habe, sei er ihr heute doch gleichgültig. Seither trage sie eine konstante heftige Sehnsucht in sich, sie könne aber nicht sagen wonach. Nach dem Bräutigam jedenfalls nicht.

Ein Jahr später starb der Vater. Die Patientin schrieb sich die Schuld zu: hätte sie ihn zu sich genommen nach dem Tode der Mutter, er lebte noch heute. Damals wurde auch die Schwerhörigkeit, die schon seit der Kindheit bestand, schlechter.

Seit dem Tode des Vaters, in ihrem 38. Lebensjahre, lebt Patientin allein und von dem, was sie als Stickerin verdiente. Gelegentlich kommt sie mit ihrer älteren Schwester zusammen, sie vertrage sich aber nicht mit ihr, halte es niemals lange in ihrer Anwesenheit aus.

Im Laufe der Jahre waren zu den oben erwähnten andere Symptome hinzugetreten: seit mehreren Jahren besteht eine Angsthysterie vom Charakter der Platzangst: Patientin fürchtet, durch längere Zeit auf der Straße allein zu sein, fürchtet Ansammlungen von Menschen, sie könnte in ein „Gewühl“ geraten, fürchtet vor allem die vielen Menschen in Straßen- und Eisenbahn oder in einem geschlossenen Raum. Sie fürchtet ferner das Fahren ganz allgemein, und zwar meint sie, sie werde in der Bahn ihres Hopsens wegen beobachtet; bei diesem Gedanken verschlimmert sich das Hopsen. Ferner fürchtet sie, überfahren zu werden, so daß sie in einer verkehrsreichen Straße es nicht wagt, den Fahrdamm zu überqueren. Sie fürchtet das Alleinsein überhaupt. Sie klagt über eine besonders abends einsetzende unbestimmte „Sehnsucht“, die sie ganz melancholisch mache. Besonders aber beklagt sie sich über einen Umstand, der ihr das soziale Fortkommen erschwere: sie könne nichts vertragen, was nach Zwang aussehe. Sie gerate in größte Unruhe, und alles lehne sich in ihr auf, wenn sie eine Arbeit zu einem Termin fertig zu stellen habe. So fragte sie auch, ob sie in die Behandlung pünktlich kommen müsse. In Wirklichkeit war sie nie zu spät, immer zu früh gekommen.

Das Hopsen verstärkt sich, wenn sie sich beobachtet glaubt. Den Schwager, der das Hopsen nicht verträgt, fürchtet sie ganz besonders. Der Tic sei ihr aber gar nicht so unangenehm, wie der Gedanke, wenn andere das Hopsen sähen, würden sie sie für verrückt halten. Mit dem Husten sei es ihr früher ebenso gegangen, wie jetzt mit dem Hopsen. Auch des Hustens wegen habe sie sich beobachtet und verachtet geglaubt. Die Progression war folgende: Husten — Scham, vor dem Vater zu husten — Scham, in der Bahn und vor allen Leuten zu husten — Unterdrückung des Hustens — Angst, der Husten werde in der Bahn wieder auftreten — Auftreten des Tics zu Hause und in der Bahn —

Angst vor dem Tic — Auftreten des Tics auch in anderen Situationen — Verschlimmerung des Tics nach allen Lebensenttäuschungen. Sonderbarerweise betont Patientin immer wieder, daß der Tic etwas Eigenes sei, „etwas Eigenartiges", das kein Mensch außer ihr habe, daß die Ärzte sich bei ihr nicht auskennten. Patientin findet es selbst höchst sonderbar, daß sie ohne „irgendein Leiden nicht leben" könne. Sie habe schon oft bemerkt, daß sofort irgendein Symptom sich verstärke oder neu auftrete, wenn die „Hopserei" einmal spontan nachlasse. Hinwiederum hat sie sonst keinerlei Beschwerden, wenn die Hopserei sehr arg werde.

Soviel von dem, was in einigen oberflächlichen Aussprachen in Erfahrung gebracht wurde.

Es handelt sich um eine psychopathische Persönlichkeit mit Zwangs- und Angstzuständen. Von Vater und Mutter her ist die Patientin „erblich belastet". Eine Schwester „nervös".

II. Die Behandlung.

Die Patientin hatte nach einer neuen Rezidive im April 1922 das psychoanalytische Ambulatorium aufgesucht. Sie stand durch sechs Wochen bei einem dort tätigen Arzt in psychoanalytischer Behandlung, die abgebrochen werden mußte, weil der behandelnde Arzt Wien verließ. Am 4. September übernahm ich Patientin, jedoch nur zu suggestiver Behandlung, von der ich mir in einem so schweren Falle höchstens ein momentanes Hinweghelfen über die tiefe Depression versprach. Die zur Verfügung stehenden Analysenplätze waren sämtlich besetzt, warten konnte man die Patientin nicht gut lassen. Auf eine einigermaßen befriedigende Wirkung reiner Verbalsuggestion selbst mit Hypnose konnte bei der mit allen erdenklichen Methoden erfolglos vorbehandelten Patientin nicht gerechnet werden. Es kam nur ein Versuch kathartischer Ausfragung nach Breuer und Freud in Betracht. Doch auch dieser Versuch scheiterte an der Unmöglichkeit, die Patientin in Tiefschlaf zu versetzen. Weder protrahierte, noch fraktionierte Hypnose brachte sie über einen Zustand tieferer Somnolenz mit Katalepsie hinaus. Dieses bei einer sonst, wie sich später zeigen wird, sehr suggestiblen Patientin so sonderbare Verhalten wurde verständlich, als mir auffiel, daß Patientin auf jede Schlafsuggestion mit heftigstem Hopsen gleichsam als Protest reagierte. Es wurde klar, daß sie eine Szene aus der Zeit ihrer Erkrankung an Pleuritis wiederholte: auch damals wurde sie vom Vater aufgefordert, zu schlafen, und hatte auch damals mit heftigem Husten reagiert. Die Auflehnung gegen jeden Zwang mochte mitspielen. Da war nun nichts zu machen. Da viel daran gelegen war, zunächst den wesentlichen Haftpunkt ihrer Libido festzustellen, das heißt, die derzeit im Vordergrunde stehende, der letzten Rezidive zugrunde liegende Verdrängungssituation zu eruieren, wurde zur „palimnestischen Methode" Kohnstamms gegriffen. Diese besteht bekanntlich darin, daß man dem Patienten aufträgt, von irgendeiner Situation oder überhaupt zu träumen. Gelingt der Appell an das Unbewußte des Patienten, so träumt er zum Beispiel die Erklärung zu einem Symptom. Obwohl man sich sagen mußte, daß der Gewinn kein großer sein könne, weil auch dem in der Traumdeutung Erfahreneren

nur das Typische durchsichtig wird und nur der latente Traumgedanke etwas besagt, lockte der Versuch, zu erfahren, wie weit man ohne die regelrechte Behebung der Widerstände, wie es die psychoanalytische Technik fordert, in das Unbewußte vordringen könne.

Soweit also im folgenden psychoanalytische Deutungen Platz greifen werden, erheben sie keinen Anspruch auf Richtigkeit, weil sie nicht aus der psychoanalytischen Technik herauswuchsen. Sie stützen sich lediglich auf Erfahrungen an analysierten Patienten und auf die Beweise, die Patientin für ihre Richtigkeit selbst lieferte. Es ist noch zu bemerken, daß die Patientin von Psychoanalyse überhaupt keine Kenntnis hatte, auch in der vorangegangenen sechswöchigen Analyse keinerlei Aufklärung erfahren hatte.

19. X. Patientin erzählt in ungezwungener Aussprache von den Vorläufern ihres Erkrankens am Tic. Sie habe schon lange vor der Pleuritis, aber auch später häufig an „Zuckungen" an verschiedenen Körperpartien gelitten. So einmal an einem Tic des Kopfes, der in fortwährender Rechts- und Linksdrehung bestand. Dieses Symptom war in ihrem 35. Lebensjahre auf einem Friedhofe während eines Begräbnisses aufgetreten. Es war so, als müßte sie immerfort „Nein" sagen. Patientin bekommt in leichter Hypnose den 1. Auftrag: „Sie werden heute nachts klar und deutlich davon träumen, was dieses Zucken damals zu bedeuten hatte."

Am 20. X. erzählt Patientin, sie habe wohl etwas, aber leider nicht vom Zucken geträumt. Ich bitte sie, es trotzdem zu erzählen. „Es war ganz konfuses Zeug. Ich hatte Angst, es gab eine Revolte in den Straßen, Tumulte, Tiere wurden mit Lassos eingefangen, Fensterscheiben wurden eingeschlagen." Damit war ohne die Einfälle der Patientin wenig anzufangen; auch wollte ich das Experiment nicht durch Einfälle stören. Im Verlaufe des Gespräches kommt Patientin auch auf ihren gewesenen Bräutigam zu sprechen; er sei auch einmal zudringlich geworden. Sie habe sich heftig gewehrt und ihn flehentlich gebeten, die Grenze nicht zu überschreiten. Wann denn dies vorgefallen sei? Vor ihrer Abreise nach B. zum Begräbnis. Nun konnte man sich einiges erklären. Sie hatte in zensurierter, aber typischer Weise von ihrer Defloration geträumt: Sie hatte Angst, Fensterscheiben wurden eingeschlagen. Der „Nein-tic" hatte ihre Abwehr zum Inhalte gehabt. Beachtenswert ist, daß Patientin, ohne zum Assoziieren aufgefordert worden zu sein, vom Traum über einige andere Assoziationen direkt zu seinem latenten Inhalt und dem des Tics vorgedrungen war.

2. Auftrag: „Sie werden in der darauffolgenden Nacht von der Annäherung ihres Bräutigams träumen."

23. X. Hat nichts geträumt. Die Hopserei sei am Abend vor dem Einschlafen besonders arg gewesen.

3. Auftrag: Die Hopserei werde nur zwischen 11 und 12 Uhr vormittags heftig sein, den übrigen Tag werde sie Ruhe haben. Sie werde heute nachts vom Vater und ihrer Pleuritis träumen.

24. X. Hat nichts geträumt. Klagt über Schmerzen in der linken Seite seit heute morgen, es sei „wie damals". Es wird der Patientin geraten, sich intern untersuchen zu lassen und einige Tage das Bett zu hüten.

4. XI. Die körperliche Untersuchung ergibt außer einer Dämpfung am rechten Apex negatives Resultat. An den Pleuren keine konstatierbare Veränderung. Und doch hatte Patientin bis zu 38 Grad Fieber gehabt. Die Schmerzen bestanden fort. Ich konnte mir das Rätsel nicht anders erklären, als daß sie meinen Auftrag, sie werde von der Pleuritis träumen, derart befolgt hatte, daß sie die damaligen Symptome in Konversionsform reproduzierte. Ich hatte mit meiner Vermutung recht, denn die Schmerzen und das Fieber ließen sich suggestiv prompt beseitigen. Es wurde klar, daß sie gerade der Eruierung der Erlebnisse während der Pleuritis heftigen Widerstand entgegensetzte. Sie klagte, daß die Hopserei jetzt vor dem Einschlafen besonders arg sei, sie schlafe immer erst gegen den Morgen ein.

Mit der Hopsererei vor dem Einschlafen am Abend und in der Hypnose mußte es eine besondere Bewandtnis haben. Von der psychoanalytischen Erfahrung ausgehend, daß jedes Symptom die zensurierte Befriedigungsart einer verdrängten und verpönten Triebregung, sowie den Ausdruck der Abwehr von seiten der verdrängenden Instanz darstelle, mußte ich erst in Erfahrung bringen, was für eine Befriedigung dieses Hauptsymptom der Patientin brachte. Daß es auch ein Ausdruck jegliches Trotzes wurde, war ja klar. Patientin er-

hält den 4. **Auftrag, zu träumen, wie der Vater mit der Hopserei vor dem Einschlafen zusammenhänge.**

6. XI. Traum: „Ich sitze mit meinem Vater und Dr. R. in einem Kaffeehause. Ich bin jung verheiratet, Dr. R. gibt mir eine arithmetische Aufgabe, die ich nicht lösen kann.“ Mein Auftrag wird im Sinne des Widerstandes abgelehnt: die Aufgabe, welche ich ihr gegeben habe, ist zu schwer, sie kann (d. h. will) sie nicht lösen. Sie erzählt dann, der Vater habe immer so heftig gehustet und gestöhnt vor dem Einschlafen, sie habe es nicht leiden können, „ich habe mir oft gedacht, es sei eine Versündigung von mir, man dürfe sich über nichts lustig machen, man könnte es selbst bekommen“. Wenn sie in der Elektrischen jemand sieht, der einen Tic hat, so müsse sie es auch sofort machen, sie könne sich nicht bezwingen. Ich bemerke, es sei ja sehr wahrscheinlich, daß sie auch den Vater konstant nachahme, wenn sie hopse, vielleicht als Strafe dafür, daß sie ihn damals, als sie noch gesund war, verlacht hatte. Patientin reagiert zunächst nicht auf diese Erklärung.

10. XI. Hat wieder geträumt, unter anderem auch einen Traum, der sie schon seit Jahren quäle; die Mutter besaß einen Vogel, den Patientin sehr liebte, der Vater konnte ihn nicht leiden. „Von diesem Vogel träumt mir sehr oft, daß er im Käfig ist, und ich mache mir im Traum heftige Vorwürfe, daß ich ihn vernachlässige, ihn verhungern lasse.“ Vom Vogel träume sie aber erst, seitdem er gestorben ist. Der Vogel im Traum ist als Symbol des Penis bekannt. Wir erinnern an das Schuldgefühl, ihren Vater nicht gepflegt zu haben. An dieses Thema hatte ich in der vorangegangenen Sitzung gerührt. Im Interesse des Versuches wurde der Patientin keinerlei Aufklärung über Symbolik u. dergl. gegeben. Sie erzählt spontan, 7 Jahre vor dem Beginn der Hopserei hätte einige Monate hindurch vor dem Einschlafen ein Gähnkrampf bestanden. Der Gähnkrampf sei meist nach anregenden Unterhaltungen aufgetreten. Einmal sei ihr etwas Eigenartiges passiert: sie schlief bis zu ihrem 13. Lebensjahr im Zimmer der Eltern, nachher in einem anderen. Eine Schwester hatte gerade geheiratet. Die Patientin stand eines Nachts schlafend auf, nahm ein Kissen unter den Arm und begab sich damit in das Schlafzimmer der Eltern, deren Bett suchend. Die Mutter rief sie an und sie erwachte.

5. **Auftrag: Sie wird träumen, warum sie damals ins Schlafzimmer der Eltern ging und was das Kissen auf dem Arme zu bedeuten hatte.** (Ich beging den Fehler, ihr einen so komplizierten Auftrag in einer Sache zu geben, wo man weitgehende Verdrängungen zu vermuten hatte.)

13. XI. War leicht eingeschlafen, aber früh nach dem Erwachen hatte sie Brechreiz und Kopfschmerzen. Träumte auch von Herzschmerzen und Gähnen. Brechreiz hat Patientin immer nur, wenn sie die Schläfrigkeit nicht überwinden kann. Brechreiz hatte sie zum ersten Male, als sie über die erste menstruelle Blutung in ihrem 12. Lebenjahre sehr erschrak. Litt immer an Dysmenuorrhoe. Letzte Menses im September 1922. Während des „Nein-tics“ blieb die Menses 2 Monate aus.

Es lag daran zu erfahren, wie der Gähnkrampf mit der Unfähigkeit, einzuschlafen, der Menstruation und dem Brechreiz zusammenhing. Per analogiam konnte vermutet werden, daß jener somnambulen Handlung, besonders dem Kissen unter dem Arm die unbewußte Vorstellung vom Kinde zugrunde lag: die hysterische Reproduktion von Magenschmerz und Brechreiz sowie die assoziative Nähe der menstruellen Blutung schienen dafür zu sprechen. Die somnambule Handlung war zur Zeit des Gähnkrampfes erfolgt.

6. **Auftrag: „Sie werden träumen, warum sie damals nicht einschlafen konnten!“**

14. XI. Hatte folgenden **Traum: „Es ist sehr undeutlich, bin wie in einem dunklen Raum, habe große Angst, es klopft, ich höre Geräusche und reiße die Türe auf, habe krampfartige Zuckungen ... Ein junger Mann kommt zu meiner Schwester, sie sitzen im Nebenzimmer und spielen Klavier; ich werde eifersüchtig und will auf dem eigenen Klavier spielen. Ich suche Noten und die nehmen sie mir weg.“** Vor dem Einschlafen starkes Gähnen und Hopsen. Diesmal verbleibt Patientin bei der Erörterung des Traumes; zu den Geräuschen meint sie spontan, sie könne doch damals nichts gehört haben, die Mutter sei doch da schon zu alt gewesen. (Die Mutter war schon 46 Jahre alt, als Patientin geboren wurde.) Die Deutlichkeit des zweiten Traumteiles ermutigte mich, Patientin unumwunden zu fragen, ob sie jemals onaniert habe. Was das sei? Nach empfangener Erklärung meint sie, sie höre jetzt zum ersten Male, daß es eine Selbstbefriedigung gäbe, aber es sei schon möglich, denn die Mutter habe ihr einmal, als sie 8 Jahre zählte, einen Klaps auf die Hand gegeben, weil sie mit dem Genitale gespielt hatte. Ich denke an die regelmäßige Verschlimmerung der Hopserei, wenn sie etwas getan zu haben glaubt, wovor die Mutter sie zu warnen pflegte, wie kaltes Wasser trinken, sich erhitzen und ähnliches

Ob sie es später nie mehr getan habe? Nein, sicher nicht, doch habe sie manchmal, wenn die Hopserei sehr arg war, wie zur Beruhigung die Hand an verschiedene Körperstellen gelegt, oft auch auf das Genitale. Und wenn sie ganz aufrichtig sein wolle, sie habe im März, also vor der letzten Rezidive einmal mit einem Glasröhrchen in der Scheide herumgebohrt. Wie es denn dazu gekommen sei? Die Nichte hatte gerade geheiratet, sie sei, ohne sich den Grund erklären zu können, sehr erregt gewesen. Nachher wurde sie noch aufgeregter und bekam Angst, es könnte etwas geschehen sein, sie ließ sich auch untersuchen.

Soviel war nun klar: das Alleinsein der jungen Brautleute hatte sie damals erregt, sie war auf die Schwester eifersüchtig gewesen und hatte am Abend mit der Versuchung, zu onanieren, zu kämpfen gehabt; sie hatte daher auch nicht einschlafen können. Der Gähnkrampf war bereits Symptom des verdrängten Onaniewunsches gewesen. Die Hopserei vor dem Einschlafen übernahm später dieselbe Funktion. Im Traume hatte sich der Onaniewunsch in der bekannten Form des „auf-dem-eigenen-Klavier-Spielens" durchgesetzt. Der erste Teil des Traumes dürfte einer Reminiszenz aus jener Zeit entsprochen haben, da sie das Schlafzimmer der Eltern geteilt hatte. Die „Hopserei" war also eine onanistische Ersatzbefriedigung, und trug alle Merkmale der mütterlichen Verbote an sich: sie trat immer dann auf, wenn Patientin etwas tat, was geeignet war, sie an die mütterlichen Verbote zu erinnern. Die Auflehnung gegen jeden Zwang wird nun ebenfalls verständlich. Jedes Verbot war Resonnanzboden für ein sexuelles Verbot gewesen, jeder Zwang hatte den unbewußten Protest gegen den Zwang zur sexuellen Enthaltsamkeit zur Folge; so war erst der Husten, später die Hopserei auch zum Ausdruck des Trotzes geworden. Hatte sie sich doch immer gegen die strenge Haltung der Mutter aufgelehnt. Die Hopserei beinhaltete als Verdrängungssymptom auch jene Identifizierung mit der verbietenden Person, mit der Mutter, die die Verdrängung einmal geleistet hatte und nun aufrecht erhielt. Die Beantwortung einer konstanten Frage der Patientin: „Warum muß ich immer etwas anderes oder das Gegenteil von dem tun, was ich gerade tun will?" war nun möglich. Dieses „Anderes tun" war zwanghaft. Wenn sie sich vornahm, eine bestimmte Straße zu gehen, so mußte sie eine andere gehen. Wenn sie sich vornahm, am nächsten Tag eine bestimmte Arbeit zu erledigen, so konnte sie niemals diese, sondern mußte eine andere in Angriff nehmen, so daß es schließlich so weit kam, daß sie sich immer das Gegenteil von dem zu tun vornahm, was sie wirklich vorhatte. Das Unbewußte fiel ihr auf diesen Schwindel niemals herein: denn in solchen Fällen konnte sie das als Vorhaben nur Vorgeschobene glatt ausführen. Diese Zwangserscheinung bezog ihren psychologischen und dynamischen Gehalt aus Onaniewunsch und Onanieverbot. „Ich muß etwas anderes tun, als ich wirklich will", ließ sich übersetzen: „Ich will onanieren, aber ich muß das tun, was die Mutter sagt, nämlich anderes als ich will." Die Identifizierung mit der verbietenden Person behielt immer die Oberhand.

Jetzt lag daran, den Anteil der Mutter und ihres Verbotes an der Symptomatologie der Patientin näher festzustellen.

7. Auftrag: „Sie werden von dem Verbot der Mutter gegen die Onanie und von der Art, wie Sie onanierten, träumen."

17. XI. Traum: „Es war, wie wenn mir die Mama große Vorwürfe gemacht hätte, ich kränke mich, daß mich die Mutter wie ein Stiefkind behandelt, ich sitze ganz traurig auf einem Küchenschemel mit verstümmelten Händen; die Mama sieht das gar nicht. Bin bei einer Freundin, die geheiratet hat ... ich liege angekleidet im Bett der Freundin (es sind zwei Betten) und denke mit Widerwillen, daß ich in einem von einem anderen benutzten Bett liege." Sie ist am Abend rasch eingeschlafen, war nach einiger Zeit aber erwacht, hatte onaniert, „es war so ein eigentümliches Gefühl wie ein Zucken im ganzen Körper"; sie verspricht sich während des Erzählens, sagt statt Onanie — Hopserei; ist dann leicht eingeschlafen. Die Hopserei ist heute zum ersten Male seit vielen Jahren einige Stunden hindurch gar nicht aufgetreten, in der Elektrischen sehr mäßig. Dieses plötzliche Sistieren der Hopserei nach erfolgter Onanie mit Orgasmus entlarvte das Symptom endgültig als onanistische Ersatzbefriedigung. Allerdings war nicht anzunehmen, daß sich die Patientin mit dem neuen, besser, bewußt gewordenen Erlebnis glatt abfinden werde. Aus Psychoanalysen weiß man, daß Jahrzehnte alte Verdrängungen nicht mit einem Schlage zur Erledigung kommen. Auch war nur der Trieb allein der Verdrängung entrissen, nicht die Phantasien und das Schuldgefühl, das sich im letzten Traume so deutlich gezeigt hatte: Patientin sitzt mit verstümmelten Händen da, die Bestrafung für die onanistische Betätigung ist im Traume realisiert. Jedenfalls hing der therapeutische Erfolg davon ab, wie die Patientin die freiwerdenden Triebkräfte verwenden würde. Es war anzunehmen, daß onanistische Befriedigung ohne Schuldgefühl die Patientin

über die Jahre des Klimakteriums hinwegheben würde. Bei einem jungen Neurotiker liegen die therapeutischen Aussichten insofern günstiger, als er die Möglichkeit und noch die Fähigkeit hat, die in der Analyse freiwerdenden Triebkräfte teils zu sublimieren, teils der realen Befriedigung zuzuführen. Von realer Befriedigung am Objekt konnte bei unserer Patientin keine Rede sein. Heiraten konnte und wollte sie nicht mehr, die Sublimierungsmöglichkeit war in diesem Alter und nach so langer Krankheit kaum gegeben. Diese Momente waren es auch, die die Indikation für eine psychoanalytische Kur in therapeutischer Hinsicht nicht stellen ließen. Wie Abraham ausgeführt hat, spielt das Alter, und in weitaus höherem Maße die Dauer der Erkrankung eine wesentliche Rolle bei der Prognose. Der Erfolg einer psychoanalytischen Kur wäre in diesem Falle, der mindestens zwei Jahre in Anspruch genommen hätte, ein sehr fraglicher gewesen.

Da es nun wichtig war zu erfahren, wie die Patientin unbewußt auf die Onanie reagierte, erhielt sie folgenden 8. Auftrag: „Sie werden träumen, wie die verkrüppelten Hände mit der Onanie zusammenhängen."

20. XI. Am 17. habe sie sich sehr gefreut, sie habe gar nicht mehr gehopst, habe am Abend nicht einschlafen können, mußte wieder onanieren, „es war, wie wenn ich Menstruation bekäme". Am 18. XI. und 19. XI. war sie schlaflos, wollte onanieren, sträubte sich gegen den Wunsch, die Unterdrückung gelang nur in der zweiten Nacht. Die Hopserei sei wieder sehr heftig, sie mache sich Vorwürfe, sie wolle und dürfe nicht mehr onanieren, ob sie sich denn das Onanieren abgewöhnen werde. Der Kampf um die Neuverdrängung war also bereits ausgebrochen. Was sie denn geträumt habe? „Ich bin auf einem Ruhebett gelegen, die Mutter und die Schwester erscheinen, ich komme auf, schaue sie ganz verwundert an; die Mutter erzählt einen derben Witz. Ich muß eine Kotmasse erbrechen, die ich mit der Hand wegwerfe; sie sagen, das mußt du wegputzen. Dann sehe ich mich in einem blutigen Hemd, das zerfetzt ist, wie wenn ich menstruierte; die Mutter sagt, das ist ja gut." Das Sonderbarste an dem Traume sei, meint sie, daß die Mutter einen derben Witz erzählt. So etwas wäre in Wirklichkeit unmöglich gewesen. Die Mutter sagt auch „das ist ja gut". Dies ist auf die Onanie zu beziehen: „es ist nicht schlecht, sondern gut, was du tust." Die Mutter tut ja auch etwas Unerlaubtes: „sie erzählt einen derben Witz, also darf ich auch onanieren." Der Konflikt zwischen Verbot und Onaniewunsch wird im Sinne der Erfüllung des letzteren und der Entlastung vom Schuldgefühl gelöst. Einen derben Witz hat ihre Schwester im März (vor dem onanistischen Akt mit dem Glasröhrchen) erzählt, der von einer Frau handelte, die einer Bekannten ihren Mann und eine Kerze als Schwager vorstellte. Zum Kot im Traume weiß Patientin nur zu bemerken, daß sie als kleines Kind oft den Kot der Katze wegputzen mußte, worüber sie sich sehr kränkte. Das blutige Hemd deutet auf die Gefahr hin, welche mit der Onanie verbunden ist. Blutung — Menstruation — Verwundung („zerfetzt").

23. XI. Sie klagt, es gehe ihr sehr schlecht, es sei noch ärger als früher, jetzt sei die Hopserei und die Onanie da. Hat gestern einmal, heute zweimal onaniert, hat Schmerzen und Brennen im Genitale, fürchtet, sich beschädigt zu haben. Heute nachts sei etwas Eigenartiges passiert: sie sei erwacht und da habe sie die linke Hand ganz leblos, „wie tot", am Bettrande herabhängen gesehen. Ich frage Patientin, mit welcher Hand sie denn onaniert habe. Mit der linken. Ist heute wenig mitteilsam, hat nichts geträumt.

24. XI. Hat gestern nachmittags und heute früh gar nicht gehopst. Schlief gestern sofort ein, hat aber in der Nacht onaniert. Nachher war die linke Hand zweimal „wie tot", „verdorrt" und „deutlich abgemagert". Es sei so unheimlich gewesen, auch der linke Fuß hatte geschmerzt und war steif gewesen. Ob das Schmerzen und Brennen im Genitale nicht damit zusammenhängen könne, daß die Mutter oft über Schmerzen im Genitale geklagt hatte; sie hatte einen Gebärmuttervorfall und mußte einen Ring tragen, der die Schmerzen verursachte. In der Hypnose erhält Patientin den Auftrag, ihre Hand werde jetzt dieselbe Verwandlung mitmachen, wie in der Nacht: Die Hand wurde blaß und schmal und sank langsam von der Brust herab. In diesem passageren Konversionssymptom wurde die einmal in der Kindheit gefürchtete Bestrafung für die Onanie realisiert. Das Schmerzen und Brennen am Genitale war ebenfalls zu verstehen als die realisierte Bestrafung am Genitale. Den Beweis für die Richtigkeit dieser naheliegenden Vermutung erbrachte Patientin einige Tage später.

Die Träume sistierten oder waren so zensuriert, daß ein Verstehen unmöglich wurde. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß jetzt spezielle Erlebnisinhalte aus frühester Kindheit auftauchten, die ohne regelrechte Analyse nicht eruierbar waren. Gleichzeitig wurde das Krankheitsbild dadurch kompliziert, daß die Übertragung zu überwuchern begann,

weil die sonst in Analysen notwendige schrittweise Auflösung unmöglich war. Menses mit starken Blutungen traten auf und dauerten acht Tage. Sie hatten sonst nie länger als zwei Tage gedauert. Patientin bezog die Blutung auf die Onanie. Ich bewog sie, sich von einer Ärztin untersuchen zu lassen. Sie berichtete am nächsten Tage, sie sei bei ihrer Frauenärztin gewesen, diese habe ihr aber nur Urotropin gegen die bestehende Cystitis verordnet. Und die Blutung? Ja, sie habe vergessen, der Ärztin davon zu erzählen. Sie sei doch wegen der Blutung hingegangen, entgegnete ich. Sie könne es sich gar nicht erklären, wie sie darauf habe vergessen können, aber übrigens sei es auch gar nicht mehr nötig gewesen, denn die Blutung habe am Abend vorher plötzlich aufgehört. Der Befund der Ärztin lautete: „Bei Frau F. besteht außer einem normalen Genitale eine Cystitis, die wohl die Schmerzen erklären würde.“ Auch die Schmerzen und das Gefühl des Wundseins hörte nach wenigen Tagen auf. Patientin onanierte nicht mehr, die „Hopserei“ war sehr mäßig.

Sie hatte den Antrieb zur Onanie aufs neue zur Verdrängung gebracht, und zwar unter dem Drucke des Schuldgefühls und der Kastrationsangst, deren unbewußte Vorstellung sie in dem Symptom der verdorrten Hand und dem Gefühl des Wundseins, sowie durch die Blutung „materialisiert“ (Ferenczi) hatte. Warum die Blutung vor der ärztlichen Untersuchung sistiert hatte, konnte nicht eruiert werden.

Auf dem früheren Wege der Palimnese war von der Patientin nichts mehr zu erfahren.

Man hätte ja auch noch gerne erfahren, warum gerade die Schlundpartie, besonders der Kehlkopf „erotisiert“ (Ferenczi) worden war. Das auslösende Moment des Hustens, der als Ticsymptom persistierte, mochte mitgewirkt haben, konnte aber nicht das Ausschlaggebende sein. Aber noch war als Moment „des somatischen Entgegenkommens“ (Freud) zu werten, daß die Patientin von frühester Jugend an sehr viel an Angina gelitten hatte. So konnte die Schlundpartie zum Haftpunkt sexueller Erregungen (Verschiebung nach oben“ [Freud]) prädisponiert worden sein. Wichtiger war die spät erfolgte Mitteilung, daß die Patientin bei großer Erregung, welcher Natur immer, später auch bei der Onanie ein „seltsames Gefühl“ hatte, das „innerlich vom Hals zum Genitale herunterlief“. Dies Gefühl demonstriert offenkundig eine „Verbindung“ zwischen der „erogenen Zone“ des Mundes und Schlundes, des oralen Gebietes mit dem Genitale, eine Verbindung, welche bei allen konversionshysterischen Symptomen oraler Natur, wie Asthma bronchiale, hysterisches Erbrechen, Globus, Mutismus usw. beschritten wird. Wird die genitale Erotik verdrängt, wie in diesem Falle, kommt sie nicht zur Auswirkung, so wird sie auf andere erogene Zonen verschoben, wo sie entsprechende hysterische Symptome macht. Die betreffende Körperpartie bekommt dann genitale Bedeutung (Freud). Bezeichnend für die erfolgte „Genitalisierung“ der Schlundzone (Ferenczi) war die Beschreibung, welche die Patientin von den Sensationen im Halse gab; wie wenn man sie mit einer Feder kitzeln oder mit einem Federstiel im Rachen hin- und herfahren würde. Typische Träume hatten den Inhalt, daß ihr jemand, meist ein Mann, mit einem Stiel, einer Feder, mit einem Messer (sämtlich Phallussymbole) im Rachen hin- und herfahre. Es handelt sich also zweifellos um verdrängte, sekundär aktivierte Fellatiowünsche, wie sie bei Regressionen von der genitalen Organisation zur oralen typisch sind. Die Regression war aber keine vollständige, das Genitale behielt ein gut Stück, wenn auch verdrängter Besetzung (s. ihre Berichte über die halb unbewußten Onanieversuche, wie z. B. des Die-Hand-an-die-Genitale-Legens).

Unser Fall zeigt einen Tic vom Typus der Konversionshysterie. Ferenczi[1]) beschreibt es als Zwangssymptom und stützt sich dabei auf die Ausführungen von Meige und Feindel[2]). Es ist ein Problem für sich, wie es zur Bildung von Tics vom Zwangstypus und vom hysterischen Typus kommt. Ferenczi[3]) hat als erster im Tic ein Onanieäquivalent erkannt.

Eine drei Wochen lang durchgeführte Psychoanalyse lege artis mußte abgebrochen werden, weil sich die Schwerhörigkeit der Patientin vorübergehend derart verschärft hatte, daß eine Verständignng unmöglich wurde. Da sich aber in der Zwischenzeit der Konflikt um die Onanie teilweise gelegt hatte und die Patientin selbst letztere als das „beste Schlafmittel“ bezeichnete, wurde in den darauffolgenden Aussprachen das Hauptgewicht darauf gelegt, das sich an die Onanie knüpfende Schuldgefühl so weit möglich suggestiv zu beseitigen und dann abzuwarten.

---

[1]) Psychoanalytische Bemerkungen über den Tic (Ztschr. f. Psa. 1921).

[2]) Der Tic, sein Wesen und seine Behandlung (Deuticke).

[3]) Hysterie und Pathoneurosen (Psa. Verlag. Wien).

III. Epikrise.

Zwei Jahre sind seither vergangen. Der Zustand der Patientin hat sich zwar langsam, aber zusehends gebessert. Die klimakterische Menopause übersteht die Patientin ohne besondere Beschwerden. Der Tic flaute langsam ab und tritt seit etwa einem Jahr nur mehr auf, wenn sich die Patientin besonders aufregt, schwindet aber dann wieder. Bemerkenswert ist, daß am Beginne der Besserung an Stelle des Tics die Depression und die Zwangsgrübeleien verschärft auftraten und vollkommen schwanden, wenn der Tic in voller Stärke wieder auftauchte. Im Sinne der Freudschen Libidotheorie und der psychoanalytischen Auffassung der Symptomdynamik ist dieses Vikariieren voll verständlich: die unerledigten Erregungen suchen einen symptomatischen Ausweg. Ist der eine versperrt, so wird der andere beschritten. Davon kann man sich bei jeder symptomatischen Psychotherapie überzeugen. Wird das Hauptsymptom suggestiv beseitigt, so tritt sofort oder später, je nach Stärke des Rapports, ein anderes an seine Stelle.

Lange Zeit hatte die Patientin schwer gegen das Schuldgefühl wegen der Onanie zu kämpfen. In solchen Perioden traten auch Selbstvorwürfe und Selbstquälereien verschiedenster Art auf. Im Laufe der Zeit hat sich die Patientin aber damit abgefunden. Die verdrängten Erregungen sind zwar nicht im analytischen Sinne erledigt, aber es steht ihnen ein Weg offen, wenn sie zu pathogener Schärfe anwachsen: die Onanie. So pflegte die Patientin zum Beispiel früher bei geringfügigsten Streitigkeiten oder Zerwürfnissen tagelang in Weinkrämpfen und unaufhörlichem „Hopsen" ihre Erregung auszuleben. Seitdem dieser Weg freigelegt, das heißt das Schuldgefühl abgebaut wurde, gehen derartige Erregungen raschest vorüber. Es ist bemerkenswert, daß die mannigfachsten Konflikte und Erregungen aus der sexuellen Sphäre entlegensten Gebieten diese sofort erklingen ließen und die Symptome verschärften.

Die Patientin hat die Schlaflosigkeit vollkommen verloren, die Arbeitsfähigkeit voll wiedererlangt. In gewissen Perioden tritt Depression auf, welche aber bald vorübergeht. Konversionshysterische Symptome sind nicht wieder aufgetreten. Die im Winter früher immer zum Durchbruch gelangte Phobie, eine Straße zu überschreiten, die Angst im dunkeln Zimmer zu bleiben und ähnliches sind soweit geschwunden, daß die Patientin jede Besorgung erledigen kann, ohne durch Angst wesentlich gehindert zu sein. Auch hier zeigte sich deutlich ein Fortschritt, indem die Angstzustände im letzten Winter lange nicht an jene im vorhergegangenen heranreichten. In jüngster Zeit hat die Patientin auch ihre abgeschlossene Lebensweise aufgegeben und trägt sich mit dem Gedanken, einen Lebensgefährten zu suchen.

Der Fall ist in jeder Hinsicht lehrreich.

1. Unsere eingangs gestellte Frage, wie weit man ohne die psychoanalytische Methode Verdrängtes aufdecken, mit anderen Worten, Widerstände beheben könne, ist eindeutig beantwortet: an einem bestimmten Punkt der palimnestischen Exploration versagten die Traumexperimente, die Träume wurden atypisch und undurchsichtig. Dies ist sowohl dem Umstand zuzuschreiben, daß sich die „Zensur" (Freud) verschärfte, als auch, daß individuelles Erlebnismaterial aufzutauchen

begann, dessen man nur mit systematischer Analyse Herr werden kann. Zweifellos wurde auch die starke Übertragung auf den Arzt zum Widerstande. Die Auflösung, die Zerstörung der Übertragung, wie sie in der Psychoanalyse unerläßlich ist, wenn man überhaupt weiter kommen will, konnte nicht durchgeführt werden. Macht es doch den großen Unterschied zwischen der Psychoanalyse und jeder anderen Psychotherapie aus, daß bei ersterer der seelische Rapport zum Arzt, die Übertragung selbst zum Gegenstand der Analyse, und zu einem sehr wesentlichen gemacht wird. Die Erfahrung, daß ohne Psychoanalyse die Widerstände nur in sehr geringem Ausmaße behoben, besser, umgangen werden können, holt man sich auch bei jeder kathartisch-hypnotischen Behandlung. Man hat den Eindruck, daß der so behandelte Patient in der Hypnose nur das vom Erlebnismaterial preisgibt, was er auch im wachen Zustande bei genügendem Rapport zu erzählen bereit wäre. Man stößt immer, bald früher, bald später, auf einen toten Punkt.

2. Der Fall demonstriert experimentell die Richtigkeit einiger psychoanalytischer Grundannahmen, wie zum Beispiel der, daß die kindliche Onanie von schweren Kastrationsbefürchtungen begleitet ist, welche sich an Hand oder Genitale knüpfen. Wir erinnern an das Experiment mit der verdorrten Hand, sowie an die abundante menstruelle Blutung im Anschluß an die Onanie während des Klimakteriums, an die Furcht sich verletzt zu haben. Im Hintergrunde wirkt konstant das mütterliche Verbot. Dieses erstreckt sich sogar im Wortlaut auf die „Hopserei", welche unwiderleglich als onanistisches Ersatzsymptom (Ferenczi) demonstriert wird. Ebenso kommt die symbolische Bedeutung des Klavierspielens („auf dem eigenen Klavier spielen") als Onanie zum vollen Ausdruck. Es würde zu weit führen, hier auch noch die interessanten Beziehungen zwischen dem Ticsymptom und der Identifizierung mit dem hustenden Vater aufzuzeigen, sowie Identifizierungen mit der strengen, immer warnenden und verbietenden Mutter zu besprechen. Lehrreich ist ferner, daß die Patientin den Auftrag, von den Erregungen während der Pleuritis zu träumen, in der Art durchführt, daß sie auf konversionshysterischem Wege die Pleuritis sogar mit Fieber reproduziert.

3. Therapeutisch ist der Erfolg weit entfernt vom Ideal der analytischen Heilung. So ist das Schuldgefühl und die infantile Angst (Patientin hatte schon als Kind an schweren Angstzuständen gelitten) nicht von Grund auf erledigt, sondern der autoritative Ausspruch des Arztes, daß die Onanie unschädlich und allgemein-menschlich sei, hat es außer Funktion gesetzt. Die Angst erfuhr eine Erniedrigung dadurch, daß, wie oben besprochen, die Erregungen einen Abfuhrweg fanden. Trotzdem zeigt der Fall, daß auch Jahrzehnte alte, schwere Neurosen einer Beeinflussung zugänglich sind, wenn man die Suggestionen analytisch verwendet und die Geduld aufbringt, zumindest eine wirksame Bresche in das dynamische Gefüge der Neurose zu schlagen. Die seit zwanzig Jahren mit allen suggestiven Methoden erfolglos vorbehandelte Patientin reagierte erst, als man einen besonders wunden Punkt ihrer Entwicklung, die sexuelle Abstinenz, zum Ausgangspunkt des Heilversuches machte. So ist es ihr auch ermöglicht worden, die kritische Zeit des Klimakteriums relativ schmerzlos zu überstehen. Wir

dürfen vermuten, daß dem Psychotherapeuten in allen Fällen klimakterischer Neurosen und Depressionszustände manche Mittel der Linderung zur Verfügung stehen, daß hier sehr viel zu leisten ist, wenn man jeden Fall individuell genau nach analytischen Gesichtspunkten prüft und vor allem die Sexualität der Betreffenden nicht außer Acht läßt. Um die Sexualkonstitution jedes Neurotikers gruppieren sich aber die schwierigsten, jedesmal individuell zu erfassenden Fragen. Bei regelrechter Analyse lassen sie sich meist unschwer lösen. Es muß aber betont werden, daß das psychotherapeutische Angehen von Störungen des Sexuallebens gründlichste psychoanalytische Schulung und Erfahrung erfordert, wenn man nicht Gefahr laufen will, Geister gerufen zu haben, die man nicht bannen kann. Wir können uns hier nur auf die Bemerkung beschränken, daß vereinzelt beobachtete dauernde, durch Psychoanalyse hervorgerufene Verschlimmerungen Schuld des Arztes, nicht der Methode sind.

Kleinere Mitteilungen, Anregungen und Erörterungen *).

Psychologie des Jugendalters.[1])

Von Dr. phil. Richard Samuel.

Die „Psychologie des Jugendalters“ ist nach der Biographie Wilhelm von Humboldts und den „Lebensformen“ das dritte größere Werk des bekannten Universitätslehrers, Jugendbildners und Schriftstellers. Im Humboldtwerk schöpft Spranger den geistigen Urquell seiner Persönlichkeit aus, den Humanismus in des Wortes weitester Bedeutung. In den „Lebensformen“ stellt er seine neue psychologische Methode dar, die er im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen die geisteswissenschaftliche Psychologie nennt, welche mit neuen Begriffswelten die geistige Entwicklung der Menschheit und des einzelnen Menschen und seiner geistigen Leistungen in ihren struktuellen Zusammenhängen und ihren Werthaltigkeiten erfassen will. „Die Psychologie des Jugendalters“ ist eine erste Anwendung dieser neuen Psychologie auf ein Teilgebiet der Entwicklung der menschlichen Seele.

In diesem neuen Werke findet sich als ein hervorstechender Zug der Arbeitsweise des Verfassers wieder, wie in den vorhergehenden Büchern, die hohe ethische Gesinnung, mit der der Wissenschaftler an seinen Gegenstand herangeht, die Liebe zum Werk, die Verantwortung vor dem Objekt, das zur Behandlung steht. Mit ganz feinen, ja zarten Händen sucht der Verfasser die vielfach sich verwirrenden Fäden zu entwirren, die das Seelenleben des Jugendlichen verknüpfen und zusammenhalten. Eine Künstlerhand spürt man hier, die ihre höchste Aufgabe in der Formung des Ausdrucks findet, deren Stil als wesentlicher Teil zur Methode gehört, die das wohlüberlegt gebildete Wort zu Hilfe nimmt, um die Geheimnisse der Seele in ihren Tatsächlichkeiten zu beleuchten.

Ein einleitendes Kapitel: Aufgabe und Methode, wiederholt zusammengedrängt die theoretischen Grundlagen, die breiter ausgeführt in den „Lebensformen“ sich finden und auf denen die Darstellung des Seelenlebens sich aufbaut. Sprangers Psychologie lehnt die Elementenpsychologie der Naturwissenschaften ab, die analytisch das Ganze in seine Teile zerlegt und auf den Grundformen des Seelenlebens Denken, Fühlen und Wollen aufbaut. Er faßt jede individuelle Seele als sinnvoll strukturiertes Ganze auf, dessen Zusammenhänge nie verloren werden dürfen und, auf das sorgfältigste beschrieben, verstanden werden müssen. Verstehende Psychologie will Spranger geben, und zu diesem Behuf setzt er sich mit dem Begriff des Verstehens, als einem der Grundbegriffe seiner

*) Für die in dieser Rubrik erscheinenden Aufsätze übernimmt die Schriftleitung ein für allemal keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung!

[1]) Eduard Spranger: Psychologie des Jugendalters. 3. Aufl. Quelle & Meyer, Leipzig 1925.

Psychologie des längeren auseinander. Verstehen ist mehr als Sympathisieren, Einfühlen, Nacherleben; Verstehen bedeutet: geistige Zusammenhänge in der Form objektiv gültiger Erkenntnis als sinnvoll auffassen. Der wesentliche Punkt, in dem diese Psychologie über die „elementare" und rein beschreibende hinausgeht, ist die Annahme einer überindividuellen Wertwelt, in welche die Seele und jede seelisch geistige Leistung eingelagert ist. Ohne das Verständnis des Zusammenhangs der seelischen Erscheinungen mit diesem objektiven Geist — Spranger ist hier Schüler Hegels und bezeichnet sich auch immer wieder als solchen — ist restloses psychologisches Verstehen unmöglich. Der subjektive Geist ist nach ihm nur ein Ausschnitt und bedingtes Glied des objektiven Geistes. Zur verstehenden Psychologie tritt die Strukturpsychologie und mit ihr der zweite Grundbegriff der Struktur, die gesponnen ist aus den Zusammenhängen seelischer Erlebnisse und Akte. Die Seele ist eine völlig in sich geschlossene Struktur, ein Lebensgebilde, das auf Wertverwirklichung angelegt ist. Die zu verwirklichenden Werte sind wieder einer objektiven Welt entnommen, die selber eine überindividuelle Struktur, d. h. einen überindividuellen Sinn- und Wirkungszusammenhang bedeutet. Strukturpsychologie ist demnach jede Psychologie, welche die seelischen Einzelerscheinungen aus ihrer wertbestimmten Stellung im einzelnen Ganzen und aus ihrer Bedeutung für solche totalen Leistungszusammenhänge versteht.

Spranger findet nun in dieser überindividuellen Wertwelt bestimmte typische Richtungspunkte, deren objektiven Charakter sie zu „normativen Werten" stempelt. Diese normativen Werte werden aber nicht in jedem Stadium der Seele in ihrem Sinn voll erlebt, sondern es ist im Laufe des menschlichen Lebens eine Entwicklung zu beobachten, die die Richtung auf die möglichst vollgültige Aneignung dieser Werte erkennen läßt. Entwicklungspsychologie ist also das Dritte, das Spranger für die Erkenntnis des Seelischen verlangt. Seelische Entwicklung heißt die Entfaltung des individuellen Seelenlebens von innen heraus zu immer größerer innerer Gliederung und Wertsteigerung der psychischen Leistungseinheit. Ihr Ziel ist Findung der geistigen Form des Menschen, die ethische, in sich gegliederte und geschlossene Persönlichkeit (Ideal des Humanismus!). Um aber die außerordentlichen Differenzierungen der individuellen Erlebnisweisen im Seelenleben einfangen zu können, hält Spranger letztens für notwendig, diese vielfachen Besonderungen in begrifflichen Formgebilden, die das Allgemeine konkretisieren, d. h. in Typen zu gruppieren. Typenpsychologie ist notwendig, sobald man auf individuelle Unterschiede der Entwicklung und der Struktur eines Lebensalters zu achten hat. Spranger sieht zwei Möglichkeiten zu Typen zu kommen: 1. aus der Erfahrung heraus durch Induktion, dann entsteht der Durchschnittstypus; 2. aus apriorischer Konstruktion aus einem Gesetz heraus, das man sich in seiner Reinheit verwirklicht denkt, dann entsteht ein Idealtypus. Beide Verfahrungsweisen verbindet er im vorliegenden Problem und unterscheidet nun auch inhaltlich verschiedene Typen, vor allem den männlichen und weiblichen, dann aber auch Nationaltypen, Standestypen, historisch bedingte Typen usw.

Diese methodischen Grundbegriffe der Struktur, des Verstehens, der Entwicklung und des Typus wendet nun Spranger auf die Psychologie des Jugendalters an. Als Aufgabe seines Buches gibt er an, durch ein vollständiges Gemälde der seelischen Organisation in der Jugendzeit ein tieferes Verstehen zu ermöglichen. Das Bedeutsame an der Methode bleibt, daß Spranger versucht nicht nur zu beschreiben, was in der Seele des jungen Menschen als eine Folge von Zuständen vor sich geht, nicht bei den subjektiven Zusammenhängen stehen zu bleiben, sondern auch die Erlebnisweisen, in denen sich der Jugendliche mit dem Gehalt des objektiven und des idealen Geistes auseinandersetzt, zu schildern.

Die großen normativen Wertgebiete und Sinnrichtungen, die Spranger in den „Lebensformen" als Organe des objektiven Geistes fand, sind denn auch Einteilungsprinzip für die Darstellung der Pubertätspsychologie. An die Darstellung der ästhetischen Wertwelt (Phantasie- und erotisches Leben, anschließend das sexuelle) schließt sich die soziale Wertwelt in den Kapiteln über das Rechtsbewußtsein des Jugendlichen und seine Einstellung zu Politik und Beruf. Zwischenkapitel behandeln das Hineinwachsen des Jugendlichen in die Gesellschaft und seine sittliche Entwicklung. Es folgen eingehende Untersuchungen über die theoretische und religiöse Wertwelt im Dasein des Jugendlichen. Abschließend werden einige Typen des jugendlichen Lebensgefühls geschildert, so das bedeutsame Erlebnis der vita nuova für die Zeit der Pubertät.

In all diesen Kapiteln ist eine Fülle von Anregungen ausgestreut, werden bis in feinste Seelenregungen beobachtet, gedeutet und verknüpft. Aus naheliegenden Gründen sei aber an dieser Stelle nur den drei Kapiteln über jugendliche Erotik, zur Psychologie des jugendlichen Sexuallebens und den Zusammenhang von Erotik und Sexualität eine

kurze Betrachtung gewidmet. Hier zeigt sich der Takt des Verfassers und seine Ehrfurcht vor den geheimnisvollen Abgründen des menschlichen Daseins besonders schön, aber diese Kapitel leiden auch unter einer selbstgewählten Begrenzung des Umfanges des Beobachtungsstoffes, der für das ganze Buch gilt. Spranger zeichnet nämlich als Jugendlichen insbesondere den gebildeten bürgerlichen jungen männlichen Menschen unserer heutigen Kulturstufe mit typisch deutscher Seelenstruktur. „Südländer und Orientalen mögen anders orientiert sein.“ Damit wird die Entwicklung der weiblichen Seele stark vernachlässigt; der Verfasser glaubt, diese könne erschöpfend nur eine Frau selber darstellen, und es wird immer wieder auf Charlotte Bühlers einschlägige Arbeiten verwiesen; auch der jugendliche Arbeiter wird nur stellenweise erwähnt, und Betrachtungen darüber gründen sich ebenfalls mehr auf Literatur als auf persönliche Beobachtung. Ebenso bleiben die nationalen und rassenmäßigen Differenzierungen außerhalb des Betrachtungskreises oder werden, wenn sie behandelt sind, stark einseitig und verallgemeinernd gesehen. Dazu kommt die Gefahr, daß das, was eigentlich als Durchschnittstypus bezeichnet ist, leicht zum Idealtypus wird und so der Wirklichkeit nicht immer entsprechen kann. Denn der gebildete bürgerliche junge Mann unserer nordischen Kultursphäre kann eigentlich weder als Durchschnittstypus des deutschen Jugendlichen an sich, noch weniger natürlich des jugendlichen Menschen überhaupt, weder im Raum des Erdkreises noch im zeitlichen Verlauf der menschlichen Entwicklung angesehen werden. Irgendwie hätte deshalb diese selbstgewählte Beschränkung im Titel des Werkes zum Ausdruck gebracht werden sollen.

Spranger macht eine grundsätzliche scharfe Scheidewand zwischen Erotik und Sexualität. Erotik ist keine besondere Ausdrucksform des allgemeinen — bewußten oder unterbewußten — sexuellen Begehrens, sondern eine Welt für sich. Besonders im jugendlichen Bewußtsein sind Erotik und Sexualität zunächst noch schroff getrennt. Erotik ist eine ganz überwiegend seelische Form der Liebe, und zwar von ästhetischem Grundcharakter. („Der Eros ist die Liebe zu etwas Schönem,“ S. 86). Sie ist an die physischen Geschlechtsunterschiede nicht gebunden. Einfühlung in- und Einswerden mit einer anderen Seele, vermittelt durch die anschauliche Darstellung in der äußeren leiblichen Erscheinung, das ist die ästhetische Liebe oder Erotik ursprünglich. Das Pubertätsalter ist nach Spranger das Alter der reinen Erotisierung der Welt, in der die reinen Ideale erzeugt werden und in der die Sexualisierung des Erotischen die ideale Liebe zerstören würde. Allerdings ist dieser Zustand nur normal für dieses Entwicklungsstadium. Beim Erwachsenen hat eine Synthese zwischen Erotik und Sexualität stattzufinden. Bliebe im reifen Menschen die Trennung bestehen, so bedeutet das auch für Spranger einen nicht mehr gesund zu nennenden Bruch. Einzelne Formen der jugendlichen Erotik werden untersucht; so der Zug zur Autoerotik und der erotischen Beziehungen zum gleichen Geschlecht, welche als normale und wertvolle Durchgangsstufen bezeichnet werden.

Sprangers Sexualbegriff liegt zwischen einer zu eng physiologisch gefaßten und der zu weit gehenden Bestimmung von Freud. Sexualität im Seelenzusammenhange bedeutet hier „den Komplex von Erlebnissen und Trieben, die durch eine spezifisch gefärbte Art sinnlicher Lust (libido) gezeichnet sind und im leiblichen System alle Organe und Funktionen, soweit sie sich dauernd oder gelegentlich mit diesem spezifischen Erlebniskreise verbunden zeigen.“ Mit der Übernahme des Begriffs der libido übernimmt Spranger auch die Tatsache sexuellen Erlebens beim Kinde. Die weiteren Ausführungen über das sexuelle Erwachen, die sexuelle Schamhaftigkeit, das sexuelle Phantasieleben, die Frage der Aufklärung und des frühen Geschlechtsverkehrs sind psychologisch außerordentlich fein fundiert. Blühers homosexuelle Theorie der männlichen Gesellschaft findet gebührende Kritik und Ablehnung.

Das interessanteste Kapitel ist das sechste, indem sich Spranger mit der Lehre der Psychoanalyse auseinandersetzt. Überall findet sich in dem Buche ein gewisses Widerstreben, auf die Behauptung Freuds vom Primat der Sexualität im Leben des Kulturmenschen einzugehen.

Andererseits kann sich der Verfasser auch wieder bestimmten Erkenntnissen und methodischen Formulierungen der Psychoanalyse nicht entziehen. Bei diesen Zugeständnissen hält sich Spranger lieber an die Züricher Schule als an Freud, die ja auch in der Beschreibung der Quellen seelischer Störungen, der Ziele bei ihrer Beseitigung und der Aufgaben für dieselben dem ethisch eingestellten Verfasser nähersteht. Schon sein methodisches Grundprinzip, daß jede auffallende Sonderrichtung der Entwicklung bis in frühe Gesamtlagen des Erlebens und Tuns zurückverfolgt werden soll, entspricht der Lehre der Psychoanalyse. Dazu kommt noch die Beachtung des Vaterkomplexes für die Religiosität, die Übernahme der Libidotheorie, die Bestätigung der Sexualität des Kindes, die Anerkennung von Freuds „Tiefenpsychologie“, welche das Unterbewußte in das strukturelle

Leben der Individualität einbezieht. In den Grundvoraussetzungen weltanschaulicher Art ist Spranger dagegen schärfster Gegner von Freuds „Pansexualismus". Er greift den Begriff der Sublimierung an und bestreitet die Behauptung der Freudschen Schule, daß die sexuelle Triebsphäre den Kern des Lebens darstelle und der Erzeuger aller geistigen Bestrebungen, aller Kultur sei. Spranger deckt, mit Scheler übereinstimmend, Widersprüche in Freuds Begriffsformulierungen auf, aber nicht in der logischen Beweisführung liegen hier die Entscheidungen, sondern in den Grundstandpunkten, die beide Seelenforscher einnehmen. Für Spranger ist ein Objektiv-Geistiges Wirklichkeit, in das das Seelische gelagert ist; für Freud ist das Seelische allein Wirklichkeit und das Geistige Erzeugnis dieser seelischen Wirklichkeit. In dieser Grundfragestellung gibt es kein Kompromiß und, da diese im Metaphysischen ruht, auch keine Entscheidung über richtig oder falsch. Wichtig bleibt, daß ein Forscher und Pädagoge wie Spranger nicht an der Psychoanalyse vorbeigegangen ist, daß er, trotz dieses Grundgegensatzes wesentliche Erkenntnisse von ihr übernimmt bzw. bestätigt. Er entscheidet am Schluß die Frage des Zusammenhanges von Erotik und Sexualität so: „Das Erotische ist keine Funktion des Sexuellen, das Sexuelle keine Funktion des Erotischen. Sondern beide gehören dem Entwicklungssinn nach wesenhaft in eine Erlebnistotalität zusammen. Sie differenzieren sich beide aus einem Einheitsgrund heraus. Sie gehen eine Zeitlang getrennt, um sich im Höhepunkt des aufgeblühten Lebens wieder zu vereinen" (S. 135).

In diesen ganzen Auseinandersetzungen über die jugendliche Erotik und Sexualität, so fein und subtil sie angefaßt und gesehen sind, kommen dem Referenten doch immer wieder die Bedenken, als ob die aufgeworfenen Fragen doch nicht ganz der unerbittlichen Wirklichkeit entsprechen. Einmal sind die einzelnen Elemente des Fragenkomplexes zu losgelöst voneinander behandelt und das Erotische zu stark in den Kreis des objektiven Geistes gerückt. Das Dämonische im jugendlichen Seelenleben, die ungeheuere Verschichtetheit erotischen und sexuellen Lebens, dann aber auch die Elementarität des physiologischen Reifungsprozesses scheint nicht genügend unterstrichen. Leider waltet auch hier wieder selbstgewählte Begrenzung. Alle physiologischen Momente werden aus der rein psychologischen Untersuchung ausgeschlossen. „Aus dem Physiologischen kann nichts Geistiges ‚verstanden' werden" (263). Und bemerkt muß noch einmal werden, daß wohl doch in der Darstellung der jugendlichen Erotik ein Idealtypus und kein Durchschnittstypus gezeichnet worden ist. Der bürgerlich erzogene Mensch der Jugendbewegung, auf die Spranger sehr nachdrücklich immer wieder eingeht, hat vielfach die Erotik als Jugendlicher so erlebt, wie es der 4. Abschnitt des Buches darstellt. Der Durchschnittsjugendliche, als welcher eigentlich doch nur der die Volksschule verlassende junge Mensch bezeichnet werden kann, wohl nur in seltenen Fällen. Bei ihm ist wohl doch der entscheidende Grundvorgang der Pubertätszeit die sexuelle Entwicklung, was Spranger (S. 129) ablehnt.

Nichtsdestoweniger sei zum Schluß noch einmal auf den Reichtum des Buches an feinen und wertvollen Beobachtungen, neuen Formulierungen und die tiefverstehende Zusammenschau verwickelter Seelenvorgänge hingewiesen, die Pädagogen jedweder Art eine Fülle von Anregungen geben.

Bücherbesprechungen.

1) Iltis, Hugo: **Gregor Johann Mendel.** Leben, Werk und Wirkung. Herausgegeben mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur in Prag. Berlin, Julius Springer. VIII und 426 Seiten mit 59 Abbildungen im Text und 12 Tafeln. 15 Mk., gebunden 16,80 Mk.

Von Privatdozent Dr. Günther Just, Greifswald.

Die lange erwartete Mendel-Biographie aus der Feder von Hugo Iltis in Brünn, die erste ausführliche Biographie des Brünner Augustinerpaters überhaupt, ist nun erschienen. Auf Grund ausgedehnter, z. T. ziemlich schwieriger Vorarbeiten, unter Beigabe einer Reihe von Bildnissen und einiger Handschriftproben, schildert sie Leben und Persönlichkeit dieses Mannes, dessen Name heute in aller Munde ist. Über seine Jugend, seine Studienjahre, seine Lehrtätigkeit an der Realschule in Brünn, seine Forscherarbeit, seine Beziehungen zu Nägeli, dem großen Münchener Botaniker, der gleichwohl die fundamentale Bedeutung der Entdeckungen Mendels nicht zu erfassen vermochte, seine späteren Lebensjahre — über all das berichtet sie ausführlich, und wir erfahren vielerlei Neues. Wem die Wissenschaft nicht nur Objektives, Objektiviertes ist,

sondern wer in all ihren Äußerungen sich bemüht, den Pulsschlag des lebendigen Lebens zu spüren, das in Forscherhirnen und Forscherherzen lebt, wen nicht nur die Forschungsergebnisse, sondern auch die Forschung und der Forscher interessieren, der wird auch dem stillen und bescheidenen Lebensgang Mendels, über den wir vor zwei Jahren das damals Bekannte in Kürze mitteilten, Interesse entgegenbringen.

Biographischen Inhalts ist aber nur die erste Hälfte des vorliegenden Buches. Der zweite Teil gibt nach einer Schilderung der Wiederentdeckungsgeschichte der Mendelschen Regeln eine ausführliche Darstellung des Mendelismus, die teilweise auch für den Fachmann lesenswert ist. Denn der Verfasser, der selber nicht Genetiker von Fach ist, nimmt zu schwebenden Fragen, z. B. in dem Kapitel über den Mendelismus und die Entwicklungstheorien, in selbständiger Weise Stellung. Der in diesem zweiten Teile unseres Werkes gegebene gute Gesamtüberblick über den heutigen Stand des Mendelismus schließt mit einem Kapitel über Vererbung beim Menschen und Rassenhygiene.

Das Buch ist gut geschrieben und vom Verlage aufs beste ausgestattet.

2) Hentig, Hans von: **Robespierre.** Studien zur Psychopathologie des Machttriebes. Stuttgart o. J., Julius Hoffmann.

Von Privatdozent Dr. Karl Birnbaum-Herzberge.

Mit einer überraschenden Kenntnis der zeitgenössischen Quellen und eindrucksvoller Anschaulichkeit entwirft Verf. ein Bild dieser problematischen Persönlichkeit, ihres Lebensganges und ihrer historischen Stellung im Rahmen der französischen Revolution. Abstammung, körperliche und psychische Eigenart, das Verhältnis zu Frauen, Freunden und Feinden, sein Verhalten als Demagoge, Diktator und „Pabst“ — Aufstieg und Niedergang — wird mit kurzer Prägnanz gekennzeichnet. Verf. glaubt speziell von der Sexualpsyche her Robespierres Wesen und seine Lebensäußerungen erfassen zu können: Er war ein Sexualkrüppel, der zwischen Kind und Greis, zwischen Mann und Frau, zwischen dem Eunuchoiden und dem Homosexuellen, zwischen Wunsch und Erfüllung steckengeblieben war. Da er nicht glücklich und satt sein konnte, sollten es wenigstens die anderen auch nicht sein. Er ging daran, das Leben für das Prokrustesbett seiner Theorien soweit zurechtzuhacken, daß es nur noch Zwerge gäbe und er unter ihnen König sein könne. Von diesem Zentrum her werden dann auch sonstige Seiten dieser widerspruchsvollen Natur: seine „Timidität“, seine Eitelkeit, seine Eifersuchtsneigungen, sein Antimilitarismus u. a. abgeleitet und zum mindesten psychologisch interessant beleuchtet. Nur eins stört den Leser, der sachliche Aufklärung sucht: die der Objektivität der Darstellung widersprechende Durchsetzung des ganzen Buches mit abfälligen Werturteilen und das ständige Herumwerfen mit ungenügend verarbeiteten psychiatrischen Schlagworten, die man natürlich nicht aufs Schuldkonto des juristischen Verfassers, sondern der Irrenärzte setzen wird.

3) Müller, Ernst: **Cäsarenporträts, II. Teil.** Bonn 1924, A. Marcus & E. Webers Verlag. Geh. 7,50 M.

Von Privatdozent Dr. Karl Birnbaum-Herzberge.

Die neue, den Cäsarenporträts gewidmete Abhandlung des Verf. (die erste ist vor dem Kriege erschienen) weist darauf hin, daß der Psychologie und Psychiatrie auch bei der Beurteilung gewisser archäologischer Fragen ein Platz gebührt. Sie gestattet von den in Skulpturen, Münzen und Gemmen erhaltenen Porträts aus Rückschlüsse auf die geistige Eigenart entarteter oder sonstwie psychisch abweichender Persönlichkeiten und ergänzt so das oft schwankende geschichtliche Bild. An der Hand wertvoller bildlicher Wiedergaben (11 Tafeln mit 24 Porträts) wird dann im einzelnen dargetan, daß die Bildnisse der römischen Kaiser und ihrer Angehörigen zumeist mit den Geschichtsquellen übereinstimmen und daß an den Bildwerken selbst nicht nur psychische Abweichungen, sondern selbst Rasseneinschläge erkennbar sind. Insbesondere wird von dem Bildmaterial aus der starke germanische Einschlag bei den späteren Cäsaren hervorgehoben und ganz allgemein dessen Bedeutung für das römische Staatswesen betont.

4) Wanke, Georg: **Psychoanalyse.** Geschichte, Wesen, Aufgaben und Wirkung. Für Ärzte, Geistliche und Juristen sowie für Eltern, Lehrer und Erzieher. Halle a. S. 1924, Marhold.

Von Privatdozent Dr. Birnbaum-Herzberge.

Verf. macht den Versuch, für einen größeren Leserkreis in allgemeinverständlicher Weise Theorie und Praxis der Psychoanalyse darzustellen. Er macht es in der Form

daß er in gleicher Weise Urteile von Ärzten, Laien und Patienten selbst zum Verständnis der einzelnen Erscheinungen heranzieht. Leidet darunter auch für die wissenschaftliche Orientierung die Prägnanz und der systematische Aufbau des Buches, so mag es immerhin dem Fernerstehenden den Einblick in den psychoanalytischen Anschauungskreis erleichtern.

5) Hofstätter, R: **Die rauchende Frau.** Eine klinische, psychologische und soziale Studie. Wien u. Leipzig 1924, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. IV u. 266 Seiten.

Von Dr. Alexander Elster.

Für die sexualwissenschaftliche Seite des Tabakgenuß-Problems bietet Hofstätter in diesem Buche sehr viel, und wenn er als Gynäkologe auch hauptsächlich eine Kasuistik weiblicher Raucherinnen als Material seiner Forschungen hatte, so läßt er doch die Frage für den männlichen Raucher nicht außer acht, sondern behandelt die verschiedenen Seiten des Raucherproblems im Zusammenhange, freilich einem Zusammenhange, dessen systematischer Aufbau mir nicht ganz klar geworden ist. Die Krankengeschichten sind sehr interessant, bieten hier und da sexualpsychologisch überaus wertvolle Einblicke, die Hofstätter auch in einer sehr feinsinnig eindringenden Weise deutet. Er legt auch dar, wie die Tatsache der „deprimierenden Wirkung des Tabakes auf den Geschlechtsapparat" sich ohne Widerspruch mit der Tatsache der starken und frühzeitigen Sexualbetätigung der Tabakarbeiterinnen vereinen läßt. Das Tabakrauchen als „Symbol aller Lüste", als Ersatz verlorener oder unbefriedigter Sexualität, auch als Ursache der Anaphrodisie, die Beeinflussung des Sexualcharakters des Menschen, Physignomie, Mimik usw. des starken Rauchers wird behandelt ebenso wie die physiologischen und medizinischen Fragen aller Art, die nach Tierversuchen und klinischen Beobachtungen H. zu dem Endurteil absoluter Warnung vor dem Tabakgenuß führen. Ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis schließt das sehr anregende, gut geschriebene und aufschlußreiche Werk.

Referate.

1) Sellheim, Hugo: **Befruchtung, Unfruchtbarkeit und Unfruchtbarkeitsbehandlung.** Zeitschr. f. ärztl. Fortbildung, 21. Jahrgang, Nr. 19—22, 1924.

Endlich wurde auch dieses Thema zur Fortbildung der praktischen Ärzte wirklich meisterhaft dargestellt. Der sexualwissenschaftliche Standpunkt kommt dabei ausführlich zur Geltung. Sellheim warnt sehr berechtigter Weise vor Übertreibungen in der sexuellen Analyse des einzelnen Falles und gibt zahlreiche, sehr praktische Ratschläge, so z. B. die Aufforderung, eine Erörterung der Schuldfrage bei der sexuellen Disharmonie oder bei der Sterilität zu vermeiden. Die Arbeit enthält sehr instruktive Bilder, die vorzüglich schematisiert sind und durch populäre Bezeichnungen, wie z. B. „Keimzellenfahrplan", das Verständnis außerordentlich erleichtern. Dabei werden die vielen noch fraglichen Probleme genügend betont und die allermodernsten Forschungsergebnisse ausführlich mitgeteilt. Außer einer Wiederholung seiner eigenen vielfachen Arbeiten auf diesem Gebiete finden wir vor allem einen engen Anschluß an Großer und eine verdienstvolle Ausarbeitung der Tuben-Durchblasungsmethode. Nach seiner Meinung ist ein Warten des Samens oder des Eies auf den Partner unmöglich. Die spontane Ovulation wird ungefähr auf den 8. Tag nach Beginn der letzten Menstruation verlegt. Eine Sperma-Immunität der Frau hält Sellheim nicht für möglich. Der Kohabitations-Abort (nach Menge) sei sehr selten. Das mechanische Moment bei der Passage der Cervix wird mit Einschränkungen anerkannt. Er hält eine aktive Weiterstellung des Verkehrsweges der Geschlechtsprodukte im weiblichen Organismus für besonders bedeutungsvoll. An dieser aktiven Weiterstellung beteilige sich auch der Cervikalkanal. In der Therapie ist er ein Gegner der dauernden Erweiterung des Gebärmutterkanales, da gerade dieser Engpaß ein wichtiges Schutzmittel für das innere Genitale ist. Gegen die in der Uterusschleimhaut gelegenen Befruchtungshindernisse ist noch immer die Curettage das beste Mittel. Die Bedeutung der Dyspareunie und die daraus von Kehrer abgeleiteten Folgerungen werden größtenteils anerkannt. Sellheim empfiehlt bei einzelnen Sterilitätsfällen die Einhaltung einer Art Paarungssaison mit Kohabitationspausen. Eugenetische Gesichtspunkte werden etwas zu wenig hervorgehoben, doch sind sie bei dem Autor selbst natürlich der leitende Faktor. Von Interesse sind Beobachtungen über große zeitliche Differenzen in der Samenproduktion des Mannes. Sellheim empfiehlt auch in an-

scheinend ganz aussichtslosen Fällen doch eine Sterilitätsbehandlung einzuleiten. Einen breiten Raum nimmt die künstliche Befruchtung ein, besonders die von **Sellheim** mit einiger Aussicht versuchte künstliche Tuben-Besamung. Nach der Meinung des Referenten ist die Tuben-Durchblasung nach **Rubin** sowohl wie besonders die Tuben-Besamung nur den schon sehr erfahrenen Praktikern anzuraten, da sowohl körperliche wie auch eugenetische Gefahren doch ziemlich reichlich vorhanden sind und wir über dieselben trotz der **Sellheim**schen Verdienste noch nicht genügend orientiert sind. Abgesehen von dem hohen Wert der Arbeit für die ärztliche Fortbildung und als Anregung zur weiteren Arbeit ist der Artikel mit seinen Abbildungen auch ein vorzügliches Substrat für populäre Aufklärungsvorträge. R. Hofstätter.

2) Bluhm, Agnes: **Über einige Versuche, bei Säugetieren das Zahlenverhältnis der Geschlechter zu beeinflussen.** Arch. f. Rassen-Gesellschaftsbiologie. Bd. 16, H. 1.

Das Geschlechtsverhältnis ist bei den Säugetieren im großen ganzen fast konstant. Für den Menschen beträgt es im allgemeinen 105—106 Knaben auf 100 Mädchen. Es müssen also bei den einzelnen Gattungen gleichsinnige Faktoren tätig sein, die eine konstante Mehrerzeugung des einen Geschlechtes bewirken.

Von **Bluhm** wird der Versuch einer experimentellen Verschiebung dieses Geschlechtsverhältnisses durch subkutane Injektion von Alkohol, Yohimbin-Spiegel und Coffein bei weißen Mäusen gemacht. Das normale Geschlechtsverhältnis ist hier 79 Männchen auf 100 Weibchen. Da man annimmt, daß bei Säugetieren das männliche Geschlecht zweierlei Keimzellen (Männchen- und Weibchenbestimmer) hervorbringt, so wurde die Beeinflussung des Geschlechtsverhältnisses zunächst nur durch Alkoholisierung der Männchen versucht. Diese Versuche ergaben fast eine Umkehrung wie bei normalen Würfen, nämlich 122,14 : 100, also eine erhebliche Verschiebung zugunsten der Männchen, d. h. die weibchenbestimmenden Spermien wurden durch die Alkoholisierung stärker betroffen.

Die Yohimbinisierung hatte den gleichen Erfolg. Die Einspritzung von Yohimbin beim Weibchen blieb auf das Zahlenverhältnis ohne Einfluß.

Im Endergebnis zeigte der Coffeinversuch das Gleiche. Die Versuche stützen die Annahme von zwei verschiedenartigen Spermien, während das Weibchen nur einerlei Keimzellen hervorbringt.

Die Wirkung der angewandten Chemikalien, die die Plasmabewegung beeinflussen, macht es wahrscheinlich, daß die männchen- und weibchenbestimmenden Spermien sich physiologischerweise durch eine verschiedene Beweglichkeit unterscheiden, so daß in den Experimenten die männchenbestimmenden Samenfäden schneller an die Eizelle gelangten als die chromatinreicheren weibchenbestimmenden, und so eine Umkehrung des Geschlechtsverhältnisses herbeiführten. Kurt Friedlaender.

3) Theilhaber, Felix, A.: **Neue Untersuchungen des Geburten-Auflösungsprozesses in Berlin.** Archiv für Frauenkunde und Konstitutionsforschung, Band 10, Heft 3.

In Verfolg der Untersuchungen, die **Theilhaber** in seiner „Das sterile Berlin“ betitelten Arbeit niedergelegt hat, kommt er zu neuen Ergebnissen über die Fruchtbarkeit der Berliner Bevölkerung, die seine damaligen Thesen nicht nur stützen, sondern sie noch in wesentlicherem Ausmaß erweitern. Die Kurve über die Vielgeburten, die den Zeitraum von 1881—1921 umgreifen, zeigen auf einen Blick, daß seit dem Anfang der achtziger Jahre ein gleichmäßiger, fast gesetzmäßig mathematischer Prozeß zu einem vollkommenen Verschwinden der Fünft- und Mehrgeborenen führt. Dieser Prozeß ist durch den Krieg in keiner Weise beeinflußt worden, die zielbewußte Geburtenbeschränkung hat schon vor vierzig Jahren eingesetzt. 10 Jahre später zeigt die Kurve der Dritt- und Viertgeborenen die gleiche Entwicklung. Und um die Jahrhundertwende verfolgt die Kurve der Erst- und Zweitgeborenen dieselbe Linie. Unmittelbar nach dem Kriege steigt die absolute Zahl der Erstgeborenen beträchtlich an, setzt man aber dieselbe in Beziehung zur Zahl der vorangegangenen Eheschließungen, so ist eine, wenn auch mäßigere Tendenz nach abwärts erkennbar.

Von 100 Ehen sind 40—50 Proz. steril, von den restlichen 50 Proz. haben wiederum nur die Hälfte ein zweites Kind. Aus dieser Relation zwischen Eheschließung und Fruchtbarkeit ist ersichtlich, daß der Wille zur Ehe sich nicht mehr mit der Ersehnung von Nachkommenschaft deckt.

Bemerkenswert ist die Verschiebung des Alters der Mutter bei der ersten Niederkunft, das heute im Durchschnitt 25 Jahre beträgt, während es früher zwischen 18 bis 20 Jahre lag. Ebenso auffallend ist der größere Abstand zwischen den einzelnen Geburten, so daß die Drittgebärenden meist über 30 Jahre alt sind.

Sehr lehrreich ist die Kurve des rapiden Abfalles der unehelichen Geburten, der schon unmittelbar vor dem Kriege eingesetzt hat und der bei fortschreitender Tendenz zu dem Schlusse berechtigt, daß in wenigen Jahren eine nennenswerte Anzahl unehelicher Geburten überhaupt nicht stattfinden wird. Die Erklärung ist in der Zunahme der Abtreibung zu suchen. In der Großstadt wird eben bald keine Unverheiratete mehr ein Kind ungewollt austragen.

Die abnehmende Fruchtbarkeit findet in der Anpassung an die Wirtschaftsverhältnisse ihre Ursache. Der Niedergang der Geburten ist als eine gesunde Reaktion gegen die unbeaufsichtigte Überfüllung der Welt und speziell der Großstädte aufzufassen.

Kurt F. Friedlaender.

4) Haberda: **Naturae frigidae.** Beiträge zur gerichtlichen Medizin, VI. Band, 1924.

Dem allgemeinen Sprachgebrauch folgend, versteht man unter einer Natura frigida eine Frau, deren sexuelles Empfindungsleben herabgesetzt oder für bestimmte Fälle sogar aufgehoben ist. Es ist unersichtlich, warum der Autor diesen Begriff auch auf männliche Individuen überträgt, es dürfte dies nur zu unerwünschten Komplikationen führen. Wenn darunter Männer verstanden sein sollen, die keinen Trieb zum Weibe haben, so stößt zuerst die absolut sichere Ausschaltung jeder homosexuellen Komponente auf Schwierigkeiten. Sollte aber der mangelnde Trieb auf Unterfunktion der Keimdrüsen beruhen, also rein innersekretorisch bedingt sein, so gibt uns der Begriff der Impotenz von vornherein ein viel klareres Bild, ebenso wie auch die psychogenen Triebhemmungen mit dem Begriff „natura frigida" nicht erschöpft werden. Es wäre noch zu begrüßen, wie dies Referent auch schon früher betont hat, wenn die Bezeichnung Frigiditit auch für weibliche Gefühlsstörungen durch wissenschaftliche Benennungen ersetzt würde, als daß sie nunmehr auch noch in die männliche Sexuologie eingeführt wird.

Haberda berichtet in seiner Arbeit über das Fehlen der Geschlechtslust bei vielen Fällen, ohne daß sich bis auf einen, der einem Frühkastraten glich, besondere körperliche Merkmale boten. Diese mangelnde Libido wird auf das Fehlen oder auf Unerregbarkeit des extragenital gelegenen, im Gehirn befindlichen Sexualzentrums zurückgeführt.

Kurt F. Friedlaender.

5) Knight, M. M.: **Die Kompagnonschaft und die Familie.** Journ. Soc. Hyg. 1924, Nr. 5.

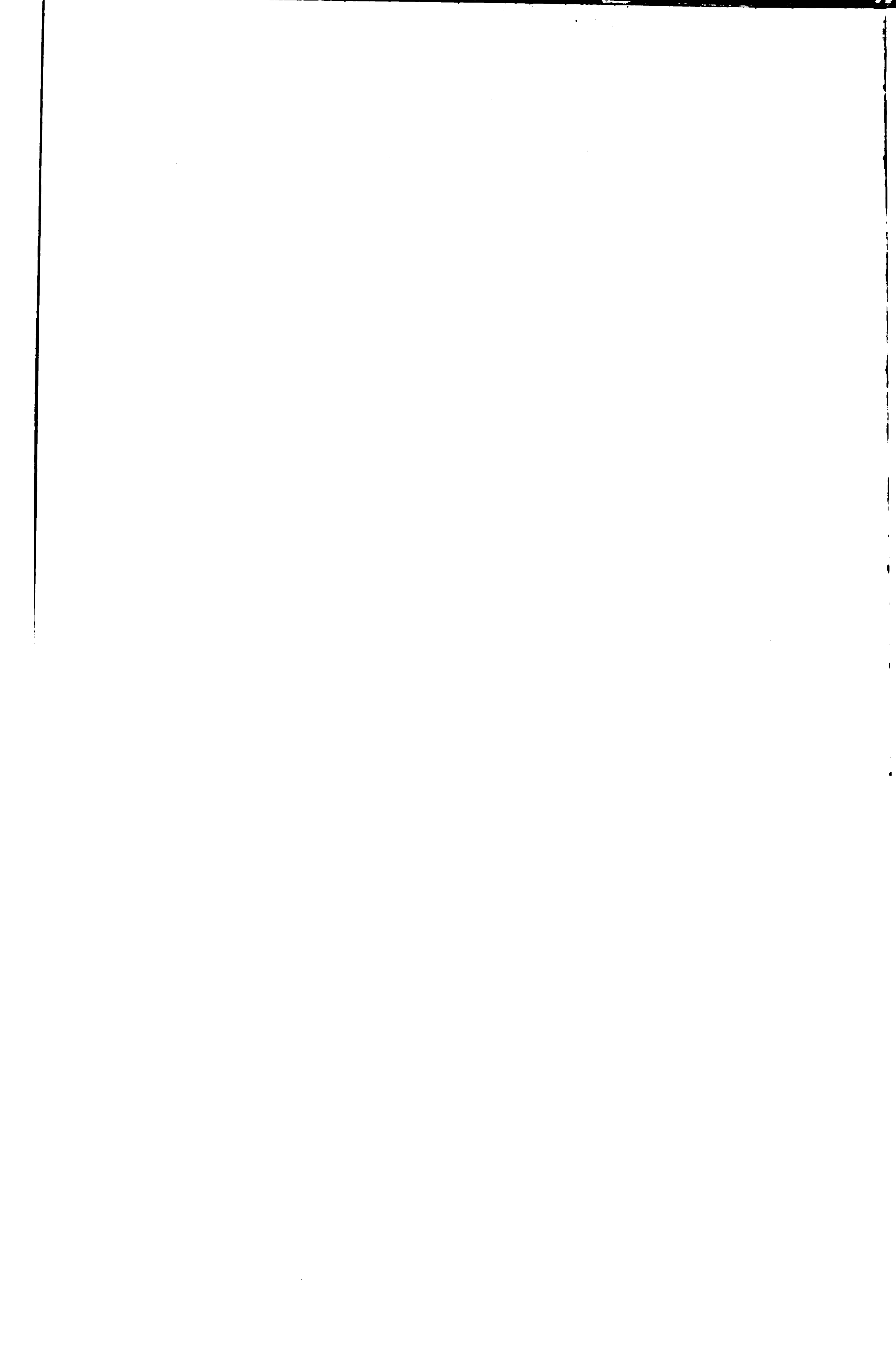
Verf. weist in dieser Arbeit darauf hin, daß sich die gesetzliche Ehe allmählich und ohne daß dies den meisten Menschen zum Bewußtsein gekommen ist, in zwei Abteilungen gespalten hat, nämlich in die eigentliche Ehe, die gegründet wurde, um Kinder zu zeugen und in das vom Verfasser „Companionate" genannte Verhältnis eines Mannes und einer Frau, die zwar gesetzlich getraut sind, aber von vornherein die Absicht haben, keine Kinder in die Welt zu setzen. Vor der Industrialisierung der Welt waren Kinder ein Zuwachs des Vermögens, da sie bei der vorwiegend ackerbautreibenden Bevölkerung von klein auf nützlich beschäftigt wurden und ihre Erziehung, da es so gut wie keine Schulen gab usw., nichts kostete. Heute ist das Aufbringen von Kindern eine kostspielige Sache, und gerade die gehobenen Gesellschaftsschichten suchen sich dieser Pflicht immer mehr zu entziehen und leben in einem gewollten „Companionate". Die, gerade auch von sozialistischer Seite betonte Ansicht, es gehe den Staat nichts an, ob ein Ehepaar Kinder haben wolle oder nicht, ist falsch. Ein „Companionate" soll ohne weiteres lösbar sein, wenn beide Teile dies wünschen, nur muß bis zur Scheidung eine Trennung von $^3/_4$ Jahren eingehalten werden. Ganz falsch ist es bei der Besteuerung (in den Vereinigten Staaten), eine kinderlose Ehe geringer zu besteuern, als wenn Mann und Frau getrennt lebten, man sollte im Gegenteil kinderlosen Ehen eine besondere Luxussteuer auflegen. Der Staat hat alles Interesse daran, möglichst viele gesunde Individuen zur Ehe und zur Gründung kleiner Familien von etwa 3—4 Kindern zu veranlassen. Er sollte deshalb alle Frauen in der Verhütung allzu reichlichen Kindersegens unterrichten. Ganz falsch ist auch der allgemein gültige Glaube, daß eine Ehefrau, wenn sie heiratet, aufhört zu verdienen und vom Manne unterhalten werden muß, eine Verpflichtung, die selbst dann nicht aufhört, wenn die Ehe geschieden wird und die Frau zu ihrem Erwerb zurückkehrt. Der Staat sollte zwei im „Companionate" lebende Personen ebenso besteuern, als wenn sie einzeln lebten und überhaupt eine Steuer auf die Kinderlosigkeit legen und so die Familien mit Kindern entlasten. J. P. zum Busch.

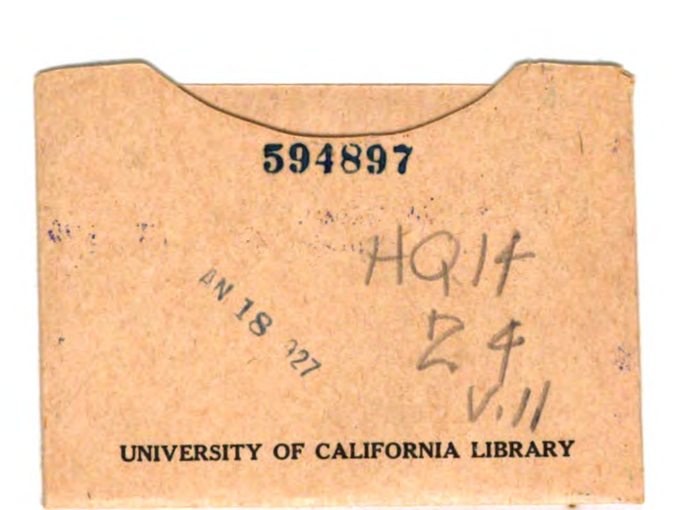
Namen- und Sachregister.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Max Marcuse in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Anzeigenschluß am 25. jeden Monats.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.




594897
HQ14
Z4
v.11
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



